1. Jahrgang Nr. 1.

Preis 10 Pfg.

4. April 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich (frei ins Haus gebracht) Mk. 1.50

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile Mk. 1.50

Die Fürstin Russalka



(Zeichnung von A. Jank)

Simplicissimus spricht:

O Narrenspiel der bunten Wirklichkeiten,
Was menschlich ist, versinkt in deinen Schoß,
Die hellen und die düstern Bilder gleiten
Vorüber, und das Kleine scheint euch groß.
Ich aber, jauchzend will ich weiter schreiten,
Hier bin ich: frei und jung und ahnenlos;
Nicht Schwert, noch Helm und Lanze will ich tragen,
Mit heißen Worten nur will ich euch schlagen.

Du träges Volk, du hast zu lang gerastet.
Wach auf, wach auf, die Morgenstunde naht!
Wenn stumm und scheu die Nacht von dannen hastet,
Vernichten wir der Knechtschaft bittre Saat.
Wer Durst gelitten, trinke, — wer gefastet,
Empfange neues Brot; — der Zeiten Rad
Läuft über Parlament und Pickelhelmen
Zum dunkeln Pförtchen eines armen Schelmen.

Jawohl ich bin ein Schelm, und meine Schelle
Wird euch gar bald den Morgensegen bimmeln,
Und wo man lacht, da bin auch ich zur Stelle,
Den Tugendbold reiß ich aus allen Himmeln, —
(Mein Gott, es gibt ja hunderttausend Fälle):
Weisheit ist selten, doch die Schafe wimmeln.
Ich bin kein Simson, nicht der Juden Priester,
Doch schlag ich allerorten die Philister.

Dies kurze Spännchen Leben ist voll Trauer
Und Thränen bleiben Wenigen erspart.
Stets liegt das plumpe Schicksal auf der Lauer,
Sein hinterlistiger Schlag trifft gut und hart,
Doch ich bleib heiter, wenn das Spiel auch sauer,
Und meine Schmerzen hab ich bald verscharrt.
Allein, wer könnte allen Schmerz verscharren —
Die bittern Narren sind die guten Narren.



Die Fürstin Russalka

Von

Frank Wedekind

„Dich wundert es, wie ich dazu gekommen bin, Socialdemokratin zu werden und einen Socialistenführer zu heiraten?“ sagte die junge Fürstin Russalka zu ihrer Freundin, der erst seit kurzem verheirateten Baronin Hohenwart. „Der Grund lag darin, daß meine erste Ehe mit dem Herzog von Galliera kinderlos blieb.“

„Aber ist denn das ein Grund?“ fragte die Baronin errötend.

„Vielleicht ist meine ganze Jugendgeschichte daran schuld,“ sagte die Fürstin. „Sie läßt sich allerdings etwas schwer erzählen. Als Kind war ich sehr von meiner persönlichen Würde eingenommen. Ich kannte nichts Höheres auf der Welt als mich. Im Spiegel besah ich mich wie ein Heiligtum. Dabei war ich lustig und tollkühn, aber über gewisse Dinge verstand ich keinen Scherz. Mein innerer Stolz bäumte sich dagegen auf, wie sich ein Pferd vor einem häßlichen Tier aufbäumt. Das wurde mein Verhängnis. Als meine Schwester Amelia eines Abends mit mir darüber zu sprechen begann, wie wir Menschen entstehen, da hätte ich sie erwürgen mögen. Ich war sehr gläubig und unterhielt mich stundenlang in persona mit dem lieben Gott. Ich hatte die unerschütterliche Überzeugung, daß der liebe Gott mich geschaffen habe. Ich sagte mir, was die Menschen machen, hat keine Seele. Amelia und ich wuchsen auf dem Schloß Schwarzeneck in Böhmen auf, von aller Welt abgeschlossen. Wir hatten niemand um uns als einen vertrockneten Haushofmeister und eine zu Eis gefrorene Gouvernante. Ich weiß nicht wie Amelia zu ihrer Weisheit kam. Sie war allerdings zwei Jahre älter als ich und dick und phlegmatisch und faul. Eines Abends erzählte sie mir, die Müllerstochter im Dorf habe ein Kind bekommen. Ich war empört. Ich sagte ihr, das sei nicht möglich. Unsere Eltern hätten sich in der Kirche vor dem Altar trauen lassen; deshalb habe Gott ihnen Kinder geschenkt, nicht deshalb, weil sie die ersten Jahre ihrer Ehe zusammenlebten. Es war mir nicht anders, als wolle Amelia mir die Berechtigung zum Dasein nehmen. Mitten in der Nacht bat ich zu Gott, er möge mir bestätigen, daß *ich* recht habe und nicht Amelia, und ich hörte deutlich eine Stimme in mir: du hast recht, Russalka; du hast ganz recht. Und als mir meine Schwester die nächsten Tage wieder mit ihren naturwissenschaftlichen Erläuterungen kam, da schwur ich ihr bei mir und allem und beim lieben Gott, ich wolle es ihr beweisen, daß es keine unehelichen Kinder in dieser Welt gebe. Amelia lachte, aber mir war es so ernst um meine Überzeugung, ich fühlte einen so feurigen Bekehrungseifer in mir, daß ich Tag und Nacht die Gelegenheit herbeisehnte.

Um Weihnachten kam immer mein Vater mit seinem ganzen Troß von Wien herüber zur Jagd. In jenem Winter brachte er den Herzog von Galliera mit. Ich war sechzehn Jahre alt. Gleich am ersten Tage nahm ich ihn mir zum Kavalier. Er war achtundzwanzig Jahre alt, sehr gewandt und aufmerksam, und erleichterte mir meinen wahnsinnigen Vorsatz auf alle erdenkliche Weise. Amelia, mit einem jungen Lieutenant aus Budapest, hielt sich immer in unserer Nähe. Nach drei Tagen war das Unglück geschehen. Ich erzählte es ihr noch am selben Abend. Sie wurde totenbleich und fiel in Ohnmacht. Dann weinte und schluchzte sie die ganze Nacht, schlug sich vor die Brust und zerwühlte sich das Haar, sodaß ich alles, was ich an Seelenkraft hatte, erschöpfte um sie zu trösten. Natürlich half es nicht viel, aber ich blieb so fest bei meiner Zuversicht, daß sie schließlich, wie vor einem höheren Wesen, vor mir niedersank und meine Knie umklammerte.

Nach Neujahr zog das wilde Heer wieder ab. Den Herzog hatte ich, nachdem ich Amelia zum Zeugen meiner Waghalsigkeit gemacht, kaum mehr eines Blickes gewürdigt. Er fand sich mit aller erdenklichen Bescheidenheit in seine Zurücksetzung.

Dann kam der Frühling und manchmal wurde mir doch bang. Ich bat den lieben Gott, er möge mich in meinem Glauben an ihn nicht wankend werden lassen. Immer wenn ich an die Weihnachtstage und den Herzog zurückdachte, überkamen mich Zweifel; aber ich hatte nicht die geringste Ursache dazu. Und schließlich, es war an einem Septemberabend auf der Altane, da sagte ich zu meiner Schwester: Jetzt siehst du, daß ich recht habe. Jetzt laß mich in Zukunft mit deiner Meinung in Frieden. — Sie hatte kein Wort mehr über diese Dinge gesagt. Sie sah mich groß an, und dann fiel sie mir um den Hals und küßte mich ab.

Aber um Weihnachten, als der Herzog wieder mit meinem Vater zur Jagd kam, da ergriffen mich ganz andere Empfindungen, die ich noch gar nicht gekannt hatte. Mein Vater überraschte uns, und der Herzog hielt um meine Hand an.

Unsere Flitterwochen verlebten wir in Neapel. Ich war sehr, sehr glücklich. Dann zogen wir uns auf das Schloß Egersdorf in Mähren zurück, um abgeschlossen von allem Verkehr, solang es uns gefallen sollte, nur unserem Glücke zu leben. Ich sehnte mich nach einem Kinde, wie sich ein junges Weibchen nur danach sehnen kann. Es erschien mir gar nicht denkbar, daß mir jetzt diese Wonne nicht beschieden sein sollte. Während des ersten Jahres sprach ich auch täglich davon, wie von etwas, was so sicher eintreffen mußte, wie der Schnee und der Frühling. Es traf nicht ein. Ich betete ganze Nächte durch; ich lag auf den Knieen und beschwor den lieben Gott unter heißen Thränen, er möge mich lieber sterben lassen, als unserer Ehe seinen Segen versagen. Es traf nicht ein. Dabei begann der Herzog, mich schon sonderbar anzusehen. Ich merkte es seiner Liebe an, daß sie kühler wurde. Wir langweilten uns.

Dann kam meine Cousine, die Gräfin Telecky aus Wien zu uns zu Besuch. Dem Herzog war sie entsetzlich, aber für mich war sie eine ganz neue Welt. Sie hatte alles gelesen, alles was in Europa geschrieben worden: Ibsen, Tolstoi, Zola, Dostojewsky, Nietzsche, Sudermann; sie war eine wandelnde Leihbibliothek. In sechs Monaten hatte sie eine ebenso fanatische Atheistin aus mir gemacht, wie ich vorher eine gläubige Katholikin gewesen war. Und als ich nicht eine Spur, nicht einen Strohhalm von Glauben, von Gewißheit mehr in mir fühlte, als ich alles verloren, was mich bei einem schweren Unglück hätte aufrecht halten können, wurde ich gewahr, daß sie derweil meinen Gatten für sich gewonnen hatte und schon ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Ich wurde besinnungslos nach Wien gebracht. Wochenlang lag ich im Fieber. Nach meiner Genesung fuhr ich zu meinem Vater, um ihn zu bitten, er möchte sich meiner Scheidung annehmen. Bei dem Worte ‚Scheidung‘ wies er mir den Weg, den ich gekommen. Darauf reiste ich hierher, nach Berlin, um mich hier an einen Advokaten zu wenden, begegnete aber von der ersten Stunde an, in welche Gesellschaft ich gehen mochte, nur Geisteskindern in der Art, wie die Telecky eines war. Ich erschien mir wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, das an einem unbeachteten Orte zufällig erhalten geblieben. Mich beseelte ein Feuereifer für alles Moderne. Ich schnitt mein schönes Haar ab, trug kein Korsett mehr, ging in Männerkleidern auf den Künstlerinnenball und schrieb über die Frauenfrage. Ehe ein Jahr verging, trat ich in öffentlichen Versammlungen auf.

In der Premiere von „Hedda Gabler“ lernte ich Dr. Rappart kennen. Wenige Tage darauf hörte ich ihn in einer socialdemokratischen Versammlung reden. Dann besuchte er mich. Seine ersten Worte waren eine herzinnige Beschwörung, bei der Weiblichkeit, die in mir lebe, bei dem hohen Beruf, als Frau einen Mann glücklich zu machen, ich möchte doch dieses wüste Treiben aufgeben. Er sagte, ich handle gegen meine Natur, das möge für andere ganz gut sein, aber nicht für mich. Anfangs wehrte ich mich im Dienste unserer Sache‘, aber er hatte mich so ganz und gar durchschaut, ich saß ihm gegenüber wie ein Kind, dem man seine Unart verweist. Bei seinem dritten Besuch bat er mich, seine Frau zu werden. Ich gab ihm einen Korb, so sehr ich ihn lieben gelernt hatte. Wo ich hinkam, erzählte man mir von ihm; ganz Berlin schwärmte von ihm, dem Tribunen, dem künftigen Staatslenker. Bei einer Parade unter den Linden sah ich mit an, wie ihm das Volk tausendstimmig zujauchzte. Ich hörte Arbeiter untereinander darüber sprechen, daß dem Manne nichts teurer auf dieser Welt war, als seine hohe Lebensaufgabe, und ich wußte, was ihm nächst dem das Teuerste war. Aber ich hatte keinen Mut; ich fühlte mich ausgeschlossen von allem Menschenglück, weil ich daran zweifelte, daß ich je einem Manne Kinder schenken könnte.

Dann kamen die entsetzlichsten Tage, die ich erlebte. Ich beschloß zu sterben, ich nahm Morphium. Man schaffte mich in die Klinik. Als ich zu mir kam, schrie ich auf vor Jammer darüber, daß es umsonst gewesen. Aber da stand er neben mir und beugte sich über mich. Die Ärzte ließen uns allein und da — da schwand meine Kraft wie nichts dahin, ich weinte und weinte an seiner Brust und erzählte ihm alles.

Ich beschwor ihn, mich abreisen zu lassen, aber er ließ mich keinen Tag mehr allein. Er erzählte mir damals Dinge, an die er selbst nicht glaubte, um mich zu trösten. Und schließlich — ich wußte, wenn es noch irgend ein Glück für mich zu erwarten gab auf dieser Welt, so war es bei ihm — da fiel ich ihm um den Hals und ließ mich von ihm küssen, so grenzenlos unwürdig ich mir selber dabei erschien.

Wir ließen uns trauen; er bestand darauf, daß wir uns auch kirchlich trauen ließen. Ich verstand ihn sehr gut, aber ich wagte kein Wort zu sagen. Und jetzt …“

Die Fürstin erhob sich rasch, ging ins Nebenzimmer und holte den rosigen, kleinen, blauäugigen Socialdemokraten aus seiner Wiege, der die junge Baronin, die sich gleichfalls erhoben hatte, schon mit den ernstesten Blicken maß.

„Jetzt denke dir mein Glück!“

Die Baronin lächelte. „Mir ist ein kleiner Baron doch unendlich lieber — und sollte es auch nur eine Baronesse werden.“



Die Rosen leuchten immer noch,
Die dunkeln Blätter zittern sacht,
Ich bin im Grase aufgewacht,
O kämst du doch —
Es ist so tiefe Mitternacht.

Den Mond verdeckt das Gartenthor,
Sein Licht fließt über in den See,
Die Weiden stehn so still empor,
Mein Nacken wühlt im feuchten Klee —
So liebt' ich dich noch nie zuvor!

So hab' ich es noch nie gewußt,
So oft ich deinen Hals umschloß
Und blind dein Innerstes genoß,
Warum du so aus banger Brust
Aufstöhntest, wenn ich überfloß.

O könntest du jetzt mit mir sehn,
Wie dort das Glühwurmpärchen kroch.
Ich will nie wieder von dir gehen —
O kämst du doch!
Die Rosen leuchten immer noch.

Richard Dehmel.

Siesta

Von

Jakob Wassermann

Es war ein warmer Mittag des August. Träumend lag ich unter den starken, finsteren Tannen des Schwarzwalds. Harzige Düfte durchzogen die Luft und im Walde schwieg selbst der Kuckuck. Und ich träumte mich Herr und König. Unermeßliche Reichtümer waren mein und die Völker der Erde demütigten sich vor mir. In einem goldenen Palast wohnte ich; Saphire trugen die Wölbungen der Arkaden und Demanten stützten den Balkon, auf dem ich die nahende Nacht erwartete. Aus Milliarden Rosen strömten die Wohlgerüche dem wundervollen Untergang der Sonne zu. Üppige Weiber harrten lechzend meiner Gunst und Sklaven wogten um mich her: zahllos wie Sperlinge.

Da kam ein kleines, blasses, zerlumptes Mädchen des Wegs. Barfuß kam sie einher auf dem harten, kiesigen Waldboden und ein Bündel Reisig trug sie auf dem Rücken. „Ach, Herr!“ stammelte sie und streckte mir flehend den Arm entgegen.

Nicht einmal ein Kupferstück nannte ich mein eigen.

Einsamer Weiher



Es ist ein stiller Weiher in einem verödeten Park. Hohes Schilf steht an seinem Ufer, uralte Weiden neigen ihre Zweige tief über das Wasser herab.

Wenn ein Wind vom Walde herüberstreicht, dann seufzen und flüstern tausend kleine Stimmen im Schilf, und die dünnen Weidenruten ziehen viele feine Furchen in das Wasser, dem Ufer zu.

Bald aber wird es ruhig. Die Stimmen ersterben, die Stille glättet mit sanfter Hand das Wasser unter den Weiden.

Und die Nacht kommt. Der Weiher liegt wie ein großes schwarzes Tuch da. Der Mond spiegelte sich nicht in ihm, die Sterne nicht. Nur die weißen Seerosen leuchten noch gespenstischer auf. Sie sind die großen, offenen Wunden des Weihers, ihre bleichen Blätter stehen weit offen wie die Lippen eines Sterbenden.

Tote Stille lastet auf dem Weiher. Einst zog sich ein Pfad an seinem Saume hin, vor undenklichen Zeiten. Und hie und da war ein Mensch über den Pfad geschritten. Daran denkt jetzt der Weiher.

Aber der Regen hat die Spuren mit dem feinen Kies in das Wasser geschwemmt, und nichts deutet mehr auf den Pfad, nichts auf die Menschen, die über ihn geschritten sind.

Nur der Weiher weiß noch von ihnen, aber stumm hütet er sein Geheimnis unter dem ebenen Spiegel.

So ruht er: stumm und unbeweglich seit undenklichen Zeiten.

An einer Stelle nur ist Leben. Dort quirlt und schluchzt das Wasser und kann nicht zu Ruhe kommen. Es ist wie ein Sprudel auf der Oberfläche, und es ist, als fiele dort etwas noch tief, tief, in unendliche Tiefe — weiter.

Dort hat einst eine frevelnde Hand einen Stein in den Weiher geschleudert.

Arthur Holitscher, Wien.

Allein

Reizend ist's eingerichtet, daß zwischen zwei Tagen immer eine Nacht liegt, so ist das Leben jeden Morgen etwas Neues, dachte sie, als sie ihr goldiges Haar und ihr rosiges Gesicht unter dem breitrandigen Florentiner verschwinden ließ und die langen gelblichen Handschuhe bis über die Ellbogen heraufzog. Dann trat sie leichten Schrittes hinaus in den funkelnden Morgen, lächelte zur Zugspitze empor, überschritt die Loisach, durchschnitt das Dorf und erreichte ihren Lieblingsweg, einen ganz schmalen Fußpfad, der in blühende Wiesen hinein und zwischen ihnen weiter, immer weiter führte. Hoch und schlank ging sie, ein wenig sich wiegend, mit weit geöffneten Sinnen durch Duftwellen, rechts und links fast überragt von schwankenden Gräsern und lachenden Blumen, über denen wie lebendig gewordene Blüten hunderte von weißen, gelben und roten Schmetterlingen flatterten; hoch über ihr aber in der stillen, sonnigen Luft, dem Blick fast unerreichbar, jubelten Lerchen.

Die Sonne stieg und stieg und immer rascher, wie beflügelt wurde ihr Gang, daß das Atmen an und für sich schon Wonne sein kann, empfand sie mit Entzücken. Endlich wurde sie doch müde: Ach, wenn meine Arme doch Beine würden, daß ich immer so weiter wandern könnte! seufzte sie — so bog sie in einen Seitenweg ein, der zu einer Felswand führte, warf sich dort im Schatten nieder, nahm ihren Florentiner ab und schloß die großen grauen Augen selig müde. Als sie sie wieder aufschlug, umfaßte ihr Blick zwei Libellen, die ihr ganz nahe dicht nebeneinander vom Schatten in die Sonne flogen. Dort schwebten sie auf und ab hin und her, immer eng gesellt. Inzwischen flirrten sie auch auseinander in reizendem Liebesspiel und immer beim Wiederfinden berührten sich die vier blitzenden, schillernden, durchsichtigen Flügel.

Die großen grauen Augen verfolgten jede Bewegung der Tierchen und plötzlich erblaßte das rosige Gesicht, heiße Sehnsucht schüttelte den schlanken Körper, aus den Augen stürzten Thränen; zu zweien waren die Libellen, zu zweien; sie aber war allein.

Mia Holm.

Lied

Laß' uns entfliehn dem Schwarm,
Sieh', ich öffne das Thor,
Und ich trag' dich auf meinem Arm
Tausend Meilen empor.
Dort in den Nebeln fern
Sterben die roten Feuer der Erden,
Auf dem einsamen Stern
Wollen wir selig werden.

Leise halte ich Wacht,
Sieger und Sklave dort,
Alle die Falter der Nacht
Jag' ich, die störenden, fort.
Nur mich lässest du gern
Dir deinen Schlummer gefährden,
Auf dem einsamen Stern
Wollen wir selig werden.

Und meine Hand bedeckt
Schützend dein liebes Gesicht,
Daß es der Blitz nicht schreckt,
Der durch das Dunkel bricht,
Daß es den Schrei nicht hört,
Der niedertaumelt zur Erden —
Auf dem einsamen Stern
Wollen wir selig werden.

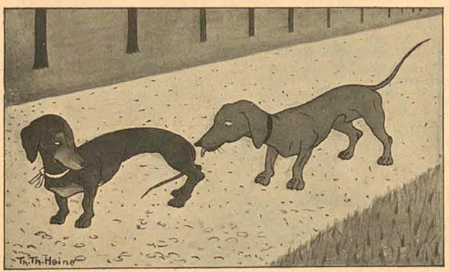
Theodor Wolff.

Wurst und Liebe

Ein Hunde-Roman
in sieben Bildern.

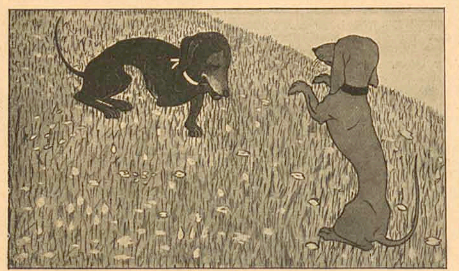
Von
Th. Th. Heine

1



Erste Begegnung

2



Liebeserklärung

3



Wonnige Stunden



Ein gefährlicher Rivale

5

Eine Treulose

6



Eine reuige Sünderin

7



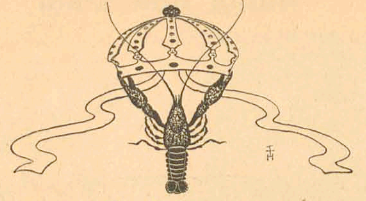
Glückliche Ehe

König und Volk



(Zeichnung von H. Schlittgen)

Leibjäger (vom König abgeschickt, sich zu erkundigen, was die Menschenmenge dort bedeutet, meldet): „Socialisten, Majestät!"
König: Grüßen Sie die Leute von mir und sagen Sie ihnen: Daraus wird nichts — wird nichts.



Huldigung

Von

Georg Herwegh

1848

Glocken tönt! Kanonen donnert! Zion öffne deine Thore!
Israel! zieh ihm entgegen, bring ihm Palm und Trikolore.
Dem Messias der Monarchen thu' die frohe Botschaft kund,
Dem Messias der Propheten — aus dem alten deutschen Bund.

Gnädigst hat er angenommen eines goldnen Scepters Bürde,
Angenommen die Entsagung unsrer eignen Manneswürde;
Legt euch, ihr empörten Wellen! Platz, du Volkesocean,
Platz dem kaiserlichen Steuer auf der stolzen Siegesbahn!

Schweigen wird der Herr gebieten dieser Zeit bewegtem Meere,
Retten in den deutschen Hafen Östreichs scheiternde Galeere;
Bändiger der Elemente, der den Frieden uns verheißt:
Eine Schöpfung ohne Leben und ein Chaos ohne Geist.

Glocken tönt! Kanonen donnert! Aller Segen kommt von oben,
Blast, ihr Dichter, die Posaunen! Denn die Prinzen soll man loben.
Zweifel, nüchterner Geselle, schau die Menge hochgestimmt,
Wie sie trunken den Johannes schon für den Erlöser nimmt!

O Erlöser, thu ein Wunder, öffne diesem Volk die Augen,
Schade freilich, daß nur Fürsten zum Erlösertume taugen;
Wohl vergessen und verschollen wäre längst der heil'ge Christ,
Hätt' die Bibel nicht bewiesen, daß er kein Plebejer ist.

In der kaiserlichen Hofburg jubiliren sie und zechen,
An des Wahnsinns düstrer Stätte, in dem Hause der Verbrechen.
Und die vielbelobte Treue (daß der Himmel sie verdamm'!)
Schlingt die buhlerischen Arme um den alten Sündenstamm.

Freude herrscht in Trojas Hallen — die Minister sind geraten,
All die glühenden Apostel wandeln sich in Apostaten;
Wie ergiebig ist die Ernte, und die Schnitter, wie behend!
Und wir dreschen ruhig weiter leeres Stroh im Parlament.

Aber tückisch im Verstecke lauert Austria, die Spinne,
Lauert, wie sie das Vertrauen dummer Fliegen sich gewinne;
Und an ihrem Spinnefaden reih'n wir zu der Einheit Kranz:
Vierunddreißig schöne Perlen unsres deutschen Vaterlands.

Und was bringt er dir zum Danke? Edelstein aus allen Kronen,
Bringt als schönste Morgengabe dir den Fluch der Nationen.
Habsburg-Lothringen! Der Herrschaft unerbittliches Gesetz
Erbt vom Metternich, dem Henker, auf den Schlächter Windischgrätz.

Wehe! ruft im Todeskampfe, Wehe! das zertret'ne Böhmen;
Ewig wie die Flut der Weichsel wird des Polen Klage strömen;
Eine neue Trauerbotschaft kündet uns der Flammenschein:
Die Barbaren ziehen heute in den Dom von Mailand ein.

Dich vergiften deine Ärzte, die den Samen der Verwesung
In die Adern dir geträufelt; hoffe nicht mehr auf Genesung,
Krankes Deutschland, nur im Fieber sprachst du von der Neuen Welt,
Denn der Acker der Geschichte bleibt von Knechteshand bestellt.

Schau, wie sie am Wege stehen, hunderttausend Domestiken,
Bettelnd einen Strahl der Gnade sich von des Tirolers Blicken;
Feiger Pöbel, laß erschallen deiner Stimme Donnerkraft!
Alles treibst du mit Behagen, doch du dienst mit Leidenschaft!

Gestern war es, daß sie riefen: Barrikaden! Barrikaden!
Und im Bußhemd vor dem Volke stand der Gott von Gottes Gnaden.
Unnütz in den Sand zerronnen ist das letzte Heldenblut;
Schneckensaft der Rest! zum Färben eines Purpurmantels gut.

Die Cäsaren kommen wieder nach dem Idus dieses Märzen;
Noch einmal sind wir betrogen, und der Himmel wollte scherzen;
Schließt euch, schließt euch, Hoffnungsblüten, denn ihr seid zu früh erwacht,
Und Europa deckt noch immer kalt und stumm die alte Nacht.

Opfern wir dem neuen Götzen, daß in einer Weihrauchwolke
Sich verhülle und vergrabe diese Schmach dem deutschen Volke!
Glocken tönt! Kanonen donnert, schmeichle, schmeichle, feiles Erz!
Geht ein jeder Schuß doch mitten durch der jungen Freiheit Herz

Paris, den 9. August 1848.

An Georg Herwegh

Im Sommer 1852

Du trafst als Ritter Georg frei
In schöner Kühnheit Glanze
Den Drachen einst der Tyrannei
Mit scharfer Liederlanze.
Du riefst im heil'gen Sängerzorn
In schwerterblankem Sange
Mit Deinem Freiheits-Wunderhorn
Hell auf zum Kampfesgange.

Die Jugend hörte heiß den Ruf,
Sie lauschten all' dem Tone,
Und Deines Sanges Frühling schuf
Dir eine Lorbeerkrone.
Und Deines Liedes Atem strich
Dem Königtum am Haupte,
Daß manche Kron' am Scheitel sich
Fast nicht mehr sicher glaubte.

Und als an Deines Liedes Hauch
Die Jugend sich entzündet,
Und als der Hahn dort drüben auch
Die Morgenstund' verkündet,
Erschienst Du auch im Feld zur Schlacht —
Doch schliefen noch die Massen, —
Die Schergen hätten wohl gelacht
Hätt'st Du Dich fangen lassen!

Drauf ging die neue Knechtschaft an,
Zugleich doch auch Dein Schweigen,
Und gern zählt nun Dich mancher Mann,
Der feig ist, zu den Feigen.
Und mancher, der verkommen ist,
Nennt Dich auch mit Behagen
Verkommen — und fast selber bist
Du schuld an diesen Sagen!

Ich weiß, Du hast den Köcher voll
Von scharfen Liederpfeilen,
Von deren Wunden keiner soll
In aller Zeit mehr heilen.
Ich weiß, Dein Arm wie sonst noch kann
Den Liederbogen spannen,
Ich weiß, Du bist noch ganz der Mann —
Du darfst Dich nur umarmen! —

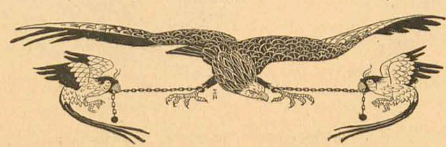
Und solch ein Lied thut wahrlich not
In dieser Zeiten Jammer.
Denn weil vor Scham wir glühend rot,
So schmiede uns der Hammer!
So schmied' des Liedes Hammer hart
Uns jetzt zum nächsten Kampfe,
Des Nahen schon sich offenbart
In wildem Tiergestampfe.

In dieser Zeit thut not ein Lied,
Das, wie aus schwarzer Wolke
Der Blitz, vernichtend niederzieht,
Doch leuchtet auch im Volke.
Ein Lied, das all die Beulen weiß
Mit Lächeln aufzustechen,
Aus welchem Lächeln liebeheiß
Des Lebens Strahlen brechen.

Und hat ein Sänger Wort und Ton
In solchem hohen Liede,
Ward einer fest, durch Lob und Hohn
In dieses Lebens Schmiede,
Ward einer zu der Höh' gebracht,
Von der sich frei läßt blicken,
So bist es Du, Du hast die Macht
Den Liederblitz zu schicken.

Und singst Du diesen Weltgesang,
Den ich in Blick, Geberde
Dir leuchten sah, oft hoffnungsbang,
Daß er zur Wahrheit werde,
Dann lache, wenn sie lächerlich
Sich blähn die Don Quixote,
Wenn sie mit plumpen Waffen sich
Dir nahn sich selbst zum Spotte!

Robert Prutz.



Es ist uns gelungen, den gesamten unveröffentlichten Nachlaß Herweghs in Briefen, Gedichten und Aphorismen zu erwerben. Nur die obige „Huldigung", die wir an die Spitze unseres „Herwegh-Cyclus" stellen wollten, ist im Revolutionsjahre zuerst gedruckt worden.

RUD. IBACH SOHN



Flügel und Pianinos



40 Neuerweg 40 **Barmen** — **Köln a. Rh.** 1. A. Neumarkt 1. A.

Was sind die
Freimaurer
und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr
über
Wesen, Bedeutung und Ziele der
Freimaurerei!
2. Neubearbeitung. 3. Aufl.
Preis M. 1.50.
„Das Buch ist hochinteressant geschrieben und unterrichtet offen und klar über Wesen und Geheimnisse der Freimaurerei."
Hermann Oesterwitz
Kgl. Hofbuchhandlung
in **DESSAU.**

Humor im Reichstag!
Das Deutsche Reich und sein Parlament.
Preis 50 Pfge.
„Hamburger Nachrichten": Wir können allen denen, die für feinen Witz und guten Humor Verständnis haben, die Lektüre des interessanten und anregenden Schriftchens nur dringend empfehlen.
Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871
von **Octave Mirbeau**
Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen
Preis 4 Mark
Überall zu haben.

Ueber unsere Kraft

Schauspiel in 2 Teilen von **Björnstjerne Björnson**
Preis 5 Mark — In allen Buchhandlungen vorräthig.
Das letzte Werk des großen norwegischen Dichters.



Herausgegeben von Karl Henckell.
Jährlich 24 Nummern. Preis des Jahrganges M 2,25, der einzelnen Nummer 10 Pf.
Kommissionsverlag für Deutschland und Oesterreich:
Carl Malcomes, Verlagsbuchhandlung, **Stuttgart**, Johannestr. 5.



Spielkarten!
in allen existierenden Arten, Muster gratis, liefert die
Ver. Stralsunder Spielkartenfabr. A.-G.

Der Klavierunterricht wie er sein soll. Von A. Eccarius-Sieber. 15 Abhandlungen zur Aufklärung und Belehrung über die wichtigsten Fragen betreffend die Gestaltung und Handhabung des Unterrichtes. Für Lehrer, Schüler und Freunde des Klavierspieles. **Preis brosch. M. 1.50; geb. M. 2.—.**

Moderne Dichterabende. Zwanglose Citatenplaudereien v. Karl Henckell. — Das geistvoll geschriebene Werkchen, das nach mündlichen Vorträgen Henckell's gedruckt wurde, macht uns auf angenehme Weise mit den hervorragendsten Schöpfungen moderner Dichtkunst bekannt. **Preis eleg. brosch. M. 1.60.**

Fünf Dekorierte. Epos in 7 Gesängen. Eine Erinnerung an den deutsch-französ. Krieg von Rud. Chr. Jenny mit 7 Bildern von Karl Krattner. — Eine packende litterarische Erscheinung von aktuellstem Interesse und Frau Baronin Bertha v. Suttner gewidmet. **Preis eleg. brosch. M. 2.—.**

Soldatenpflicht. Von Graf Leo Tolstoi. — Von dem tragischen Schicksal des russischen Dorfschullehrers Droschin ausgehend protestiert Tolstoi in dieser neuesten Schrift im Namen des Christentums gegen den Militärdienst. **Preis eleg. brosch. M. —.80 Pf.**

Reisewinke für Reiselustige. Von einem Wanderfreund. — Das anregend geschriebene, mit gesundem Humor durchtränkte Büchlein weckt und steigert die Wanderlust und ist reich an praktischen Ratschlägen und Winken. **Preis eleg. brosch. M. 1.20.**

Litterarische Begegnungen. Von Alfred Beetschen. — In 10 geistvollen Essays schildert Beetschen den Eindruck, den er in persönlichem Verkehr mit den bedeutendsten litterarischen Charakterköpfen in unserer Zeit erhalten hat. **Preis brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.**

Wie wir uns fanden. Auserlesene Verlobungs- und Herzensgeschichten herausgeg. v. d. Red. d. Schweizerischen Familien-Wochenblattes. — Ein kurzweiliges Buch, das zur Lieblingslektüre in Tausenden von Familien geworden ist. **Preis geb. M. 5.—, mit Goldschn. M. 5.50.**

Schweizer. Familien-Wochenblatt. Mit seinen 3 Gratisbeilagen: Kochschule — Elternzeitung — Lust und Lehr' für's junge Volk — ist es die weitverbreitetste Familienzeitung der Schweiz. (Aufl. 20000.) Vorzügliches Insertionsorgan. **Abonnementspreis pro Quartal M. 1.70.**

Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. Eine lyrische Anthologie hrsg. v. Alfred Beetschen. — Die schönsten Gesänge unserer zeitgenössischen Dichter zu Lob und Preis der Frau Musika sind hier durch Beetschens kundige Hand zu einem reizenden Bändchen vereinigt. **Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.**

Züricher Studentinnen. Von Dr. Käthe Schirmacher. — Mit Geschick und Humor geschrieben führt uns das Büchlein mitten hinein in das Studentenleben der Stadt Zürich, in die Hörsäle der Universität und in die Häuslichkeit der studierenden Männlein und Weiblein. **Preis brosch. M. —.80 Pf.**

Für Streben und Leben. Halbmonatsblatt für erwerbende Frauen und Töchter. — Für Streben und Leben stellt sich die Aufgabe, den vielen Tausenden von Frauen, die aus Neigung oder dringender Notwendigkeit einen Beruf ergreifen, Ratgeber und Wegweiser zu sein. **Abonnementspreis pro Halbjahr M. 2.—.**

Stehendes Heer oder Milizarmee? Unter besonderer Berücksichtigung des schweiz. Wehrwesens von Ed. Miller, Hauptmann z. D. Diese verdienstvolle Schrift des bekannten Verfassers ist durchaus sachlich, wird mancherlei Vorurteile beseitigen und politische Gegensätze mildern. **Preis M. 1.20.**

Leipzig, Thalstrasse 15, **Verlag** von **Th. Schröter,** Seidengasse 7, **Zürich.**

Im Verlage **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie
„Die Rougon-Macquart"

einzig **unverkürzte deutsche** Ausgabe und zwar:

Das Glück der Familie Rougon 3 Mk. — Die Treibjagd 3 Mk. — Der Bauch von Paris 3 Mk. — Die Eroberung von Plassans 3 Mk. — Die Sünde des Abbé Mouret 3 Mk. — Seine Excellenz Eugen Rougon 3 Mk. — Der Todtschläger 3 Mk. — Ein Blättchen Liebe 3 Mk. — Nana 3 Mk. — Der häusliche Herr 3 Mk. — Zum Paradies der Damen 3 Mk. — Die Lebensfreude 3 Mk. — Germinal 3 Mk. — Das Kunstwerk 3 Mk. — Mutter Erde 3 Mk. — Der Traum 3 Mk. — Die Bestie im Menschen 3 Mk.

Solid gebunden kostet jeder (ca. 500 Seiten starke) Roman 4 Mark.

Man kaufe nur die Ausgabe **Gustav Grimm**; jede andere, besonders die Berliner Ausgaben sind unvollständig.

Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München.

Laura Marholm:

Buch der Frauen
6 zeitpsycholog. Portraits
3 Mark

Zwei Frauenerlebnisse
Novellen
3 Mark 50 Pf.

Karla Bühring
Ein Frauendrama
2 Mark

Marcel Prévost:

Pariserinnen
(Lettres de femmes)
4 Mark

Halbe Unschuld
(Demi-vierges)
4 Mark

Cousine Laura
Roman
3 Mark 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Alle
Buchhandlungen
und
Postanstalten
nehmen
Bestellungen an.

Inserate
kosten im Simplicissimus
1 Mk. 50 Pf.
für die
5gesp. Nonpareillezeile
oder deren Raum.



Die
Redaktion
und
Expedition
des
Simplicissimus
befinden sich in
München,
Kaulbachstr. 51a.

Simplicissimus

Illustrierte Wochenschrift

erscheint in 2 Ausgaben:

I. Allgemeine Ausgabe. Preis: die Nummer **10 Pf.**
Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 50 Pf.**

II. Luxus-Ausgabe. Preis: die Nummer **25 Pf.**
Abonnement vierteljährlich **3 Mark.**

NB. Die Luxus-Ausgabe ist auf feinem Kunstdruckpapier und mit besonderer Sorgfalt gedruckt. **Jeder Abonnent dieser Ausgabe erhält eine elegante Mappe zum Aufbewahren der Nummern.**

JOSEPH SATTLER

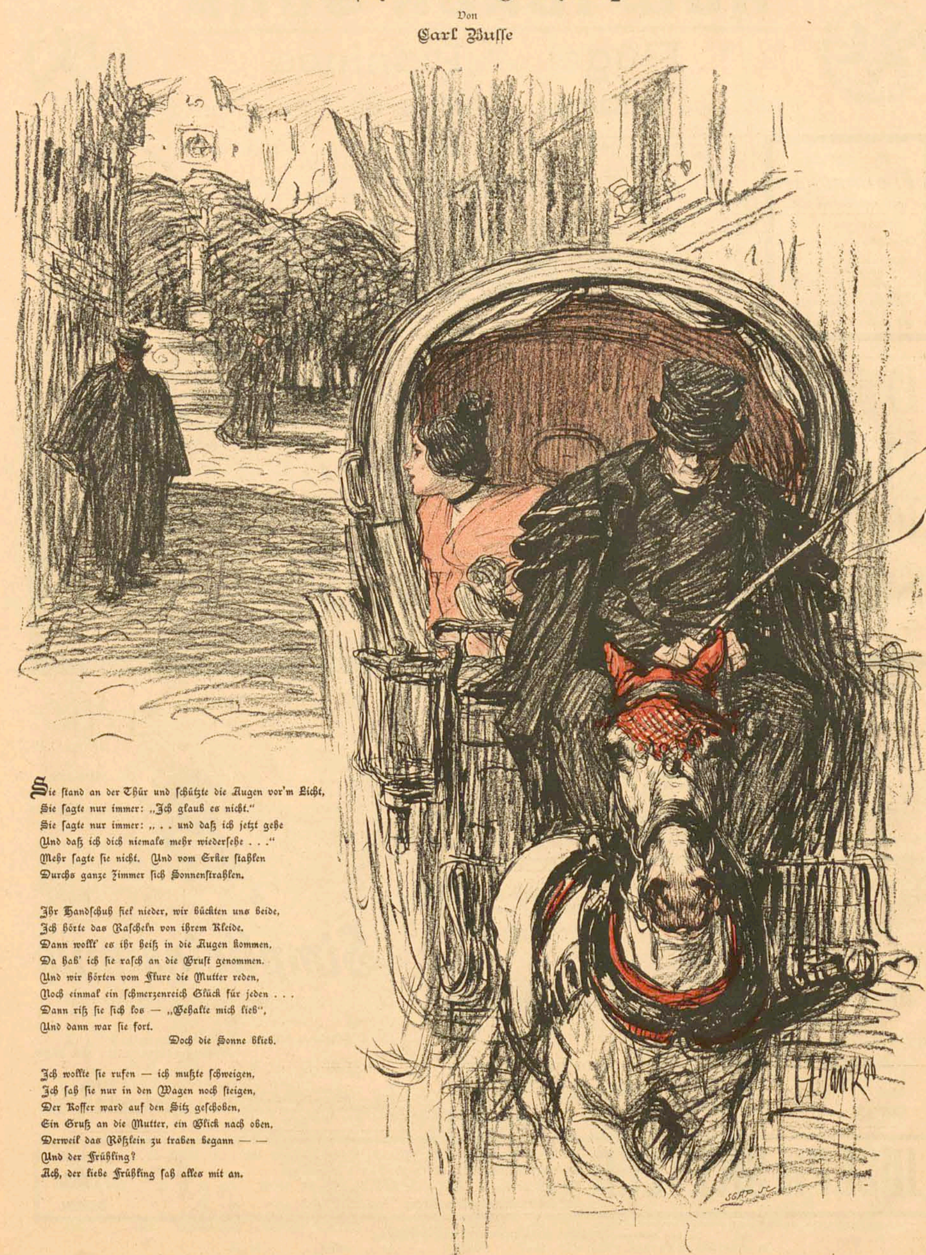
Ein moderner Todtentanz. 13 z. Th. Kolor. Heliogravuren. Geb. Folio 40 M.
Deutsche Kleinkunst. 42 Original-Exlibris in eleganter Mappe. Quart 40 M.
Die Wiedertäufer. 30 Blätter in Folio. Brosch. 20 M. Geb. 25 M.
Der internationale Kunstkrieg. Satirische Zeichnungen. Quer-8°. 3 M.

VERLAG von **J. A. STARGARDT** in **BERLIN.**

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a.

Abschied im Frühling

Von
Carl Busse



Sie stand an der Thür und schützte die Augen vor'm Licht,
Sie sagte nur immer: „Ich glaub es nicht.“
Sie sagte nur immer: „ . . und daß ich jetzt gehe
Und daß ich dich niemals mehr wiedersehe . . .“
Mehr sagte sie nicht. Und vom Erker stahlen
Durchs ganze Zimmer sich Sonnenstrahlen.

Ihr Handschuh fiel nieder, wir bückten uns beide,
Ich hörte das Rascheln von ihrem Kleide.
Dann wollt' es ihr heiß in die Augen kommen,
Da hab' ich sie rasch an die Brust genommen.
Und wir hörten vom Flure die Mutter reden,
Noch einmal ein schmerzenreich Glück für jeden . . .
Dann riß sie sich los — „Behalte mich lieb“,
Und dann war sie fort.
Doch die Sonne blieb.

Ich wollte sie rufen — ich mußte schweigen,
Ich sah sie nur in den Wagen noch steigen,
Der Koffer ward auf den Sitz geschoben,
Ein Gruß an die Mutter, ein Blick nach oben,
Derweil das Rößlein zu traben begann — —
Und der Frühling?
Ach, der liebe Frühling sah alles mit an.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

(Zeichnung von A. Jank)

Preis 10 Pfg.

1. Jahrgang Nr. 2. 11. April 1896

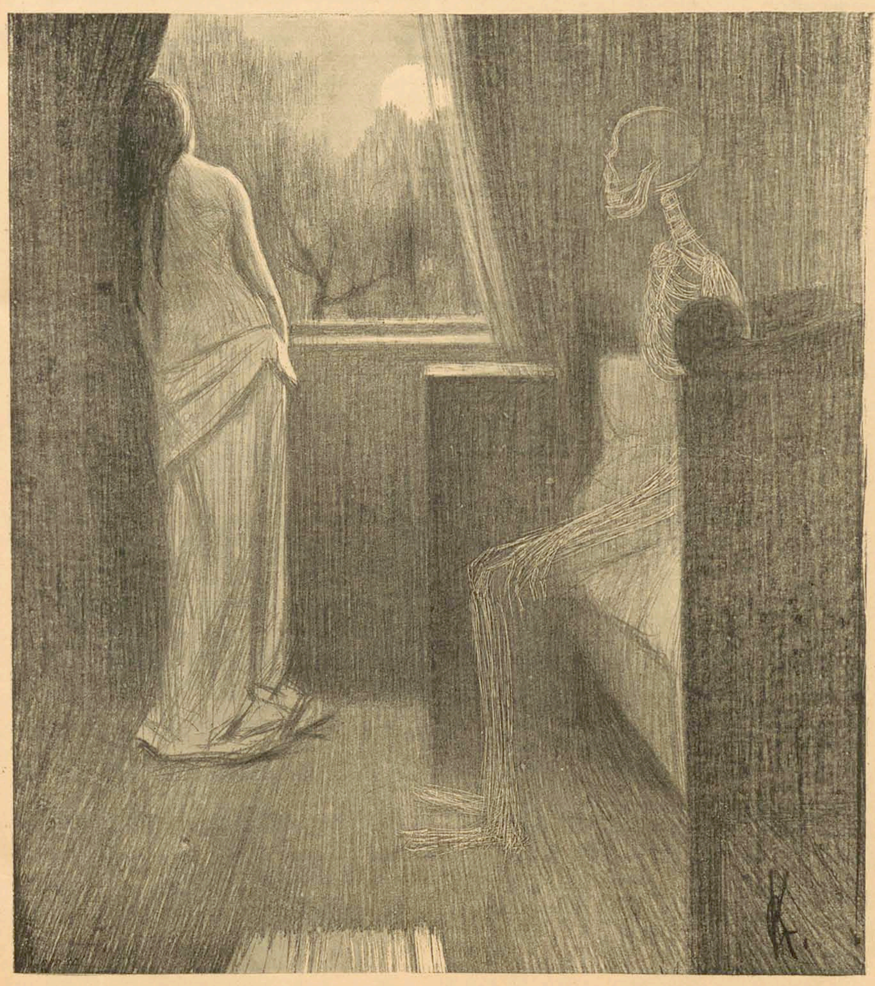
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich (frei ins Haus gebracht) Mk. 1.50

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gelp. Nonpareille-Zeile Mk. 1.50

Gedicht



(Zeichnung von G. Kielland)



Gedicht

Weit umher auf den Dächern lag jene unendliche Stille, welche so erschütternd unheimlich ist, weil sie auch laut sein kann, — weil sie nichts anderes ist, als mächtiges, schlafendes Geräusch. Aus dem bleiernen Dunst, der fern am Horizont über dem Häusermeer lagerte, schob sich tief rot, wie aus unbekanntem Blutmeere auftauchend, die Scheibe des Mondes hervor; langsam und feierlich schwamm sie den Himmel hinauf. Allmählich wurde ihr Licht bleicher und weicher, es überflutete die Dächer, unheimliche, große Schatten auf seinen Weg werfend.

Und es drang auch durch die Fenster, hinein in die nächtlich dunklen Zimmer. In einem derselben fiel es auf die weißen Linnen eines Bettes. Es fand dort zwei schlanke Arme, die regungslos, wie tot, auf der Decke lagen. Es huschte über die kleinen weichen Hände fort, die Arme hinauf, deren Schatten jetzt wie ein Hauch, wie ein Duft auf die Tücher fiel. Oben fand es auf braunen, langen Haaren gebettet einen Mädchenkopf, aus dem übergroße, dunkle Augen zur Decke aufstarrten. Die kleinen, feinen Mondscheinchen kosten sich in die Haare hinein, streiften leicht und weich die Wangen und Schultern, aber regungslos, wie tot, starrten die großen, offenen Augen zur Decke hinauf. Das Mondlicht hatte sich nun über das ganze Zimmer verbreitet und scheuchte von allen Dingen einen gelblich-blassen, zitternden Staub auf, der bald, wie die Luft aus einem Märchen, über allem einherschwebte. Ganz langsam und behutsam öffnete sich eine Thür in der hinteren Ecke des Zimmers. Das Licht fiel auf eine schlanke Gestalt, die nun mit leiser Stimme fragte:

„Lisa schläfst du?"

„Nein Erwin."

Leise kam er näher und trat an das Bett:

„Ich will dir noch gute Nacht sagen, Schwester."

„Wo warst du den ganzen Nachmittag?"

„O, ich bin wundervoll spazieren gegangen am Meer, deshalb kam ich auch nicht mehr zur Zeit zum Essen. Aber wie geht es deiner Brust, hast du viel gehustet?"

„Nein, Erwin."

„Willst du mir gesund werden, du böse, kleine Schwester?" Er faßte sanft nach ihrer Hand, sie sah zu ihm auf und lächelte.

„Aber ich habe dir etwas mitgebracht, Schwestern von dir — nein, deine Augen habe ich dir mitgebracht."

Er ging in sein Zimmer zurück, sie richtete sich ein wenig auf und sah ihm nach. Nach einer Weile kam er wieder, mit zwei großen, dunklen Kelchblumen in der Hand, — sie nahm sie, und dann faßte sie mit ihrem schmalen Händchen nach seinem Gesicht und streichelte leise über seine Wange — und plötzlich sah sie ihn an, mit jenem Blick, in dem tief innen die Seele errötet — und es war, als ob er zusammenschauerte; er kniete am Bett nieder und legte den Kopf auf ihre Hand.

„Schwestern sind heilig."

Sie spielte leicht und tastend mit den Fingern über seine Haare hin, sie blickte wieder nach der Decke, aber an ihre Lippen schmiegte sich jetzt ein unendlich zartes, feines Lächeln.

„Schwester, jetzt lächelst du!"

Und sie wußte schon, daß er es lange gefühlt hatte, dieses selige, leise Lächeln.

Dann war es still!

„Hörst du, wie die Nacht summt, Lisa? —

Und nun sprach er mit weicher, sanfter Stimme in die Kissen hinein:

„Du darfst nicht kränker werden, Lisa, du darfst nicht sterben, du mußt immer, immer bei mir bleiben, meine Schwester du, ich liebe dich, wie das Meer. — Heut hab ich da draußen ein Gedicht gemacht, für dich und mich":

> Es lieben sich Sonne und Meer —
> — — — — — — — — — — — —
> Und wenn sie beide schlafen geh'n,
> Beugt sich die Sonne langsam hinab
> Und küßt mit müden Lippen
> Dem Meere auf die Stirn
> So heimlich heiß
> So heilig weich
> Es lieben sich Sonne und Meer!

Sie faßte mit beiden Händen nach seinem Kopf und zog ihn hinauf vor ihr Gesicht.

„Ich liebe die Sonne kindisch und anbetend" — dann küßte sie ihn auf die Lippen, und jetzt gehn sie beide schlafen!

Er stand auf, fuhr noch einmal leicht mit der Hand über ihre Haare: „Lebwohl, du Wundervolle — —", dann ging er in sein Zimmer.. Sie horchte ihm nach, legte ihren Kopf auf die Kissen zurück und schloß die Augen. Es war wieder ganz still.

Aber plötzlich quollen aus den geschlossenen Augen unter den schweren, langen Wimpern hervor, dicke, qualvolle Thränentropfen. Sie sanken glitzernd von den langen Seidenwimpern hinab auf die Wangen und perlten von dort zu dem braunen Haar nieder; schwerer, größer wurden sie, rollten hinab, wie wenn man früh am Morgen bethaute Rosen schüttelt. Langsam glitt das Mädchen unter den Decken hervor und schritt zum Fenster. Weit nach oben faßte sie mit der Hand an den Fensterrahmen und lehnte ihren Kopf an den Arm. Da draußen schwamm noch immer still und einsam der Mond an dem dunklen Himmelsmeer. Ob er auch krank war? So krank und blaß wie sie? Und da drinnen der Bruder, der nicht ahnte, daß sie bald hinsinken würde, welken wie die beiden Schwestern, die er ihr gebracht. Und wieder liefen in ihren großen Augen die Thränen zusammen und tropften schwer herab. Dann starrte sie in den Mond, ihr Atem wurde immer kürzer und heftiger, — ihre Augen vergrößerten sich, — sie streckte ihre weißen, zarten Arme dem flutenden Licht entgegen, um ihre Lippen kam ein verklärtes Lächeln, sie streckte die Arme weiter hinaus, von ihren Schultern löste sich das Hemde und sank hinab, wie eine weiße Lilie stand der zarte, reine Körper im Mondlicht da, ihre Lippen murmelten leise, leise Worte, und sie reckte sich, streckte sich, als wolle sie hinaufwinden, hinaufdrängen zu jenem großen, einsamen Licht.

Da fuhr ein kalter Luftzug zum Fenster hinein, sie schrak zusammen, raffte das Gewand vom Boden auf und ging zum Bett, schluchzend wie ein Kind. Bis über die Schultern hinauf zog sie die Decke und wickelte sich fest hinein, bald schlief sie.

Im Zimmer webte freundlich mit tastender Hand das bleiche Licht, aber von draußen, von der Treppe her, klang es plötzlich, als klappten langsam schwere, knöcherne Füße die Stufen hinan — — tapp — tapp —

„Leb wohl, du Wundervolle! —

Ernst Hardt

Ein letztes Ende

> Darf ich dir Glauben schenken, gold'ner Strahl
> Erneuter Hoffnung, milde Himmelsspende?
> Nahst du ein Gnadenengel meiner Qual;
> Bist du ein Trugbild, wie so manches Mal;
> Verkündest lächelnd du ein letztes Ende?
>
> Ein letztes Ende — meine Wimper sinkt,
> Und Dunst und Nebel seh ich leicht zerrinnen.
> Ein süß Geflüster mir zum Ohre dringt,
> Des langen Winters letzte Spuren trinkt
> Ein warmer milder Sonnenblick von hinnen.
>
> Lenzfrohe Schauer wehn durch Wald und Feld,
> Am Friedhofthor die ersten Veilchen sprießzen,
> Dort wo der schwarzbehang'ne Wagen hält
> Mit einem Wandrer, der mit Gott und Welt
> Versöhnt die müden Augen durfte schließzen.
>
> Den Pastor hör' ich, fromm und wohlbeleibt,
> Dem Hingeschied'nen Komplimente lallen:
> Er lebte unbescholten, unbeweibt —
> Der Totengräber, etwas angekneipt,
> Läßzt seine Schaufel in die Grube fallen.
>
> Gottlob ich bin schon tot, der Deckel kracht,
> Ich habe mich nicht weiter drum zu kümmern.
> Ich ruhe sanft. Gut' Nacht denn, gute Nacht!
> Die bösen Geister sind zu Ruh' gebracht,
> So geh' nun die Behausung auch zu Trümmern.

Frank Wedekind

Die gebratene Flunder

Tanz-Poëm der „tiefen" Richtung

von Paul Scheerbart

Die gebratene Flunder sitzt auf dem gelbseidenen Familiensopha und sinnt — sinnt lange.

Plötzlich springt sie auf und schaut den heiligen Nepomuck, der sich im Schaukelstuhl ein bischen schaukelt, durchdringend an.

Dann schreit sie, während sie auf ihrem knusprigen Schwanze in der Stube herumhopst:

„Nepomuck! Du solltest Kaiser von Pangermanien werden — wahrhaftig! wirklich!"

„Du hast wohl", erwidert Nepomuck, „zu viel gebratne Butter im Kopp."

Die gebratne Flunder springt auf den Tisch und singt die Marseillaise.

Da wird der heilige Nepomuck wütend und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

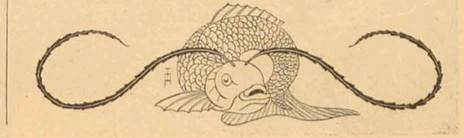
Was geschieht?

Die Lampe fällt runter und explodiert.

Alles verbrennt und stirbt.

Die Asche giebt kein einziges Lebenszeichen von sich.

Hieraus erkennt man wieder, wie viel der Zorn zerstören kann.



Die Beichte

Von

Wilhelm von Polenz

Pater Vincenz war erst seit kurzem ordiniert. Seine Tonsur schimmerte, ein leichter kreisrunder Fleck, aus dunklem Borstenhaar hervor. Der junge Priester hatte große träumerische Augen, die freundlich und voll Phantasie in die Welt blickten. Vincenz errötete leicht, er hatte überhaupt, obgleich er sich täglich rasieren lassen mußte, viel von einem jungen Mädchen an sich. Im Seminar hatten sie ihn auch virgo genannt, seiner verschämten Gemütsart wegen.

Der Pater versah den Altardienst im Nonnenkloster porta coeli. Die geistlichen Jungfrauen, die dort hausten, erteilten Unterricht an Waisenkinder, und pflegten die Kranken, Siechen und Epileptischen, die von nahe und fern in das Krankenhaus des Klosters gebracht wurden.

Außer Vincenz waren noch zwei ältere Priester da. Hochehrwürden der Herr Probst war kränklich und häufig ans Bett gefesselt. Der Prior war Fünfziger, lang, hager und fleischlos, seine Tonsur hatte längst einer Platte weichen müssen, die von der Stirn bis in's Genick reichte. Nicht von übertriebener Askese stammte Prior Urbans Magerkeit. Speise und Trank, die er reichlich genoß, schienen bei diesem Manne nicht anschlagen zu wollen. Auch Vigilien und Nokturnen waren es nicht gewesen, die seine Wangen ausgehöhlt und seiner Haut die Farbe des Pergaments gegeben hatten. Nur zu bereitwillig überließ er es dem jüngeren eifrigeren Pater, die Früh- und Abendandachten zu halten. Des Abends saß er gern im Refektorium lange auf, bei Cigarre und Bier, las die Zeitungen und unterhielt sich mit den Klostergästen.

Vincenz ließ sich durch solches Beispiel nicht verführen. Er wußte, warum er die Fasten strenge beobachtete, niemals sich Dispens erteilen ließ, vielmehr über das Vorgeschriebene hinaus Enthaltung hielt. Es hatte seine guten Gründe, warum er so strenge Selbstzucht übte. Das priesterliche Cingulum umgürtete bei ihm einen gesunden Leib von kräftigen Bedürfnissen. Er war ein Bauernsohn. Die fromme Mutter hatte ihn zum Dank für die wunderbare Genesung des Vaters aus schwerer Krankheit schon in frühen Jahren der Kirche dargebracht. Des Paters weiße Hände verrieten nur noch in ihrer derbknochigen Anlage, daß seine Vorfahren durch Jahrhunderte den Pflug geführt hatten. Schwere Kämpfe lagen hinter ihm. Seine kraftstrotzende Natur rebellierte oft und gewaltsam gegen die Innehaltung des Priestergelübdes. Aber durch Gebetsübung und strenge Observanz war es ihm gelungen, die Gelüste des Fleisches zu ertöten. Er hatte gesiegt, dank der Fürbitte der Jungfrau und der Heiligen. Selten und seltener stiegen ihm sündhafte Gedanken auf. Und nun gar, seit er in die Weltabgeschiedenheit des Klosters gekommen war, wo sein Auge nichts Arges erblickte, nur die grauen Mauern der Klausur und die geheiligte Pracht der Kirche und Sakristei, da waren dem Versucher gewissermaßen alle die Pforten versperrt; die Lust zum Bösen fand hier keinerlei Nahrung.

Zum Kloster porta coeli gehörte eine nicht unbedeutende Landwirtschaft. Da waren Stallungen für Pferde und Rindvieh, Schweine und Schafe; in den Gärten wurden Früchte und Gemüse für den Bedarf des Klosters gezogen, eine Brauerei lieferte weitberühmtes Klosterbräu. Pater Vincenz kümmerte sich nicht um diese Dinge. Obgleich er als kleiner Knabe, ehe er in geistliche Zucht kam, mit dem lieben Vieh den vertrautesten Umgang gehabt hatte, mied er jetzt die Ställe. Die würzige lebensschwangere Atmosphäre war ihm in seiner jetzigen Seelenstimmung zuwider. Alles das erinnerte an die Thierheit, die auch in der menschlichen Natur steckte; die Sorge um Speise und Trank appellierte an menschliche Bedürfnisse, die er am liebsten verleugnet hätte. Alles Profane war ihm verhaßt. Er verabscheute die Derbheit in jeder Gestalt. Das Schimpfen der Knechte, das rohe Wesen in der Gesindestube war ihm ein Greuel. Und nun gar die hochaufgeschürzten Mägde mit bloßen Armen und drallen Waden — unwillkürlich schlug er die Augen nieder, wenn sich ihm dergleichen in die Augen drängte. Er wußte es nur zu gut, daß die Nacktheit das gefährliche Gewand des Verführers sei.

Da war Prior Urban ein ganz Anderer; der verließ nur zu gern die Klausur. Er war auch mit dem Inspektor befreundet, mit den man ihn nicht selten einen Probetrunk in der Brauerei thun sah. Der Inspektor war noch jung, ein stattlicher Mann, mit langem blonden Schnurrbart, dem er offenbar sorgsame Pflege angedeihen ließ. Pater Vincenz hatte von Anfang an eine starke Abneigung gegen dieses Weltkind gefaßt. In seinem Klerikerstolz fühlte er sich hoch über den Laien erhoben, aber etwas wie Neid bohrte doch im tiefsten Grunde der Seele, daß jener so skrupellos das süße Leben genießen durfte, von dem er durch eine Scheidewand getrennt war. Ein Mann wie der Inspektor, wußte es schließlich nicht besser; aber, wie ein Priester so ganz seines auserwählten Berufes vergessen konnte, das erschien dem auf Askese gerichteten Sinn des jungen Paters ein arger Frevel. Der erfahrene Prior wieder hatte für den jugendlichen Eiferer nur ein überlegenes Lächeln. Das Zwinkern seiner schlauen Äugelchen schien sagen zu wollen: Warte nur, Brüderchen, wenn du erst dreißig Jahre in der Stola hinter dir haben wirst, wollen wir uns wieder sprechen!

So befand sich Vincenz ganz in der Vereinsamung. Keine Seele, die mit ihm gefühlt hätte, niemand, der dem Suchenden auf steinigem Pfad zur Seite geschritten wäre. Und dabei besaß der junge Priester ein warmes, nach Menschenliebe dürstendes Herz. —

Tauchte da eines Tages ein neues Gesicht innerhalb der Klostermauern auf, und zwar ein recht niedliches. Eine Jungfrau war der Ankömmling, Renate mit Namen. Für sie bedeutete die porta coeli nicht die Pforte zu einem durch entsagende Weltflucht gewonnenen besseren Leben. Renate war nicht als Novize eingetreten. Sie war die Nichte des Sakristans und sollte der Wirtschafterin im Haushalte zur Hand gehen.

Das Mädchen war siebzehnjährig, schlank und weiß wie eine Lilie, das ovale Gesicht von taubensanftem Ausdruck, flachshaarig, mit Wangen wie zarte Rosenblätter.

Als sich Renate dem jungen Pater zum ersten Male mit dem: „Gelobt sei Jesus Christus!“ nahte, vergaß er beinahe die Antwort auf den Gruß. Wie lähmender Schreck hatte es ihn berührt, als er in dieses Gesicht blickte. Notdürftig faßte er sich und murmelte: „In Ewigkeit Amen!“

Von da ab sah Vincenz Renaten oft. Sie ging in der Probstei aus und ein, sie trug die Speisen von der Küche in das Refektorium, sie war in den Kreuzgängen, im Garten, kurz überall zu treffen. — Einer weißen Taube glich sie, so freundlich und vertraulich. Wie ein wohlig erwärmendes Rieseln übergoß es den jungen Mann, wenn er der Mädchengestalt mit ihren runden Formen und anschmiegenden Bewegungen auf seinen Wegen begegnete.

Anzureden wagte er sie nicht, obgleich er oft dazu Gelegenheit gehabt hätte; denn sobald sie des Paters ansichtig wurde, eilte sie auf ihn zu und sprach den frommen Gruß. Die großen leuchtenden Rehaugen, mit denen sie ihn dabei anblickte, versetzten ihn stets in wonnige Verwirrung. Mehr, als ihm lieb war, drängte sich Renate in seine Gedanken. In Stunden der Kontemplation, ja selbst an geweihter Stätte, mitten im Gebet überraschte ihn jählings die Vision dieses Frauenbildes. Er ahnte eine neue Tücke Satans, der ihm in dieser Verkleidung beikommen wollte. In ihren Blicken, mochten sie noch so unschuldig scheinen, lauerte am Ende die Verführung. Weib blieb Weib! Auch dieses süße Geschöpf mit den Reizen eines Engels, war doch eine Tochter jener Ersten, welche die Sünde in die Welt gebracht hatte. Ihre Schönheit war die Brücke, über die der Versucher von neuem bei ihm eindringen wollte.

Am Tage zwar bezwang er sich durch strenge Überwachung seiner Gedanken und Gefühle, aber er konnte es nicht hindern, daß die Zurückgedrängten sich des Nachts im Traume an ihm rächten. Diese Heimsuchungen seiner Sinne erschreckten ihn und stürzten ihn in große Unruhe. Im tiefsten Grunde seines Ichs mußte also doch eine ungeheiligte Stätte geblieben sein, aus der solche unreine Dünste aufstiegen. Aber auch diesem Krankheitsherde wollte er beikommen. Alles wollte er in sich austilgen bis auf den letzten Keim der Sinnenlust. Unbarmherziger noch als zuvor ging er gegen den eigenen Leib vor mit seelischer und körperlicher Marter. Er magerte ab bis zum Schemen, und seine Augen lagen in tiefen düster umschatteten Höhlen. In der Selbstpeinigung fand er verzweifelte Befriedigung. Dem Mädchen zu begegnen vermied er. Wenn er ihren blonden Zopf erblickte, sah er in die entgegengesetzte Richtung. Ihren Gruß erwiederte er streng, mit bewußter Härte, beinahe finster.

Darüber verging eine Spanne Zeit. Allmählich wurde es ruhiger in dem Blute des jungen Priesters. Renates verführerisches Bild blieb seinen Träumen fern, ja selbst ihr Begegnen verursachte ihm keine Beklemmungen mehr. Diesmal schien es ihm geglückt zu sein mit seiner Taktik. So wurde er sicherer. Er lächelte jetzt selbst über seine anfängliche Beunruhigung, ja eine Art von Triumphgefühl begann ihn zu erfüllen über den errungenen Sieg. Renate war eine beliebte Persönlichkeit auf Klostergrund, bei Geistlichen wie Profanen. Des Priors tiefliegende Äugelchen leuchteten auf, sobald ihre knospende Mädchenfülle in seinem Gesichtskreise auftauchte, und der Inspektor strich sich schnell noch einmal über den Schnurrbart, wenn die blonde Renate sich von weitem zeigte. Pater Vincenz allein hatte sich ihr bisher in düsterer Strenge ferngehalten. Eines Tages aber redete er sie doch an. Er erkundigte sich im würdevoll ernstem Tone des Seelsorgers — und ach mit wie klopfendem Herzen! — nach ihren Familienverhältnissen, wo sie zur Schule gegangen und von wem sie gefirmt sei. Sie antwortete ihm ehrfurchtsvoll und bescheiden, wie es dem geistlichen Herren gegenüber sich geziemt. Er erfuhr zu seiner freudigen Überraschung, daß sie von geistlichen Jungfrauen unterrichtet worden. Aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Gebaren, merkte er sehr bald, daß sie eine geförderte Christin sei, und frommer Anhänglichkeit für die Kirche voll. Mit Handkuß verabschiedete sie sich von ihm.

Er sah das Mädchen fortan in ganz verändertem Lichte. Nichts hatte sie jetzt mehr für ihn von jener Schönheit der verbotenen Frucht, vor deren unheiligen Reizen man die Seele bewahren muß. Als etwas Hohes, Geweihtes erschien sie ihm. Sie war jung, rein und unberührt. Hatte nicht Gott der Herr selbst den Leib eines solchen Wesens begnadet, um durch ihn das größte Wunder zu wirken. Er vermeinte, das Mysterium der jungfräulichen Geburt mit einem Male zu verstehen; bisher hatte er das Wunder im Glauben umfaßt, als ein heiliges Geheimnis. Ganz anders betete er jetzt das Ave Maria; mit Inbrunst, das er, wie viel tausendmal schon, gedankenlos über seine Lippen hatte ziehen lassen. Jetzt da er in diesem Mädchen das Göttliche weiblicher Keuschheit erkannt hatte, konnte er dem Bilde der Gottesmutter, die ihm bisher die unnahbare Himmelsfürstin, die Heilige der Heiligen gewesen war, ein anderes Bild unterschieben, — das der reinen Jungfrau, der menschlichen Mutter.

Er überreichte dem Mädchen ein Brevier mit bunten Abbildungen. Die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariä darstellend. Lange hatte er gezaudert, ob er ihr dieses Geschenk machen dürfe. Aber die züchtige Art, wie sie es entgegennahm, die Demut und Innigkeit, die in ihren Augen ausgesprochen lag, überzeugte ihn, daß er seine Gabe an keine Unwürdige verschwendet habe.

Der junge Priester benutzte jede Gelegenheit, um mit Renate zu sprechen. Ein ganz bestimmter Plan war in ihm herangereift. Wie, wenn man versuchte, diese Seele der schnöden Weltlichkeit zu entreißen! Wenn man sie dem Zustande jener Auserwählten gewann, in welchem das Irdische geläutert wird durch gottgefällige Entsagung. Dann war sie die Braut des ewigen Bräutigams, dann diente sie der Jungfrau der Jungfrauen in ewiger Reinheit. Dann war sie, gleich jener, eine aus Dornen unverletzt gewachsene Lilie, ein verschlossener ewig ungetrübter Brunnen, der versiegelte Garten Eden. — Sein verzückter Sinn verweilte gern bei solchen Bildern: Dann würden sie Beide in erlaubter Weise vereinigt sein, in ewiger Liebe, die ein Gottesdienst war der reinen Geister. — Er betete inbrünstig für das Mädchen. Etwas, wie eine Verbindung der Seelen glaubte er zwischen sich und ihr hergestellt. Die Art, wie sie ihm antwortete, ihre Blicke, ihr schamhaftes Erröten, ließen ihn darauf schließen, daß Großes in ihr vorgehe, daß die frommen Gedanken, die er in sie gesenkt, Wurzel geschlagen hatten.

Freilich konnte er sich in nüchterneren Augenblicken nicht verleugnen, daß Renate noch sehr am Weltlichen hänge. Es klebten ihr noch mancherlei Mängel des Irdischen an, sie hatte noch soviel mit unheiligen Dingen und Menschen zu schaffen.

So fand er sie eines Abends in vertraulicher Unterhaltung mit dem blondbärtigen Inspektor, diesem Manne, der ihm seines leichten Sinnes wegen so zuwider war. Die Beiden merkten gar nicht im Eifer des Gespräches, daß der Pater nahte. Der Inspektor lehnte nachlässig an einem Thorflügel, gestiefelt und gespornt, eine Reitgerte in der Hand. Renate stand vor ihm — viel zu

(Schluß Seite 6.)

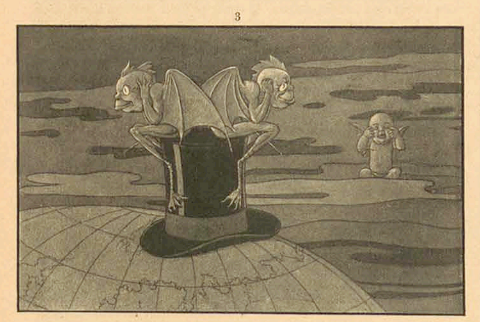
1



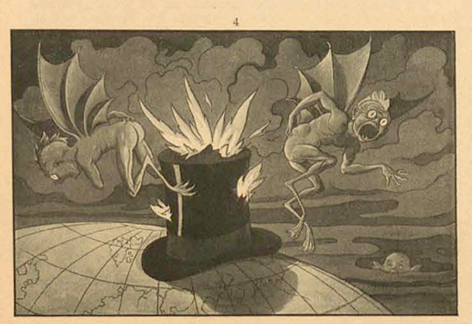
2

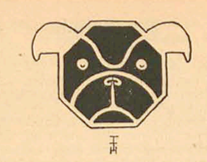


3



4





Das neue Licht

Von

Jakob Wassermann

Der liebe Gott hat viele, viele kleine Engel in seinem Vermögen, wie jedes Kind weiß. Bei Tag fliegen sie in Scharen durch die Unendlichkeit des Weltalls. Manche benutzen die Planeten als Kähne und manche liegen faullenzend in versteckten, märchenhaften Winkeln und komponieren Sphärenmusik. Bei Nacht aber gehen die Engel zur Ruh'; und weil im Himmel nicht Raum genug ist für die gewaltige Heerschar, hat ihnen der liebe Gott die Sterne als Lagerstatt angewiesen: die kleinen Engel kommen auf die kleinen und die großen Engel auf die großen Sterne. Als nun einmal wieder großes Gutenachtwünschen beim lieben Gott war, erhielt ein ganz winziger Engel, namens Germanius, den Planeten Terra als Bettstatt. Germanius war plump und unbeholfen, aber er hatte einen erfinderischen Kopf, und seine Mutter war eine Gräfin gewesen. Anfangs, als er sich quer über den Erdteil Europa zur Ruhe niedergelegt hatte, fühlte er sich sehr behaglich. Bald aber kitzelten ihn die böhmischen Nadelwälder an der Schulter, und seine linke Ferse wurde naß im Genfer See. Da legte er sich auf den Bauch. Doch alsbald empfand er einen Schmerz in der Gegend des Nabels und das kam daher, weil er sich an der Kuppel des erzbischöflichen Palastes gestochen hatte. Da sagte Germanius: Nur die Finsternis ist daran Schuld. Und er flog zur Sonne und versetzte im Vorbeiweg der Venus einen Fußtritt. Liebe Sonne, bat er, gieb mir ein Nachtlicht. Es ist so finster auf der Erde. Die Sonne lächelte freundlich und gab ihm ein Nachtlicht. Schönen Dank, sagte der Kleine, und flog auf seine Lagerstatt zurück. Siehe, das Licht leuchtete gar köstlich und verbreitete einen blendenden Schein, so daß Germanius vor Freude gar nicht einschlafen konnte.

Da kamen durch den Nebelflor der tiefen, stillen Nacht zwei einsame, dumme Teufel daher, die sahen aus wie fliegende Hunde, so abscheulich waren sie. Es waren Leibgardisten des großen oder Hauptteufels, und das ist der Allerdümmste. Die zwei thaten sehr heimlich, denn sie hatten den Cylinderhut des lieben Gottes gestohlen, damit der liebe Gott morgen nicht in die Kirche gehen könne. Morgen war nämlich Sonntag im Universum. Und obendrein hatten sie sogar ihre eigene Visitenkarte in den Hut gesteckt. Die zwei Teufel wollten zu ihrem Onkel gehen, der in einem Kellerloch gleich neben dem Sirius wohnte, als sie das schöne, strahlende Licht erblickten. Da wurde ihre Seele von Neid und Eifersucht erfüllt. Sie nahmen hurtig den Cylinderhut des lieben Gottes, stülpten ihn über das Licht, und dann setzten sie sich darauf und grinsten stumpfsinnig und zufrieden in den weiten Weltraum hinein. Der kleine Engel aber weinte so sehr, daß der Stern Aldebaran vier Tage Regenwetter hatte.

Doch auf einmal heulten die beiden Teufel ganz gräßlich. Eine blendende Lichtflut erfüllte die Sternenwelt. Das Feuer war durch den Cylinder geschlagen, und die beiden Teufel fuhren winselnd davon. Ganz draußen, am äußersten Ende der Milchstraße, mußten sie Nachtquartier nehmen. Aber sie konnten wirklich nicht schlafen, denn ihr Hinterteil war ganz geröstet. So hatte das Licht des Germanius über die Dummheit und Böswilligkeit gesiegt. Der Cylinder des lieben Gottes jedoch war ruiniert.

5



(Zeichnung von J. B. Engl)

An der Himmelspforte

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Nein, mein Fräulein, mit diesen weiten Ärmeln können Sie nicht durch die enge Pforte eingeh'n!

nahe, dünkte es dem Priester. Für das Mädchen errötend, mit klopfendem Herzen, ging er schnell vorüber. Sie scherzten und lachten da zusammen! — Daß Renate so lachen konnte! dieses Lachen wollte nicht aus seinen Ohren. O, es war hohe Zeit, daß er ihre Seele aus den Gefahren rettete, die ihre Reinheit rings bedrohten. Noch konnte sie nicht verloren sein! Sie war ja noch so jung. Der Ausdruck ihrer engelhaften Züge konnte nicht trügen! Noch hatte der Hauch der Sündhaftigkeit den Spiegel ihrer Seele nicht getrübt.

Immer kostbarer wurde ihm dieses Kleinod, immer heißer sehnte er sich danach, diesen Schatz für immer in die ewigen Scheuern zu bergen. Schon hatte er mit der Frau Äbtissin von seinem Plane gesprochen. Wenn das Mädchen selbst den Wunsch aussprach, Profeß zu thun, konnte sie sofort als Novize eintreten; es war alles vorbereitet dazu.

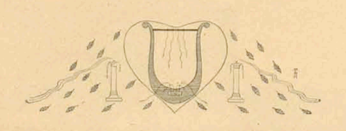
Pater Vincenz wurde deutlicher und deutlicher in seinen Winken Renate gegenüber. Ob sie ihn wohl verstand, wenn er von der Seligkeit derer sprach, die für vergänglich irdisches Glück die Liebe des himmlischen Bräutigams eintauschten? — Sie sagte nicht ja und nicht nein seinem Werben gegenüber. Den blonden Scheitel gesenkt, mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm. Wie er sie liebte in solchen Augenblicken! voll Seeleninbrunst, die mit fleischlicher Brünstigkeit nichts zu thun hatte. War ihr schamhaftes Erzittern unter seinen Worten nicht verwandt jenen heiligen Schauern, in denen die Jungfrau der Jungfrauen einst die Befruchtung des Geistes empfangen hatte! —

Der kränkelnde Probst mußte von seinen Amtspflichten mancherlei abgeben. Prior Urban und Pater Vincenz vertraten ihn im Beichtstuhle. Das Beichtregister belehrte den Pater, daß Jungfrau Renate an der Reihe sei, ihr Sündenbekenntnis abzulegen. Wie erbebte der junge Priester, als er durch das Gitter das Angesicht der Knieenden erkannte. Bald drang die wohlbekannte weiche Stimme flüsternd an sein Ohr.

Lieblich wie immer, mit taubenhaftem Angesicht, erhob sich Renate nach einiger Zeit von den Knieen. Ihre Wangen mochten ein wenig röter sein, als gewöhnlich; sonst merkte man dem Mädchen nichts an, welches Geständnis soeben von ihren Lippen gekommen.

Der Priester saß wie gelähmt im Stuhle. Bleich schlich er von dannen, ein gebrochener Mann, wie einer, dem sein Liebstes geschändet worden ist.

Das Beichtsiegel verschließt dem Priester den Mund. Renate hat niemals den Schleier genommen.



Sommersonntagnachmittag

Von

John Henry Mackay

Bunten Menschenschwarms Gewimmel
Unter einem Sommer-Himmel,
Helles Lachen und Gesang.
Offene Kutschen, kecke Reiter,
Kremser, Zweirad, und so weiter . . .
Überall den Weg entlang.

Fernher eines Hornes Schallen,
Einer Flinte lustig' Knallen
Ziellos in die blaue Luft . . .
Dort am Waldrand, welches Drängen! —
Zu den braunen Steingehängen
Zieht der Wiesen weicher Duft.

Lässig' Schlendern, wie vergebens . . .
Und ein neues Lied des Lebens
Huscht durch meinen ernsten Sinn.
Vor dem Wirtshaus frohe Zecher,
Lauter Zuruf, klirrende Becher,
Eine schöne Kellnerin . . .

Rast hier! . . . auf dem letzten Sitze —
„Sie sind's, Nachbar?! — Welche Hitze!
Nehmt derweil mein Glas zur Hand!"
„„Dank' schön."" — — Sieh', am Fenster zeigt sich,
Tanzerglüht, hinaus und neigt sich,
Ganz noch, halb noch abgewandt,

Ah! — ein feines, junges Köpfchen!
Ah! — zwei braune, trotzige Zöpfchen —
Schon in Unmut kehrt sie sich . . .
Durch die Thür mit einem Sprunge,
Staub und Durst auf heißer Lunge —
Wildfang, sieh', schon halt' ich dich!

Duften allzuschwül die Rosen?
Zärtlich flüstern, schweigsam Kosen,
Herz an Herzen, Schlag um Schlag . . .
Was noch weiter? — Glück, o schweige,
Noch ging er nicht ganz zur Neige
Dieser Sommer-Nachmittag . . . .





Mutterlieder

Von

Mia Holm

Erster Cyclus

1

Rittersporn und rote Nelken,
Haltet zu die kleinen Ohren!
Aber euch, ihr zarten Malven,
Geh' kein einz'ges Wort verloren.

Will euch, voll von sel'gen Schauern,
Ein Geheimnis flüsternd sagen,
Sollt es stumm in euren weißen
Unberührten Kelchen tragen.

Über's Jahr, wann ihr auf's neue
Duftet und die Grillen geigen,
Will ich euch ein wunderholdes
Niegeseh'nes Knöspchen zeigen.

2

Ich schlief so sanft die ganze Nacht,
Doch plötzlich bin ich aufgewacht:
Erbebend hab' ich sacht verspürt,
Wie Gottes Hand mich angerührt.

Ich fühlte, wie sich's leise regt,
Ich hörte, daß ein Herzchen schlägt,
Und still und selig lag ich da,
Weil Heiliges an mir geschah.

3

Andachtvoll, mit feuchten Augen
Und in nie gefühlter Lust
Leg' ich still zum ersten Male
Meinen Knaben an die Brust.

Nimm mich ganz, geliebter Knabe!
Trink' mein Leben, trink' mein Blut!
Trinke meiner Seele Feuer,
Meines Herzens reine Glut.

Glücklos, mußte all mein Fühlen
Funke hier und Knospe bleiben:
Soll, in dich hinüberströmend,
Flamme werden, Blüten treiben.

4

Lieber Gott, das hast du wirklich,
— Sei nicht böse — schlecht gemacht,
Daß nicht alle singen können,
Wie doch jeder weint und lacht.

Trug's am schwersten stets im Frühling,
Da die ganze Welt erklingt,
Da die Lüfte jubilieren
Und der Wald in Chören singt.

Doppelt leid und bitter wehe
Mir's in diesem Lenze thut,
Weil ein allerliebstes Kindchen
Schreiend mir im Arme ruht.

Trag' es zärtlich hin und wider —
Immer stärker wird das Schrei'n —
Könnt' ich singen! könnt' ich singen!
Schlummerte mein Kindchen ein.

Der Sammler

Von Arthur Holitscher.

Die Menschen stießen sich verstohlen an, wenn er an ihnen vorüberschritt und hinter seinem Rücken steckten sie dann die Köpfe zusammen und kicherten spöttisch: „Der alte Narr!"

Er aber merkte nichts davon, sondern schritt nur vorwärts, immer vorwärts, immer dasselbe Lächeln auf seinem Gesicht, immer dasselbe Leuchten in seinen Augen.

Er war alt, sehr alt, niemand ahnte es, wie alt er war. Er hatte einen langen, schneeweißen Bart, der ihm bis an den Gürtel fiel, sein langes, weiches Haar wallte weiß auf die Schultern nieder.

Täglich konnte man ihn zur selben Stunde über den Marktplatz schreiten sehn, in seinem weiten Wettermantel, den breitkrempigen Schlapphut auf dem Kopf, den mächtigen Krückstock in der alten Faust. Er kannte niemand, aber alle Welt kannte ihn und wußte um sein Leben; und alle Welt nannte ihn einen Sonderling und Narren.

Eines Tages nahm ich mir ein Herz und gesellte mich zu ihm. Er war betroffen, als ich ihn, den Hut in der Hand, ansprach, aber er zürnte nicht und seither gehen wir zu zweit über den Marktplatz, täglich, zur selben Stunde.

Die Menschen sagen, er sei ein Sonderling, ich aber sage, er ist ein Weiser.

Ich durfte ihn besuchen, er lud mich ein, zu ihm zu kommen. Und ich kam zu ihm.

Er wohnt hoch, in einem hohen Haus, das am höchsten Punkt der Stadt erbaut ist. Er hat eine kleine Wohnung inne und niemand wartet ihn. Er ist sein eigener Diener, er fegt die Stuben und bürstet die Kleider und er schläft allein und denkt nicht an die Einsamkeit seines Lebens.

Seine Fenster sind hell, seine Stuben rein und einfach. Sehr viele Schränke stehen in seinen Stuben, und Kisten und Truhen. Alle schmucklos und schwarz, nebeneinander. Ein Schlüssel öffnet sie alle. Und den trägt der alte Mann in einem geheimen Täschchen seines Wamses, gerade über dem Herzen. Alle Schränke und Kisten und Truhen öffnet dieser Schlüssel.

Und mir war's vergönnt, einen Blick in ihr Inneres zu thun. Ich habe den Inhalt der Schränke, der Kisten, der Truhen erblickt.

Wohlverwahrt liegen da Bündel vergilbten Papieres, alte Briefe, Daguerrotypien, Theaterzettel, Zeitungsblätter und Maueranschläge neben Streifen halbvergangener Seidenbändchen, Tüllschleiern, kleinen Kinderschuhen, rührend gestickten Deckchen und Tüchlein; seltsame Gegenstände aus fernen Himmelsstrichen sind da, Vasen und Figuren und Waffen, und alte Bücher in zierlichen Lederdeckeln, arg zerlesen, und kleine, funkelnde Schmuckgegenstände Ringe und Spangen und ein altes Kruzifix aus Eisen.

In der größten Truhe aber, auf schwarzem Piedestal: ein Stundenglas.

Und zwischen all diesen Schätzen lebt der alte Mann. Er öffnet die Truhen und Kisten und Schränke nur, wenn er ein Neues dem Alten beizufügen hat. Das Alte aber ruht, seit es neu gewesen, und er hat es seither nicht angeblickt, nicht angerührt.

So lebt der alte Mann und sammelt und sammelt, Schätze die er nicht anblickt und nicht anrührt; so lebt er und blickt mit leuchtenden Augen vor sich, als ob's kein Sterben gäbe.



Die Welt am Montag.

Erscheint Preis 5 Pfg. Montags früh.

Unabhängige Zeitung. **Für Politik und Kultur.**

Abonnementspreis für Berlin frei ins Haus **vierteljährlich 80 Pfg.** — Für Deutschland u. Oesterreich einschl. Postzustellung **vierteljährlich 80 Pfg.** Anzeigen-Preis: die 5-gespaltene Petitzeile 40 Pfg.

Fernsprech-Anschluß: Amt I Nr. 1102.

Postzeitungs-Katalog: Nachtrag für 1895, Nr. 4702a.

Verantwortlich: für den politischen Theil Dr. Alfred Ploetz, für das Feuilleton und den übrigen Theil Felix Hollaender, Verlag von Dr. Martin Langen, Druck von Hempel & Co., sämmtlich in Berlin.

Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München.

Laura Marholm:

Buch der Frauen

6 zeitpsycholog. Portraits

3 Mark

Zwei Frauenerlebnisse

Novellen

3 Mark 50 Pf.

Karla Bühring

Ein Frauendrama

2 Mark

Marcel Prévost:

Pariserinnen

(Lettres de femmes)

4 Mark

Halbe Unschuld

(Demi-vierges)

4 Mark

Cousine Laura

Roman

3 Mark 50 Pf.

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen

Catilina

Drama

1 Mark 50 Pf.

Das erste Drama des norwegischen Apothekers, der später der korrekten Gesellschaft so bittere Pillen und Tränklein mischen sollte, ist in Deutschland bisher unbekannt geblieben. Jetzt wird es — bei Albert Langen in München — erscheinen, und die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlich unreifen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Daß der Apothekerlehrling, der sich in Grimstadt für die Reifeprüfung rüstete, bei der ersten Berührung mit der antiken Welt sich gerade in den römischen Anarchisten verliebte, ist schon bezeichnend genug. Daß er in ihm den Einzelnen sah, der sich gegen eine verrottete Gesellschaft auflehnt, den empörten Idealisten, der einsam und unheimisch in einer Welt sein muß, wo listige Künste und ruchlose Ränke herrschen: das läßt uns in dem Jüngling, der mit streitbarem Primanerpathos den Anwalt der Unterdrückten ins Heldische hebt, den erwachsenden Dichter der Gespenster ahnen. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort gegeben, das hier zum erstenmale in deutscher Sprache veröffentlicht wird. (Maximilian Harden in der „Zukunft" vom 15. Februar 1896.)

Jakob Wassermann

Melusine

Ein Liebesroman

Illustrierter Umschlag von Hermann Obrist

2 Mark 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

JOSEPH SATTLER

Ein moderner Todtentanz. 13 z. Th. Kolor. Heliogravuren. Geb. Folio 40 M.
Deutsche Kleinkunst. 42 Original-Exlibris in eleganter Mappe. Quart 40 M.
Die Wiedertäufer. 30 Blätter in Folio. Brosch. 20 M. Geb. 25 M.
Der internationale Kunstkrieg. Satirische Zeichnungen. Quer-8⁰. 3 M.

VERLAG von J. A. STARGARDT in BERLIN.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Inserate kosten im Simplicissimus 1 Mk. 50 Pf. für die 5gesp. Nonpareillezeile oder deren Raum.

SIMPLICISSIMUS ILLUSTRIERTE WOCHENSCHRIFT — PREIS 10 PF. — ALBERT LANGEN · VERLAG · MÜNCHEN.

Die Redaktion und Expedition des Simplicissimus befinden sich in **München,** Kaulbachstr. 51a.

Simplicissimus

Illustrierte Wochenschrift

erscheint in 2 Ausgaben:

I. Allgemeine Ausgabe. Preis: die Nummer **10 Pf.** Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 50 Pf.**

II. Luxus-Ausgabe. Preis: die Nummer **25 Pf.** Abonnement vierteljährlich **3 Mark.**

NB. Die Luxus-Ausgabe ist auf feinem Kunstdruckpapier und mit besonderer Sorgfalt gedruckt. **Jeder Abonnent dieser Ausgabe erhält eine elegante Mappe zum Aufbewahren der Nummern.**

Humor im Reichstag!
Das Deutsche Reich und sein Parlament.
Preis 50 Pfge.

„Hamburger Nachrichten": Wir können allen denen, die für feinen Witz und guten Humor Verständnis haben, die Lektüre des interessanten und anregenden Schriftchens nur dringend empfehlen.

Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871 von **Octave Mirbeau**

Autor. Übersetzung aus dem Französischen

Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark

Überall zu haben.

Collection Dieckmann.

Preis des Bandes 2 Mark.

„Nach Wahrheit in der Litteratur lechzen wir, nach dem Unter-die-Füssetreten dieser ganzen Lügenbrut, die uns die Alt-Weiberbücher ohne Gewissen auf den Tisch legen!"

Band I. **Ehefolter.** Moderner Roman von Johannes Cotta.
„ II. **Verweibt.** Moderne Novellen „ „ „
„ III. **Ein Wahnsinniger.** Von Guy de Maupassant.
„ IV. **Erkaufte Liebe.** „ „ „

Weitere Bände sind in Vorbereitung. Vorräthig in den Buchhandlungen.

Aug. Dieckmann Verlag in Leipzig.

Nützliche Geschenks- und Bibliothekswerke.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Brehms Tierleben.

Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark.

Probehefte stehen zur Ansicht zu Diensten. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Ueber unsere Kraft

Schauspiel in 2 Teilen von Björnstjerne Björnson

Preis 5 Mark — In allen Buchhandlungen vorräthig.

Das letzte Werk des großen norwegischen Dichters.

Verlag von **Albert Langen, Paris, Leipzig, München.**

Soeben erschienen:

Drei Lieder

für Singstimme mit Klavierbegleitung von

Herman Zumpe.

1. **„Streich aus mein Ross".** (Emanuel Geibel.)
2. **Die Lautenstimmer.** (C. F. Meyer.)
3. **Unruhige Nacht.** (C. F. Meyer.)

Illustrirter Umschlag von ***Max Slevogt.***

Preis 2 Mark.

Herr Kammersänger **Eugen Gura** hat diese Lieder in **München, Berlin, Hamburg, Leipzig** und **Wien** mit beispiellosem Erfolg gesungen.

Durch jede Musikalien-Handlung zu beziehen.

Spielkarten!

in allen existierenden Arten, Muster gratis, liefert die

Ver. Stralsunder Spielkartenfabr. A.-G.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Grübchen



Grübchen

In scheuer Lust, doch nimmermehr verschämt,
Hobst du die runden, weißen Arme auf,
Und dehntest sie empor und suchtest blinzelnd
Dein Bild im Spiegel . . .

Ich aber stand entfesselt hinter dir
Und sah in deinen beiden vollen Schultern
Die beiden Grübchen . . .

Da beugt' ich mich auf diesen Nacken nieder
Und küßte andachtsvoll dies schwellende Rund:
Es ward mir klar, daß du den Göttern nah
Vertraut — gar innig wohl befreundet bist;
Wenn sie dir nahen, tupfen sie dir leise
Mit leichtem Finger auf die schneeige Schulter,
Und also lieblich, Menschensinn verwirrend
Blieb ihres Grußes Spur auf diesen Schultern.

Otto Erich Hartleben.

(Zeichnung von A. Jank)

1. Jahrgang Nr. 3.

Preis 10 Pfg.

18. April 1896

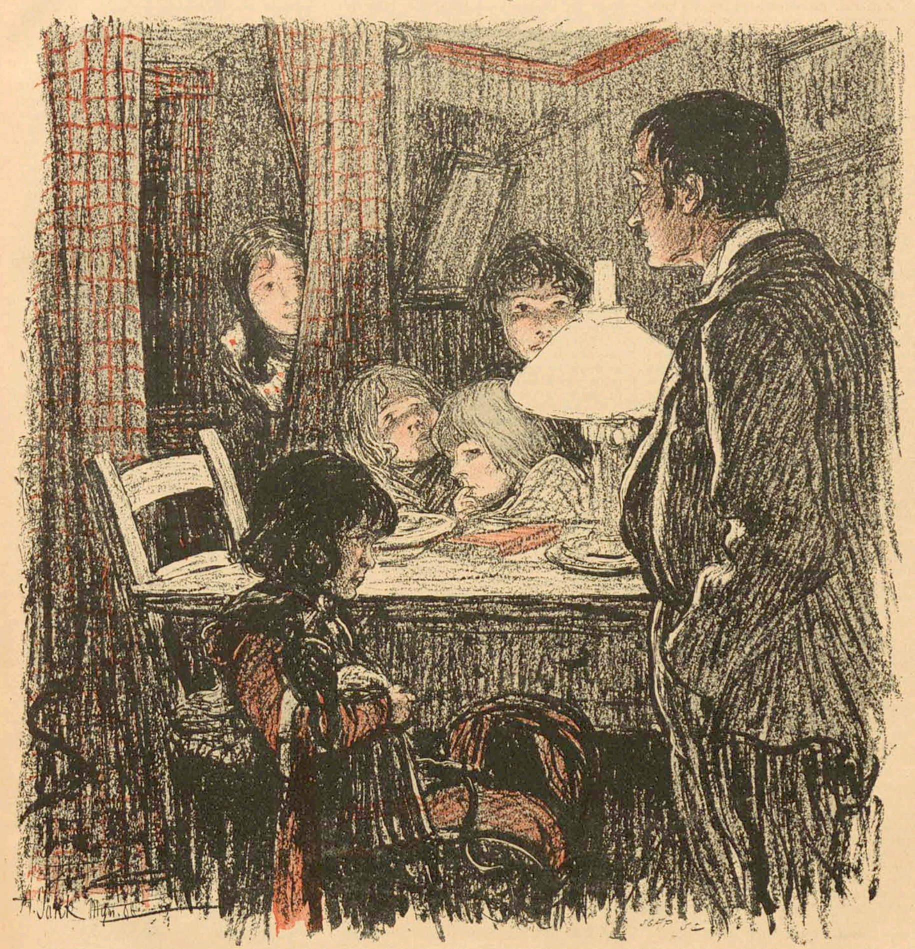
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich (frei ins Haus g bracht) Mk. 1.50

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile Mk. 1.50

Ruth



(Zeichnung von A. Jank)

Ruth

Von Jakob Wassermann

Abgespannt und unbeweglich saß Formes in seinem Zimmer und starrte mit verglasten Blicken zu Boden. Ein Leben der Eintönigkeit und der Demütigungen, wie er es führte, ein Leben des Nichtsthuns und der Jagd nach schalen Genüssen hat freilich seine Augenblicke der Zerknirschung, in denen man jene guten Vorsätze faßt, welche später zertrümmert und zerschellt sich wiederfinden, gleichwie die Fetzen eines vom Packeis zerrissenen Kahnes. Lange Zeit saß der hagere Student so, bis er schließlich auf den Lärm aufmerksam wurde, den die Kinder im Nebenraum verübten. Die Kleinen waren bei seiner Mutter in Pflege. Meist waren es Bauernkinder aus den umliegenden Ortschaften, die in der Stadt die Schule besuchten und nur am Sonnabend zu ihren Eltern gingen, um den Feiertag zu Hause zuzubringen. Formes erhob sich, froh, von seinen Grübeleien abgelenkt zu sein, und betrat das Zimmer, wo die sechs Kinder wie sechs Vögelchen in heiterem und lautem Spiel umhertollten. Sie haschten einander mit Jauchzen und Händeklatschen; ihre Augen leuchteten und ihre Wangen waren frischgerötet. Eine düster brennende Lampe stand auf dem Tisch; denn an diesem Wintertage war es frühe Nacht geworden. Um die Lampe herum lagen in krausem Wirrsal Schiefertafeln und Fibeln und Griffel, und die kleinen, braunen Rechenbüchelchen von Heuner.

In dem Augenblicke, wo Formes den Raum betrat, wurde es mäuschenstill unter dem kleinen Völkchen. Jedes der Kinder blieb an seinem Platze wie angewurzelt stehen und jedes schaute zu Boden — so, als ob es genascht hätte und dabei ertappt worden wäre. Manche blinzelten scheu von unten herauf an dem „Mann“ empor, und zwei lächelten sich sogar verstohlen zu.

Mit den Händen in den Hosentaschen blieb Formes an der Thüre stehen und versuchte, kindlich unbefangen zu lächeln. Aber er fühlte selbst, wie schlecht ihm das gelang, und aus Ärger darüber, — wohl auch aus Ärger, daß er sich mit einem Lächeln bei diesem Gnomenvölkchen einzuschmeicheln bestrebte, klapperte er heftig mit den Schlüsseln in seiner Tasche. „Spielt doch weiter, Kinder!“ sagte er rauh, und dazu nickte er jovial und zwinkerte mit den Augen. Die Kinder begannen sich wieder zu bewegen; sie gingen umher, plauderten miteinander, aber es lastete gleichsam wie ein Druck auf ihren Herzen. Kein frohes Spiel wollte sich mehr gestalten, und Formes gewahrte mit einem Zorn, der ihn selbst betroffen machte, wie sie noch stiller und scheuer wurden, wie sie sich schließlich um den Tisch gruppirten, um mit etwas trotziger und herausfordernder Geschäftigkeit ihre Schulaufgaben zu vollenden. Formes runzelte die Stirn und blies den Atem durch die gespitzten Lippen. Er fühlte sich überflüssig und beschämt und wußte durchaus nicht weshalb. Er errötete (was sehr selten bei ihm war), und auch hiervon wurde ihm der Grund nicht klar. Er versuchte, kindlich mit den Kindern zu reden, aber was er sagte, war nur kindisch, sodaß die vier Mädchen leise darüber kicherten und sich viel verständiger dünkten als er.

Da gewahrte er in einer Ecke, dicht an die bunte Gardine geschmiegt, ein Kind, das ihm gänzlich fremd war. Und er war bestürzt durch den Anblick, der sich ihm bot. Ein bleiches Gesichtchen sah in süßen Ovallinien aus einer Flut glänzend schwarzer Haare hervor. Die gelbliche Blässe dieses Antlitzes war so fremdartig, und die großen, dunkelen Augen, die wie Sterne aus der finsteren Ecke herüberleuchteten, waren von so seltener Glut erfüllt, daß Formes hinüberstarrte wie auf eine Erscheinung. Das Kind rührte sich nicht. Es hatte die Blicke unverwandt auf den langen, hageren Menschen gerichtet, voll Furcht und zugleich voll Wildheit. Formes fragte sich beklommen, wo das Mädchen herkomme, da er es doch bis jetzt noch nicht unter den andern erblickt. Aber unter den Augen des Kindes verwirrten sich seine Gedanken. Sein Herz öffnete sich plötzlich einer Bitterkeit, die ihm ganz neu war, und ließ ihn auf sein vergangenes Leben schauen, wie auf eine einzige durchschlemmte Nacht. Doch dies währte kaum länger, als man braucht, es zu erzählen. Er wollte hingehen, um das Mädchen anzureden, aber siehe, seine Glieder waren wie gelähmt. Er wagte es nicht, das Kind anzureden. Darüber war er sich völlig klar, daß er zu feig war, den furchtsamen und doch unbefangenen, durchbohrenden Blicken des seltsamen Geschöpfes stand zu halten, und er ging, — er flüchtete aus dem Zimmer. Draußen fragte er die Schwester nach dem Neuankömmling. „Aus der werden wir auch nicht klug,“ erwiderte Cenci etwas hastig. „Das Kind spricht nicht, es lacht nicht, es spielt nicht, wenn sie alle spielen. Seine Mutter ist ein armes, armes Mädchen, das sich kümmerlich mit Nähen fristet. Kaum ein paar Pfennige kann sie für das Wurm zahlen.“

Formes nahm Hut und Mantel. Erst als er die beschneite Straße entlang ging, verlor sich langsam das Drückende des Eindruckes, den er empfangen. Aber am folgenden Tage suchte er den Anblick des Kindes zu vermeiden, wo es möglich war. Er schalt sich thöricht, er machte sich mit Heftigkeit und Erbitterung vor sich selbst lächerlich, aber er gedachte mit Schrecken an die Reihe jener nagenden Gefühle, die das erste Erblicken des blassen Mädchens in ihm hervorgerufen hatte. Einmal jedoch, spät war es am Abend — stand das Kind im Flur, eben als er sich zum Ausgehen rüstete. Es war barfüßig und mit einem dünnen, weißen Kattunschlafröckchen angethan und schaute mit unverwandten Blicken in den Sternenhimmel, der über den Schneedächern, über den Schneefeldern, über den Gärten und über den Wäldern lag, wie eine schwarzblaue Glasglocke, die an vielen, vielen Punkten durchlöchert ist, sodaß man das goldne Feuer durchblitzen sieht, welches im Himmel brennt. Da faßte Formes den Entschluß, das Kind anzureden. Er that es mit Widerwillen und mit Überwindung, aber ihm war, als könne er sich dadurch loskaufen von der fremden, eindringlichen, beängstigenden Macht, welche dies Kind auf ihn ausübte.

„Wie heißt du denn?“ fragte er, zu dem Mädchen tretend, und sah mit einem seltsamen Gemisch von Geringschätzung und Scham auf dessen ruhig zum Nacken strömendes Haupthaar.

„Ruth heiße ich,“ erwiderte die Kleine mit einer vornehmen Beugung des Köpfchens. „Ruth“ wiederholte sie scheu, als könne man ihren Namen nicht gleich aufs erste Mal verstehen. Dann sah sie ihm wieder mit jenem vollen, bangen Blick in die Augen, der ihn zwang, sich abzuwenden. —

In der nächsten Nacht ereignete es sich, daß er durch den leisen Druck einer Kinderhand aus dem Schlafe geweckt wurde. Ruth stand an seinem Bett. Wie das Kind zu dieser tiefen Nachtstunde hereingefunden, blieb ihm verborgen. In wenigen Sekunden war all seine Schlaftrunkenheit verscheucht und mit Schrecken und Staunen betrachtete er das Kind in dem ungewissen Dämmerlicht der halbhellen Winternacht.

„Du mußt uns helfen; willst du?“ flüsterte Ruth ganz leise und schauerte zusammen. „Schau, Mutter weint oft die ganze Nacht, wenn sie glaubt, daß ich schlafe. Weißt du warum sie weint? — Dann mußt du hingehen und mußt sie fragen.“

Formes fühlte etwas zerfließen in seinem Herzen und er preßte die Lippen zusammen. „Du frierst ja, Kind,“ sagte er mit rauher Stimme, nahm das Mädchen und zog es in sein Bett.

„Bist du auch brav? Betest du auch?“ fragte Ruth, als sie zufrieden das Köpfchen in den Kissen zurecht gelegt hatte.

„Nein.“

„Nein? Wirklich? Niemals betest du?“

„Doch — bisweilen —“

„Und warum hast du denn so einen langen Bart? Wie häßlich das ist, der kratzt ja, den mußt du dir wegthun lassen. Willst du? O, was bist du für ein schwarzer, schwarzer Mann, — du!“

Und sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Formes lachte.

„Gelt, du läßt deinen Bart ein wenig schneiden? Dann hab' ich dich gern. Und versprich mir auch, daß du der Mutter helfen willst. Du weißt doch wo sie wohnt? Also paß auf: nämlich in der Bauerngasse im dritten Stock.“

Formes war waffenlos und versprach alles. Das Kind schlief bald an seiner Seite ein. Er aber lag wach bis zum Morgen.

Am Nachmittag ließ er sich die Hälfte des Bartes abnehmen und ging dann in die Bauerngasse, nachdem ihm Cenci auch die Nummer des Hauses angegeben hatte. Er vermochte sich zwar durchaus nicht vorzustellen, wie er helfen könnte; denn Geld besaß er nicht. Aber er ging von einer fremden Macht befehligt, und ein wunderbares Vertrauen zu dieser Macht erfüllte ihn.

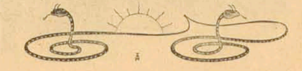
Als er die drei überaus steilen Treppen erklommen und eine zerbrechliche Thür geöffnet hatte, sah er ein junges schmächtiges Weib beim Fenster sitzen, das sich bei seinem Eintritt erhob. Aber sie sah ihn kaum, als sie laut aufschrie und einen Namen nannte, der ihm wohl bekannt war, ob es gleich nicht sein eigener war und auch der eines andern nicht. Er zitterte. Das junge Weib blickte ihn lange Zeit an, mit Lippen, die gleichsam durstig waren, zu reden, aber sie brachte nicht eine Silbe hervor. „Dein Kind schickt mich“ — stotterte Formes endlich, nur um etwas zu sagen. Sie blickte ihn nach diesen Worten starr und verständnislos an. Dann sagte sie schnell und deutete mit dem Finger auf seine Brust: „Ist Ruth —?“ Er verstand und nickte. Da verzog sich ihr Gesicht in Angst, Abscheu und Reue und sie raffte hastig einen Shawl und ihren Mantel aus einer Ecke hervor. Formes ging.

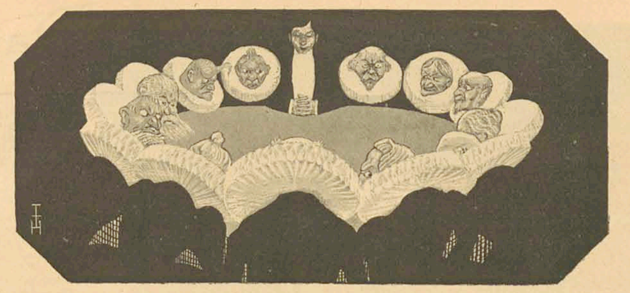
— Er wanderte weit hinaus in die Felder, wo es sehr einsam war. Ein bleiern schwerer Himmel hing droben und der niedere Flug der Raben trieb Schneestaub aus den Äckern empor. Niemals hatte diesen hageren Studenten eine solche Fülle weicher und trauriger Empfindungen beherrscht. Bereit zur Hingebung an Gutes und Edles, sah er einen Weg in die Zukunft vor sich, den er wandeln wollte mit herber Entschlossenheit. Sich loslösen von den Genossen und allein den stillen Pfad zur Kraft wandeln, das beschloß er. Die lockere Weisheit des fatalistischen Beharrens verachten zu lernen und sich mit strenger Arbeit ein Bett zum guten Schlaf erkaufen, das Leben der Mühe wert zu leben machen, hingehen und hoffen und allen Kleingeist zerbrechen wie dürres Rohr, das war ein Ziel. Er fühlte, daß es gut würde, wenn er jetzt gehorchte und die beglückende Frohheit und Kampfwilligkeit nicht ungenutzt vergehen ließ. Und das alles hatte ein armes Kind vollbracht, das an ihn glaubte und dem er näher stand, als irgend ein Mann der Welt. Er sagte sich, daß etwas Herrliches und Erhabenes darin liegt, ein Wesen zu lieben, welches vom eigenen Fleische stammt, ein Wesen, das lachen kann und weinen kann und beten kann, und das Schönheit besitzt, die ihm zugeflossen reichlich und wundervoll, wie aus einem unsichtbaren Gnadenquell.

Er kehrte nach der Stadt zurück und hatte indes einen feinen und glücklichen Plan ersonnen. Er suchte seinen jungen Freund Volmer Grüneisen auf und bat so ernst und eindringlich, wie er nie zuvor gethan, um ein Darlehen von zehn Mark. Formes, im Besitze des Verlangten, betrat einen großen Spielwarenbazar, wo er eine überaus prächtige Puppe kaufte. Sie hatte echtes Haar von aschblonder Färbung und besaß einen edlen, damenhaften Gesichtsausdruck. Es war eine Puppe, die Individualität besaß. Ihre Bewegungen waren weder eckig noch kreischten die Gelenke dabei, sondern sie besaß die einschmeichelnde Grazie einer Südländerin, und wenn sie „Mama“ sagte, so klang das, wie wenn ein wirkliches Mädchen sagt: Ich liebe dich. Ihre Kleidung war so kostbar, daß ein tartarischer Chan vor ihr sich hätte verkriechen müssen. Mit diesem köstlichen Schatz also bepackt, wanderte Formes dem nördlichen Stadtteil zu. Sein Herz klopfte vor ungestümer Bewegung und zum erstenmal empfand er, darüber erstaunend, die Freude des Gebens.

Es war schon acht Uhr, als er zu Hause anlangte. Freilich waren die Kinder jetzt schon zu Bett gegangen, aber er wollte Ruth wieder wecken. Ohne der Schwester oder der Mutter zu begegnen, schlich er zum Schlafzimmer der Sieben. Er zündete eine Kerze an und bemerkte etwas ärgerlich, daß seine Hände zitterten. Dann suchte er die Bettchen ab, immer ungeduldiger werdend. Es waren vier Betten und eins stand leer. In den andern lagen je zwei Kinder. Er suchte noch einmal, er leuchtete jedem der Schläfer ins Gesicht, aber die kleine Ruth fand er nicht darunter. Da lächelte er plötzlich und dieses Lächeln war in der That kindlich und heiter. Während der Dauer dieses schönen Lächelns war er ein völlig anderer Mensch. Er ging mit der Kerze in der Hand in sein eigenes Zimmer; denn er war fest überzeugt, das Kind habe sich heimlich dort drüben eingenistet, um bei ihm bleiben zu können. Im Korridor jedoch traf ihn seine Schwester Cenci, die ihn etwas erstaunt ansah, als sie ihn mit dem Licht in der einen und dem Paket in der andern Hand erblickte. „Du, Hans,“ sagte sie, als sie sich schon abgewandt hatte, „die kleine Ruth ist heute plötzlich geholt worden. Ihre Mutter war da und war sehr aufgeregt. Sie hat uns das Geld auf den Tisch geworfen und ist dann mit dem Kinde gegangen. Was schaust du denn so dumm?“ Sie lachte über das närrische Aussehen des Bruders und ließ ihn stehen.

Der stand noch geraume Zeit. Ein dumpfer Laut entwand sich seinen Lippen und mit heißem Ingrimm fühlte er, daß seine Augen feucht wurden. Dann ging er hinab auf die Straße und zertrümmerte die kostbare Puppe am Rinnstein. Damit zertrümmerte er auch das lockende Gebäude der süßen und hoffnungsvollen Träume





Tafelrunde

(Ein Alp)

Wie kam ich in dieses Zimmer? Ich weiß es nicht. Ich fand mich da, ich sah mich an dem großen schwarzen Tisch sitzen, ich hörte, wie ich laute Worte sprach.

Ein großer, viereckiger Raum, die Wände grün getüncht, die Decke grün getüncht, ein grüner Teppich auf der Diele.

Kein Bild an den Wänden, keine Thür, kein Fenster, kein Spiegel.

Ein runder, schwarzer Tisch in der Mitte des Gemachs, unter der Hängelampe, deren blendender Schein, von einem großen, grünen Schirm zusammengehalten, kalt und bleich auf die Gesichter fällt.

Fünfzehn Menschen um die Tafel, in hohen, schwarzen Stühlen. Sieben Greise, sieben Greisinnen, ein Jüngling: ich.

Ich sitze aufrecht und überrage um Kopfeslänge meine Tischgenossen.

Ich spreche, und sie schweigen und blicken mich starr an. Vierzehn starre Augenpaare an meinem Mund, vierzehn graue, weitgeöffnete Augenpaare, vierzehn weiße, hoch hinaufgezogene Brauenpaare. Alte Menschen hören schlecht, und sie sehen die Worte, die man zu ihnen spricht.

Ich spreche, und meine Augen betrachten stumm die Menschen um die Tafel.

Alle sind grotesk verkrüppelt. Ihre Gebrechen reizen nicht zum Weinen, sie sind lächerlich und seltsam. Die Frauen haben dünnes, weißes Haar, ihre bleiche Kopfhaut schimmert durch die schütteren Strähne; die Männer sind kahl und bartlos, einer hat an der Stirnwurzel eine lange, schneeweiße Locke, die bei der leisesten Bewegung wie ein Irrwisch aufflattert.

Die Last eines allzulangen Lebens steht auf ihren Gesichtern geschrieben, in tiefen Runen; ihre bleichen Gesichter spiegeln sich wieder in der Ebenholzplatte des runden Tisches.

Ich allein habe meine Hände auf den Tisch gelegt, und ich sehe an dem Zucken ihrer Schultern, daß ihre Hände unter dem Tische zittern.

Ich habe meine Hände auf den Tisch gelegt und spreche, laut und eintönig, von meiner Jugend.

Ich höre jedes Wort von den nackten Wänden widerhallen, ich sehe jede Bewegung der alten Menschen sich in der Tischplatte widerspiegeln.

Sie scheinen sich geheime Worte zuzuraunen, und doch sind es nur meine eigenen Worte, die ich vernehme, sie scheinen sich im Geheimen zuzuzwinkern, und doch sehe ich ihre Augen starr auf mich gerichtet.

Ich spreche ihnen von den lallenden Tagen meiner Kindheit und da zieht eine Sehnsucht durch ihre Blicke.

Ich spreche ihnen von meinen treuen Spielen in den Bergen und da geht ein Leuchten durch ihre Augen.

Ich spreche ihnen von den Trieben des heißen Erwachens und da zucken ihre Lippen in heimlichem Spott.

Ich spreche ihnen von dem jauchzenden Fluge meiner jungen Gedanken und da verzerren sich ihre Lippen zu stummem Hohngelächter.

Ich spreche ihnen von den schämigen Schauern der ersten Liebe und da schrillt eine gellende Lache durch den tauben Raum.

Arthur Holitscher.

Im Schlosse Mirabel

Der Erzbischof von Salzburg,
Ein gar ein stolzer Mann,
Der liebt die schönen Jungfräulein
Und sieht sie freundlich an.
Er streichelt sie am Kinne,
Thut ihnen gar nit weh,
Es herrscht Frau Venusinne
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Der Erzbischof von Salzburg,
Ein gar ein strenger Mann,
Der bindet die schnöden Ketzer
An glühende Öfen an,
Und läßt sie weidlich schwitzen;
Dieweil erkühlt am See
Er sich von Liebeshitzen
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Der Erzbischof von Salzburg,
O wehe, was geschah,
Traktieret nicht mehr Minne,
Traktiert Dogmatica.
Man setzte ihn gefangen
Zu seinem großen Weh.
Wie gern wär er gegangen
Zum Schlosse Mirabel, juchhe,
Zum Schlosse Mirabel.

Oh Erzbischof von Salzburg,
Dir ist ganz recht geschehn!
Es soll ein großer Kleriker
Nicht zu den Mädchen gehn.
Die blühen für die Laien,
Sogar für Ketzer, — Weh!
Ich selbst erfuhr's im Maien
Im Schlosse Mirabel, juchhe,
Im Schlosse Mirabel.

Otto Julius Bierbaum.

Die überspannte Person

Von Arthur Schnitzler

Ein möblirtes Zimmer; geschmackvoll, aber nicht recht heimlich. — Vor den Fenstern sind Stores, die das Zimmer mäßig verdunkeln, die Dämmerung ist nahe, es ist fünf Uhr nachmittags Ende März. Sie sitzt auf einem Sessel und hat die Hände auf den Tisch gestützt. Sie hat noch den Hut auf; der schwarze Schleier und der schlanke Schirm liegen auf dem Sofa. Er tritt ein; Frühjahrsüberzieher, kleinen modernen Hut, Veilchenbouquet im Knopfloch; Cigarette, Spazierstock. Er ist gut gelaunt. Sie sieht auf wie er kommt, steht langsam auf, reicht ihm die Lippen zum Kusse.

Er (während er sie küßt, nimmt den Hut ab und wirft ihn aufs Bett). Guten Abend, mein Herz! Schon früher da als ich! Das ist einmal lieb! — Was, das ist heut ein entzückendes Wetter! — Schau, — Überzieher! — (Legt ihn ab, giebt ihr das Veilchenbouquet.)

Sie (daran riechend und es dann an ihre Lippen haltend). Danke! —

Er. Ich bin spazieren gegangen, über den Ring. Masse Leute! — (Setzt sich, nimmt sie bei der Hand.) Wie geht's dir denn? — Was macht denn der Herr Gemahl? — (Da sie leicht zusammenzuckt.) Pardon! — Aber ich kann mir nicht helfen; er ist mir geradezu sympathisch. Na . . . also erzähl', wie war's denn gestern im Theater?

Sie. Es war ganz hübsch; wir sind aber nicht bis zum Schluß geblieben.

Er. So. — Hast du an mich gedacht? — Viel? —

Sie (sieht ihm nur ins Auge, dann küßt sie ihn mit einem langen Kusse).

Er (aufstehend). Weißt du, was eigentlich recht schade ist? — Daß wir die Fenster nicht aufmachen können und gemütlich hinunterschauen!

Sie. Wie andere Menschen, die sich lieb haben.

Er. Ja, und dann ist es sehr amüsant. Ich habe nämlich die Beobachtung gemacht, daß diese Gasse der Rendezvousplatz der Liebespaare von der ganzen Wieden ist . . . à propos, weißt du, wer heute auf dem Ring war? Das allerneueste Brautpaar, deine Cousine Elle mit Bräutigam! Und stolz, sag' ich dir! Immerfort hat sie so herumgeschaut: Was sagt ihr dazu — ich bin eine große Dame, ich habe mich verlobt!

Sie (lächelt).

Er. Vorm Hochleitner steh'n schon die Tische draußen — denk' dir, im März, womit natürlich nicht gesagt ist, daß es morgen nicht wieder schneit! Mit dem Eislaufen wird es allerdings endgültig vorbei sein. — Im Zimmer ist es kühler als draußen; nicht? — Da hätte man wirklich einheizen können. — Ist dir nicht kalt, Schatz? —

Sie (ist bei ihm, an seine Brust gelehnt, nickt verneinend mit dem Kopf).

Er. Was bist du denn gar so still, Herzerl?

Sie (einfach). Ich muß dir was Ernstes sagen.

Er. Na, geh . . . Geht ihr am Ende wirklich über Ostern nach Abbazia? — nein? — (Mit sehr korrekter Besorgnis:) Oder geht's deiner Schwester schlechter? —

Sie. O nein, sie ist schon außer Bett. —

Er. Da bin ich aber wirklich froh. — — Was ist's dann also?

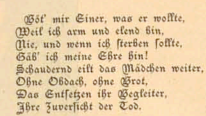
Sie (wie oben). Ich — werde Mutter. —

Er. Im Ernst? — Nein! —

(Schluß Seite 6.)

Das arme

(Rom





Böt' mir Einer, was er wollte,
Weil ich arm und elend bin,
Nie, und wenn ich sterben sollte,
Gäb' ich meine Ehre hin!
Schaudernd eilt das Mädchen weiter,
Ohne Obdach, ohne Brot,
Das Entsetzen ihr Begleiter,
Ihre Zuversicht der Tod.

Es klappert in den Laternen
Des Winters eisig Wehn,
Am Himmel ist von den Sternen
Kein einziger zu sehn.

Wie sie nun noch eine Strecke
Weiter irrt, sieht sie von fern
An der nächsten Straßenecke
Einen ernsten jungen Herrn.
Ihm zu Füßen auf die Steine
Sinkt sie, ohne einen Laut,
Hält umklammert seine Beine,
Und der Herr verwundert schaut:

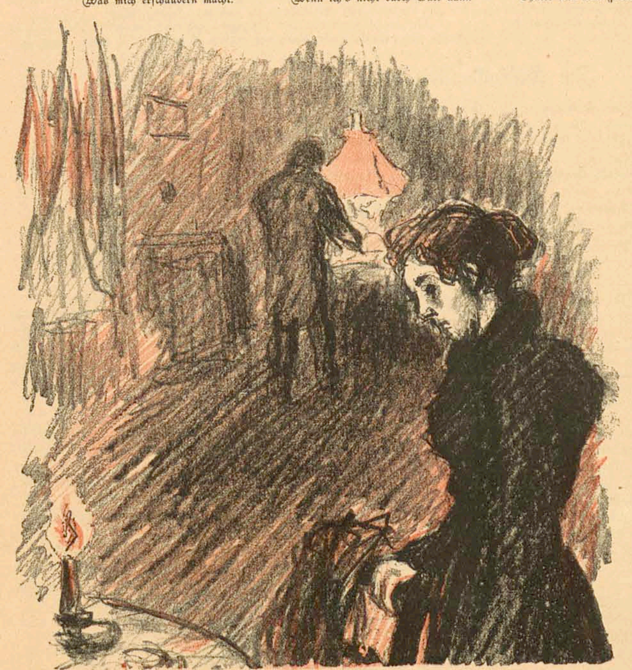
Wenn dich die Menschen verlassen,
Komm auf mein Zimmer mit mir —
Jetzt tobt in allen Gassen
Nur wilde Begier.

Und sie folgte seinen Schritten,
Hielt sich schüchtern hinter ihm;
Jener hat es auch gelitten,
Wurde weiter nicht intim.
Angelangt auf seinem Zimmer
Zündet er die Lampe an,
Bei des Lichtes mildem Schimmer
Bald sich ein Gespräch entspann':

Es boten mir wohl viele
Ein Obdach für die Nacht,
Doch hatten sie zum Ziele,
Was mich erschaudern macht.

Ferne sei mir das Verlangen,
Sprach der ernste junge Mann,
Dir zu färben deine Wangen,
Wenn ich's nicht durch Güte kann —

Bat sie, länger nicht zu weinen,
Holte Wurst und kochte Thee,
Und am Morgen zog er einen
Thaler aus dem Portemonnaie.



Sie hat ihn bescheiden genommen
Und fand, eh' der Tag vorbei,
Als Plätterin Unterkommen
In einer Wäscherei.

Aber ach, die Tage gingen
Und die Nächte langsam hin,
Bluteswallungen umfingen
Ihren frommen Kindersinn.
Immer mußt' sie sein gedenken,
Der so freundlich zu ihr war,
Immer mußt' den Kopf sie senken
In der muntern Mädchenschar.

Und eines Abends um neune
Hielt sie's nicht aus,
Lief ganz alleine
Nach seinem Haus.

Er war noch nicht heimgekommen,
Sie verkroch sich unters Bett,
Bis sie seinen Schritt vernommen,
Wo sie gern gejubelt hätt'.
Doch sie hielt sich still da unten,
Bis er sich zu Bett gelegt
Und den süßen Schlaf gefunden,
Dann erst hat sie sich geregt . . .

Leise wie eine Elfe
Schlupft sie zu ihm hinein:
Daß Gott mir helfe —
Ich bin dein!

Doch da hat er sich erhoben,
Wußte erst nicht was geschah,
Hat die Kissen vorgeschoben,
Als das Kind er nackend sah:
Nein, jetzt will ich dich nicht haben;
Wohl dir, daß du mir vertraut!
Spare deine schönen Gaben,
Denn schon morgen bist du Braut!

Er führte binnen drei Tagen
Sie wirklich zum Altar.
Es läßt sich gar nicht sagen,
Wie glücklich sie war . . .

Frank Wedekind.



(Zeichnung von Max Slevogt.)

Sie (nickt).

Er. Was sagt denn der Herr Gemahl dazu?

Sie (leicht zurückweichend). Mein Mann —? —

Er. Hast du's ihm noch nicht gesagt? —

Sie (befremdet). Meinem Mann —? —

Er. Ja was hast du denn?

Sie. Ob ich's — meinem Mann gesagt habe? —

Er. Nun ja! —

Sie. Wie kann ich's ihm denn — sagen? —

Er. Du wirst's ja doch wohl thun müssen. —

Sie. Ich werde es — thun — müssen . . .?

Er. Natürlich wirst du's ihm anders mitteilen als mir . . . Seinem Ehemann flüstert man's ja errötend ins Ohr, nicht wahr? —

Sie (sieht ihn groß an).

Er. Er wird sich riesig freuen, wie? — Was regst du dich denn gar so sehr darüber auf! —

Sie. Machst du dich über mich lustig? —

Er. Ich?

Sie. Du glaubst — du kannst glauben? — Du glaubst, daß mein Mann —

Er (langsam beginnt er zu verstehen). Na ja, du bist ja schließlich verheiratet, und da . . . .

Sie (ausbrechend). Du kannst glauben, daß er mich berührt hat — seit ich dir gehöre —?

Er (befangen). Schau, Kind — ich weiß ja, — ich habe ja nicht geahnt...

Sie. Das hast du glauben können! —

Er (versucht sie zu beruhigen). Ja, siehst du, — es ist ja . . . du bist ja wirklich ein Engel . . . daß eine Frau für einen Menschen, den sie lieb hat, so viel thun kann —. Ich hab' ja immer gewußt, daß du mich liebst, — aber du bist kaum drei Jahre verheiratet, wie kann man einem Ehemann zumuten —

Sie. Was für Frauen mußt du gekannt haben! —

Er. Es ist ja — beinah' unerklärlich. — Was du mir beteuert hast, erzählen einem die Frauen immer; — es ist halt eine Notlüge, — man hört's ja auch gerne —

Sie (sieht ihn starr an).

Er (durch ihren Blick immer befangener werdend). Freilich, du bist eben anders, ganz anders wie die übrigen alle. Aber man traut sich ja kaum, so was anzunehmen. — Du mußt nur denken, was einem alles vorkommt in der Welt . . . Geh, gieb mir deine Hand. (Nimmt die Willenlose und küßt sie.) Du mußt mir verzeihen; — was du mir sagst, macht mich ja ganz glücklich. Ich hab' ja gar nicht geahnt, daß du mich so lieb hast —

Sie. Warum bin ich denn deine Geliebte geworden?

Er. Daß du mich gerne hast, das hab' ich ja vom ersten Tag an gewußt — und wenn eine Frau einen Mann gern hat, so hat sie ja sozusagen ein Bedürfnis, ihm treu zu bleiben — es giebt gewiß manche, denen ihr Gatte förmlich zuwider ist — aber manchmal kann man sich ja schwer helfen, nichtwahr? —

Sie. Du hast gemeint, ich belüge dich! —

Er. Nein, — ich hab' nur nicht, ja wie soll ich das sagen, — ich hab' nur kaum zu träumen gewagt, daß du mir — die Wahrheit sagst —

Sie (schüttelt traurig den Kopf).

Er. Na . . . Du! — Sei nicht traurig . . .

Sie. Du begreifst aber jetzt vielleicht, — daß ich — nicht sehr lustig bin.

Er. Ja, ja, ja . . . was machen wir jetzt nur mit deinem Mann? —

Sie. Und du verstehst, daß ich dir's — zuerst gesagt habe.

Er. Na geh, — nicht mich so höhnisch behandeln . . .

Sie (ist zum Fenster gegangen; es dämmert immer mehr).

Er (setzt sich nieder, dann steht er auf).

Sie. Nun? —

Er (verlegen). Daß du . . . daß du dich irrst, ist ausgeschlossen? —

Sie. Vollkommen.

Er. Hm . . . Ja ja, wenn ich schon meine Selbständigkeit hätte! . . .

Sie (wendet sich wieder zu ihm um, er kann ihr Gesicht nicht mehr deutlich ausnehmen).

Er (tritt näher zu ihr). Da könnten wir — einfach nach Amerika durchbrennen. — —

Sie (nickt nur mit dem Kopf).

Er. Ach, in solchen Momenten spürt man erst, was die Abhängigkeit für ein furchtbares Los ist. Denn eigentlich, wenn ich auch im Bureau von Papa arbeite, ich bekomme ja doch eigentlich nur ein Taschengeld! —

Sie. Mit Amerika ist's da freilich nichts! —

Er. Ich bin eigentlich gefesselt, an Händen und Füßen. Ich komm' mir manchmal vor wie ein Sklave.

Sie. Ich möcht' nur eins wissen . . . wirst du mich immer lieb haben?

Er (sie an sich ziehend). Aber, aber! — wie kann man nur so fragen! Du hast ja gar keine Ahnung, wie gern ich dich hab', — jetzt beinahe noch mehr als früher.

Sie. Jetzt darfst du mich nicht verlassen!

Er. Aber was redest du denn eigentlich . . . Na schau! . . . Du! . . . Na, nicht traurig sein! —

Sie (plötzlich wieder in Erregung). Ja, aber was . . . ja was . . .

Er. Was zu thun ist! . . . Ja, sag, — wie lang ist's denn eigentlich? . . . Es kann sich da doch nur um ein paar Wochen handeln —

Sie (nickt)

Er (mit Entschiedenheit). Herrgott, wenn ich nur mein eigener Herr wär'!

Sie. Was wär' denn dann?

Er. Da fragt sie noch! — Ich hab' dir's ja schon gesagt! Glaubst du, ich ließ' dich nur einen Moment bei deinem Mann? —

Sie (zärtlich an ihn sich schmiegend)

Er. Aber so, so! —

Sie. Was also, was? was? —

Er. Man muß halt nachdenken . . . Vielleicht ließe sich jetzt . . . wo's doch erst ein paar Wochen dauert —

Sie. Du! . . . kein Wort mehr davon! —

Er. Ja freilich, — du hast ganz recht. Entschuldige, daß ich nur einen Augenblick gedacht hab' . . . Es fährt einem eben alles Mögliche durch den Kopf bei so einer (sucht in der Befangenheit ein heiteres Wort) festlichen Gelegenheit. Es wär' auch ein Unsinn, es ist ja doch immer eine Gefahr dabei.

Sie. Eine meiner Freundinnen wär' auf die Art beinahe gestorben.

Er. Wie, eine Freundin? — eine verheiratete Frau!

Sie. Natürlich.

Er. Eine verheiratete Frau? — Da ist es aber doch wirklich geradezu ein Verbrechen. Also bei einem jungen Mädel aus anständiger Familie, wenn einmal so ein kleines Malheur passiert, da ist es ja begreiflich — aber wenn man einen Mann hat, da ist es einfach ein Leichtsinn! Nein nur, damit sie keine Unannehmlichkeiten hat! —

Sie (trüb lächelnd). Wenn man einen Mann hat!

Er. Aber du hast ja einen —

Sie. Ich habe keinen, ich hab' nur dich!

Er. Aber . . . du . . . etwas muß ja doch geschehen . . . wegnehmen von deinem Herrn und Gebieter kann ich dich ja jetzt doch nicht —

Sie. Nun?

Er (nahe zu ihr; es ist sehr dunkel). Na, ich möchte jetzt an deiner Stelle froh sein, daß ich einen Mann habe.

Sie (irritiert). Aber ich sagte dir doch schon —

Er. Es wäre doch die einfachste Lösung —

Sie. Was —?

Er. Na, du verstehst mich ja; es ist doch nicht so schwer — — —

Sie. Mich ihm . . .

Er. Na, nicht vielleicht wieder Flitterwochen mit ihm verleben, da thät' ich schon bitten —

Sie (schweigt, dann sieht sie ihn groß an). Aber — für — eine Nacht? —

Er (gütig). Ja! —

Sie. Ah! . . . (Sie schlägt ihn ins Gesicht, nimmt Hut und Schleier, geht; schließt die Thür hinter sich.)

Er (bleibt wie gelähmt stehen). Du! . . . (will ihr nach, dann) Ah nein — (mißlaunig) Überspannte Person! . . . (wütend) Überspannte Person . . . Da giebt man einer einen . . . guten Rat, und sie wird noch grob. Das ist dann die Liebe! . . . Der Himmel schütze einen vor verliebten Weibern. — Überspannte Person! . . . Und folgen wird sie mir ja doch! . . .



Gebet

O sei mir treu. Ich flehe, dir zu Füßen,
Mich selbst erniedernd, in den Staub gestreckt.
Du konntest mir die ganze Welt versüßen,
Nun zeig mir nicht, wie bittrer Schierling schmeckt.
O sei mir treu, ich könnt' es nicht ertragen,
Würd' dieser letzte Glauben mir zu Spott,
Du bist das helle Licht in meinen Tagen,
Du bist mein Himmel, mein Gebet, mein Gott.
O sei mir treu und laß mich nicht verschmachten,
Du, meiner armen Seele täglich Brot.
Schon manche Weiber lernt' ich kühl verachten,
Wenn sie mein Tiefstes sich zum Spielzeug machten.
Dich aber schlüg' ich tot.

Korfiz Holm.

„Rivalin"

Von Marcel Prévost

Juni 18 . .

Ausgenommen diese Juliette, bin ich niemals auf die Frauen, denen Maurice den Hof machte, eifersüchtig gewesen. Was gingen mich seine galanten Abenteuer an, die Eroberungen, die er bei den Schauspielerinnen und den jungen Damen aller Schattierungen machte. Junge Frauen, mehr oder weniger emancipierte junge Mädchen, sie alle flogen ihm zu wie kleine Lerchen, angelockt durch den neuen Glanz seiner jungen Berühmtheit, durch sein entzückendes Wesen und seine vornehmen Manieren. Ich war nicht eifersüchtig; nein — ich war sogar stolz. Von allen diesen Erfolgen kam ja auch ein klein wenig auf mich; aus meinem Fleisch und Blut war dieser schöne, so schnell berühmt gewordene Künstler hervorgegangen; niemals hatte ich in meiner zu frühen Witwenschaft nach einem anderen Trost als nach seiner Liebe Verlangen getragen. Weil ich, ihn zu erziehen und heranzubilden, mir fast alles versagt hatte, deshalb war sein Ruhm ebensosehr mein Werk, wie seine Schönheit. Und dazu war er so dankbar, so voller Zärtlichkeit für seine alte Mutter, mein Herzblatt von einem Maler! Selbst vor anderen Leuten nannte er mich immer so lieb „Mamachen!" Er suchte etwas darin, dieser große Junge, dem kein Lehrer jemals seine Unabhängigkeit hat nehmen können, allen meinen Wünschen zu willfahren.

. . . Oh! mochten sie ihm doch nachlaufen, die andern, die Damen, um mit ihm zu renommieren! Ich wußte es ja doch: sie waren nur sein Zeitvertreib, und er wechselte sie, wie er sein Pferd wechselte, auf dem er ins Bois ritt. Das einzige Weib seines Lebens, seine wahre Beraterin, seine Vertraute und seine Zuflucht — das war seine Mutter.

Er traf diese Juliette in Bourgeois-Kreisen, die ja gern mit Künstlern verkehren. Kein ganz junges Mädchen mehr, hatte sie viel geflirtet, oft beinah geheiratet. Hübsch war sie, das muß ich ihr lassen: das Haar rot wie das Mahagoni der englischen Möbel, die mattweiße Haut so überzart, daß man fürchten mußte, sie durch einen Kuß zu zerreißen; dazu Augen von eigentümlichem, sehr dunklem, sehr feuchtem Grün, Algengrün könnte man's nennen . . . Wie alle, machte auch sie Maurice den Hof, und wie immer, umwarb Maurice sie stürmisch; denn jedesmal bildet er sich in den ersten sechs Wochen ein, die große Leidenschaft gefunden zu haben. Ich blieb ganz ruhig, wußte ich doch, wie flüchtig diese großen Leidenschaften waren. Dennoch, als er Juliette porträtierte, beunruhigten mich ihre feuchten, kalten Algenaugen, in denen ich nichts von jener Anbetung, jener grenzenlosen Hingabe las, die Maurice sonst den Frauen einflößt. Maurice war unruhig, bewegt, verwirrt. Wohl erzählte er sehr aufgeräumt und witzig drollige Anekdoten, aber ich wußte, daß sein Herz nicht mitlachte. Dreimal fing er das Bild an und dreimal mißglückte es. Juliette sagte es ihm schonungslos. Die Zeit der Sommerfrische kam; sie sollte abreisen. Einen vierten Versuch verschob man auf die Muße des Landaufenthaltes. Juliettes Eltern haben ein Gut in der Touraine: zu ihnen sollte Maurice für einige Wochen gehen und dort in Ruhe das Bild aufs neue anfangen und beenden. Bis auch er reisen konnte, war mein Herzensmaler ganz traurig und aufgeregt. Ich aber litt gleich ihm, weil er mir zum erstenmal seinen Kummer nicht vertraute. Niemals sprach er vor mir Juliettes Namen aus, und versuchte ich, von ihr zu sprechen, so zeigte er mir, seiner alten Mutter, ein solch verschlossenes, hartes Gesicht, wie ich's noch nie an ihm gesehen . . . Er reiste ab. Einen und einen halben Monat war ich ganz allein. Als er zurück kam, war er wieder ruhig, fast froh. Er erklärte mir, daß er Juliette heiraten wolle.

Dieser Schlag! ich hielt mich nicht mehr. Ich sagte ihm alles, was ich von seiner Juliette dachte. Ich hatte Erkundigungen eingezogen und wußte Geschichten über Geschichten. Vielleicht waren nicht alle ganz verbürgt. Einige sahen nach Erfindung aus; ich aber zog vor, alles zu glauben und ihm alles zu erzählen. Wortlos hörte er mich an — eine ganze Weile — erblaßte dann bis in die Lippen und ging fort. Erst am Abend kam er wieder und sagte, mich umfassend: „Höre, Mamachen, sprich nicht mehr so zu mir. All diese Gemeinheiten, die du mir erzählt, sind deiner unwürdig. Juliette verdient, daß ich sie liebe, und sie liebt mich. Zwinge mich nicht, zwischen ihr und dir zu wählen."

Sie heirateten. Ich gewann es nicht über mich, mit ihnen zu leben, obgleich Juliette dazu bereit war. Ich wollte nicht, ich konnte nicht. Ich zog mich mit meinen beiden Dienstboten in ein kleines Haus bei Paris zurück. Maurice besuchte mich von Zeit zu Zeit; Sonntags frühstückte er bei mir; meine Schwiegertochter sah ich nur, wenn ich nach Paris kam.

So verlebte ich zwei traurige Jahre, die traurigsten meines Lebens, die mich um zehn Jahre älter machten. Keine verratene Gattin, keine verlassene Geliebte kann eifersüchtiger sein, als ich es war. Nicht auf die sinnlichen Freuden, die sie ihm bot, o Gott! jene erregenden Liebkosungen, die er so vielen anderen gegeben, von so vielen anderen empfangen hatte! Nein . . . aber sie war seine Gefährtin, seine Vertraute, seine Zuflucht, war alles, was ich ihm gewesen, war die Frau seines Lebens, — ich war es nicht mehr. Im ersten Jahre seiner Ehe stellte er nicht aus, schuf er nichts; wird man glauben, daß ich froh darüber war, daß ich mir mit einer Art Befriedigung sagte: „Sie hindert ihn am Arbeiten!" Aber im Jahre darauf that er es mit seinem „Tod der Manon" allen zuvor; er erhielt den Preis des Salon, und mir, die ich einst nur von seinen Erfolgen gelebt hatte, that dieser Erfolg wehe — — erkannte ich doch gleich den biegsamen Leib, die roten Locken, die Algenaugen der „Manon". Er vergaß mich nicht. Immer besuchte er seine alte Mutter, und nach und nach schien es mir, daß er öfter kam, länger blieb. Es war, als hätte er mir etwas anzuvertrauen, wagte es aber nicht und leide dadurch, daß er's nicht wagte. Mein armer Liebling litt, und ich, die ihn vergötterte, erriet wohl, woher sein Leiden kam, aber ich wollte nicht, daß er's durch ein Geständnis ausschüttete. Bis zur Hefe sollte er es auskosten, ganz allein, unberaten, zeugenlos, damit er so wiederkäme, wie ich ihn haben wollte: zerschlagen und abgehetzt, — damit ich ihn heilen und er mir sein Leben verdanken sollte. Jetzt, da sie ihm wehe that, fing ich an, diese Juliette nicht mehr zu hassen. In ihren Flitterwochen wollte ich nichts von ihrem Leben zu zweien wissen. Jetzt, da es drohend tagte kümmerte ich mich darum: ich beobachtete. Mit einem Blick hatte ich alles gesehen, alles verstanden. Meine Schwiegertochter hatte noch keinen Geliebten, aber die Gier nach einem anderen Manne erwachte schon in diesem unkeuschen Geiste. Ich ging an einem ihrer Empfangstage zu ihr und erriet den Mann, den sie begehrte. Einer von denen war's, mit denen sie früher geflirtet hatte; der erste vielleicht; und jetzt, da sie die ganze Liebe kannte, kehrte sie zu ihm zurück. Denn zu unserem ersten Joche zieht es uns unser Leben lang und zuweilen nehmen wir's gegen unseren Willen wieder auf.

. . . Beruhigt, der Zukunft vertrauend, kehrte ich in den Burgfrieden meines kleinen Hauses zurück. Und als sechs Wochen später mein armer, geliebter Maurice schluchzend, vernichtet sich mir in die Arme warf, aber auch wütend, rasend gegen diese Frau, die ihm schon unerreichbar war, preßte ich ihn an mich und dankte Gott, der ihn mir wiedergegeben.

All' meine Qualen waren vergessen. Er kam zu mir zurück: die andere war besiegt.

☞ Die vorstehende Novelle ist dem im Verlage von Albert Langen demnächst erscheinenden Buch „**Kamerad Eva**" von Marcel Prévost entnommen. „**Kamerad Eva**" ist eine neue Sammlung Prévost'scher Novelletten und Frauenbriefe von entzückender Grazie und echt künstlerischem Wert.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Die kleine Optimistin



(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Nicht wahr, Mama, so wie Ihr, das nennt man eine wilde Ehe.

1. Jahrgang Nr. 4 | Preis 10 Pfg. = 8 Kr. = 15 Cts. | 25. April 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich (frei ins Haus gebracht) 1 Mk. 50 Pfg. = 1 fl. = 2 Frcs.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg. = 1 fl. = 2 Frcs.

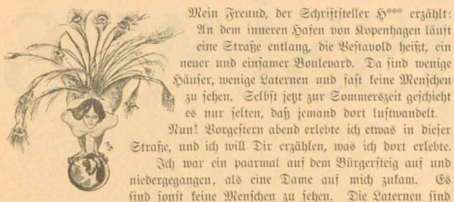
Die Stimme des Lebens



(Zeichnung von F. Reznicek)

Die Stimme des Lebens

Von Knut Hamsun



Mein Freund, der Schriftsteller H*** erzählt: An dem inneren Hafen von Kopenhagen läuft eine Straße entlang, die Vestavold heißt, ein neuer und einsamer Boulevard. Da sind wenige Häuser, wenige Laternen und fast keine Menschen zu sehen. Selbst jetzt zur Sommerszeit geschieht es nur selten, daß jemand dort lustwandelt.

Nun! Vorgestern abend erlebte ich etwas in dieser Straße, und ich will Dir erzählen, was ich dort erlebte. Ich war ein paarmal auf dem Bürgersteig auf und niedergegangen, als eine Dame auf mich zukam. Es sind sonst keine Menschen zu sehen. Die Laternen sind angezündet, aber es ist dunkel und ich kann das Gesicht der Dame nicht erkennen. Es ist eins der gewöhnlichen Kinder der Nacht, denke ich und gehe an ihr vorüber.

Am Ende des Boulevards kehre ich um und gehe zurück, auch die Dame ist umgekehrt, ich begegne ihr wieder. Ich dachte bei mir: Sie erwartet jemand, wir wollen doch einmal sehen, wen sie erwartet. Und abermals gehe ich an ihr vorüber.

Als ich ihr zum drittenmal begegnete, griff ich an den Hut und redete sie an. Guten Abend! Ob sie hier auf jemand warte?

Sie zuckte zusammen. Nein — — ja, sie warte auf jemand.

Ob sie etwas dagegen habe, wenn ich ihr Gesellschaft leistete bis derjenige käme, auf den sie wartete?

Nein, sie hätte nichts dagegen. Sie dankte mir. Übrigens, sagte sie, warte sie auf niemand, sie ginge hier nur ein wenig spazieren, weil es hier so still sei.

Wir schlenderten Seite an Seite dahin und wir begannen, über gleichgültige Dinge miteinander zu reden; ich bot ihr meinen Arm.

„Ach nein!“ sagte sie und schüttelte den Kopf.

Die Sache wurde mir langweilig. In der herrschenden Dunkelheit konnte ich sie nicht sehen, deswegen zündete ich ein Streichholz an und versuchte, sie zu beleuchten, während ich nach der Uhr sah.

„Halb zehn, gut halb zehn,“ sagte ich.

Sie schauderte, als fröre sie. Ich ergriff die Gelegenheit und fragte: „Es friert Sie, möchten Sie nicht irgendwo hingehen und etwas trinken? Ins Tivoli, oder ins National?“

„Nein, ich kann jetzt nirgends hingehen, wie Sie sehen,“ antwortete sie.

Und erst jetzt bemerkte ich, daß sie einen langen, schwarzen Trauerschleier trug.

Ich bat um Entschuldigung und gab der Dunkelheit die Schuld. Und die Art und Weise, wie sie meine Entschuldigung aufnahm, überzeugte mich plötzlich, daß sie nicht zu den gewöhnlichen Nachtschwärmern gehörte.

„Nehmen Sie meinen Arm,“ sagte ich nochmals, „das wärmt.“

Sie nahm meinen Arm.

Wir gingen mehrmals auf und nieder. Sie bat mich, nach der Uhr zu sehen.

„Es ist über zehn,“ sagte ich. „Wo wohnen Sie?“

„Auf dem Gamle Kongevej.“

Ich hielt sie zurück.

„Und darf ich Sie bis an ihre Hausthür begleiten?“

„Nein, das geht nicht,“ erwiderte sie. „Nein, das können Sie nicht. — Sie wohnen in der Bredgade?“

„Woher wissen Sie das?“ fragte ich überrascht.

„Ich weiß, wer Sie sind,“ antwortete sie.

Pause. Wir gingen Arm in Arm und bogen in die erleuchteten Straßen ein. Sie ging schnell, ihr langer Schleier flatterte. Sie sagte:

„Lassen Sie uns, bitte, schnell gehen.“

An ihrer Hausthür im Gamle Kongevej wandte sie sich nach mir um, als wollte sie mir für meine Begleitung danken. Ich öffnete ihr die Thür, sie ging langsam hinein, indem sie sich nach mir umsah. Ich stemmte die Schulter leicht gegen die Thür und ging hinter ihr hinein. Da ergriff sie meine Hand. Niemand von uns sprach ein Wort.

Wir gingen ein paar Treppen hinauf und blieben im zweiten Stockwerk stehen. Sie öffnete selber die Windfangthür, öffnete noch eine Thür, nahm mich bei der Hand und führte mich hinein. Es mußte ein Zimmer sein; ich hörte eine Uhr ticken. Die Dame machte einen Augenblick an der Thür Halt, schlang plötzlich die Arme um mich und küßte mich heiß und bebend auf den Mund. Mitten auf den Mund.

„Setzen Sie sich jetzt,“ sagte sie. „Hier ist ein Sofa. Inzwischen will ich Licht anzünden.“

Und sie zündete Licht an.

Ich blickte um mich, verwirrt und neugierig. Es war ein großes, außerordentlich hübsch ausgestattetes Wohnzimmer, in dem ich mich befand; es standen auch Thüren nach mehreren Nebenzimmern offen. Ich konnte nicht begreifen, was für ein Menschenkind es sein mochte, mit dem ich auf so wunderbare Weise zusammengetroffen war, und ich sagte:

„Wie hübsch es hier ist! Wohnen Sie hier?“

„Ja, dies ist mein Heim,“ erwiderte sie.

„Dies ist Ihr Heim? Sie sind also die Tochter des Hauses?“

Sie lachte und sagte:

„Nein, nein. Ich bin eine alte Frau. Jetzt werden Sie es sehen!“

Und sie nahm den Hut mit dem Schleier ab.

„Da sehen Sie!“ sagte sie und schlang die Arme noch einmal um mich, plötzlich, gleichsam von unbändiger Leidenschaft getrieben.

Das große, tolle Kind! Sie mochte zwei, dreiundzwanzig Jahre alt sein; sie trug einen Trauring an der rechten Hand und konnte deswegen auch wirklich eine verheiratete Frau sein. Hübsch? Nein. Sie hatte zu viele Sommersprossen und fast gar keine Augenbrauen. Aber es sprach ein wildwogendes Leben aus ihr, und ihr Mund war geradezu schön.

Ich wollte sie fragen, wie sie heiße, wo ihr Mann sei, falls sie einen habe; ich wollte wissen, in wessen Hause ich mich befand; sie aber schmiegte sich fest an mich, sobald ich den Mund öffnete und verbot mir, neugierig zu sein.

„Ich heiße Ellen,“ sagte sie. „Wollen Sie ein wenig genießen? Es macht nichts, ich kann sehr gut schellen. Sie müssen nur so lange da hineingehen, ins Schlafzimmer.“

Ich ging ins Schlafzimmer. Die Lampe aus dem Wohnzimmer warf ein schwaches Licht zu mir herein. Ich sah zwei Betten. Ellen schellte und verlangte Wein, ich hörte, wie ein Mädchen den Wein brachte und wieder hinausging. Nach einer kleinen Weile kam Ellen ins Schlafzimmer. Sie blieb an der Thür stehen. Ich ging ihr einen Schritt entgegen, sie stieß einen kleinen Schrei aus und kam im selben Augenblick auf mich zu. — — —

Das war vorgestern abend.

Was weiter geschah? Hab' nur Geduld, es geschah noch mehr. Gestern morgen, als ich erwachte, begann es zu dämmern, das Tageslicht drang zu beiden Seiten des Rouleaux ins Zimmer. Auch Ellen war erwacht. Sie seufzte müde und lächelte mir zu. Ihre Arme waren weiß und sammetartig, ihre Brust schwellend. Ich flüsterte ihr etwas zu, und sie schloß meinen Mund mit dem ihren, stumm vor Zärtlichkeit. Es tagte mehr und mehr.

Zwei Stunden später war ich auf den Beinen, auch Ellen ist aufgestanden, sie nestelt an ihren Kleidern, sie hat schon Schuhe an. Und jetzt erlebe ich etwas, das mich noch in diesem Augenblick durchschauert wie ein böser Traum. Ich stehe am Waschtische, — Ellen hat etwas im Nebenzimmer zu thun, und als sie die Thür öffnet, wende ich mich um und sehe dahinein. Ein kalter Lufthauch dringt mir von den geöffneten Fenstern entgegen, und mitten im Zimmer, auf einem langen Tisch, erblicke ich eine Leiche. Eine Leiche, die im Sarge liegt, mit grauem Bart, die Leiche eines Mannes. Seine mageren Kniee stehen in die Höhe wie zwei wütende Fäuste, die unter dem Leichentuch geballt sind, und sein Gesicht ist ganz gelb und Schreck einflößend. Ich sehe alles im hellen Tageslicht. Ich wende mich ab und sage kein Wort.

Als Ellen zurückkehrte, war ich angekleidet und zum Gehen bereit. Ich war kaum imstande, ihre Umarmung zu erwiedern. Sie kleidete sich völlig an, sie wollte mich in den Thorweg hinabbegleiten, und ich ließ sie gehen und sagte noch immer nichts. Unten im Thorweg drückte sie sich an die Mauer, um nicht gesehen zu werden und flüsterte:

„Auf Wiedersehen!“

„Morgen?“ fragte ich zögernd.

„Nein, nicht morgen!“

„Weshalb morgen nicht?“

„Schweig, Liebster, ich muß morgen zum Begräbnis, ein Verwandter von mir ist gestorben. So, jetzt weißt Du es!“

„Aber übermorgen?“

„Ja, übermorgen, hier im Thorweg werd' ich Dich erwarten. Leb' wohl!“

Ich ging. — — — —

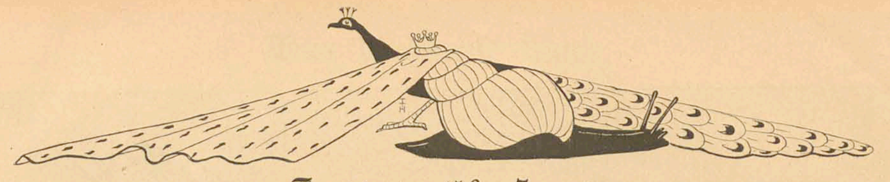
Wer war sie? Und die Leiche? Wie die die Fäuste ballte, und wie die Mundwinkel in häßlicher Komik herabhingen! Übermorgen würde sie mich wieder erwarten. Sollte ich wieder zu ihr gehen?

Ich lenke meine Schritte direkt nach dem Café Bernina, wo ich um das Adreßbuch bitte, — ich schlage auf, Gamle Kongevej, die und die Nummer, gut, ich sehe den Namen und weiß, wie Ellen heißt. Ich warte eine Weile, bis die Morgenzeitung kommt und stürze mich über das Blatt, um die Todesanzeigen zu studieren, ja, ich finde auch wirklich die ihrige, die erste in der langen Reihe, mit fetten Buchstaben: „Nach langer Krankheit verschied gestern mein Mann in seinem 53. Lebensjahre.“ Die Anzeige war von gestern datiert.

Ich sitze lange da und sinne.

Ein Mann hat eine Frau, sie ist dreißig Jahre jünger als er, er ist viele Jahre lang krank und stirbt dann eines Tages. Die junge Witwe atmet auf, das Leben ruft ihr zu mit seiner entzückenden Tollheit, sie gehorcht seiner Stimme und antwortet: Ich komme! Und schon dem nämlichen Abend lustwandelt sie auf dem Vestavold. — — —

Ellen, Ellen, übermorgen!



An die deutsche Jugend

Bei Gelegenheit der Verbannung von Robert Prutz

(Von Georg Herwegh*)

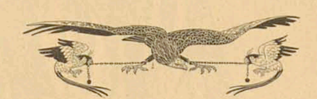
Ihr spottet unser, stolze Würdenträger?
Baut nicht zu viel auf euer Ahnenschild!
Vielleicht noch einen Tag die wilden Jäger,
Vielleicht schon morgen das gejagte Wild!
Mit manchem Worte wollt' er euch bedeuten,
Mit manchem Wort zu Frommen euch und Nutz:
Ihr aber zwangt den Dichter Sturm zu läuten —
Nimm, deutsche Jugend, nimm sein Lied in Schutz!

Ich spielte freilich nur auf einer Saite,
Die euch, erlauchte Herren, stets mißfällt:
Doch rief nicht ich, bei Gott! nicht ich zum Streite,
Zum Streite ruft der neue Geist der Welt!
Und jauchzt das Volk und schwingt es seine Mützen,
Wollt ihr den Leiermann drum ächten? Thut's!
Der Adler weiß die Nachtigall zu schützen —
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!

Leicht können wir der Fürsten Gunst entbehren
Für eines Bettlers Herz, das wir gerührt!
Sie soll mich auch in Zukunft singen lehren,
Die mir die Hand zum ersten Lied geführt.
All' meine Schätze leg' ich ihr zu Füßen:
Die Freiheit ist ein Weib und liebt den Putz.
Jawohl! ich werd' ihr Sklave bleiben müssen, —
Nimm, deutsche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Sie, die kein Wetter aus dem Schlafe rüttelt,
Die Treibhauspflanzen, die ein Mädchen hegt,
Indes der Sturm die Brüder draußen schüttelt,
Die Dichter haben nie dein Herz bewegt:
Du lächelst, ob der Demut unsrer Alten,
Und willst nur Zorn und kühner Worte Trutz,
Zwar hinkt mein Vers, doch ist er ohne Falten,
Nimm, deutsche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Gleich wie die Lerche grüßt den ersten Funken
Der aus dem Aug' des jungen Tages bricht:
So macht ein Strahl von Hoffnung schon mich trunken,
Ich brauch' die Sonne der Erfüllung nicht.
„Es muß gescheh'n und darum wird's geschehen!"
Schriebst du nicht also mein geliebter Prutz!
Kein Korn der Freiheit darf verloren gehen —
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!



Dem philosophischen Nebenbuhler

Von Georg Herwegh

Wir steh'n zu Zweien um ein Weib in Gluten,
Um das wir gegenseitig uns vernichten
Und schonungslos einander splitterrichten,
Das wollte mir schon längst nicht mehr gemuten.

Mein teurer Freund und Freund des Absoluten,
Du möchtest jede Form zum Geiste lichten,
Ich jeden Geist zur schönsten Form verdichten,
So höre meinen Vorschlag denn zum Guten:

Trink ihr unsterblich Teil in vollen Zügen,
Magst du der Schönen schöne Seele speisen
Und dich am ewigen Begriffe laben;

Ich will mich mit dem Sterblichen begnügen,
Und herzhaft in den frischen Apfel beißen,
Sollt' ich auch morgen nichts als Asche haben.

Die drei Sterne

Von Georg Herwegh

Es traten einst um Mitternacht
Der Sterne drei zusammen,
In nie geseh'ner heller Pracht,
In niegeseh'nen Flammen.

Da scholl es aus des Ersten Mund
Von blasser Silberlippe:
„Ich that den Weg den Völkern kund
Zu einer Gottes-Krippe!"

Und stolz darein der Zweite schaut,
Wie um sich selbst zu sonnen:
„Auf mich hat Cäsar einst vertraut
Und eine Welt gewonnen!"

„Und mich liebt", fuhr der Dritte fort,
„Das schönste Kind vor allen!"
Noch klang am Himmel laut sein Wort,
Der Stern war schon gefallen.

*) Erste Folge des Herwegh-Cyclus (Unveröffentlichte Gedichte Georg Herweghs. s. Nr. 1 des Simplicissimus.)

Zeichnung von H. Schlittgen)



„Wenn ich Sie so sehe und höre, gnädige Frau, kann ich absolut nicht begreifen, daß Sie nicht mindestens zwölf Kinder zur Welt gebracht haben."

„Ja, glauben Sie, das war m e i n Fehler, Herr Doktor!"

Das verbotene Buch

(Von F. Reznicek)



Pythia

Von Thomas Hey

Als Graf Sägebrecht vor sechs Jahren heiratete, war er schon kein Jüngling mehr. Nun war sein Haupt bereits ganz kahl und sein Mund zahnlos. Trotzdem liebte er seine reizende junge Frau aufrichtig. Nur ein Schatten trübte sein Glück: Die Ehe war kinderlos, und er schien bestimmt, der letzte seines Stammes zu sein. Seine Mittel erlaubten ihm, sämtliche ärztliche Autoritäten Europas hierüber zu konsultieren und auf deren Rat mit seiner Frau die teuersten Badereisen zu machen. — Alles blieb vergeblich.

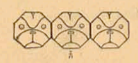
Darob verdüsterte sich sein sonst so heiterer Sinn, er verzweifelte an Gott und der Welt und schließlich warf er sich dem Spiritismus in die Arme. Er fehlte in keiner der Sitzungen, welche das damals so berühmte Medium Madame Blavatzky veranstaltete. Mit den Geistern abgeschiedener Helden verkehrte er freundschaftlich und mit Napoleons Geist war er sogar per Du. In einer dieser Sitzungen wurde der Geist der Pythia citiert. Unter den Klängen eines verstimmten Harmoniums tauchte, erst verschwommen, dann deutlicher, ein hoher Dreifuß in der Mitte des dunkeln Raumes auf. Ambrosische Dämpfe wallten. Sturmesbrausen ertönte, und Pythia, die delphische Seherin, erschien. Graf Sägebrecht machte sie mit seinem Kummer bekannt und bat um ihren Rat. Mit Grabesstimme ward ihm die Antwort: „Wisse, o Sterblicher, wenn du ein Verbrechen begangen haben wirst, wird dein Weib einen Knaben gebären!“

Die Freude, welche ob dieser Kunde das Haus Sägebrecht erfüllte, wurde stark beeinträchtigt, als man die Bedingung, welche an das freudige Ereignis geknüpft war, überlegte. Was nützte ihm der Stammhalter, wenn er ihm einen entehrten Namen hinterlassen mußte! „Nun es braucht ja nicht gleich ein Raubmord zu sein,“ sagte die Gräfin, „wie wäre es z. B. mit einem kleinen Diebstahl?“ — Aber kummervoll schüttelte der Graf das kahle Haupt. Als er mit Hilfe des Reichsstrafgesetzbuches alle Verbrechen durchgegangen war, kam er zu dem Schluß, daß eine milde Majestätsbeleidigung das Verbrechen sei, welches noch den geringsten Makel auf seinem Namen zurücklasse. Allerdings sei es sehr verwerflich und ihm als ehemaligem Kavallerieoffizier würde es hart genug ankommen. Es blieb ihm aber keine Wahl — Pythia ließ nicht mit sich handeln.

Er trat an den ersten besten Gendarmen heran und flüsterte ihm schüchtern eine Majestätsbeleidigung zu. Der Gendarm glaubte, einen Angeheiterten vor sich zu haben, ignorierte die Äußerung und forderte ihn auf, heim zu gehen. Aber der Graf wiederholte seine Worte in verstärkter Weise. Und als der Gendarm noch immer nichts davon wissen wollte und ihm den Rücken kehrte, geriet Graf Sägebrecht in wirkliche Wut. Sein Temperament ging mit ihm durch, und mit lauter Stimme gab er eine so gröbliche und gemeine Majestätsbeleidigung von sich, daß der Gendarm über und über errötete und ihn verhaften mußte. —

Das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis. — Eine so schwere Strafe hatte man nicht erwartet. Die Gräfin war untröstlich. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Endlich war die Strafzeit verflossen, und Graf Sägebrecht kehrte hohlwangig und bleich aus dem Gefängnis zurück. „Jetzt bin ich neugierig, ob die Pythia recht behält,“ war sein erster Gedanke. Und richtig, auf der Schwelle seines Hauses begrüßte ihn die Gräfin und streckte ihm triumphierend einen kleinen Stammhalter entgegen. Die Freude des Grafen war unbeschreiblich. „Das wird ein echter Sägebrecht,“ rief er stolz. Und in der That, die Ähnlichkeit war unverkennbar: Der zahnlose Mund, das kahle Haupt und die Kavalleristenbeinchen — O — ganz der Papa!





Streberlied

Von Fritz Mauthner

Aus ist's mit dem Lotterleben!
Aus mit aller Bummelei!
Ward mir nicht Verstand gegeben?
Nur die Dummen leben frei.
Kann ich einst dafür genießen,
Soll mich keine Müh' verdrießen.
Ich zieh' aus den lockern Zeisig,
In den sauern Apfel beiß' ich
Und bin fleißig! Stumm und fleißig!

Fort mit Paradies und Huris!
Her mit Foliantenquark!
Her mit eurem Corpus juris!
Streber macht es glaubensstark.
Wenn's verlangt wird, soll's mich laben,
Will mich recht hinein vergraben.
So erreich' ich vor den Dreißig
Noch mein Ziel und Doktor heiß' ich,
War ich fleißig, klug und fleißig.

Volles Streben kann beginnen,
Naht um Rat erst der Klient.
Wuchrerseelen flink bedienen
Wird mein Lebenselement.
Ist der Kerl auch noch so lausicht. —
Bringt mir's Geld ein, — welche Aussicht!
Geld aus armen Teufeln reiß' ich,
Ganz gesetzlich, ehrbar, eisig,
Furchtbar fleißig, streng und fleißig.

Also werd' ich wacker mausend
Ein gemachter Mann im Nu.
Krieg' ein paarmal hunderttausend
Und 'ne Tochter krieg' ich zu.
War sie niemals eine Lilie,
Bah, ich gründe doch Familie.
Kinder braucht der Staat, das weiß ich.
Alle Jahre schaff' ein Neu's ich,
Immer fleißig, ernst und fleißig.

Bin darum noch kein Philister!
Oh! mein Ehrgeiz, der geht weit.
Rat, Geheimrat, ach . . . Minister
Werd' ich, lauernd, mit der Zeit.
Zieh' dann an dem Karr'n im Drecke,
Wie's so Brauch ist, eine Strecke.
Doch kaum pensionsreif, schmeiß' ich
Alles hin, weil schon ein Greis ich.
„Ich war fleißig, fromm und fleißig.“

Und ich hoff', ein feister Prediger
Spricht dereinst an meinem Grab:
„Tagediebe! Wohlfahrtschädiger!
Vor der Leiche noch nehmt ab
Eure Vagabundenmützen!
Der verstand sein Pfund zu nützen!
Rühmend auf sein Beispiel weis' ich,
Unter Thränen spreche leis' ich:
„Er war fleißig! Brav und fleißig.“

Alter Rahmen

Von Arthur Holitscher



Auf meinem Schreibtisch steht ein Rahmen. Wenn ich müde bin vom Schreiben und die Feder mir aus der Hand fallen will, dann blicke ich ihn lange an.

Es ist nichts Merkwürdiges an ihm. Höchstens, daß kein Bild in ihm ist und er dennoch auf meinem Schreibtische steht, seit langen Jahren schon. Er ist mit alter, verblaßter Seide bedeckt, die zierlichen Guirlanden, die in den Stoff gewoben sind, hat die Zeit entzweigerissen, die kleinen Blumen sind verwelkt.

An Stelle des Bildes habe ich ein weißes Blatt in den Rahmen gelegt. Es ist weiß geblieben, viele Jahre lang, ein Glas bedeckt es.

Einmal aber, in einer Stunde, da mir's sehr weh ums Herz war, habe ich jäh ein Bild im Rahmen erblickt, an Stelle des weißen Blattes und ich habe einen Kuß auf das Glas gepreßt. Seit dieser Stunde glüht ein blutrotes Zeichen auf dem weißen Blatte und will nicht verschwinden.

Eine ganz kleine Geschichte.

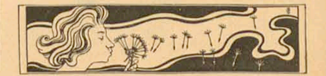
Von Ernst Brüll

Sie liebte mich, ich liebte sie — wir waren glücklich. Nur ein Schatten trübte unser illegales Glück — sie wollte es durchaus zu einem legalen gestalten. Da gab es Seufzer, versteckte Anspielungen, trübe Ahnungen. Ich hatte ihr noch nie ein böses Wort gegeben, ich schalt nicht, ich schrie nicht, ich war die Güte in höchst eigener Person. Als die Seufzer aber kein Ende nahmen, beschloß ich einzugreifen.

Eines Abends, kam ich unverhofft. Sie hatte mich nicht erwartet und ein kärglicher Tisch war gedeckt. Als sie mich seufzend umarmte, sagte ich zu ihr: „Höre, Schatz, du hast ja Phantasie.“ — „Gewiß.“ — „Nun denn, stelle dir vor, wir sind bereits vor der Kirche vorgefahren, ich im Frack und Krawatte, du im Brautkleid mit Schleier und Myrtenkranz. Er ziemt dir zwar nicht, aber wir haben doch schon so viel Ungeziemendes gethan. Der Pfaff hat das entscheidende Wort gesprochen. Wir sind Mann und Frau.“ — „Ach!“ — sie seufzte wieder. — „Bist du mir im Geiste gefolgt?“ — „Ja!“ — „Nun denn, die Flitterwochen sind vorüber, — wir haben geschwelgt, — wir haben geträumt, — nun sind wir erwacht, die rauhe Wirklichkeit hat uns aufgerüttelt. Ich komme müde, matt, abgespannt und hungrig heim. Und du setz'st mir dieses Mahl vor.“ —

Nun kam ich ihrer Phantasie zu Hilfe. Ich schrie und polterte. Sie erschrack. Wo ist das Essen — das da — das ist ein Essen? — das giebst du deinem Mann, der sich den ganzen lieben Tag für dich geplagt hat — na warte — Und ich packte die Schüssel und warf sie fluchend zu Boden, die Teller folgten nach, auch die Weinflasche entging nicht ihrem Geschick. Es war ein Bild der Verwüstung. Sie jammerte und ihre Thränen tropften in den Wein herab, der gemächlich fortsickerte. Ja, glaubst du, schrie ich sie an, ich bin noch der Liebhaber, der nichts verlangen kann und mit allem zufrieden sein muß, ich bin jetzt dein Mann, dein Mann, der alles verlangen kann und mit nichts zufrieden ist. Sprach's und stürzte ab. Seit jener Zeit höre ich keine Seufzer mehr.

Sie liebt mich, ich liebe sie. Wir sind glücklich.



Der Bettler

Von Marcel Prévost

Es war eine kleine, ganz winzige, unbedeutende Geschichte, ja so winzig und unbedeutend, daß ich fürchte, ihr die zarte Eigenheit und leichte Anmut zu rauben, indem ich sie aufs Papier bringe. Als sie uns eines Abends mitten in dem Glanze eines reichen, modernen Hauses von der reizenden Heldin dieser Geschichte selbst erzählt wurde, — wie kam es da nur, daß sie uns einen so nachhaltigen Eindruck machte, daß sie in jenem Cercle zu einer klassischen Erzählung wurde, wie sie jede Gesellschaftsschicht als Erbteil empfängt und pflegt, weil sie auch in ihren Andeutungen von ihr verstanden wird. Vielleicht wurde sie nach all' den schmutzigen Ehegeschichten und Trivialitäten der Politik und Litteratur wie ein Lichtstrahl empfunden. Vielleicht aber auch, weil, wie gewisse Bewegungen und Stellungen einen weiblichen Körper unter dem Kleide verraten, zuweilen auch nur wenige ernste Worte genügen, die ein Weib gesprochen hat, um uns den ganzen Reichtum ihrer Seele ahnen zu lassen.

Man hatte von den geheimnisvollen Seelenvorgängen gesprochen, die heute von der Wissenschaft bereits klassifiziert und benannt sind, wovon sich wenige frei machen können, und unter dessen Bann wir alle stehen: die Einen, indem sie die Blumen einer Tapete oder die Bände einer Bibliothek zählen, kurz alles, was ihnen unter die Augen kommt, und das sich zusammen rechnen läßt; andere, indem sie beim Gange durch die Straße einen bestimmten Laternenpfahl zu erreichen suchen, ehe sie ein hinter ihnen fahrender Wagen eingeholt hat oder der letzte Ton einer schlagenden Uhr verklungen ist; andere wieder, indem sie jeden Abend vor dem Zubettgehen, sich erst abmühen, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen und alle Schränke und Koffer zu durchsuchen, — und wie all die Erkrankungen des modernen Geistes heißen mögen, die durch Generationen vererbt, schon ein wenig in Monomanie und Blödsinn übergehen, und die sich schließlich über die ganze alte Menschheit verbreitet haben. Und alle, alle gestehen wir schon unsere Schwächen, unsere lächerlichen Manieren ein, beruhigt durch die Geständnisse der andern, ja entzückt, sie den unsrigen ähnlich, ja noch schlimmer zu finden, als sie.

Eine junge Frau hatte noch nichts gesagt. Sie hörte uns zu; auf ihrem hübschen ländlichen Gesicht, das von schwarzen, sorgfältig gebundenen Bändern umrahmt war, lag etwas wie Überraschung.

Man fragte sie:

„Und Sie, gnädige Frau, haben Sie denn keine dieser modernen Schwächen, haben Sie nicht das kleinste nervöse Übel einzugestehen?“

Sie schien ernstlich in ihren Erinnerungen zu suchen.

Dann schüttelte sie den Kopf:

„Nein . . . , nein . . . .“

Wir fühlten, daß sie die Wahrheit sagte. Das sah man auch, — dafür sprach ihre ruhige Gelassenheit, ihr Ruf als untadelhafte Gattin. Und sie war in den Kreis dieser Modepuppen gestellt, die eben ihre krankhaften Empfindungen eingestanden hatten.

Ohne Zweifel schrak ihre Bescheidenheit davor zurück, hier ihre völlige Unschuld zu zeigen, da doch alle bereits ihre Schwächen eingestanden hatten.

Sie besann sich noch einmal.

„Mein Gott . . . . ich kann ja nicht sagen, daß ich gewöhnlich die Droschkennummern summiere oder mir ein Verzeichnis aller meiner verschlossenen Gegenstände anfertigte, ehe ich mich zu Bett lege . . Aber dennoch, einmal habe ich etwas gethan, das dem hinlänglich gleicht, von dem Sie reden, wenn ich Sie richtig verstanden habe . . . . infolge einer Eingebung, irgend einer Kraft, die unmittelbar zwingt, einen an sich gleichgültigen Akt zu vollziehen, auch wenn es das Leben kosten sollte . . .“

Man verlangte die Geschichte zu hören, und sie erzählte sie sehr anmutig, aber mit einer Miene, als müßte sie sich selber anklagen, daß sie die Aufmerksamkeit der andern auf ein so winziges Abenteuer gelenkt hatte:

„Ich will kurz erzählen, was mir passiert ist . . . Es sind jetzt fünf oder sechs Tage her . . . Ich war mit meinem Töchterchen Suzon ausgegangen. Sie kennen sie ja, sie ist jetzt acht Jahre alt. Ich führte sie in eine Gesellschaft, — denn diese große Dame hat schon ihre Gesellschaften. Da es schönes Wetter war, gingen wir zu Fuß, und zwar durch die champs Elysées und die Boulevards nach der Rue Laffitte. Wir marschierten also munter los und plauderten miteinander, als plötzlich oben am Rondell ein noch ziemlich junger Krüppel vor uns hinkroch und ohne etwas zu sagen die Hand ausstreckte . . . In der Rechten hatte ich meinen Sonnenschirm und mit der Linken hielt ich mein Kleid. Aufrichtig gestanden, fehlte es mir an Geduld stehen zu bleiben und mein Portemonnaie zu suchen . . . . Ich ging also vorüber, ohne dem Bettler etwas zu geben.

Wir beide, meine Suzon und ich, gingen die champs Elysées weiter hinunter. Die Kleine hatte plötzlich aufgehört zu schwatzen, und ich selbst, ohne recht zu wissen warum, hatte auch keine rechte Lust mehr dazu. Wir waren schon auf der place de la concorde angelangt und hatten noch immer, seitdem wir dem Bettler begegnet waren, kein Wort miteinander gesprochen. Nach und nach fühlte ich in mir eine gewisse Unruhe entstehen und wachsen, ein unheimliches Gefühl, als hätte ich eine Handlung unterlassen, die ich nicht mehr gut machen könnte, und wäre deshalb von einer unbestimmten Gefahr in Zukunft bedroht. Für gewöhnlich bemühe ich mich, so weit ich irgend kann, klar in mir zu sehen. Ich prüfte also mein Gewissen, indem wir gingen:

Ich habe doch eigentlich gar keinen so schlimmen Fehler gegen die Mildthätigkeit begangen, sagte ich mir, als ich dem Bettler nichts gab . . . . Ich habe ja niemals behauptet, daß ich allen gebe, die ich treffe. Ich werde dem nächsten um so reichlicher geben, und die Sache ist abgethan . . . .

Aber alle meine Gründe konnten mich selbst nicht überzeugen, und das unbehagliche Gefühl in mir wuchs und steigerte sich zu einer förmlichen Angst. Wohl zehnmal mag ich die Absicht gehabt haben, umzukehren und dahin zurückzugehen, wo wir dem Bettler begegnet waren. Werden Sie es glauben? Aber ein gewisser menschlicher Hochmut hielt mich zurück, es in Gegenwart meines Kindes zu thun. Wir haben all unsern Wert verloren, wenn wir noch mit Rücksicht auf das Urteil anderer handeln.

Wir waren fast am Ziele unseres Spazierganges und wollten eben über die Rue Laffitte gehen, als Suzon mich leise am Rock zog und zurückhielt.

„Mama!“

„Was willst Du denn, Liebchen?“

Sie richtete ihre großen blauen Augen auf mich und sagte ernst:

„Mama, warum hast Du dem Unglücklichen auf den champs Elysées denn nichts gegeben?“

Wie ich, hatte auch sie an nichts anderes gedacht seit jener Begegnung; ihr Herz hatte unter demselben Druck gestanden wie das meinige. Nur besser als ihre Mutter und auch aufrichtiger, gestand sie ihre Unruhe ganz einfach ein.

Ich zauderte nicht einen Augenblick.

„Du hast recht, mein Liebling,“ sagte ich zu ihr.

Im Banne unserer fixen Idee waren wir schneller gegangen als gewöhnlich. Es blieben uns daher noch zwanzig Minuten bis zu Suzons Gesellschaftsstunde. Ich rief einen Wagen, stieg mit ihr ein, und der Kutscher, den eine reiche Belohnung zur Eile anspornte, fuhr nach den champs Elysées.

Suzon und ich, wir hielten uns bei der Hand, und Sie dürfen es glauben, wir waren noch immer nicht ruhig. Wenn nun der Bettler schon fort ist? Wenn wir ihn nicht mehr wiederfinden können?

Beim Rondell angekommen, sprangen wir aus dem Wagen und durchsuchten die Allee. Aber kein Bettler war zu erblicken. Ich frage eine Stuhlvermieterin; sie erinnert sich ihn gesehen zu haben, aber es ist kein Bettler, sagte sie, der gewöhnlich hierher kommt. Sie weiß auch nicht, nach welcher Seite er gegangen ist. Die Zeit drängte, wir wollten umkehren, verzweifelt, wie wir waren, als plötzlich Suzon den Mann bemerkte, der hinter einem Baume auf seinen Hacken saß. Er schlief, seine Mütze zwischen den Knieen haltend, im Schatten.

Suzon ging auf den Zehen zu ihm und ließ eine kleine Goldmünze in seinen leeren Hut gleiten. Dann fuhren wir zur Rue Laffitte zurück.

Es war lächerlich, ich weiß es wohl, aber wir umarmten uns alle beide, als wären wir einer großen Gefahr entronnen . . . .“

Die junge Frau schwieg, ganz verlegen, so lange von sich gesprochen zu haben, während alles ihr zuhörte.

Und uns, die wir andächtig gelauscht hatten, war es, als hätten wir eine ganz reine Luft eingeatmet und an derselben Quelle ganz frisches Wasser getrunken.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Ein jeder Tag wird mir so lang,
Ach, wie so schwer die Nacht
Wenn ich sie wieder hingebracht
Traumlos und jesusbang.

Der Orgelton beim Abendmahl
Macht mir vor Leid die Wangen
fahl,
Und betend fall' ich nieder.
Wie duftet süß der Flieder

Wie liegt das Land in Blüten
weiß,
Mir ist bei Gott die Seele heiß
Ich bin so fremd geworden.
Ich hab' der Tage viel verweint,
Bin froh, wenn keine Sonne scheint
Bis an des Todes Pforten.

O, käm doch wer und trüge mich
Wohl in ein fernes Land,
Hast mir die Seele wundgebrannt
Ich wollt' dein Buhle schlüge dich.

Es steht ein Baum auf grüner
Heid'
Gar einsam in der Frühlingszeit,
Will träumen, will träumen,
Muß halt sein Glück versäumen.

Im Schlaf erschreckt mich dein
Gesicht,
Es blinkt das scheue Morgenlicht
Ins Fenster meiner Kammer.
Ich krieche furchtsam aus dem Stroh
Und nehme des Erwachens froh
Die Kutte von der Klammer.

Wie liegt das Land in Blüten weiß,
Es kräht der Hahn, es springt die Gais
Wie müd' sind meine Hände!
Du weißt ja nicht, wie Liebe thut,
O hätt' ich nur ein Särglein gut
Damit ich Ruhe fände.

Jakob Wassermann

(Zeichnung von Steinlen)

1. Jahrgang Nr. 5 **Preis 10 Pfg.** 2. Mai 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.**, frei ins Haus gebracht **1 Mk. 50 Pfg.** 5. Nachtr. zur Postzeit.-Preisl. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile **1 Mk. 50 Pfg.**

Eine Tochter fin de siècle



(Zeichnung von H. Schlittgen)

Eine Tochter fin de siècle

Von

S. v. Schewitsch

„Du möchtest mich also heiraten? Nun, du hättest einen schlechteren Geschmack haben können und — ich auch. Du bist ein hübscher Junge, siehst ganz elegant aus — was hier bei euch eine Seltenheit ist, wo die Prinzen wie Bierbrauer und die Grafen wie Jägerburschen aussehen, du bist nicht sehr klug — —"

„Aber erlaube — —!"

„Unterbrich mich nicht. — — Nicht sehr klug, aber das schadet nichts, nicht reich, aber das schadet auch nichts, denn ich bin beides — ohne mir zu schmeicheln — und ich habe dich auch sehr gern."

„Nun also! — —"

„Und dennoch wäre es sehr dumm, wenn wir uns heirateten."

„Warum denn?"

„Weil wir uns dadurch den Weg zu dem Einzigen versperren würden, was wir beide eigentlich vom Leben erwarten, — zu jenen Höhen, von wo aus man die Nacken der Menschen von vorne sieht. Paß' mal auf: was sind wir — Mama und ich? Eine geschiedene Frau Kommerzienrat Rummelsberg mit Tochter. — Geschieden, nicht einmal verwitwet, also gesellschaftlich weniger als Null — unter dem Gefrierpunkt. Uns halten nur drei Dinge: das Geld, mein hübsches Gesicht und der alte Graf Deidesheim, der an mir einen Narren gefressen hat und beim König allmächtig ist. Und von diesen drei Dingen ist das letzte so sehr die Hauptsache, daß die beiden andern daneben kaum in Betracht kommen. Und gerade das würden wir verlieren, wollte ich dich heiraten. Denn zum Liebhaber würde der Alte weder taugen noch nützen, während als Mann — —"

„Würdest du ihn wirklich heiraten?!"

„Und ob!"

Der junge Mann ließ die Hand des Mädchens, die er bis jetzt in der seinen gehalten, los und sprang auf. Sie sah ihn spöttisch an, ohne sich von dem Sofa zu rühren, auf dem sie beide gesessen waren.

„Sittlich entrüstet? — Sei kein Esel, Eugen. Komm, setz' dich wieder her zu mir. — — So ist's recht!" — Sie schmiegte sich an ihn und sah ihm in die Augen. — „Ich sag' dir ja, ich habe dich gern. Vertraue mir — — und die Gräfin Deidesheim wird dich auch lieb haben — sehr lieb!"

Das Blut stieg ihm zu Kopf, er schloß das Mädchen in seine Arme, daß ihr schier der Atem verging, ihre Lippen begegneten sich. Einen Augenblick siegte Natur und Jugend über alles.

Einen Augenblick — dann entwand sie sich seinen Armen, flüsternd:

„Artig sein! Geh' jetzt, geh!"

Er stand auf und sah sie schwer atmend, mit weitgeöffneten Augen an. Sie lachte hell auf.

„Mach' keine Glotzaugen und rücke deine Kravatte zurecht — sie hat sich ganz verschoben."

Gehorsam trat er vor einen kleinen, von allerhand Bric-à-brac halb verstellten venetianischen Spiegel und steckte seine dunkelblaue Plastron-Kravatte wieder hübsch symmetrisch unter den Kragen der Weste.

„Und du willst wirklich — —"

Sie brachte ihm seinen Hut und schloß ihm den Mund mit ihrer Hand, die er mit Küssen bedeckte.

„Genug, genug! — Geh' jetzt und — laß mich machen. Wir sehen uns heute auf dem Rout bei der Ravenstein."

* * *

Die Rummelsbergs, Mutter und Tochter, waren in diesem Winter zum ersten Male in der Stadt aufgetaucht. Daß sie aus Frankfurt kamen und sehr reich waren, wußte man, — sonst aber wenig. Die Tochter war über die sogenannte erste Jugend hinaus — man schätzte sie auf fünf- bis sechsundzwanzig — sie war aber sehr schön, von jener rassigen Schönheit, die sich nicht beschreiben läßt, aber bis in die Fingerspitzen hinein empfunden wird. Sie gehörte zu jenen Frauen, nach denen man sich fragend umsieht: wer ist sie? Rotblondes Haar, ein matter Teint, aus dem ein roter Vampyr-Mund hervorleuchtete, kalte, hin und wieder in grünlichem Lichte aufblitzende Augen, — das Ganze eine jener Gestalten, halb klassisch, halb pervers, in denen manchmal das Hyper-Raffinement unseres alternden Jahrhunderts sich in höchster Blüte verkörpert.

Die Mutter verschwand neben ihr, man bemerkte sie gar nicht, — wie ein Huhn, das ein Pfauenei ausgebrütet hätte. In diesem Huhn, das übrigens noch Spuren früherer Schönheit unter späterer Vernachlässigung erkennen ließ, lebte nur ein Gefühl — abgöttische, fast sklavische Liebe zur glänzenden Tochter. Seitdem die beiden allein geblieben, das heißt seit der Scheidung, deren nähere Umstände von der Welt längst vergessen zu sein schienen, hatte die Mutter auf jeden Anspruch, selbst etwas zu gelten, verzichtet. Ihr ganzes Denken und Wollen kannte nur einen Mittelpunkt, um den sich alles drehte — das Glück der kleinen Valerie. Alles, was schön ist in Welt und Kunst, gehörte zu ihrem Alltagsleben. Auf der Terrasse der Sirena in Sorrent, dem blauen Traum des Mittelmeeres zujauchzend, hatte sie ihre ersten Babyschritte gewagt, in einem alten Herrensitz am Genfer See, in den sich ein Institut nicht nur für höhere, sondern für höchste Töchtor eingenistet hatte und in dem sie wie eine angehende Königin behandelt wurde, hatte sie jenen äußeren Schliff und jenen Kenntnis-Vorrat in Taschenformat erhalten, ohne den man heutzutage selbst im Ballsaale keine Rolle spielen kann. Dann begann für sie ein glänzendes Wanderleben. Paris, Rom, Biarritz, die Riviera, ein Winter in Berlin, wo es ihnen aber nicht gelang, aus dem Tiergarten-Viertel in die Wilhelmstraße zu dringen — überall war die schöne Rummelsberg die Gefeiertste von allen, überall waren ihr sieben- bis neunzackige Kronen nebst leeren Portemonnaies zu Füßen gelegt worden, — sie hatte sie aber bis jetzt alle verschmäht.

Nun waren Mutter und Tochter hierher, in diese verhältnismäßig stille Stadt, gekommen, wo ein lästiges Geschäft — ein Prozeß um ein Gut — zu erledigen war — und bald war auch hier, wie überall, die schöne Valerie Stadtgespräch — erst recht, nachdem der alte Graf Deidesheim, der in Hofkreisen allmächtige Freund des Königs, ein Habitué des Hauses geworden. Schon begannen die zu Schutz und Wehr der Tugend auf der Lauer liegenden Altweiber-Zungen beiderlei Geschlechts zu zischeln — da wurden die Rummelsbergs von der Baronin Ravenstein der Schwester des Grafen, der Hofmeisterin der Prinzessin Rangäne, empfangen und zu allen, in zwölffacher aristokratischer Verdünnung verschmachtenden Gesellschaftsabenden im Hause Ravenstein eingeladen. Schwacher Thee, braunes Zwiebelwasser, das unter der Maske von Bouillon herumgereicht wurde, und einige trockene, nach Zimmt und Seife schmeckende Scheibchen Pumpernickel bildeten die leiblichen Genüsse, die dort geboten wurden. Um so reiner und erhebender war aber die sociale Atmosphäre, die man einatmete. Wer im Ravensteinschen Salon gesehen worden war, dem standen alle Thüren der Residenz offen. Und die Altweiber-Zungen mußten verstummen.

Schüchtern ließen sie sich wieder vernehmen, als die schöne Valerie den sehr auffallenden „Flirt" mit dem jungen Eugen v. Schratt anfing. Aber es hieß, er sei ein entfernter Verwandter und dann — après tout — warum sollten sich die jungen Leute nicht heiraten?

* * *

Der Rout bei der Baronin Ravenstein war in vollem Gange. Der Alp hochanständiger Langeweile, der jeder solcher gesellschaftlichen Veranstaltung zu entsteigen pflegt, lag schwer auf jeder Brust und lähmte Gedanken und Zungen. Das Zwiebelwasser wurde — ein sardanapalischer Luxus! — schon zum zweiten Male herumgereicht. Aller Augen waren auf Valerie und den Grafen gerichtet, die in einer abseits gelegenen Fensternische saßen und ein sehr ernstes Gespräch zu führen schienen. Endlich stand der Graf auf, und sich vor dem jungen Mädchen verbeugend, sagte er mit lauter Stimme, so daß die Umsitzenden ihn hören konnten:

„Wann darf ich morgen Ihrer Frau Mutter meine Aufwartung machen?"

Und Valerie antwortete ebenso vernehmlich:

„Ich denke, gegen vier Uhr wird es ihr sehr angenehm sein."

Und wie durch ein Zauberwort wich die Langeweile aus dem Saale und von Mund zu Munde ging die verblüffende Kunde, der Graf habe sich wirklich mit der Valerie Rummelsberg verlobt.

Da geschah etwas Unerhörtes. Ein Diener meldete: „Frau Gräfin Hohen-Asperg" — und herein trat eine kleine, ältere, magere Dame mit spitzen Gesichtszügen, eine Freundin der Hausfrau. Sie hatte zwei Jahre im Süden zugebracht und erschien heute zum ersten Male wieder auf dem heimischen Parkettboden. Die Baronin eilte ihr mit ausgestreckter Hand entgegen, — da plötzlich richteten sich die Blicke der Eintretenden starr in eine Ecke des Salons, in welcher Frau Rummelsberg inmitten einer Schar der tadellosesten Matronen der Stadt saß, die spitzen Züge nahmen einen noch spitzeren Ausdruck an, und in die durch die Anmeldung verursachte Stille fielen wie Eiszapfen die mit leiser, aber durchdringend kalter Stimme gesprochenen Worte:

„Wie kommt die da hierher?"

„Aber Gertrud!" versuchte die Baronin die Freundin zu beschwichtigen, doch vergebens.

„Komm, ich habe dir etwas zu sagen."

Und beide verschwanden im Vorzimmer. Nach wenigen Minuten erschien die Baronin wieder — allein, trat auf die Rummelsberg zu, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, worauf die Angeredete kreidebleich wurde, aufstand, ihre Tochter heranwinkte und, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, sich rasch empfahl. Darauf trat die Gräfin Hohen-Asperg wieder ins Zimmer und der Rout nahm seinen Fortgang, anscheinend als wäre nichts vorgefallen. — —

„Mama, was ist geschehen?" war Valeries erste Frage, als sie neben der Mutter im Wagen saß.

Ein stummes, herzbrechendes Schluchzen war die einzige Antwort.

„Aber Mama, beherrsche dich doch ein wenig, ich muß es wissen." Sie sprach in ruhigem Tone, aber die Augen blitzten wie Katzenaugen.

„Ich kann nicht — — jetzt nicht!" brachte die Mutter mit Mühe hervor. „Morgen!"

„Schön," erwiderte die Tochter und sprach dann kein Wort, bis sie zu Hause waren. Und auch dann nicht. Stumm ging sie auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett, während die Mutter allein dasaß und weinte, weinte, als breche ihr das Herz.

Am nächsten Morgen stand Valerie um acht Uhr auf, ging vom Bett direkt zu ihrem Schreibtisch, warf ein paar Zeilen auf eine Karte hin, legte sie in ein Couvert und überschrieb dasselbe: „An Herrn Eugen v. Schratt, dringend." Dann klingelte sie und befahl der eintretenden Zofe, den Brief sofort besorgen zu lassen.

Eine halbe Stunde später saß sie in einem himmelblauen Morgenrocke, der sie entzückend kleidete, in ihrem Boudoir, wo ihr Eugen gemeldet wurde.

Während er schweigend ihr die Hand küßte, sagte sie:

„Du weißt natürlich alles — erzähle!"

„Aber Valerie, — — es ist so peinlich — —"

„Erzähle, sag' ich dir!" fuhr sie ihn mit leiser, zischender Stimme an, seine Hand ergreifend und in der ihren behaltend.

„Weißt du denn nicht, wie deine Mutter — —"

„Nichts weiß ich! Erzähle!"

„Nun, die alte Viper, die Hohen-Asperg, behauptet — — du weißt doch, daß deine Mutter geschieden ist? — —"

„Natürlich weiß ich's! — Weiter!"

„Nun, die Alte behauptet, es sei wegen ihres Bruders, des Grafen Max, gewesen, der jetzt tot ist — — und es sei damals ein großer Skandal in Frankfurt gewesen, — — und außerdem — —"

„Außerdem?"

„— — soll fast euer ganzes Vermögen vom Grafen stammen. Der hat zu Gunsten deiner Mutter ein Testament gemacht. Daher natürlich die Hauptwut."

Valerie schwieg einen Augenblick. Dann fragte sie:

„Wann ist das alles geschehen?"

„Wenige Monate nach deiner Geburt."

„Also? — —"

„Man vermutet es," erwiderte Eugen leise, die Augen vor dem durchdringenden Blick des Mädchens senkend.

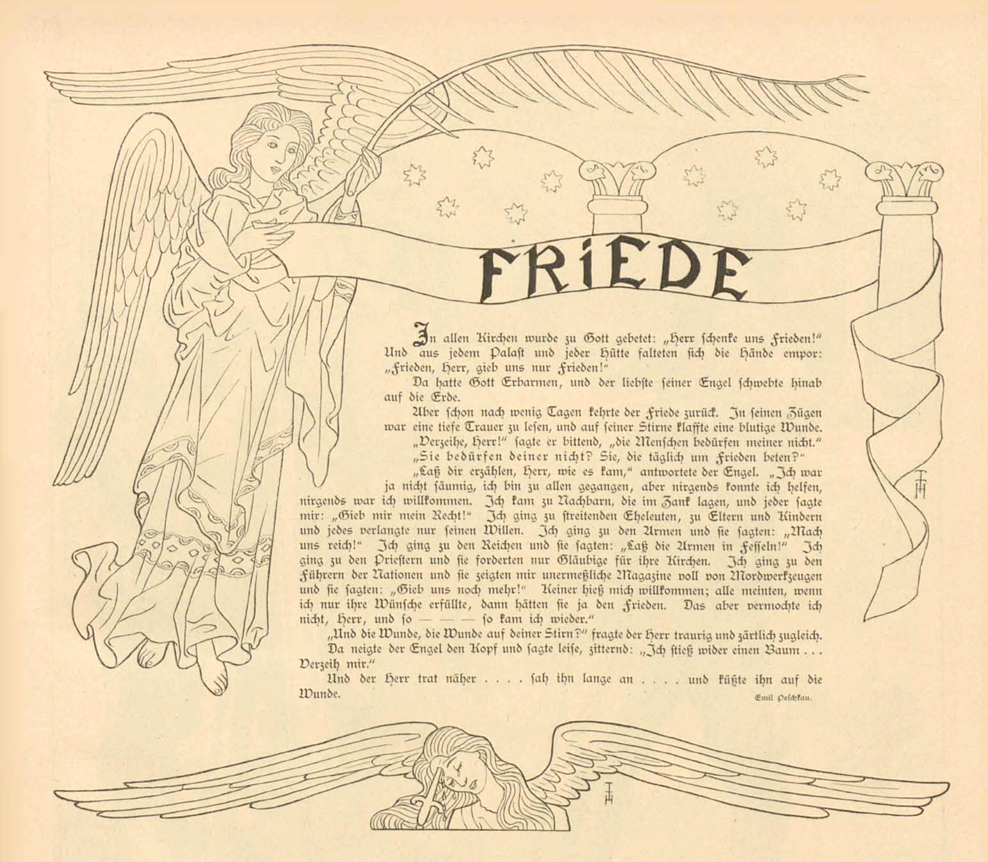
Sie stand auf und ging zum Fenster, wo sie lange Zeit wie abwesend auf die Straße starrte. Als sie sich Eugen wieder zuwandte, war sie ganz ruhig.

„Ich danke dir, daß du gleich gekommen bist und mir alles gesagt hast. Jetzt laß mich allein."

Der junge Mann erhob sich und griff nach seinem Hut. Dann blieb er stehen.

„Wenn du jetzt noch wolltest — — du weißt — — ich — —"

Schluß Seite 6.



FRIEDE

In allen Kirchen wurde zu Gott gebetet: „Herr schenke uns Frieden!“ Und aus jedem Palast und jeder Hütte falteten sich die Hände empor: „Frieden, Herr, gieb uns nur Frieden!“

Da hatte Gott Erbarmen, und der liebste seiner Engel schwebte hinab auf die Erde.

Aber schon nach wenig Tagen kehrte der Friede zurück. In seinen Zügen war eine tiefe Trauer zu lesen, und auf seiner Stirne klaffte eine blutige Wunde.

„Verzeihe, Herr!“ sagte er bittend, „die Menschen bedürfen meiner nicht.“

„Sie bedürfen deiner nicht? Sie, die täglich um Frieden beten?“

„Laß dir erzählen, Herr, wie es kam,“ antwortete der Engel. „Ich war ja nicht säumig, ich bin zu allen gegangen, aber nirgends konnte ich helfen, nirgends war ich willkommen. Ich kam zu Nachbarn, die im Zank lagen, und jeder sagte mir: „Gieb mir mein Recht!“ Ich ging zu streitenden Eheleuten, zu Eltern und Kindern und jedes verlangte nur seinen Willen. Ich ging zu den Armen und sie sagten: „Mach uns reich!“ Ich ging zu den Reichen und sie sagten: „Laß die Armen in Fesseln!“ Ich ging zu den Priestern und sie forderten nur Gläubige für ihre Kirchen. Ich ging zu den Führern der Nationen und sie zeigten mir unermeßliche Magazine voll von Mordwerkzeugen und sie sagten: „Gieb uns noch mehr!“ Keiner hieß mich willkommen; alle meinten, wenn ich nur ihre Wünsche erfüllte, dann hätten sie ja den Frieden. Das aber vermochte ich nicht, Herr, und so — — — so kam ich wieder.“

„Und die Wunde, die Wunde auf deiner Stirn?“ fragte der Herr traurig und zärtlich zugleich.

Da neigte der Engel den Kopf und sagte leise, zitternd: „Ich stieß wider einen Baum . . . Verzeih mir.“

Und der Herr trat näher . . . . sah ihn lange an . . . . und küßte ihn auf die Wunde.

Emil Peschkau.

Mutterlieder

Von Mia Holm

Zweiter Cyclus*)

1

Ein fröhliches Geknatter geht
Gar traulich durch die Stube,
Am flackernden Kamine steht
Mein lieber kleiner Bube.

Der Feuergeist, der böse Schelm
Verlockt nun meinen Knaben:
„Gieb Trommel, Schilderhaus und Helm!
Dein Spielzeug will ich haben!“

Da stutzt mein Bube erst, erschrickt, —
Dann rennt er, rafft zusammen
Und jauchzend schleudert er's geschickt
Grad in die hellsten Flammen.

Da springt empor der Feuergeist,
Steht hoch im Funkenkranze,
Sein wilder Blick dämonisch gleißt
In schadenfrohem Glanze.

Zerstört sind Helm und Schilderhaus,
Das Trommelfell zersprungen,
Das kurze Feuerspiel ist aus —
Das letzte Stück verschlungen.

Da packt den Knaben zornig Leid
Und jäh verstummt sein Lachen;
Er wirft sich hin und schluchzt und schreit
Um seine schönen Sachen.

Ich eil' herbei, — ich schelt' ihn nicht,
Steh' hilflos in der Stube
Und denke, Scham im Angesicht:
Wie ist er ganz **mein** Bube.

2

Tadelt ihr, ich sei zu linde
Mit dem ausgelass'nen Kinde?
Seht doch seine reinen Züge,
Nie entstellt durch eine Lüge:

„Wie die Kindlein sollt ihr werden!“
Sprach der Heiland einst auf Erden.
— Nur wo Er, der Herr der Welten,
Tadeln würde, will ich schelten.

— — — — — — — — — — — —

Ich schalt ihn doch — er weinte schmerzlich
Und unter Thränen schlief er ein.

— — — — — — — — — — — —

Ich knie' an seinem Bettchen nieder,
Ich streich'le seine Händchen sacht
Und reuig küss' ich seine Lider —
Da regt er sich im Traum und — lacht.

3

Störche, eine ganze Schar
Stehen ernst im Kreise,
Sie beraten feierlich
Ihre weite Reise.

Läuft mein Mägdlein auf sie zu,
Hält dann an verlegen,
Doch der eine wendet sich,
Schreitet ihr entgegen.

Fröhlich springt sie da zurück,
Trippelt hin und wieder:
„Denk, Mama, der mich gebracht
Kannte gleich mich wieder!“

4

Geht mein Mägdlein in den Garten,
Blumengarten,
Wo die vollerblühten Rosen
Es erwarten.

Schweben Lerchen in den Lüften,
Singen droben,
Blickt mein liebes kleines Mädchen
Nicht nach oben —

Aber **hört** das Jubilieren,
Hört das Klingen,
Freut sich, daß die roten Rosen
Heute singen.

*) Erste Folge der Mutterlieder s. Nr. 2 des Simplicissimus.

Wie er ist



Wie er wird



(Zeichnung von Schulz)

Schluß von Seite 2.

Valerie lachte höhnisch auf.

„Armes Opferlamm! Sei ruhig — ich schleppe dich nicht zum Altar!"

„Aber nein, im Gegenteil — — mehr denn je! — — —"

„Schon gut, schon gut! Laß mich allein."

Er ging. Kaum war er fort, als in der Thüre des Boudoirs die Baronin Rabenstein erschien. Mit einem freudigen Aufschrei, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, eilte Valerie auf sie zu und küßte ihr die Hand. — —

Die Baronin blieb lange — über eine Stunde. Als sie ging, hatte sie verweinte Augen, während in Valeries Blick Siegesblitze funkelten.

„Ist die gnädige Frau schon im Speisezimmer?" fragte sie den Diener, nachdem sie die Rabenstein bis zur Hausthüre begleitet hatte.

„Die gnädige Frau sind noch bei der Toilette."

Als sie ins Toilettenzimmer trat, saß die Mutter allein in einem Lehnstuhl, im Schlafrock, das Gesicht bleich, aufgedunsen, die Augen geschwollen und gerötet von der durchweinten Nacht.

„Guten Morgen, Mama," sagte Valerie in unbefangenem Tone. „Vor allem wollte ich dir jede peinliche Erklärung ersparen. Ich habe mir den Schratt kommen lassen und weiß nun alles."

„Mein Kind, verzeih' mir!" flüsterte die Unglückliche, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Was hab' ich dir denn zu verzeihen? Du hast wahrscheinlich ganz recht gehabt. Jedenfalls ist es nicht meine Sache, darüber zu urteilen. Überhaupt — lassen wir die alten Geschichten. Viel wichtiger ist etwas, das du noch nicht weißt: Graf Deidesheim hat mir gestern abend einen Heiratsantrag gemacht."

„Armes Kind!" rief die Mutter schluchzend. „Und jetzt, natürlich — —"

„Gar nicht natürlich. Rege dich doch nicht so auf. Eben war die Rabenstein bei mir, um mir zu sagen, daß ihr Bruder mich zu sehr liebt, um durch irgend welche Rücksichten — — —"

Frau Rummelsberg sprang auf und drückte Valerie an die Brust mit einem fast wahnsinnig klingenden Freudeslachen.

Valerie ließ sich eine Weile die mütterlichen Liebkosungen gefallen, ohne sie zu erwidern. Dann fuhr sie fort:

„Ja, aber so ganz glatt geht die Sache doch nicht. Er stellt eine Bedingung: Daß du nicht hier bleibst."

Die Mutter sah sie ängstlich, verwirrt, unter Thränen an, als verstünde sie nicht recht.

„Nun ja," flüsterte sie, „ich kann ja verreisen — — auf eine Weile — — Es wird besser sein — —"

„Nein, Mama," versetzte die Tochter in bestimmtem Tone, „so ist's nicht gemeint. Du mußt überhaupt fort, wir dürfen uns nicht mehr sehen."

Die Mutter ließ sich wieder in den Sessel zurückfallen, ihre weitgeöffneten, thränenglänzenden Augen nahmen einen blöd-ängstlichen Ausdruck an, ihre Züge erschlafften und kaum hörbar stieß sie die Worte aus:

„Nicht mehr sehen! — — Aber Kind — — du — — ist's möglich?"

„Ja, liebe Mama, es ist gewiß sehr traurig, aber da ist nichts zu machen. Was würde aus uns, wenn wir zusammen blieben? Die Geschichte spricht sich herum, überall, wo man uns kennt. Man würde uns nirgends empfangen und wir müßten schließlich als déclassées so ein Table-d'hôte-Dasein führen. Ich danke dafür! Was geschehen ist, können wir nicht ändern und müssen die Folgen tragen. Es ist natürlich hart, für dich wie für mich. Aber es ist doch gewiß nicht meine Schuld."

Während sie sprach, starrte die Mutter sie an mit einem Blick, in dem es fast wie Grauen lag. Dann sprang sie auf mit einem Schrei.

„Du willst es wirklich!? — Du — mich fortjagen, wie eine Wirtschafterin! Was bist du denn? Ist etwas Menschliches in dir? — — O Gott, o Gott! Wofür hab' ich denn gelebt?!"

Die Tochter trat ihr gegenüber, und ihr in die Augen schauend, sprach sie in kaltem, schneidendem Tone:

„Und mein Leben? Soll es verpfuscht werden, weil du dich in deiner Jugend amüsiert hast? Nennst du das Mutterliebe?"

Mit Entsetzen im Blick, am ganzen Leibe zitternd, blieb Frau Rummelsberg sprachlos vor der Tochter stehen. Dann flüsterte sie: „Geh', geh'! Du hast recht!" klingelte und befahl der eintretenden Kammerjungfer, sofort einen Koffer zu packen, sie müsse heute noch verreisen.

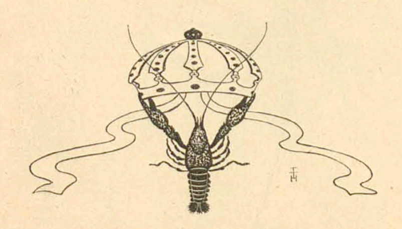
Schweigend verließ Valerie das Zimmer. Am nächsten Tage zog sie zur Baronin Rabenstein als Braut des alten Grafen. Und zwei Monate später war die Hochzeit.

Auf einem Ball bei der Prinzessin Rangäne stellte der Graf seine junge Frau der Gesellschaft vor. Für sie war es ein Triumphzug. Strahlend in wahrhaft königlicher Schönheit schritt sie einher am Arme ihres vor Stolz, Glück und — Altersschwäche leicht zitternden Gatten. Alles beugte sich vor ihr. Sie hatte es erreicht: sie „sah die Nacken der Menschen von vorne".

Ein Jahr später war sie die anerkannte Herrscherin in den höchsten Kreisen der Residenz und der erklärte Liebling bei Hofe. Die Prinzessin Rangäne pflegt zu sagen:

„Die Deidesheim ist ein seltenes Beispiel: so jung und so viel principes. Der Takt, mit dem sie sich in der peniblen Angelegenheit mit ihrer Mutter benommen hat, ist mustergültig."

Eugen v. Schratt ist noch immer der treue Hausfreund. Er hat sich einen schon ganz staatsmännisch aussehenden Backenbart wachsen lassen. Der Graf hat ihn zu seinem Kanzleichef gemacht und kann ohne ihn nicht leben. Die Gräfin — auch nicht.



Ludwig Feuerbach

Von

Georg Herwegh

Wie muß des Denkers scharfes Schwert
In eure Hasenseelen fahren!
Hört doch: „Das Beste ist nicht wert,
In Ewigkeit es aufzusparen;
Was einmal die Natur erschuf,
Kann sie auch noch einmal erschaffen."
Allein vergebens ist sein Ruf
An Kinder und an Laffen.
Es stellt vergebens ihr Symbol
Der kühne Adler an den Pranger,
Jedwede Puppe, noch so hohl,
Fühlt sich mit einem Falter schwanger.
Vergeblich läuft der Genius Sturm,
Die Burg des Unsinns zu bezwingen:
Es will's nun einmal jeder Wurm
Zum Schmetterlinge bringen.

Vater

Von

F. Gräfin zu Reventlow

Mein Vater starb plötzlich. Wir waren vor zwei Jahren im Zorn voneinander gegangen. Ich hatte damals meinen Willen durchgesetzt, ich stand allein draußen in der Welt und das Leben wehte stürmisch um mich her.

Zuerst hatte ich gehört, daß mein Vater krank sei. Ein leidenschaftlich zorniger Brief meines ältesten Bruders, der mir in erregten Worten die Schuld beimaß, hatte mich davon benachrichtigt.

Das brüderliche Schreiben hielt sich in Ausdrücken, die mir jede Annäherung, selbst jede Nachfrage unmöglich machten.

Von Fernstehenden hörte ich kurze Zeit darauf, mein Vater habe sich erholt. Und dann kam eines Tages das Telegramm, daß er im Sterben liege.

Ich konnte nicht vor Nachmittag reisen, und während des Morgens kam ein Telegramm um das andere, alle von meinem jüngsten Bruder, der mich ohne Wissen der übrigen Familie benachrichtigte — eins um das andere: Zustand hoffnungslos — Zustand unverändert — Nicht kommen — und so fort.

An demselben Morgen kam ein Brief von dem Manne, um dessentwillen ich mit den Meinen gebrochen hatte.

Ich konnte ihn kaum lesen, und er war mir auch gleichgültig — jetzt so unsagbar gleichgültig.

Wie sonderbar, daß ich ihn damals geliebt hatte.

Ich fuhr ab.

Acht Stunden, bis ich daheim sein konnte — zu Hause! Ja, ich fuhr nach Hause, nach zwei Jahren wieder nach Hause. Wie gut das war. Ich sagte es mir selbst immer wieder vor: nach Hause!

Das mußte den brennenden, aufsteigenden Schmerz kühlen. Zur Mutter! Ihr in die Arme. Mutter! schluchzen dürfen, Mutter! stammeln dürfen — so hatte ich es noch nie sagen können.

Acht Stunden am schwülen Julitag im sonnendurchglühten Wagen, acht Stunden mußte ich in qualvoller Aufregung dahinfahren.

Wird er noch leben? Werde ich noch vor ihn hinknieen können, seine sterbenden Hände küssen, in seine verlöschenden Augen sehen, reuig und sehnsüchtig? Oder wird er meine Schuld unvergessen mit hinab nehmen?

Es wurde Abend. Ich war allein und fuhr durch mir bekannte Landschaften und meine Aufregung wuchs zum Wahnsinn, zur Todesangst. Wird er noch leben? Eine Stimmung, ein Ton, ein Kindheitston wurde in mir wach, ein seltsamer, lange vergessener, und er zitterte nur noch wehmütig gebrochen in mir auf.

Meine Hände wollten sich falten, aber sie krampften sich nur wütend ineinander und über meine Lippen kam ein irrsinniges Stammeln. Er muß noch leben, er muß noch leben!

Draußen war es Nacht.

Ich fühlte nicht mehr, daß ich mich bewegte und lebte, ich fühlte nur, wie meine fiebernde Stirn gegen die kalten, glatten Fensterscheiben stieß und wie meine Zähne im Frostschauern aufeinander schlugen.

„Bitte die Billets!" Wir waren dicht an der Stadt.

Die Türme stiegen gegen den dunkeln Nachthimmel auf. Die Bahnhofslichter flackerten unruhig. Die große Uhr stand auf elfeinhalb, als der Zug einfuhr. Der Perron war nachtverödet und leer. Ich stieg mechanisch aus.

Wo war ich und was wollte ich da, wo ich jetzt war? Zwei dunkle Gestalten kamen heran: mein jüngster Bruder mit einem älteren Herrn, einem Geistlichen, welcher der Familie nahe stand. Mein Bruder und ich lagen uns einen Augenblick in den Armen und sahen uns durch Thränen der Verzweiflung an.

Dann zog er sich zurück. Der Priester hatte mit mir zu sprechen — im Auftrage meiner Mutter und der anderen. Ein kalter, harter Auftrag war es: — alles, was meine Mutter mir in diesem Augenblicke zu sagen hatte, war: „Geh wieder fort, du hast hier nichts mehr zu suchen.“ — Meine Mutter hatte recht: so sagte mir der Geistliche wenigstens. Ich hatte mich ja von ihnen losgelöst, und nun gehörte ich nicht mehr zu ihnen. Meine Schuld mußte sehr schwer gewesen sein, wenn meine Mutter mir das sagen konnte.

— Du hast hier nichts mehr zu suchen. — Am Sterbebett deines Vaters hast du nichts zu thun, du hast kein Recht um ihn zu trauern, kein Recht an dein Zuhause, geh wieder hinaus in die traurige Welt. Unstät und flüchtig sollst du sein, aber zur Variation der alten Legende wollen wir dir das Kainszeichen nicht auf die Stirn, sondern ins tiefste Herz hineinbrennen, an die weichste, verwundbarste, geheimste Stelle, die nie wieder heilen kann, und wo es doch keines Menschen Auge sieht, wenn es schmerzt und blutet. — —

Der Priester ging. Seine Mission war vollbracht. — Habe Dank für dein Evangelium, du Mann des Friedens.

Ich stand allein auf dem Bahnhof. Ich war völlig bei Sinnen. Mein Vater lebte noch und (so hatte der fromme Mann gesagt): „Sie werden ihn nicht sehen und wenn ich selbst mich vor die Thür stellen müßte.“

Ich ging zu guten Freunden, die um meinen Bruch mit der Familie wußten, und die nahmen mich auf ohne viel zu fragen.

— Dann kamen zwei Tage, an denen ich brünstig wünschte, sterben zu dürfen.

Mehrmals am Tage ging ich zum Arzte, der meinen Vater behandelte, und holte mir Nachrichten, die zwischen völliger Aussichtslosigkeit und schwacher Hoffnung wechselten. Am Mittwoch Nachmittag hieß es: Er wird die Nacht nicht mehr erleben.

Ich weiß nicht, wie ich dann aus dem Hause des Arztes und aus der Stadt hinausgekommen war. Da lag ich an der Erde in dem kleinen Gehölz und wußte, daß mein Vater starb, daß es vorbei war. Mein Kopf war wie leer gebrannt. Die Gedanken schwirrten wie Mücken in dem öden Schädel herum und ich vermeinte es zu fühlen, wie sie summend gegen die Innenwände stießen.

Als ich zu meinen Gastfreunden zurückkehrte, war eine Botschaft von meiner Familie da — noch kälter und unbarmherziger wie die vorige. Mein Vater war gestorben und jetzt durfte ich kommen und ihn noch einmal sehen. — —

Auf dem Bett im kahlen Krankenzimmer lag etwas Kaltes, Lebloses, Schreckliches, und das war mein Vater gewesen. Und ich kniete davor und wußte nur, daß er es nicht mehr war, daß es für alle Zeiten zu spät war.

Gebrochen und in wahnsinnigem Schmerzausbruch warf ich mich über die kalten Glieder meines Vaters hin. Die glühenden Thränen seines verlorenen Kindes mußten seine eisige Stirn und seine toten Hände netzen und zur Vergebung war die Zeit vorüber. —

Dann kamen Menschen ins Zimmer.

Jemand zog mich vom Bett in die Höhe. Es war mein ältester Bruder.

Für eine Minute zog uns der Kummer in eine traurige, geschwisterliche Umarmung. Ich weiß nur noch, daß mich der Bruder in seinen Armen hielt, und daß der Priester da war, und seine Stimme schwirrte mir mit kalten Worten in den Ohren.

Meine Mutter wollte mich nicht sehen. Ich blieb noch einen Tag in der Stadt. Als der Abend kam ging ich aus. Das Haus meiner Eltern wollte ich noch einmal sehen, und ich ging um den Wall nach der alten, bekannten Straße, und dann viele Male um das Haus herum, am Gartenzaun entlang. An der Südseite standen die Fenster offen. Die Vorhänge waren nicht herabgelassen. Da saßen sie beim Lampenlicht um den Theetisch.

Ich sah meine Mutter, meinen Bruder, konnte verstehen was sie sprachen. Ich packte das Gitter und dachte einen Augenblick daran, mich an ihm aufzuspießen. Wahnsinn. — Aber erschießen konnte ich mich. Meinen Revolver hatte ich ja mitgenommen. In all die glühenden Schmerzen hinein die kalte Kugel. Und auf die Haustreppe sich hinlegen, gerade auf die Schwelle, und dort sterben.

Warum habe ich es nicht gethan? Es wäre gut gewesen. Warum mußte mich die feige Angst noch an den Fetzen Leben schmieden? —

Im Hofe bellten die Hunde, meine alten, treuen Hunde mit ihren heiseren Stimmen. Ich stand noch da — ich starb ja nicht — tötete mich nicht — wurde auch nicht toll. Es fror mich in der Nachtkühle und in meinem Elend. — Nun wollte ich gehen. Noch einmal über die Straße zurück. Da oben auf dem Balkon stand eine Gestalt. Es war meine Schwester. Das war ihr Zimmer, und die andern waren alle unten bei der Lampe gewesen. Ich stand wieder am Gitter und sah hinauf zur Schwester. — Kein Wort. — Ich hörte sie weinen.

Sie hatte mich gesehen und sah hinunter, während ich zu ihr emporstarrte und kein Wort sprach.

Dann ging ich.

Die letzte weiche Saite in mir sprang klirrend entzwei.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ein Kinderspiel

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

1. Jahrgang Nr. 6

Preis 10 Pfg.

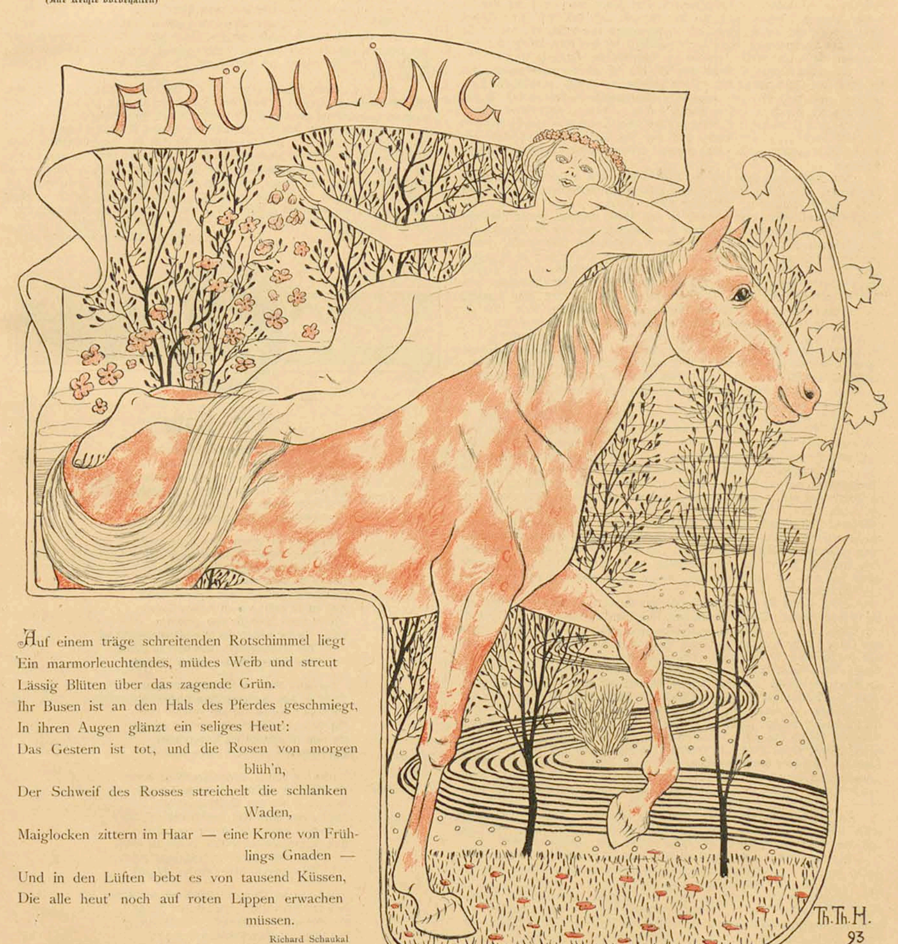
9. Mai 1896

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.



Auf einem träge schreitenden Rotschimmel liegt
Ein marmorleuchtendes, müdes Weib und streut
Lässig Blüten über das zagende Grün.
Ihr Busen ist an den Hals des Pferdes geschmiegt,
In ihren Augen glänzt ein seliges Heut':
Das Gestern ist tot, und die Rosen von morgen blüh'n,
Der Schweif des Rosses streichelt die schlanken Waden,
Maiglocken zittern im Haar — eine Krone von Frühlings Gnaden —
Und in den Lüften bebt es von tausend Küssen,
Die alle heut' noch auf roten Lippen erwachen müssen.

Richard Schaukal

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Der Brandstifter

Erzählung aus dem Vintschgau

von

M. Schwann

Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt. Und während sie erzählte, zuckte es oftmals eigentümlich über ihr fast totes Gesicht, dessen Züge in der Ruhe nur eine vollkommene Apathie und Resignation verrieten. Aber dann, wenn es so aufleuchtete in diesen verwelkenden Zügen und ein leises Rot die fahlen Wangen überflog, stieg mir der Gedanke auf, daß diese Frau einmal schön gewesen sein mußte, schön und begehrenswert namentlich für das dunkle Auge eines Halbromanen, deren Empfänglichkeit für das lichte Blond der germanischen Rasse eine ebenso bekannte wie unerklärliche Thatsache ist.

An einem Sonntag Abend war es, als ich mit der Greifenwirtin auf der Bank vor ihrem Hause saß. Dicht jenseits der Straße rauschte die Etsch vorüber, und hoch über den bewaldeten Gebirgskämmen jenseits des Flusses stieg eben der Mond in vollem Glanze empor. Es war einer jener unvergleichlich lauen Oktoberabende, deren uns der letzte Sommer so manche spendete. Die Luft wehte leicht und warm und nur vom Flusse her stieg eine leise tauige Kühle zu uns auf. Eine Stunde, wie geschaffen zum Plauschen und Erzählen.

Am Nachmittage war ich die Höhe hinter dem Hause hinaufgestiegen. Der holprige Weg führte durch prächtig behangene Rebenlauben und unter den Kronen zahmer Kastanien, welche in vollem Ertrage standen, in die felsige Wildnis hinauf. Von oben übersah ich das schöne Etschthal hinauf und hinunter. Eine herrliche Ruhe, die Ruhe des Sonntags lag über der Gegend und teilte sich mir mit. Mein Blick streifte in beschaulicher Langsamkeit umher und saugte sich an den Schönheiten fest, welche die Natur hier in so reicher Fülle entfaltet. Zuletzt aber blieb er forschend und suchend an dem ziemlich weiten Gehöfte haften, welches sich dicht unter mir an das Wirtshaus zum Greifen anschloß. Ich konnte in diese Unregelmäßigkeit keinen Plan bringen. Die Scheune dort rechts über den Stallungen war neu, aber diese selbst erschienen mehr wie alte Kellergewölbe, aus schweren Hausteinen aufgeführt. Der Wagenschuppen stand mit alledem wieder in gar keinem Zusammenhang, und die Auffahrt zu demselben war so unpraktisch wie möglich. Ich konnte nicht begreifen, warum man diesen Teil hoch angelegt hatte, während man doch ursprünglich die Bergwand an dieser Stelle offenbar deshalb ausgebuchtet hatte, um einen möglichst weiten und flach gelegenen Hofraum zu erhalten. Und dann gar die alten Mauerreste, welche sich durch alles hindurchzogen, mit ihren offenen oder verstopften Kellereingängen, die doch mit dem jetzigen Hause in gar keiner Verbindung standen. Steinhaufen, Balkentrümmer lagen in verschiedenen Ecken aufgeschichtet, kurz das ganze Gehöft machte mir immer mehr den Eindruck eines großen Provisoriums, als den einer zusammengehörigen und nach einem durchdachten Plane errichteten Anlage. Und als ich nun gegen Dunkelwerden von der Höhe hinabstieg und den Hofraum durchschritt, fiel mir die Unordnung noch weit mehr auf, so daß mir schließlich die Vermutung kam, hier müsse einmal ein anderes Haus gestanden haben, auf dessen Trümmern diese neue Halbordnung errichtet wurde, ohne daß es dem Bauherrn gelungen war, den Eindruck des Ruinenhaften zu verwischen und den einer neuen Ordnung zu erwecken. Alte Erinnerungen und neue Absichten hatten entschieden diese Halbheit in der Anordnung erzeugt, und als die Wirtin eine Stunde später bei mir vor der Thüre saß, machte ich ihr meine Bemerkungen über diese Eindrücke.

„Das glaube ich gern," gab sie mir zur Antwort, „denn das alte Greifenhaus ist vor zwanzig Jahren abgebrannt. Es stand da drüben, wo Sie jenseits der Straße nach den alten Mauerpfeilern sehen, quer über die Straße. Wie eine Burg mit breiter Thordurchfahrt, so stand es da, prächtig und schön, und was Sie da sehen, ist halt noch ein Rest von dem alten Gemäuer. Was mein Mann auch gemacht hat, so, wie es war, ist's halt nicht wieder worden, denn die Regierung kaufte ihm mit 15000 Gulden die alte Bauberechtigung ab, damit die Straße frei bleibe. So sind wir halt neben hinaus geraten. Es ist nicht mehr so, wie es war, und macht einem auch keine rechte Freude. Das alte Heimwesen war gar schön. Jetzt ist's so was Halbes und nichts Gescheites. Nach dem Brand kaufte sich der Wirt weiter vor an der Straße an. Aber er meinte immer, es sei nicht seine Heimat. Es zog ihn alleweil nach dem alten Platz her, auf dem er aufgewachsen war, und so gab er die Geschichte da drüben wieder dran und baute hier neu. Hätt' er's nur gleich gethan! Doch versichert war er nicht, und so fehlte es am Geld, und die Verwandten miteinander — na, Sie wissen schon, wie's da geht. Alle rieten ihm vom Bauen ab. So kam es denn, daß er den alten Platz doch verlor, denn die Regierung wollte nicht, daß wieder ein Bau über die Straße zu stehen käme. So muß man eben fortwursteln, wie es ist. Aber gescheit ist's nimmer worden."

Als die Wirtin vom Brande sprach, wurde ihr Ton ein anderer. Ich merkte, daß sie nur mit Mühe über diesen Punkt hinüberkam, und so frug ich denn direkt, wie denn der Brand damals entstanden sei?

„Angezündet hat's einer" — gab sie kurz zurück, aber um ihre Augenwinkel zuckte es sonderbar. Sie wollte offenbar nicht auf diese Erinnerungen eingehen. So frug ich nach anderem, nach ihrem Vieh, nach ihren Wiesen und Äckern, ob sie auch Rebberge habe? — Wieviel Kinder sie habe?

„Acht Stück!" — versetzte sie lächelnd. „Deren sollt's halt in einer Wirtschaft keine geben, höchstens zwei oder drei," meinte sie weiter, „aber man muß es nehmen, wie es kommt."

Unter den Kindern hatte ich einen Burschen bemerkt, der taubstumm und halb idiotisch war. Ich frug, ob der auch ihr gehöre?

„Ja, ja!" — sagte sie mit einer gewissen Apathie: „und der Kleinste wird wohl auch so bleiben. Er ist jetzt bald drei Jahre und redet noch kein Wort. Es wird schon so kommen, wie ich sage, denn die beiden Male habe ich das Feuer wieder gesehen, und nach dem letzten haben sie mich hinauf ins Bad nach Obladis geschickt, weil sie meinten, ich käm' nimmer auf. Wär' halt nimmer viel verloren gewesen, wenn's so gekommen wär'."

„Oho," fiel ich ein. „Sie sind doch höchstens 40 Jahre alt, da haben Sie zu dem noch Zeit genug." —

Aber ich hatte mich vergriffen, denn von Lebensüberdruß war bei dieser Frau schon keine Rede mehr. Dazu gehört noch immer ein Wille der Verneinung; bei ihr sah ich keinen. Taktmäßig that sie ihr Tagewerk, ohne Freude, ohne Leid; es war eine volle Gleichgültigkeit in all ihrem Wesen, die höchstens hie und da einmal unterbrochen wurde, wenn eins der Kinder an sie herankam, oder — wenn sie des Brandes erwähnte.

„Sechsunddreißig bin ich alt" — gab sie mir ruhig zurück. „Doch das ist ja gleich. Man macht fort, wie es ist, und bis es aus ist."

„Ja wohl! Doch die es so machen, werden die ältesten Leute! Sie sollen sehen, mit 80 Jahren sitzen Sie auch noch hier."

„Wär mir auch recht, aber ich glaub's Ihnen nicht." — —

So zog sich das Gespräch noch eine Weile fort. Sie wurde zutraulicher und wärmer, lächelte auch hin und wieder einmal über einen schlechten Witz. Schließlich kam sie wieder auf das Feuer. Da hielt ich sie fest, und nun erzählte sie.

Es war in der Neujahrsnacht 1874. Wir waren alle zum Tanz ins alte Greifenhaus gegangen. Auch der Sepp war da, ein prächtiger Bursch sonst, groß und stark gewachsen, mit dunklen Augen und schwarzem Haar. Da drüben, wo Sie hinter dem Strauchwerk den großen Nußbaum sehen, da hat er gewohnt. Wissen Sie, wie Feuerkohlen konnten die Augen leuchten, und manchmal konnt' es einem ganz schreckhaft werden, wenn man ihn nur ansah. Doch sonst ließ sich ihm nichts Unrechtes nachsagen, nur daß er halt einmal wegen einer wilden Schlägerei eingesperrt worden war. Der Sepp hatt's auf mich abgesehen, und ein junges Ding, wie ich damals war, hatten wir halt manches Mal mit einander gelacht und Unsinn getrieben, aber was Weiteres hat's nie gegeben. Das Unglück war, er war nicht der einzige.

(Fortsetzung und Schluß in der nächsten Nr.)



Der Rabe

Ein armes Nest im alten Baum,
Wo die Winde ziehen am Heidesaum,
Wo die Wolken fliegen so pfeilgeschwind:
Da haust der Rabe mit Weib und Kind.
Und düster brütet im kahlen Land
Der herbstliche Abendsonnenbrand.

Da piepst auf einmal das Rabenkind:
Sag' Vater, woher all' die Würmer sind,
Die du mir zum Geschenk gemacht —?
Hat sie der liebe Gott gebracht?
Hast du sie gekauft beim Krämersmann?
Hast du sie gefunden im wilden Tann?
„Mein liebes Kind, sie sind gestohlen,
Deine Mutter hat sie als schmackhaft empfohlen."
Der Rabe spricht: Diebstahl ist Pflicht,
Das siebente Gebot versteh' ich nicht.

Ein altes Weib in verzweifeltem Mut
Wohl an dem morschen Baumstamm ruht.
Sie weiß nicht, wie sie den Hunger stillt,
Ihr Herz vor Elend und Jammer schwillt.
Da sieht sie plötzlich im Niedersinken
Ein Äpfelchen aus dem Grase blinken.

Doch ein Knabe kommt des Wegs daher,
Der thut gar wichtig und spreizt sich sehr.
Und als er das alte Weiblein erblickt,
Wie sie den Apfel hält, stumm und beglückt,
Springt er herzu, entreißt ihr die Frucht
Und ergreift mit der leichten Beute die Flucht.
Der Rabe spricht: Diebstahl ist Pflicht,
Das siebente Gebot versteh' ich nicht.

Und wie der Morgen kämpft mit der Nacht
Und die Nebel ziehen mit schwerer Macht,
Da stößt aus dem Dunkel ein Geier hervor,
Der trägt das Rabenkind hoch empor
Und fliegt mit ihm weit in den Äther hinan
Zum stillen Fraß auf stiller Bahn.
Der Rabe spricht: Das ist gemein,
Wie niedrig, solch ein Dieb zu sein!

Jakob Wassermann

Der Gummi-Elefant

Es hat wirklich keinen Sinn, so jeden Abend mit seiner Frau zu verschwätzen. Man muß auch mal wieder einsam sein. Ich habe mich ordentlich darnach gesehnt.

Der alte Sekretär ist doch eigentlich ein fürchterlicher Kasten. Fortwährend quietscht die Klappe. Seit wieviel Jahren habe ich wohl keinen Blick in das Geheimnisfach gethan. Aber ich weiß noch ganz genau, wie es aufgeht.

Lauter Briefe. — Ach, — und der Gummi-Elefant! Wie lieb!

Armes Mädel! — Aber sie war doch ein gar zu großer Kindskopf. Es wäre ein Unglück mit ihr geworden.

Er steht noch ganz gut auf seinen vier Trampelbeinen. Und hupfen kann er auch noch, wenn man daneben auf die Platte klopft. Ob's Edith drüben hören würde, wenn ich ihn mal trompeten ließe?

Verzichten wir!

Es war doch zu entsetzlich unheimlich, wie er das letzte Mal trompetete. O, ich weiß es noch ganz genau. Alles. Um die Dämmerstunde kam sie und hatte keine Ahnung, daß es ihr letzter Besuch sein sollte. Sie machte lauter Unsinn. Der Elefant mußte auf dem Kanapee tanzen. Wir lachten — sie ehrlich und ich unehrlich. Ich hatte den ganzen Verrat im Herzen.

Als wir dann Abendbrot gegessen hatten, schickte ich sie fort. Ich hätte noch Notwendiges zu schreiben. Das hatte sie nicht erwartet. Im ersten Augenblick war sie ziemlich böse: ich sah ein Äderchen an ihrer Schläfe schwellen. Aber dann ging sie doch in die Schlafstube, um sich ihren Hut zu holen. Sie hatte ihn immer auf dem Waschtisch liegen.

Es dauerte lange, bis sie wiederkam. Aber dann war sie auch schon ganz marschfertig. Ich habe es zuwege gebracht, daß ich ihr noch einen Kuß gab, wie immer. Man ist doch eben ein Schuft.

Und gleich nachher schrieb ich den greulichen Brief. Drei Seiten.

Dazu hatte ich drei Stunden gebraucht. Ich rauchte noch eine Cigarette. Dabei summten mir fortwährend ihre letzten Worte im Ohr: „Paß auf, du wirst heute abend nochmal an mich denken.“

Endlich ging ich in die Schlafstube, zog mich aus und legte mich kreuzunglücklich zu Bette.

Da trompetete der Gummi-Elefant. Zugleich fühlte ich mit dem Rücken etwas Kühles, Elastisches unter dem Linnen. — Ihr letztes Stückchen!

Ich weiß noch, daß ich dann im Nachthemde vor meinem Bette kniete, und hatte die Hände gefaltet und heulte. —

Damals habe ich den Elefanten in den Sekretär geschlossen. Ob ich Edith die Geschichte erzähle? — Ach, — wozu?

Walter Harlan



Lieschen's Abendlied

Weiß die Mutter doch so gut,
Wann die Äpfel reifen,
Und ihr eigen Fleisch und Blut
Will sie nicht begreifen.

Wenn er auch ein andrer wär',
's geht ja nicht um Treue;
Kommt das Glück von ungefähr,
Sicher kommt die Reue.

Seht euch nur dies Leben an,
Hühner, Enten, Gänse;
Drüben schwingt der Schnittersmann
Seine blanke Sense.

Baut' ich auf den lieben Gott,
Traut' auf meine Karten,
Wurde selber mir zum Spott,
Lernte fleißig warten.

Zwanzig Sommer sind vorbei,
Armes, kurzes Leben!
Hast mir einen süßen Mai
Heimlich doch gegeben.

Ist die Nacht nicht gar so still,
Stiller wird's am Tage.
Weiß man nur mal, was man will,
Schweigt die wilde Frage.

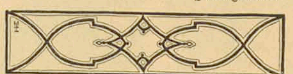
Kommen viele Jahre noch,
Langes, kaltes Sterben;
Durft ein einzig Mal ich doch
Um mein Schicksal werben.

Mütterchen zergrübelt sich,
Streicht die weißen Haare,
Träumt so mancherlei für mich,
Träumt sich nicht das Wahre.

Schrecklich ist die Einsamkeit
Hier auf Gottes Erden.
Herrlich ist es noch zu Zweit,
Will's zu Dritt nicht werden.

Not und Sorgen, Angst und Pein
Will ich gerne tragen.
Wird es nur kein Mägdelein,
Will ich gar nicht klagen.

Frank Wedekind



Die Wolfs-Anna

Von

Marcel Prévost *)

Unser Bündel auf dem Rücken, den Stock in der Hand, waren wir zu drei den ganzen Tag im Walde marschiert, — in jenem wunderschönen Walde von Tronçais, der sich zur Hälfte über das Gebiet von Saint-Amand und zur Hälfte über Nevers erstreckt. Das Dörfchen Vigne, das an den Ufern des Chers in einem Thalkessel liegt, der den Wald in zwei Hälften teilt, war an jenem Tage das Ziel unsrer Reise. Nachdem wir bei unserm alten Freunde, einem einfachen Landarzte, der zu gleicher Zeit zu fünf oder sechs Nachbardörfern gehörte, gespeist hatten, saßen wir träumend, mit der Pfeife im Munde, vor der Thüre. Über den bläulichen Baumkronen, die den Horizont begrenzten, kam langsam der Abend herauf. Schwalbenzüge durchkreuzten den Himmel. Aus einer kleinen Kirche, deren Turm über den Dächern hervorragte, hörte man von Zeit zu Zeit einige Töne des Ave Maria herüberschallen. In den Höfen bellten die Hunde und kläfften sich gegenseitig an . . . . .

Aus einem Hause, das dem des Arztes benachbart war, kam eine noch junge Frau in einem roten Flanellrock und weißen Leinwandleibchen und ging auf das Ufer zu. Mit ihrer linken Hand preßte sie ein Wickelkind ans Herz; an der rechten hielt sie einen kleinen Jungen, der selbst wieder einen noch kleineren an der Hand führte. Beim Flusse angelangt, setzte sich das junge Weib auf einen großen Stein, und während die beiden Jungen sich hurtig entkleideten, ins Wasser stiegen und herumplätscherten und sich unter Lachen und Schreien bespritzten, öffnete sie ihr Leibchen und gab ihrem Jüngsten die Brust.

Einer von uns, der Maler war, machte die Bemerkung:

„Welch' schönes Bild! Das würde im Salon Aufsehen erregen. Was hat das Weib für eine prächtige Stellung und die Beleuchtung! Sehen Sie den roten Fleck in dieser blauen Landschaft!“

Hinter uns rief eine Stimme:

„Das ist die Wolfs-Anna, meine jungen Freunde.“

Es war unser Wirt, den eine Consultation im Hause zurückgehalten hatte, und der sich jetzt zu uns gesellte.

Und wie wir ihn fragten, wer denn diese Wolfs-Anna wäre, und woher sie ihren Beinamen hätte, erzählte er folgende Geschichte:

„Diese Wolfs-Anna, die mit ihrem eigentlichen Namen Frau Anna Grillet heißt und eine geborene Tournies ist, war vor zehn Jahren das schönste Mädchen um Tronçais herum. Heute haben die Feldarbeit und die Geburt von fünf Kindern sie alt und schwach gemacht. Trotzdem ist sie, wie ihr seht, für ihre dreißig Jahre noch immer schön.

Zur Zeit, als das Abenteuer spielte, dem sie ihren Beinamen verdankt, lebte sie bei ihren Eltern, die kleine Pächter in Rein-du-Bois, etwa fünfzehn Kilometer von hier, bei Lucry-Lévy waren. Trotz ihrer Armut war sie doch von vielen jungen Leuten umschwärmt, sogar auch von reichen. Sie machte indessen niemandem Versprechungen und begünstigte nur Lorenz Grillet. Auf diesen Jungen fiel ihre Wahl, als sie gemeinsam auf den Wiesen von Rein-du-Bois die Schafe weideten.

Lorenz Grillet war ein Findelkind, und sein einziger Reichtum waren seine beiden Hände. Annas Eltern dachten nicht daran, zwei Arme miteinander zu verbinden, besonders nicht damals, als das junge Mädchen noch von wohlhabenden Freiern begehrt wurde. Sie verboten daher ihrem Kinde den Umgang mit Lorenz. Aber deshalb lief die Kleine doch zu ihrem Geliebten, und da sie in demselben Flecken wohnten, von dem aus sie den Wald mit wenigen Schritten erreichten, so hatten sie natürlich jeden Augenblick eine Gelegenheit sich zu sehen. Als Vater und Mutter merkten, daß weder Scheltworte noch Schläge etwas ausrichteten, kamen sie zu einem großen Entschlusse: Anna wurde nach Vigne in die Muster-Farm des Herrn Roger Duflos, der unser Abgeordneter ist, in Dienst gegeben.

Ihr glaubt vielleicht, nun hätten sich die beiden Verliebten nicht mehr gesehen? Da irrt Ihr Euch! Sie kamen jetzt des Nachts zusammen. Sie schliefen einfach nicht mehr. Bei dichtester Finsternis verließ jedes die Farm, in der es diente, und dann gingen sie sich auf einem Kreuzwege, der kürzer ist als die große Landstraße, entgegen. Und wenn sie sich getroffen hatten, blieben sie bis zum ersten Tagesdämmern in dem schützenden Walde beisammen.

Das war im Jahre 1879. Sommer und Herbst waren vorübergegangen; dann kam der Winter. Es war eine schreckliche Zeit. Der Cher trieb Eisschollen und schließlich fror er ganz zu. Die Wälder von Tronçais, die mit Schnee bedeckt waren, lagen verwüstet, wie die Trümmer eines Gebäudes, das unter einer Überlast zusammengebrochen ist. Alle Waldwege waren nach und nach unbenutzbar geworden. Der Wald war gänzlich verweht. Und wo Menschen nicht mehr hinkamen, stellten sich wieder Tiere ein. Was sich seit jenem schrecklichen Jahre nicht mehr ereignet hat, trat ein: Wir hatten Wölfe.

Jawohl, Wölfe, meine jungen Freunde.

Sie kamen bis an die Farmen, die um Lucry-Lévy und Vigne zerstreut lagen. Sie drangen bis in die Straßen von Saint-Bonnet-le-Désert, ein Dorf,

Fortsetzung auf Seite 4

*) Aus „Kamerad Eva“, Prévost's neuem Buche, das demnächst bei Albert Langen erscheint.

Die Wolfs-Anna von Marcel Prévost



Hamböck & Co. ch. (Zeichnung von M. Slevogt)

das einsam am Ufer eines Waldteiches lag. Man mußte ihnen förmliche Schlachten liefern, um sie zu vernichten. Auf den Kopf eines Wolfes war der Preis von fünfzig Franken gesetzt. Ich selbst habe dreie gesehen, außerordentlich große, die eines Morgens, als ich in meinem Wagen nach Saint-Amand fuhr, am andern Ufer des Cher herumstreiften.

Aber weder der Winter, noch die Wölfe störten Anna und Lorenz in ihren nächtlichen Zusammenkünften.

Unter tausend Gefahren setzten sie ihre Exkursionen fort. Das ist ja die tote Zeit auf dem Lande, wenn der Landarbeiter feiert. Jede Nacht verließ Lorenz das Dorf, mit dem Gewehr unterm Arm und wagte sich getrost in den völlig finstern und schneeverwehten Wald. Und ebenso verließ Anna gegen neun Uhr Vigne. Dann trafen sie sich, etwa drei Kilometer von hier, bei einer Lichtung, die der Waldweg durchschneidet, und die man den „Hohlweg" nennt.

Eines Abends nun, als Lorenz Grillet zum Rendezvous kam, glitt er auf dem hartgefrorenen Schnee aus und fiel so unglücklich, daß er sich das rechte Bein brach und die rechte Hand verstauchte. Anna versuchte ihn aufzuheben, aber es gelang ihr nicht. Sie konnte ihn nur bis zu einer dicken Ulme schleppen, an die sie ihren Geliebten, ihn mit ihrem eigenen Mantel zudeckend, anlehnte.

„Wart nur, mein armer Lorenz," sprach sie zu ihm, „ich laufe nach Vigne zum Doktor, — der kommt und holt Dich mit seinem Wagen ab."

Sie entfernte sich, aber kaum hatte sie die erste Wendung gemacht, als sie einen Flintenschuß und einen Schrei hörte: „Ha — loh!"

Sie lief sofort zurück und fand ihren Freund zitternd vor Schmerz und Furcht, die Hand auf sein an der Erde liegendes Gewehr gekrampft.

„Was hast Du denn, Lorenz, — hast Du geschossen?" fragte sie.

„Ja, ich war es," antwortete er. „Ich habe ein Tier gesehen mit roten Augen, das einen scheußlichen Geruch ausströmte und so stark war wie ein großer Hund. Ich glaube, es war ein Wolf."

„Und hast Du drauf geschossen?"

„Nein, ich kann wegen meines Armes die Flinte nicht aufheben. Ich habe bloß in die Erde geschossen, um ihm Angst zu machen. Und Du siehst, er ist fort."

Anna dachte einen Augenblick nach.

„Ist er hier hergekommen?" fragte sie.

„Ich fürchte ja," antwortete der junge Mann. „Du solltest hierbleiben, Anna, sonst werde ich von der Bestie gefressen."

„Gut, dann bleibe ich," sagte das junge Mädchen. „Gieb mir Deine Flinte."

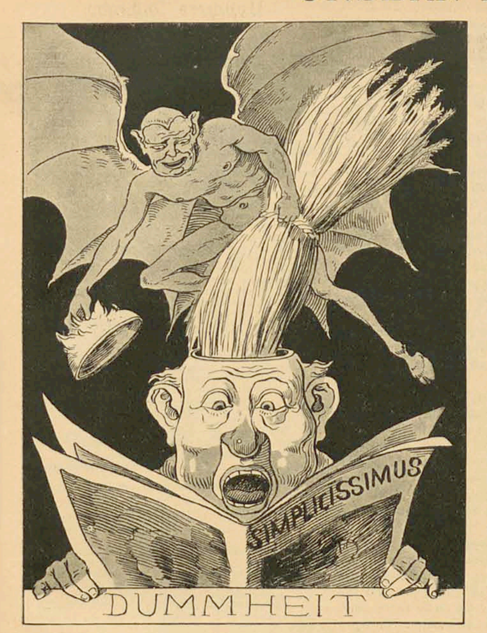
Sie nahm sie, entfernte aus dem Schaft die alte Patrone und ersetzte sie durch eine neue. Und alle beide warteten.

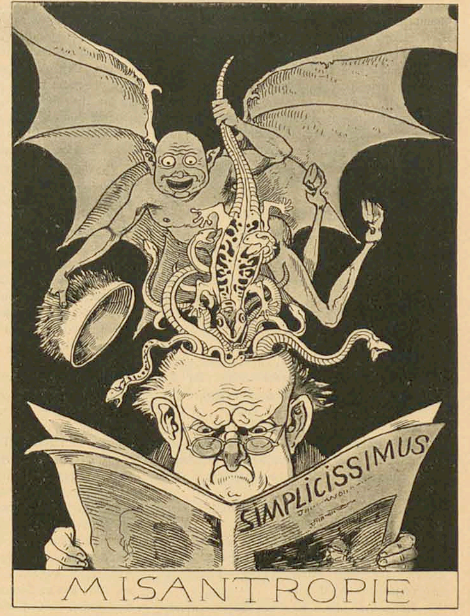
Eine Stunde verging, vielleicht auch zwei oder auch mehrere. Der Mond, den man noch nicht sehen konnte, war am Himmel aufgegangen, denn der Himmel strahlte im Zenith ein Licht zurück, das von Minute zu Minute stieg.

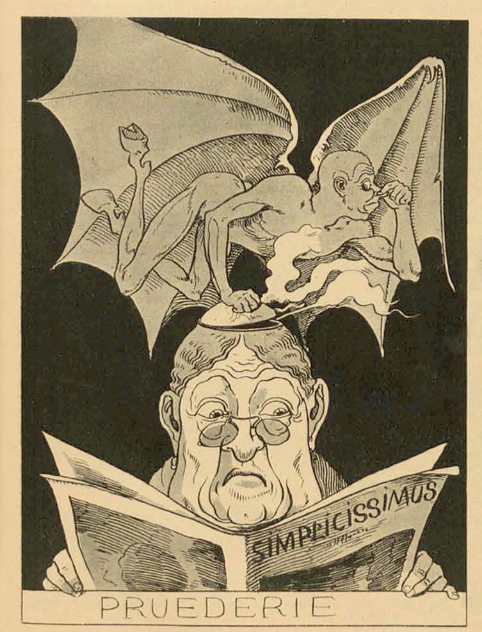
Lorenz hatte Fieber, er bebte und stöhnte

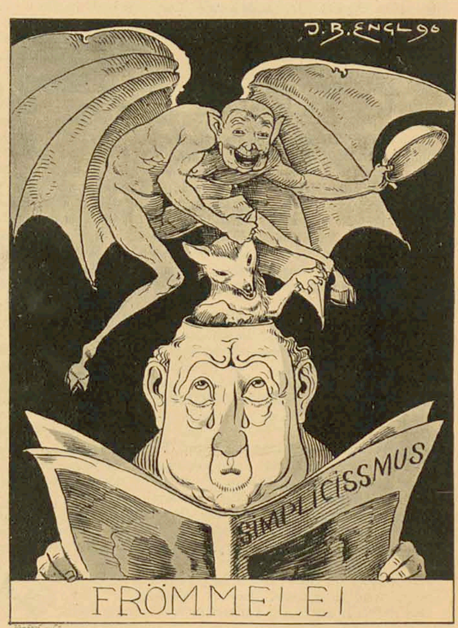
Fortsetzung und Schluß auf Seite 6

UNSERN FEINDEN









(Zeichnung von J. B. Engl)

und Anna, die vor Kälte erschauerte und immer noch an den Baum gelehnt stand, fing an, einzuschlummern.

Plötzlich ertönte ein Gebell, ein Heulen, wie es des Nachts die Hunde ausstoßen, die man eingeschlossen hat. In dem Dunkel, das sich unmerklich löste, sah man zwei durchdringende rote Augen. Das war der Wolf.

Lorenz wollte sich erheben und die Flinte ergreifen. Aber vor Schmerz aufschreiend sank er zurück.

Sie schulterte, zielte und drückte ab. Doch ein Ruck nach hinten brachte die Waffe aus der Richtung. Das Tier war nicht getroffen. Es floh aber sofort längs des Weges . . . Kurze Zeit nachher hörte man es in einiger Entfernung heulen. Und das Geheul von andern gab die Antwort.

Der Mond stieg am Himmel empor und stand plötzlich im hellsten Licht über der düstern Masse des Dickichts. Und jetzt sahen Lorenz und Anna etwas Schreckliches: In Schußweite saßen fünf Wölfe auf ihren Hintern, wie Hunde quer über dem Weg; und einer, der am mutigsten war, wagte sich langsam vorwärts.

„Höre," sagte Lorenz zu seinem Mädchen, „ziele auf den, der auf uns zukommt. Wenn Du ihn töten kannst, werden ihn die andern auffressen und sie werden uns dann in Frieden lassen."

Der Wolf setzte seinen Marsch in kleinen Schritten fort. Man konnte jetzt seine blutigen Augen, seine vorstehenden Rücken- und Rumpfknochen, seine matte Farbe und seinen halbgeöffneten fauchenden Rachen erkennen.

„Leg den Kolben richtig an die Schulter," sagte Lorenz. „Komm hier her!"

Der Schuß ging los, das Tier machte einen Sprung zur Seite und fiel ohne einen Laut tot zu Boden. Die ganze Bande riß im Galopp aus und verschwand im Gehölz.

„Anna, lauf schnell hin," rief Lorenz, „schlepp' ihn auf den Weg weiter, so weit Du kommst. Noch ist die Gefahr nicht vorüber. Die andern werden in einiger Zeit zurückkommen."

Sie ging, und er rief ihr noch nach:

„Du mußt der Bestie den Kopf abschneiden, so schnell als möglich."

„Hast du ein Messer?" fragte Anna.

„Ja . . . in meinem Gürtel."

Es war ein richtiges Jägermesser mit kurzem Griff und breiter Klinge. Sie nahm es und lief auf das Tier zu. Dann machte sie sich daran, ihm die Gurgel abzuschneiden. Und während ihr das heiße Blut über die Hände, auf die Kleider lief und sogar ins Gesicht sprang, trennte sie den Kopf vom Rumpfe, der noch feuchte, und den sie so weit sie konnte durch eine auf dem Schnee schimmernde Lache zog. Dann kehrte sie mit dem blutigen und schmutzigen Kopf zurück.

Was Lorenz voraus gesehen hatte, geschah. Die zuerst durch den Tod ihres Gefährten aufgeschreckten Wölfe wurden durch den Blutgeruch zurückgelockt. Sie kamen alle fünf wieder. Im Mondschein, den der Schnee, wie in einem Feenmärchen widerstrahlte, erblickten die beiden jungen Leute die schreckliche Gruppe der Rücken an Rücken bei einander um die frische Beute gereihten Bestien, den Kadaver zerreißend, sich streitend und beißend, bis nichts mehr übrig blieb, nicht einmal ein Haarbüschel, ja nicht einmal ein Knochen.

Inzwischen fing dem jungen Mann sein Bein gräßlich an zu schmerzen. Anna, deren Nerven gänzlich erschöpft waren, kämpfte vergeblich gegen Ermüdung und gegen den Schlaf. Zweimal entglitt ihr das Gewehr, das sie in der Hand hielt . . . . Als die Wölfe ihr Mahl beendigt hatten, fingen sie wieder an, sich zu nähern. Das junge Mädchen schoß eine Kugel und dann zwei in den Haufen. . . .

Aber ihre erstarrten Finger zitterten. Sie konnte sich nicht mehr rühren. Bei jedem Schuß riß die Bande aus, lief etwa hundert Meter in kurzem Trapp den Weg entlang, blieb eine Zeitlang stehen und kam dann wieder zurück . . .

Nun sahen die jungen Leute ein, daß es mit ihnen aus wäre und daß sie sterben müßten. Anna ließ den Arm sinken. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, zu entfliehen und den Verwundeten zu verlassen. Sie legte sich an seine Seite, unter denselben Mantel, umarmte ihren Geliebten, lehnte ihr Haupt an seine Wange, und so erwarteten die Beiden, mit vor Kälte erstarrter Haut und im Fieber glühendem Blute, den Tod.

In ihren Hallucinationen sahen sie seltsame Bilder. Die süßen Sommernächte, wenn der Junilaub geschmückte Wald ihre friedlichen Zusammenkünfte begünstigte, schienen wieder gekommen zu sein. Aber dann waren es plötzlich die kahlen Sträucher und Äste, die von einem Scheine, der vom Schnee herkam, glänzten und alles belebte sich mit bewegten Gestalten, mit glühenden Augen und offenen Rachen, die sich vervielfältigten, sich näherten und sie verschlingen wollten.

Aber Anna und Lorenz blieben glücklich davor bewahrt, auf diese schreckliche Weise umzukommen. Die Vorsehung — ja, meine jungen Freunde, ich glaube an sie, — wollte, daß ich am nächsten Morgen in meinem Wagen von Saint-Bonnet-le-Désert, wo ich eine Entbindung gehabt hatte, zurückkam. Ich führte die Zügel, und mein Diener hielt die Flinte und beobachtete den Weg. Unsere Schellen jagten den Wölfen ohne Zweifel Furcht ein, denn wir sahen nicht einen einzigen. Bei der Ulme, an dessen Fuß die beiden Liebenden schliefen, machte meine Stute einen Sprung zur Seite, wodurch wir aufmerksam wurden. Ich sprang zur Erde und mit Hilfe meines Dieners hob ich die beiden armen Kinder auf, die steif und leblos waren. Wir legten sie auf's sorgfältigste nieder und hüllten sie in alle Decken, die wir hatten . . . . Auch den blutigen Wolfskopf nahmen wir mit.

Es war ungefähr sieben Uhr morgens, als wir in Digne ankamen. Der Tag stieg über's Land auf, das wie blankes Glas und wie weicher Sammet dalag. Die Pächter des Herrn Roger-Duflos und die Hälfte der Leute aus dem Flecken, die besorgt um das Verschwinden Annas waren, kamen uns entgegen.

In einer großen Küche, in der wir an jenem Abende vor einem flackernden Holzfeuer gespeist hatten, waren denn Lorenz und sein Mädchen endlich so weit aufgetaut, daß sie uns die Erlebnisse jener Nacht erzählen konnten."

Einer von uns fragte:

„Und später, Doktor? Haben sie sich geheiratet?"

„Ja," antwortete unser Wirt. „Die Ereignisse zeigen zuweilen den Willen der Vorsehung mit solcher Kraft, daß die, welche weniger klar sehen, davon überrascht sind. Nach dem Abenteuer mit dem Wolfe beschloßen Annas Eltern ihr Kind mit Lorenz Grillet zu verheiraten. Die Hochzeit fand im Frühjahr statt, und die fünfzig Franken, die sie als Preis erhielt, bestritten ihr Hochzeitskleid."

. . . Der Doktor schwieg. Die Nacht war ganz hereingebrochen. Der dunkelblaue Himmel spiegelte seine ersten Sterne im Wasser Die dichten, tintenschwarzen, unbeweglichen Sträucher glichen jetzt finstern Bergen. Wir sahen, wie die Wolfs-Anna die beiden Jungen wieder ankleidete und mit ihrem Jüngsten, das eingeschlafen war, im Arme, nach Hause ging. Sie kam an uns vorüber und im Vorbeigehen lächelte sie dem Doktor zu. Der Doktor sagte: „Guten Abend, Anna!"



Unsichere Zustände

Humoreske

von Rudolf Brodmann

„Wo nur heut' der Bankerl steckt, daß er net zum Tarok 'kommen is," sagte der behäbige Schlossermeister Hildebrand; „am End is er umbracht worn; a Wunder wars net bei dene Sicherheitszuständ heutzutag, wo ja beinah alle Täg a Raubmord vorkommt. Grausen möchts oan; hams S' net glesn, was erst gestern wieder passiert is, und derwischt is er auch wieder net worn!"

„Derwischt is überhaupt no koaner worn," warf sich der Bäckermeister Klaiber ein.

— „I laß mir's no gfall'n," fuhr der Schlossermeister, von seinem Stuhle aufstehend, fort, „wennst Nachts hoamgehst, und es packt di oaner an auf der Straßn, do fürcht' i mi net, dös is ma hier schon g'wöhnt, i verlaß mi auf mei'n Stecken, und wenn's sein muß, an sechsläufinga hob i a no in der Taschen — aber baldst im Bett liegst und denkst an nix und glangt dir auf oamol oaner schö stad an d' Gurgl, do kunnt's oan schon anders wern!"

„Ja, ja," sagte der Malermeister Tipfl, „a Geld darf ma in dene Zeiten net im Haus b'haltn, jetzt i trag's meinige alles auf d' Bank, und wenn i Nachts hoamgeh, nachher geh i immer in der Mitt' von der Straßen, an Gensdarm siehgst ja ah net. Kathi, wie viel ham ma denn? I zahl morgen, i hab mein Portemonnai vergessen."

Der Privatier Hinterwimmer war während des Gespräches immer stiller geworden und hatte verschiedene Male in seiner Tasche nach dem Geldbeutel gefühlt, der heute gerade eine größere Summe barg; aber jetzt, als sich sein Freund und Tarokgenosse, der Schlossermeister Hildebrand entfernen wollte, ergriff er ihn rasch am Ärmel, zog ihn beiseite, und sagte: „Wissens was, lieber Freund, Sie müssen net meinen, daß i mi fürcht, 's is nur wegn meiner Frau, Sie kennens ja, sie is so nerviös: Was is, Sie ham doch auch Sperrketten in Ihrm Gschäft, thuns mir den Gfallen und schickens mir morgen eine oder zwei —"

„Recht gern," erwiderte der Schlossermeister, „und wos i no sogn will, hams net amol von an Geldschrank g'redt, i hätt' grod oan dahoam, an schöna, eiserna; Ihnen geb' i'n billig; überlegn's es Ihnen, Sie können mir ja morgen Antwort sagen lassen."

„Is recht; übrigens könnens 'n gleich mitbringen lassen, besser is besser. Wo gehngan Sie denn zua, i glaub mir ham den gleichen Weg?"

„Thut mir leid, Herr Nachbar, i wohn' seit acht Täg in der Au, in der Karlstraße bin i auszogn; also guat Nacht beinand!"

Nachdem allmählich die übrigen Gäste ebenfalls aufgebrochen waren, wäre auch Herr Hinterwimmer gerne fortgegangen, aber so allein nach Hause gehen, das war entschieden unbehaglich, nicht als ob er sich gefürchtet hätte, bewahre; aber gerade heute hatte er so viel Geld bei sich und . . .

„Wollen denn Sie schon gehen, Herr Hinterwimmer?" frug herantretend der freundliche Wirt und ließ sich an der Seite des letzten Gastes nieder; „es is ja lang no net 11 Uhr; Kathi, no a Halbe für'n Herrn von Hinterwimmer! Ja, ja, der Herr Hildebrand hat schon recht, es is wirklich kraß, denkens Ihnen, bei mir hams neuli einbrechen wollen, und wenn i mein Hund nit ghabt hätt', wer woaß . . ."

„Ah, Ihr Cäsarl," sagte Herr Hinterwimmer; „Cäsarl komm', komm schön!" und er streichelte wohlwollend den Hund. „Apropos, Herr Bayer, i hätt a große Bitt' an Ihnen: Morgen muß i a kleine Reis' machen, und da wär mir's schon recht, wenn's mir auf oan oder zwoa Täg Ihrn Revolver leihen thäten, man is halt doch ruhiger, wissens — aber jetzt muß i wirkli gehn, wie gsagt, so a Reis' . . ."

„Warum denn net, gwiß;" sagte der Wirt. „Schorsch, hol amol mein Revolver aus der Schenk für'n Herrn Hinterwimmer! — So, jetzt guat Nacht, glückliche Reis', adje, Herr Hinterwimmer!"

Befriedigt über den Erfolg seiner Diplomatie trat Herr Hinterwimmer auf die Straße. Das erste, was er bemerkte, war, daß die elektrischen Lampen nicht mehr brannten.

Es ist so unpraktisch nicht, in der Mitte der Straße zu gehen, dachte der Heimkehrende; man sieht wenigstens, ob links oder rechts einer herkommt. Und mit der Hand in der Hosentasche am Revolver betrat Herr Hinterwimmer die Mitte der Fahrbahn.

Zum ersten Male fiel es ihm auf, daß ihm in der That kein Gensdarm begegnete, und so schlug er denn unbewußt ein immer schnelleres Tempo ein, so daß er schweißtriefend an seiner Wohnung anlangte.

Sonderbar! daß er des Gedankens nicht los werden konnte, es mußte daheim etwas vorgefallen sein!

Im Hause war alles ruhig, unheimlich ruhig. Hinterwimmer fing unwillkürlich zu pfeifen an und stieg mit wuchtigen, geräuschvollen Schritten die Treppen hinauf.

„So z'Haus wären wir jetzt glücklich," dachte er beim Aufschließen der Thüre, „wenn nur meiner Frau nichts passiert ist und drinnen alles in Ordnung ist."

Er machte Licht und zog den Revolver.

In ihrem Bette, bleich, aufgerichtet saß Frau Hinterwimmer.

„Jessas, du bist's! Was hast denn heut? Warum kommst so früh? Thu dein Revolver weg, um Gottes willen, es giebt no a Unglück; Xaverl, bedenk', was d' thuast!"

„Sei stad, Alte," sagte mit Würde Herr Hinterwimmer und ließ wohlgefällig den Lauf seines Revolvers blinken; ma woaß net bei den jetzigen gefährlichen Zeiten, ob net so a verwegener Kerl in der Wohnung is."

„Du wirst do net glaubn, daß oaner im Zimmer is," rief die Frau.

„Wer woaß. Bis nachher in der Nacht oaner unterm Bett vorkriecht, und dir schö stad an d' Gurgel glangt . ."

Als er bei diesen Worten sich bückend unter sein Bett leuchtete, sprang Frau Hinterwimmer mit einem Ausruf des höchsten Entsetzens aus dem Bette, im selben Augenblicke scholl der Schrei: „Raus, oder i schieß!"

Eine klägliche Stimme antwortete aus der Tiefe: „Aber Xaverl, du wirst doch deinen alten Spezi net umbringa wolln; siehgst, i hab di ja bloß erschrecken wolln . . ." und hervor kroch der Metzger Bankerl, der beim Tarok gefehlt hatte.

Mittheilungen.

Neue Kautschuk-Typen-Druckerei. Die rühmlichst bekannte Firma Feith's Neuheiten-Vertrieb in Berlin C, Seydelstr. 5, bringt neuerdings eine praktische, kleine Kautschuk-Typen-Druckerei in den Handel, vermittelst welcher Jedermann einzelne Worte sowie ganze Sätze mit Leichtigkeit zusammensetzen und sofort drucken kann. Diese Druckerei eignet sich zum Anfertigen von Stempeln, Etiquetten, Menus, Speisenkarten, Adreßkarten, Cirkularen, Avisen, für Namen auf Kleider und Wäsche und wird sowohl Militairs, Behörden, Pensionaten, Apothekern, Droguisten, Kaufleuten als auch Privaten sehr willkommen sein. Die Kautschuk-Typen haben noch den Vortheil, daß man sie ohne jegliche Unterlage auf jedem Material leicht und äußerst rein abdrucken kann. (Siehe Inserat.)

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Wir Zwei



Wir haben oft beim Wein gesessen
Und öfter beim Grog,
Beim Pfandverleiher lag indessen
Der Sonntagsrock.

Wir haben die lustigsten Mädelgeschichten
Ausgetauscht,
An Abenteuer und an Gedichten
Uns weidlich berauscht.

Wir haben, o je, von unsern Schulden
Uns vorgeklagt,
Vertranken dabei den letzten Gulden:
Nur nicht verzagt.

Wir haben uns immer zusammen-
gefunden,
War's Wetter schlecht,
Und waren die gräulichen Wolken ver-
schwunden,
Dann erst recht.

Wir sind zwei Kirschen an Einem Stengel,
Ein Zwiegesang,
Ein Paar, wie's außer dem J. B. Engl
Noch keinem gelang.

Wir sind zwei Schelme. Wollt ihr
uns fangen,
Philistergericht,
Wir müssen an Einem Galgen hangen,
Sonst thun wir's nicht.

Gustav Falke

(Zeichnung von J. B. Engl)

1. Jahrgang Nr. 7 **Preis 10 Pfg.** 16. Mai 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.** (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile **1 Mk. 50 Pfg.**

Wahnsinn



(Zeichnung von F. v. Reznicek)

Simplicissimus spricht:

Närrisch muß es in der Welt zugehen, wenn sich der Narr gezwungen sieht, seine Schellenkappe abzunehmen und ein ernstes Wort an die Menschen zu richten, denen er doch nur Heiteres bringen möchte. Manchmal wird's aber auch dem Narren zu bunt. Dann vertauscht er seine Kappe mit dem Helm, greift statt der Pritsche zum Schwert und ist närrisch genug, gegen den bittersten Feind der Narretei, die Dummheit, zu Felde zu ziehen, unbekümmert um die Erfahrung, daß selbst Götter dies vergebens gethan.

Ist es wahr, daß „viel' Feind', viel Ehr'“, dann darf „Simplicissimus“ mit der ihm erwiesenen Ehre zufrieden sein. Kaum fing er an, wie er es versprochen, mit „seiner Schelle den Morgensegen zu bimmeln“ und „allerorten die Philister zu schlagen“, als auch mit wildem Gekreisch sich die Schar der Getroffenen zusammenrottete, die Fäuste ballend, zum Schutz der „Sitte“ und „Ordnung“.

„Revolutionär! Sozialistisch!“ zeterten die einen — und gegen den toten, unsterblichen Herwegh erhob sich in Österreich die lebendige, sterbliche Gendarmenhand.

„Pornographisch! Schamlos! Unsittlich!“ heulten die anderen, mit lüsternem Blick nach den Bildern des „Simplicissimus“ schielend und sie dann mit Abscheu von sich werfend, da sie darin nichts von dem fanden, was sie vielleicht heimlich zu finden gehofft. Und die Schergen der heiligen Sitte wurden ausgesandt mit dem Schwerte in der Hand gegen den armen schwarzen „Simplicissimus“-Teufel, und tapfer vernichteten sie ihn, wo sie ihn fanden — an den Anschlagssäulen.

Unsittlich? — Nein, ihr Herren! Unsittlich ist die Lüsternheit, die über den sittlichen Schmutz einen gleißnerischen Venusberg-Schimmer wirft. Das thut „Simplicissimus“ nicht. Thäte er's, so würdet ihr zwar gegen ihn zetern, in der stillen Klause aber ihn mit um so heißeren Blicken verschlingen.

Unsittlich ist der aber nicht, der mit bitterem Lachen die sittliche Erbärmlichkeit aufdeckt, in die unsere alternde Gesellschaft versinkt. Unsittlich ist der nicht, der mit Künstlerhand Schlaglichter in jene Tiefen des socialen Lebens wirft, in denen absterbende Vorurteile, zerbröckelnde Grundsätze, der Kultus des goldenen Kalbs, die lähmende Macht des Elends, die gesunde Leidenschaft in ein entartetes Zerrbild verwandeln. Unsittlich ist der nicht, der einem entmannten Geschlecht das ewige, heilige Recht der wahren Leidenschaft verkündet.

Unsittlich!? — Der Teufel auch! Blickt doch um und in euch! In eure Kadettenschulen, Seminare und Pensionate für „bessere“, „höhere“ und „höchste“ Töchter, wo unter dem Schleier erlogener Schamhaftigkeit der Keim des Perversen in Tausende junger Geschöpfe gelegt wird. In eure „sittlich-ernsten“ Zeitungen, in deren Annoncenspalten Kuppelei getrieben wird — die Schar Damen und Herren, die „Anschluß“ suchen, die in ein „blühendes Geschäft hineinheiraten“ möchten, die Adeligen, die ihre Wappenschilder zu Markte tragen. In eure Handelspaläste, wo inmitten von Putz und Schmuck tausende von Mädchen vorsätzlich gezwungen werden, ihren Körper zu verkaufen, um „anständig“ aussehen zu können. In die Armee, wo die waffentragende Jugend durch die eiserne Schraube der „Kaution“ in unsaubere „Verhältnisse“ förmlich hineingezwängt wird, oder die Pulsschläge ihrer Leidenschaft nach der Höhe der Mitgift bemessen muß. In die Familien, wo die Töchter dem Moloch der „Versorgung“ geopfert werden. In die Theater, wo der Direktor der jungen Anfängerin höhnisch zuruft: „Wollen Sie denn etwa von Ihrer Gage leben?“

Unsittlich?! — Blickt in euch selbst, in eure nächste Umgebung und dann sagt euch — Hand aufs Herz: was ist noch geblieben von der alten „frommen Sitte“ außer der immer fadenscheiniger werdenden Maske? Ist der „pornographisch“, der es wagt, diese Maske zu lüften? Es mag sein, daß die Gebärde, mit der „Simplicissimus“ dies thut, manchmal zu schroff, ja — brutal ist. Mag sein: „Simplicissimus“ ist ein armer Teufel und irren ist ja sogar menschlich. Aber unsittlich ist nur der, der jene Maske noch fester aufdrückt, oder sie nur halb lüftet, um durch das, was darunter ist, zu reizen.

Aber „Simplicissimus“ soll ja auch „revolutionär, socialistisch“ sein! Was hat der arme Schelm mit irgend welcher Politik zu thun? Der Kunst allein will er seine schwachen Kräfte widmen. Aber diese Kunst soll frei sein, ihren Vorwurf zu wählen, wo es ihr beliebt, ohne sich in die Zwangsjacke einer verlogenen Sitte, oder irgend welcher politischen Phrase einstecken zu lassen. Und wenn im Auge des „armen Schelmen“ „Simplicissimus“ dem Armen eine Thräne, dem Protzen ein Zornesfunke entgegenblitzt, — heißt das „revolutionär“ sein? Wie entmannt müßte ein Bürgertum sein, das keinen freien Gedanken in Wort oder Bild mehr vertragen könnte, ohne nach dem Schutz des Nachtwächters zu kreischen!

So, ihr verehrten Herren, das alles hatte „Simplicissimus“ auf dem Herzen. Ihr habt's gehört, — nehmt's ihm nicht übel. Er setzt seine Kappe wieder auf und ruft euch wieder zu:

„Hier bin ich: frei und jung und ahnenlos;
Nicht Schwert, noch Helm und Lanze will ich tragen,
Mit heißen Worten nur will ich euch schlagen.“



Wahnsinn

Von F. Gräfin zu Reventlow

Geerdt Sievers war Bildhauer in München. Seine Heimat war an der Ostsee unter den dänischen Buchen. Er hatte eben sein Modell weggeschickt, weil die Dämmerung kam, und nun stand er vor dem Werk seines Tages. Es war ein lebensgroßer Akt — ein altes Motiv: Eva, das Weib.

Er wollte etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes schaffen und eine seltsame Idee hatte sich aus diesem Wollen herausgeboren: das Weib vor dem Sündenfall mit vollen, noch unschuldigen Formen, die verlangend der Erkenntnis entgegenschnellen — das Vorspiel der Sünde in dem jugendlich reifenden Körper. Eva knieet und spielt mit der Schlange, die sich vor ihr im Grase ringelt. Der Gesichtsausdruck zeigt noch ahnungslose Neugier; über dem in geschwungener Linie vornüber gebeugten Rücken hängt ein Zweig mit den Äpfeln vom Baume der Erkenntnis. Sie hat die Frucht noch nicht gesehen; die Schlange hält sie für ein Spielzeug — aber der Augenblick ist nah, er muß bald kommen, der Augenblick, wo die Schlange zu sprechen beginnen wird, und wo sie die Frucht gewahren wird.

Sie kennt die Sünde noch nicht, aber sie wird erkennen und sie wird sündigen.

Lange hatte er nach dem geeigneten Modell gesucht und er hatte endlich gefunden was er suchte, ein noch sehr junges und unverdorbenes Mädchen.

Und nun war er an dem Kind zum Sünder geworden.

Es wurde dunkel. Der Künstler saß auf einer Ecke des Divans und starrte auf seine Arbeit hin. Es war nicht das geworden, was er gewollt hatte. Gerade das Gegenteil: in der Haltung seiner Eva lag etwas Gedrücktes und Schuldbewußtes. Aber gerade so hatte sie da vor ihm auf dem Podium geknieet, durch seine Schuld. Und auf dem Diwan da war sie gelegen, damals, als sie die Sünde erkannt hatte. Es war nichts, er mußte wieder ein anderes Modell suchen. Aber wo war zum zweitenmal ein solcher Körper, solche Jugend? — Und wenn auch, würde es nicht wieder dasselbe Ende sein? —

Er fühlte wohl: er ging nicht auf in seiner Kunst — wenn er auch danach lechzte in völliger Raserei und sich verzweifelnd mühte, sich ihr hinzugeben mit seinem ganzen Sein. Er war nicht fähig dazu. Es war eine traurige Impotenz in ihm, der er unterlag.

Nun war es wieder so gekommen. Er hatte eine Idee gehabt, die ihn ganz erfüllte und wie er sie fassen und wie er sie gestalten wollte, zerging sie vor dem brutalen Zugreifen seiner Hände. Seine Nerven zitterten, als er das Modell da vor sich knieen sah in seiner jungen Schönheit und er arbeitete fanatisch. Aber dann sah er nur noch das Weib und wie er den Thon unter den Händen fühlte, war ihm, als sei es ihr Leib, der ihm verlangend entgegenbrannte, — und der Taumel kam — und es war wieder alles hin, seine Arbeit und ihre Unschuld.

So kam es immer. Die Gedanken, die so brennend seinen Kopf durchwühlten, konnte er nicht zu realer Gestaltung bringen, weil die Wirklichkeit allzu brutal zerstörend über ihn kam. Er hatte noch nie etwas Großes geschaffen und er würde es nie können, das wußte er. Hundertmal stellte er sich wieder vor die Feuerprobe und jedesmal unterlag er. Er trat vor seine Arbeit hin und riß den Thon herunter, bis nur noch das Gerüst wie ein einsam drohendes Gerippe seine Arme in die leere Luft streckte.

Dann ging er. —

Geerdt Sievers wurde irrsinnig.

Er hatte sich überarbeitet und dazu kam das tolle Leben; die Weiber und das alles. Eines Tages brach die Tobsucht bei ihm aus und er wurde in eine Heilanstalt geschafft.

Nach einem Jahr wurde er als geheilt entlassen und kam an einem Herbsttage wieder nach München zurück.

Nun wollte er wieder arbeiten, versuchen zu arbeiten — wenn in ihm noch etwas geblieben war.

Er suchte das Mädchen auf, das ihm zu seiner Eva Modell gestanden, es war herabgekommen und schlecht geworden, wie die anderen. Das hatte ihn aufgeregt.

Um sich zu beruhigen, ging er ins Freie.

Es war zehn Uhr abends und der Mond schien hell in dieser Septembernacht.

Der englische Garten lag in zauberhaftem Nebel da.

Das Auf- und Niederwogen der weißen Dunstgebilde verwirrte den Kopf des Krankgewesenen. Er fühlte, daß er doch noch recht schwach war. Bald verließ er den Park und ging zur Isar hinab, über die Luitpoldbrücke, über den Platz, am Springbrunnen vorbei und auf die Terrasse hinauf. Er wollte

heute seine Nerven auf die Probe stellen, und versuchte das Bild ruhig in sich aufzufassen, die Isarstadt, wie sie vor ihm da lag.

Geradeaus eine Perspektive von tanzenden Lichtern, beginnend mit den Kandelabern der Luitpoldbrücke und dann sich in die Königinstraße hinein verlierend. Links, rechts, dunkle Häusermassen, Türme, Lichter.

Auf der Steinumrandung des Brunnens vor der Terrasse lag kalter Mondschein.

Mitten aus dem dunklen Wasser stieg eine weiße Springsäule auf und bewegte sich hin und her, wie eine Frauengestalt in langen Gewändern.

Geerdt schloß einen Augenblick lang die Augen und sah dann wieder hin. Die weiße Gestalt kam aus dem schwarzen Brunnen, dehnte sich empor, schüttelte das weiß sprühende Wasser von sich ab und sank zusammen — stieg wieder in die Höhe — schüttelte sich — sank zusammen.

Er starrte hin, mußte hinsehen. Es war als ob das Weib da unten sich mühte, Gestalt zu gewinnen. Es kam empor, warf die Wasserfunken nach allen Seiten von sich, und wenn es dann in seiner Schönheit emporsteigen wollte, floß es wieder in sich zusammen — still und lautlos — still — und lautlos —?

Nein, da schrie sie — laut und gellend.

Er schlug sich vor die Stirn. Er merkte plötzlich, daß er selbst laut aufschrie, jedesmal wenn die weiße Gestalt wieder zusammenfiel.

Dann kam es, als ob in seinem Schädel sich etwas wie ein Rad mit rasender Geschwindigkeit drehte. Das Weib reckte sich wieder in die Höhe und zerrann wieder in die Tiefe hinein.

Und es schrie wieder, laut und gellend.

Er wandte sich um. Der Vollmond stand dicht über ihm und er griff nach der glänzenden Kugel, sie war ja ganz nahe an seinem Kopf. Er griff danach, da bekam sie Gesichtszüge und grinste ihn an und stand dann auf einmal hoch am Himmel und war wieder der Mond,

Der Schrecken faßte ihn furchtbar an. Er stürzte in die Anlagen hinein.

Er rannte gegen verschiedene Liebespaare an, die in den dunklen Wegen gingen.

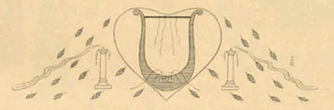
Er kam wieder aus den Anlagen heraus und rannte über die Maximiliansbrücke.

Lief etwas hinter ihm her?

Er fuhr herum und sah nach rückwärts. —

Schwarz hob sich das Maximilianeum gegen den Himmel ab. Durch einen der Galeriebogen lachte ihn wieder die grinsende Mondfratze an.

Geerdt Sievers war wieder wahnsinnig geworden und diesmal unheilbar.



An meinen Sohn

von **Mia Holm** *)

Wachse Knabe, wachs' entgegen
Siegesfrohem Männerstreit,
Bis ins Tiefste soll bewegen
Dich das Wogen unsrer Zeit.

Wild umkreist von Dunkel, Mühen
Und von Notgeschrei umgellt,
Soll wie eig'nes Leid durchglühen
Dich das Weh der ganzen Welt.

Faßte dich der Riesenjammer,
Stieß er dich wie Schüttelkrampf,
Schlug er dich wie Faust und Hammer,
Spring empor zu kühnem Kampf.

Pack das Leid, es zu bezwingen,
Brich des Jammers Tyrannei,
Deine Waffen sollen klingen
Wie ein heller Jubelschrei.

Schaff der Wahrheit und der Freiheit
Dem Erbarmen off'ne Bahn,
Diese wundervolle Dreiheit
Blitze nieder Not und Wahn.

Licht und Freude werden siegen
Über Haß, Verbrechen, Qual,
Und in alle Herzen fliegen
Wird der liebe Gottesstrahl.

Bis ins Tiefste soll bewegen
Dich das Wogen unsrer Zeit,
Wachse Knabe, wachs' entgegen
Siegesfrohem Männerstreit.

Drei kleine Mädchen

Drei kleine Mädchen, Klara, Aglaë und Serena. Alle drei sind blond, mit rührenden blonden Zöpfchen, die mit kleinen, weißen Seidenbändchen gebunden sind.

Alle drei sind blaß, und wenn sie miteinander spielen, so thun sie es leise, fast verstohlen, als wohnte ein blasser Kummer in ihren kleinen Kinderherzen.

Vor Fremden sind sie scheu. Spricht jemand sie an, so flattern sie wie kleine, geängstigte Vögel auf einander zu und fassen sich krampfhaft an den Händchen.

Vor ihrem Vater haben sie Furcht, und ihre Mutter lieben sie nicht, wie kleine Mädchen ihre Mutter zu lieben pflegen.

Mir aber strahlen ihre Gesichtchen entgegen, so oft ich zu ihnen komme.

Alle drei laufen mir zur Thüre entgegen, und ich muß niederknien und jede von ihnen auf die Stirne küssen.

Dann schieben wir uns einen großen Lehnstuhl und drei kleine Schemelchen zum Feuer, und dann muß ich erzählen. Und die drei kleinen Mädchen hören stille und aufmerksam zu, wie ich ihnen das Märchen erzähle, von dem Ritter, der zum Dornröschen kam, das im Walde schlief, und der es nicht wecken konnte und dann weiterzog.

So sitzen wir stundenlang beisammen, ich und die drei kleinen Kinder der Frau, die ich einst geliebt habe.

Arthur Holitscher, Wien.

*) Zweite Folge der Mutterlieder s. Nr. 5 des Simplicissimus.

Der Brandstifter

Erzählung aus dem Vintschgau

von

M. Schwann

(Schluß aus Nr. 6)

Auch der Wirt, mein Mann, war hinter mich gestiegen, und wie es nun einmal war, in jener Neujahrsnacht merkte von den beiden ein jeder, was der andere wollte. Jetzt war's gefehlt. Die Hänselei fing an. Zuerst war die Geschichte nicht so uneben. Sie narrten sich herum, der Sepp blieb dem Wirt keine Antwort schuldig, und die andern lachten dazu. Wissen Sie, allzufein geht's ja da nie her, wo halt das Jungvolk bei einander ist. Da wird eben Unsinn getrieben. Mir war's aber bald schon nimmer ganz recht, denn die Augen vom Sepp fingen an zu funkeln, und auf einmal rief er heraus: „Wirt, bring' mir einen Liter Wein her!“

„Oha! — Einen ganzen magst du?“ — frug der dagegen.

„Freilich!“

„Den kannst du schon haben!“ rief der Wirt zurück. „Aber schau' auch dazu, daß dir dein Geld langt! Oder hätt'st du etwa einen, der mit dir trinkt?“

„Wird sich schon jemand finden,“ sagt' der Bursch dagegen. Und als dann der Liter kam, schenkte er zwei Gläser voll und rief mir zu: „Gertl, da geh' her und thu' mir Bescheid!“

Ich sah die Geschichte schon kommen. Jetzt konnt's nimmer lang gut gehen, wenn wir den Burschen nicht zur Ruh' bringen konnten. Also ging ich hinüber, that ihm Bescheid und redete ihm zu. Kaum aber daß ich am Tische sitze, kommt auch der Wirt daher und sagt so im halben Scherz: „Oha, wenn's so gemeint war, nachher trink' ich auch mit.“

„Mir ist's schon recht,“ brummte der Sepp und schenkte ihm ein. Der Wirt that ihm und mir Bescheid, und es ging halt wieder ein bisl gemütlicher zu, so lang' der Liter nicht ausgetrunken war. Aber dann ließ der Sepp noch einen kommen. Der Wirt brachte auch den, und mit dem zweiten ging's, wie mit dem ersten. Den hatt' der Sepp schon bezahlt, und jetzt schob er dem Wirt auch das Geld für den zweiten hin. „Da, nimm dein Geld!“ sagt' er ihm.

„Für was denn?“ frug der Wirt. „Du hast ja schon bezahlt, und zweimal nehm' ich kein Geld. Bin schon mit einemmal zufrieden, wenn ich's bekomm'.“

„Den zweiten Liter hab' ich nicht bezahlt,“ gab der Bursch zurück. „Da, nimm dein Geld.“

„So, den da meinst du?“ sagt' der Wirt. „Nein, mein Lieber, ich hab' mit getrunken und zahl' auch mit. Du hast den einen, ich den andern. Und daß du's weißt, von dir laß ich mir keinen Wein bezahlen, den ich getrunken hab', ich selber.“

Jetzt war's aus. Der Sepp auf und an den Wirt: „Ich hab' bestellt, ich zahl', was ich bestellt hab', und du nimmst das Geld.“ Die andern stehen schon alle um uns herum. Sie mischen sich in den Streit. Ein Teil will den Sepp zurückhalten und warnt ihn, er solle im Haus vom Wirt keinen Streit anfangen mit dem Wirt selber, denn der könne ihm halt alles anthun in seinem eigenen Haus. Es sei schon recht so: einen Liter er, den andern der Wirt. Die anderen redeten auf den Wirt ein. Das Rechte sei, den Sepp zahlen zu lassen, was er bestellt. Der Wirt könne ja noch zwei Liter herthun und nun den Sepp mittrinken lassen. Aber keiner von den zweien hört' mehr auf die andern. Gerad' voreinander standen sie und schauten sich an. Hätten Sie ihn nur gesehen, den Burschen, wie er dastand, fuchtig wie eine Wildkatze. Die Haare ganz wirr, die Augen wie Feuer, und das Gesicht so — so blaß! Gerad' schnappen nur mußt er nach Luft, und sein Atem ging nur so im Stoßen. Und wie er noch so dastand und sich halt gar nicht fassen konnt', sagt' der Wirt auf einmal: „Weißt du, wegen dem Lauseliter da einen Streit anfangen, das wär' mir schon das Rechte. Wenn du so einer bist, wär's mir schon lieber, du gingst hinaus und kämst mir gar nimmer herein!“

„Ich geh' schon — ich geh' schon,“ stößt der Bursch heraus. „Aber für den Liter setz' ich den Preis. Zahlen sollst du ihn schon, mir sollst du ihn zahlen, daß du's hörst: mir!“ — Und durch die andern durch stürzt' er bis zur Thüre. Da dreht' er sich noch einmal um: „Und tanzen werdet ihr da jetzt nimmer lang!“

„Das wird deine Sach' nicht sein!“ schreit der Wirt ihm nach; er giebt der Musik ein Zeichen, und sofort geht der Tanz wieder an.

Die Geschichte schien glücklich fertig, denn wer dacht sich auch so was, wie der Bursch hinausging. Alles war wieder in Ordnung, nur mir — mir war die ganze Sache nimmer recht. Am liebsten wär' ich hinaus, dem Sepp nach und hätt' ihm zugesprochen, daß er die dumme Geschichte doch nicht gar so ernst nehmen sollt'. Aber der Wirt kam daher, wir tanzten miteinander, und wenn ich's redlich sagen soll, er war mir jetzt halt doch der Liebere von den zweien. Der andere war schon gar so wild. Aber ein schöner Bursch war er, der schönste von allen, das muß man ihm lassen. Na, kurz, wie die Geschichte nun einmal war, sitzen wir noch so eine halbe Stunde etwa bei einander, oder nicht einmal so lang, da schlägt's draußen „Zwölf.“ Ein Juchhu geht los, alles stößt miteinander an; der Trubel war halt wild; Sie wissen schon, wie es da so geht. Doch kaum hatt' sich's wieder ein bisl gelegt, da — was war denn das? Die Glocke schlägt immer noch, und Stimmen gehen auf der Straße durcheinander. Schnell kommen sie her, und: „Feuer! Feuer! Hülfe! — Es brennt!“ hört man wie närrisch rufen. Da reißt auch schon einer die Wirtsstube auf und schreit herein: „Feuer! — die Scheune!“ Einen Augenblick steht alles steif und schaut sich an. Mir blitzt's durch den Kopf: „Der Sepp! Der Sepp!“ und hinausstürz' ich mit den andern. Da hatten wir denn die Neujahrsbescherung. Gerade schlägt die erste mächtige Flamme durch den Rauch hindurch, das Feuer hat Luft, und in fünf Minuten — oder nicht einmal — steht die Scheune in vollen Flammen. Zuerst weiß keiner, was er thun soll. Alles rennt wild durcheinander mit Gekreisch und Geschrei. Da fängt das Vieh zu brüllen an. Der Rauch, das Feuer dringt in den Stall.

(Fortsetzung auf Seite 6)

Ein f



„Ich denke, Excellenz, wir stoßen an auf die Armen und Elenden, die heute keinen so guten B
„„Ach was, diese Leute sollen zurücklegen —!““

reund



inken, —"

(Zeichnung von H. Schlittgen)

Ich stürze hin, reiße die Stallthüre auf und los mit dem Vieh. Ich sag' Ihnen, nie hab' ich so wütend gethan, wie in der Nacht. Im Augenblick war das Vieh hinaus und raste die Gasse hinunter. Aber wie ich dann hinauskomme, hat's das Haus auch schon erwischt. Schon tanzen die roten Flammen über dem Dach. Nun stürzt alles heran, jeder will retten, aber weiter kam man nicht, als daß man ein elendes Bett und ein Kommodkastl herausbrachte. Ein paar Mannsleute hatten dieweil die Spritze herbeigeholt. Doch woher Wasser nehmen? Der Brunnen ist da weiter vorn, der Schlauch war zu kurz, überall fußhoher Schnee und drunten das Wasser gefroren! Ein Loch wird hineingeschlagen, dann der Schlauch hinuntergelassen, und wie sie nun anfangen wollen zu pumpen, schreit einer auf: „Sakra — Sakradi, der Pulverwagen!“ — Ich sag' Ihnen, das war was. Nie hab' ich die Leut' so erschrocken gesehen, als in dem Moment. Alles steht und schaut. Keiner rührt sich. Nur in den Flammen kracht's und knattert's lustig fort, und auf all den ratlosen Gesichtern der rote Feuerschein! Gerad schrecklich haben die Menschen ausgeschaut.“

„Was war's denn mit dem Pulverwagen?“

„Ah so! Nämlich denselbigen Abend war ein Fuhrmann dahergekommen. der drei Zentner Pulver geladen hatte. Der Wagen war daherein in den Hof gefahren. Hinter ihm waren andere Fuhrleute mit ihren Fuhrwerken dahergekommen, so fünf oder sechs, so daß alles verstellt war. Bis man die Wagen aus der Enge herausgezogen hatte, konnt' die Geschichte längst verkrachen, denn um den Pulverwagen herum war alles schon ein Feuer. Und vorwärts gab's auch nur den Weg durch den Thorbogen, aber da war nichts zu mehr zu machen. Das Haus brannte ja schon bis tief herunter. So ging's nicht vorwärts und nicht rückwärts, man mußt' die Geschichte gerad' verkrachen lassen. Wie wir noch so dastehen und schauen — ich sag' Ihnen, mir war's schon anders, die Bein' fühlt' ich schon gar nicht mehr und das Herz ging nur so wie ein Schlagwerk — da kommt der Wirt daher und ruft uns an: „Macht's, daß ihr weiter kommt, ihr Weiber, und nehmt die Kinder mit! Die Sach' wird jetzt gefährlich!“ Wir machen Kehrt, gehen in's Dorf hinein, so drei- bis vierhundert Schritt, dann läßt's uns nimmer. Noch hatt' keins ein Wort gesprochen, aber auf einmal drehen wir uns miteinander um, um zu schauen, was es giebt. Und da — da thut's dir einen Schlag, gräßlich, sag' ich Ihnen, in meinem Leben hab' ich so was nimmer gehört. Bis weit über's Wasser hinüber fliegen die brennenden Stücke und herein zu uns ein einziger Feuerregen. Wir denken, daß alles hin ist, daß keiner von den Menschen am Platz mehr dasteht. Aber merkwürdig hat's keinem einzigen was gethan, nicht einem. Nur ein paar hat's gerad' so hingeschlagen. Jetzt aber wurde die Geschichte erst recht bedenklich. Der Wind stand auf's Dorf herein. Das Pulver hatt' die Brandstücke auf die nächsten Dächer geworfen; eine zweite Scheune geht auf, dann packt's das Haus und von da dann weiter Haus für Haus. Es war kein Halten und kein Retten mehr. Elf Häuser und zwölf Parteien sind in der einen Nacht abgebrannt, denn in einem Haus wohnten zwei Parteien. Ich sag' Ihnen, an die Neujahrsnacht denk' ich mein Leben lang, und oft, oft ist's mir Nachts, wenn ich schlafe, als sähe ich die ganze Geschichte wieder vor mir.“

„Das kann ich mir denken,“ fiel ich ein. „Aber was ist denn mit dem Sepp geworden?“

Na, wissen Sie, das war ein Bursch, davon machen Sie sich schon gar keinen Begriff mehr. Zwei, drei Tage hat's gedauert, da hieß es im ganzen Dorf nicht anders, als: der Sepp hat's angezündet. Wer's aufgebracht hat, weiß ich nicht. Er ging noch so herum, und that, als ob er von allem nichts hört'. Da kam denn die Polizei daher und nahm ihn in Haft, weil halt der allgemeine Verdacht auf ihm ruhte. Er ließ sich ruhig verhaften, aber beim Verhör gab er gar keine Antwort, nicht eine. Kein Wort war aus ihm herauszubringen. Da kamen dann die Verhandlungen, denn die Geschichte ging trotzdem weiter. Aber bei den Verhandlungen macht' er es geradeso; er verweigerte jede Antwort. Vom Dorf und aus der Gegend hier waren eine ganze Menge als Zeugen geladen, andere waren so hingegangen, um die Geschichte mit anzuschauen. Doch außer der Drohung, daß wir nimmer lang tanzen würden, hatte keiner was gehört, keiner was gesehen. Nur hatt' man hinter dem Platz, wo die Scheune gestanden, frische Fußtritte im Schnee gesehen, die hinauf in die Reben führten. Dort gingen die Fußspuren hin und her, vorwärts und rückwärts, und die Stiefel vom Sepp sollen halt hineingepaßt haben. Aber was war das alles? Beweisen konnt' ihm halt keiner was. Und wenn die Leut' bei den Verhandlungen so ihr Zeug daherredeten, so saß er da, schaut' sie von der Seite an, und lächelte hin und wieder über das dumme Geschwätz. Bei jedem fing's immer wieder von vorn an. Der erste sagt': der Sepp hätt's angezündet, und wenn dann der Richter frug, ob er etwas Genaueres wisse, so hieß es alleweil: Das nicht. Der andere hat's mir gesagt. Und dann kam der andere und sagt' das gleiche, und so gings im Kreis herum. Die Geschichte rückt' halt nicht vom Fleck, denn er schwieg und schwieg, als wenn ihn das alles gar nichts anging. Nur als man ihm den Pfarrer hineingeschickt hat, um ihm in's Gewissen zu reden, da hat er gesprochen. Aber wie? Der geistliche Herr hat bald geschaut, daß er wieder hinausgekommen ist, denn mit dem hatt' es der Bursch alleweil gut gekonnt. Sie können's sich schon denken. Endlich bei der dritten Verhandlung hat er denn auch noch was geredet, und das war, er wünsche, daß ich als Zeuge vorgeladen würde. Denn wenn' einers wüßt', wer es gethan hätt', so wär' ich es. So mußt' ich halt auch hin. Gesehen hatt' ich ihn seit der Nacht nicht mehr, und wenn die Leut' mich frugen, ob ich nicht auch meint', der Sepp wär's gewesen, so hab' ich halt gar nichts sagen können. Ja wollt' ich nicht sagen, und Nein konnt' ich nicht sagen, denn ich war wohl der erste, der daran dachte, daß nur er es gethan haben könnt'. Na, die Sach' kam halt so weiter. Um neun Uhr in der Früh waren wir drunten im Gerichtssaal. Bald darauf kamen die Herrn, und einer befahl, den Angeklagten vorzuführen. Und da kam er denn herein, geradeso wie er immer war, ein stolzer Bursch, nur ein wenig bleicher, wie sonst. Gleich hatt' er mich gesehen, und in seinen Augen blitzt' es gerad' wieder auf. Ich wurde als erster Zeuge vorgerufen, und der eine von den Herrn fing an, mich auszufragen. Kaum ein Wort konnt' ich vorbringen, so war mir's, denn ich fühlt' ganz genau, daß der Sepp auch nicht ein Auge von mir ablieẞ. Da fängt er an zu reden, und bittet sich die Erlaubnis aus, mich selbst einmal fragen zu dürfen. Der Herr sagt' nach einer Weile, wo er mit den andern geflüstert: „Ja!“ Und der Sepp fing an. Es ist mir, als wär's gestern geschehen, so genau weiß ich, was er mir damals gesagt hat.

„Schau', Gertl,“ — fing er an — „die Herrn da und die ganze Zeugenschaft haben mir bis jetzt nichts Gescheidtes anthun können, den keiner weiß was und keiner hat was gesehen. Jetzt kommt's auf dich an. Meinst du auch, wie alle die da, daß ich das Feuer angezündet hab'?“

Ich schwieg, wie er mich so gerad' heraus fragt', und als sollt' ich zusammensinken, so schrecklich war mir die Sach'. Aber er ließ nicht aus: „Sag's, wie du denkst! Es macht mir nichts. Denn nachher werd' ich schon selber reden und den Herrn da sagen, wer die Sach' angezündet hat, denn ich weiß es, ich hab' ihn gesehen, ich war ja hinter die Scheune hinauf in die Reben gegangen, wo man ganz genau alles übersehen kann. Also red', wie du's meinst. Mir macht's nichts!“ —

Sie hätten nur sehen sollen, wie die Gesellschaft da in Aufregung kam, als der Bursch auf einmal so ruhig daherredete. Jetzt auf einmal! Keiner konnt's erraten, was er wollt'. Die meisten meinten jetzt, ein andrer hätt's gethan, weil er so sprach, als hätt' er's von oben gesehen. Aber ich wußt's doch besser. Und wie ich so das Gemurmel hör' und die Richter die Köpf' zusammenstecken seh', da fahr' ich heraus: „Und du hast's doch gethan!“

Einen Augenblick schaut' er mich an so — so — ich sage Ihnen, den Blick vergeß' ich mein Lebtag nicht. Dann sagt' er ganz gemütlich: „Ja, wenn du's so meinst, nachher wird's ja schon so sein!“

Im Moment fährt alles auf. Keinen hielt's mehr zurück, und ein Gemurmel und Gerede ging da durcheinander, daß der Richter ein über's andere Mal schellen mußt', bis es wieder still wurde. Dann sagt' der eine Herr: „Angeklagter, Sie gestehen also ein, daß Sie den Brand verursacht haben?“

Der Sepp schaut' ihn von der Seite an und sagt': „Eingestehen? — Ihnen gestehe ich gar nichts ein, denn die ganze Sach' geht Sie nichts an. Aber der da erzähl' ich's wie's gekommen ist.“ — Dabei zeigt' er mit dem Finger auf mich.

Der Richter wollte aufbegehren, aber der Sepp lacht' ihm gerad' ins Gesicht: „Wollen Sie mich dem Mädl die Sach' erzählen lassen oder nicht?“ — fuhr er den Richter an. „Wenn nicht, nachher kann ich's auch für mich behalten.“

„Gut, reden Sie!“ sagt' der Richter da ganz verstimmt. Und der Sepp fing an, mit mir zu reden, als ob er bei mir im Wirtshaus auf der Bank gesessen wär'. Alles, was um ihn herum war, ging ihn gar nichts mehr an. Und nicht laut und nicht leis hat er gesprochen, sondern gerad' so, daß man's von ihm bis zu mir gut verstehen konnt'.

„Schaust, Gertl, als wir in jener Nacht miteinander getanzt und getrunken, da wußt' du's halt selber noch nicht, wer dir der Liebere war, ich oder der andere. Und wenn ich damals nicht gar so wild gethan hätt' und nicht so viel getrunken hätt', nachher — wär's wohl am End' ein wenig anders gekommen. Aber das ist jetzt aus, jetzt, wo du selber denkst, ich hab's angezündet. Der sakrische Wirt, der mir mit seinem protzigen Gered' damals so heiß gemacht hat, ist dir halt doch jetzt der Liebere. Du kannst dir nun schon selber denken, wie mir's war, als der mich wie einen Hund zur Thüre hinaus wies. Ich sag' dir, da war mir schon ganz anders. Schon gar wild ist's da in mich hineingefahren. Hinunter geh' ich, die Stiege hinunter und zur Scheune hinein. Ob's einer sah, war mir gleich, und wenn einer dazu gekommen wär', der hätt' was anders erfahren, das sag' ich dir. Ein Zündhölzl steck' ich an. Aber das Thor stand offen, und der Wind blies mir die Geschichte aus. Beim zweiten macht' er mir's gerad' wieder so. Da steh' ich auf und schlag' das Thor zu, und jetzt war's recht. Das dritte hat gebrannt, gebrannt, daß ihr's miteinander gesehen habt. Was Gertl? Und den Liter hat er mir gezahlt; nur ein bisl teuer ist er ihm zu stehen kommen.“

Schon ein paar Mal, wie er so zu reden angefangen, hatt' ich ihn bitten wollen, jetzt still zu schweigen. Aber ich bracht' nichts heraus. Jetzt aber spring' ich vom Stuhl auf und fahr' ihn an, daß er's Maul halten soll. — Aber er lacht' nur.

„Du red'st, wie nicht gescheidt, Gertl,“ sagt' er darauf. „Zuerst, wie ich nichts sagt', war's nicht recht, jetzt, wo ich die Sach' erzähl', wie's war, ist's wieder nicht recht. — Magst du nimmer hören, wie's weiter gegangen ist? Nachher schweig' ich schon selber wieder.“

Jetzt aber fing der Richter an und wies mich zurecht, ich solle den Angeklagten nicht unterbrechen. Aber ich war wie verrückt und schrei' ihn an: „Nein, nein, jetzt hat er gerad' genug gesagt. Nichts soll er mehr reden. Das andere weiß man ja so schon.“

Der Richter bandelt wieder mit mir an: Gestanden habe der Angeklagte allerdings seine schauerliche That, aber ein ganzes und volles reumütiges Geständnis könne bei dem Urteilsspruch nur zu seinen Gunsten wirken. — Er forderte dann den Sepp auf, weiter zu reden, seine volle Schuld aufrichtig zu bekennen, damit ihm die Gerechtigkeit womöglich mildernde Umstände bewilligen könne. — Es waren halt so Sprüch', wie Sie wissen. Doch der Sepp schaut' ihn gar nicht an. Nur mich fragt' er, ob er weiter reden solle? Am liebsten hätt' ich wieder Nein geschrien, aber jetzt traute ich nicht mehr und schwieg ganz. Der Bursch hatt's schon verstanden. Und so dreht' er sich nach dem Richter um und sagt' ihm: „Daß Sie's nur gleich wissen, mit Ihnen hab' ich überhaupt nichts zu reden, und von Schuld ist hier keine Red' nicht.“

Da fing der Richter mit ihm an: „Angeklagter, ich sehe davon ab, Sie wegen Mißachtung der Staatsgewalt noch besonders in Strafe zu nehmen und frage Sie nur: haben Sie denn gar keinen Begriff von der That, die Sie begangen haben?“

„Ich denk' schon,“ lacht' der Sepp heraus. „Dem Wirt, der mich wie einen Lump auf die Straße geworfen, hab' ich meine Antwort gegeben, und dem Kerl, der mir einen Liter Wein bezahlen wollt', hab' ich den Preis gesetzt, meinen Preis, und ihm gezeigt, daß seine paar elenden Batzen doch noch nicht langen, um mich zu bezahlen.“

Ja, ob ihm denn nicht der Gedanke gekommen sei, daß er nun noch ganz anders bezahlen müsse für die Schuld, die er auf sich geladen? — frug der Richter wieder.

„Das wohl!“ — gab ihm der Sepp zurück. „Aber ich zahle, was ich

schuldig bin und zeigen wollt' ich dem Protzen nur, daß ich mehr zahlen könnt', als er sich mit seinem Schöpfenkopf je ausrechnen kann."

„Sie waren sich also voll bewußt," fragt' der Richter weiter, „welche Folgen Ihre schreckliche That für Sie hatte, wenn man den Verbrecher in Ihnen entdeckte?"

„Von Verbrechen ist hier überhaupt keine Red' nicht" — fuhr der Sepp wieder auf. „Er hat mich zahlen wollen, und da hab' ich ihm den Preis gestellt; und jetzt stellt er den seinen und ich zahl'. Was soll's da weiter? Ich denk', die Sach' ist schon recht. Mehr als ich zahl', kann er nicht zahlen, und weiter giebt's da kein Gered' nicht."

„Aber bedenken Sie doch, was Sie sagen!" — fiel der Richter wieder ein. „Hat sich denn Ihr Gewissen keinen Augenblick gerührt, als Sie da hinauf in die Reben gingen und von oben das gräßliche Unglück sahen, daß Sie angerichtet hatten?"

„Das wohl! — Als ich sah, wie das Mädl in den brennenden Stall sprang, um das Vieh loszumachen, da hätt's mich schon bald umgerissen. Halb sprang ich hinunter, um sie herauszuholen, da sah ich das Vieh schon davon jagen, und dann kam sie selber wieder heraus. Ein Prachtmädl ist's halt, die Gertl, ein ganzes Prachtmädl! Schaut sie euch nur einmal an!" — Am liebsten wär' ich schon in den Boden gesunken, wie er so dahergered't hat, und doch — hat's mich auch wieder gefreut. Aber sehen hätten Sie ihn sollen, wie er dagestanden ist, und wie seine Augen geblitzt haben, als er so sprach. Ewig schade ist's um ihn gewesen, daß er halt gar so wild war. — Und dann fing er wieder an:

„Weißt, Gertl, als dann der Peter schrie: der Pulverwagen! Der Pulverwagen! Da hat's mich noch einmal gebeutelt, daß ich gemeint hab', ich sollt' hinunter unter die Tröpf' und den Pulverwagen allein herausziehen. Aber dann sah ich, wie du mit den Weibern ins Dorf hineingingst und ich dacht' mir: Laß krachen, was kracht! — und ging eben neben euch her, umzusehen, wo du hingingst. Ja, Angst hab' ich gewiß genug ausgestanden da droben, und noch einmal möcht' ich's halt nicht mehr erleben. — Ich hab's mir doch gar nicht denken können, daß dir der andre lieber wär', als ich."

Kaum daß er dann wieder so gar weh gesprochen hatt', kam der Richter ihm wieder mit seinen Sprüchen von Gewissen und Verbrechen, und warum er denn da oben so hin und her gerannt sei? Der Schnee sei ja ganz zertreten gewesen.

„Na, weil ich halt nach dem Mädl geschaut hab'" — sagt' er ganz offen. „Wie da unten ein Haus ums andere angefangen hat zu brennen, und die Leut' bald hierhin, bald dorthin gerannt sind, da bin ich ihnen halt nachgestiegen und jedesmal einen Juchzer hätt' ich ausstoßen mögen, wenn ich durch den Rauch die Gertl wieder gesehen hab', und daß es ihr nichts gethan hat."

Grad' aufgefahren ist da der Richter wieder: ob er sich denn nicht schäme, ob er sich bis heute denn gar keine Gedanken darüber gemacht habe, daß er durch eine Frevelthat zwölf Familien um ihr Obdach und teilweise um Hab' und Gut gebracht habe?

„Den Wind hab' ich doch nicht eingestellt auf den Ort," fuhr der Bursch wieder heraus — „sondern das hat der Herrgott gethan. Und wenn der das Feuer hat anblasen wollen, so wird er schon gewußt haben, warum. Ich konnt' dagegen nichts machen. Meine Sach' war das nicht. Was mich anging, war allein die Sach' mit dem Wirt und dem Mädl."

Ob er denn gar keine Reue darüber fühle, daß durch seine That die Leute um ihre Sach' gekommen seien, fragt der Richter noch einmal.

„Ja schon, leid hat mir's gethan um sie, aber ändern hab' ich's nicht können. Meine Schuld war's gewiß nicht, daß es so weiter ging, ein Haus ums andere."

„Also die That an sich bereuen Sie nicht?" — fragt' der Richter zum letztenmal.

„Keine Spur nicht," sagt' der Sepp wieder. „Dem Wirt hab' ich's halt gezeigt, daß man sich nicht wie ein Hund vor die Thür weisen läßt, und den Wein hat er mir nach meinem Preis bezahlt."

Damit war die Geschichte fertig. Die Verschworenen, oder, wie man's nennt, gingen hinaus und nach einer Viertelstunde etwa kamen sie wieder, und da haben sie ihm halt zwölf Jahr Zuchthaus aufgehängt. Zwölf Jahr wegen so einer Dummheit! Hätt' man's geglaubt, daß aus einer Kleinigkeit manchmal so eine Mordssache werden könnt'?"

Hier hörte die Wirtin auf zu erzählen. Ich aber berechnete mir die Zeit im raschen Überschlag und meinte, der Sepp müsse ja jetzt schon bald acht Jahre wieder frei sein. Was denn nachher aus ihm geworden sei?

Da lächelte die Greifenwirtin so trüb, daß ich das Ende sofort erriet. Sie aber fing wieder an: „Wissen Sie, wie ihm das Urteil gesprochen wurde, hat er dagesessen, ohne einen Mucker zu thun. Angehört hat er's, ohne daß er sich gerührt hätt', nur blaß, blaß ist er geworden, daß ich ihn schon gar nicht mehr anschauen konnt'. Und dann auf einmal fuhr er auf und rief den Wirt an: „Bist jetzt zufrieden, Basil? — Ich zahl' meine Schulden schon. Und obendrein kannst du jetzt die Gertl heiraten." — Gerad' einen Schlag hat's mir geben wollen, als ich das hör! — Aber gleich darauf sagt' er noch: „Gertl, aus ist's! Anders ist's halt gekommen, wie ich gedacht hab', aber jetzt muß es mir auch so recht sein. Also, schau' zu, daß du gut mit ihm auskommst!" — Noch einmal hat er mich angeschaut mit seinen wilden Augen, daß ich fast umgesunken wär! Dann ist er hergetreten und hat gesagt: „Behüet' di Gott, Gertl! — Und eine Hand giebst mir noch!" — Ich war halt noch ein junges Ding und geheult hab' ich, wie nicht gescheidt. Dann hab' ich ihm die Hand gegeben und ihm gesagt, er soll da drinnen nicht ganz verkümmern.

„Da drinnen — zwölf Jahr! — Nein, Gertl, weißt, die halt' ich nicht aus. Da wird's mich bald haben."

Dann haben ihn die zwei Gensdarmen in die Mitte genommen und hinausgeführt, und wie er's gesagt hat, ist's dann auch gekommen. Wissen Sie, der Bursch, so voll Leben und nur daran gewöhnt, gerad' das zu thun, was ihm eingefallen ist, der da oben herum Tag und Nacht den Gemsen nachgekraxelt ist, daß ihm kein andrer mehr hat nachsteigen können, der hat halt nicht unter das Gesindel gepaßt, zu dem sie ihn dann hineingesperrt haben. Aber auch da hat er nicht mehr gemuckst. Gethan hat er, was er hat thun müssen und was man ihm geheißen hat, aber als ich mit meinem zweiten Kind im vierten Monat war, da kam die Nachricht vom Zuchthaus an die Gemeinde, daß der Sepp gestorben sei. Gerad hingeschlagen hat's mich, als die Leut' mir es sagten. So ein stolzer Bursch, so ein starker Mensch, wie er war, in kaum vier Jahren hingemacht! Ich hab's gar nicht glauben können. Und man hat auch gar nicht sagen können, an was er denn eigentlich gestorben ist. So hingekümmert wär' er halt. Bleich ist er ja schon damals gewesen, als sie ihn hineingeführt haben, und das sei dann immer schlimmer geworden. Zuletzt hab' er kaum mehr was essen können, und geredet habe er schon gar nichts mehr. Dagesessen sei er und hätt' seine Arbeit gethan, bis er nimmer gekonnt hätt'. Und dann sei er halt eines schönen Tags umgefallen und bald darauf gestorben. — Denken Sie sich, in kaum vier Jahren! So ein starker Bursch, wie er war. — Ein paar Wochen hab' ich damals krank gelegen, und wie es dann im achten Monat mit mir zur Geburt gekommen ist, da hat's mich noch einmal gepackt, und damals war's, wo ich das erste Mal vom Feuer fantasiert hab'. Der Bub aber hat's davon gekriegt, und der kleinste auch, denn bei dem war's das zweite Mal. Und beim drittenmal, denk' ich, wird's mich halt selber nehmen."

So schloß die Erzählung der Greifenwirtin. Schon einigemal hatte es drinnen geklopft, und die Gäste riefen nach der Wirtin. Jetzt ging sie hinein und gab den Durstigen, was sie begehrten. Ich saß tief in Gedanken vor der Thür und studierte den wundervollen Sternenhimmel. Da kam die Wirtin wieder heraus und sagte mit ihrem gewohnten müden Lächeln: „Schön ist's heut abend wieder. Aber eine dumme Geschichte hab' ich Ihnen da erzählt."

„Na, dumm" — sagte ich ihr — „ist die Geschichte wohl nicht, im Gegenteil, der Sepp giebt manch' einem zu denken." — —

Verantwortlicher Redacteur: Albert Langen.
Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: München, Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Manche Nacht

Wenn die Felder sich verdunkeln,
Fühl' ich, wird mein Auge heller,
Schon versucht ein Stern zu funkeln,
Und die Grillen klingen schneller.

Jeder Laut wird bilderreicher,
Das Gewohnte sonderbarer,
Hinterm Wald der Himmel bleicher,
Jeder Wipfel hebt sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
Wie das Licht verhundertfältigt
Sich entringt den Dunkelheiten,
Plötzlich stehst du überwältigt.

Richard Dehmel

1. Jahrgang Nr. 8

Preis 10 Pfg.

23. Mai 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg. Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Vom Kriegsschauplatz in Wien *)



*) Anmerk. d. Red. Wir erhielten am 20. April im Anschluß an die bekannte Konfiskation unseres Blattes in Österreich folgende authentische Nachricht aus Wien: „Seitens der Polizei werden neue Maßregeln gegen den Simplicissimus getroffen. Verschiedene Organe der Plakat-Institute werden bei Verteilung der Plakate verhaftet, ... an alle Kommissariate wird telephoniert, die schon angeschlagenen Plakate sofort zu entfernen. Wachorgane beteiligen sich an ihrer Vernichtung mittels der Seitenwaffe.



Ein Hochzeitsabend

Lustspiel in einem Akt

von

Peter Nansen

Personen: Johann } das junge Ehepaar.
Klara }
Marie, Dienstmädchen.

Ein neu und elegant ausgestattetes Zimmer, hell erleuchtet durch Lampen und Kerzen. Überall Blumenkörbe und Blattpflanzengruppen. In einer Ecke ein Stapel Pakete. Eine Thür im Hintergrund. Rechts zwei Thüren, links zwei Thüren.

1. Scene.

Marie öffnet die Thür im Hintergrund. Das junge Ehepaar kommt in Hut und Mantel herein.

Johann (zu dem Mädchen). Danke schön! Und jetzt können Sie gern zu Bett gehen!

Marie (an der Thür). Frau Doktor haben sonst keine Befehle mehr?

Klara. Nein, Marie, ich danke Ihnen!

Marie. Die Herrschaften befehlen nicht noch eine kleine Tasse Thee?

Johann. Nein, — wir haben kein Verlangen nach Thee, Sie können gern gehen!

Marie. Das Wasser kocht sonst!

Johann. Dann lassen Sie's nur in Gottes Namen kochen.

Klara. Hm!

Johann. Danke Marie! Sie brauchen sich nicht mehr zu bemühen.

Marie. Kann ich den Herrschaften sonst noch mit irgend etwas behilflich sein?

Johann. Nein.

Marie. Ja, dann sage ich Herrn und Frau Doktor gute Nacht!

Johann. Gute Nacht!

Klara. Gute Nacht, Marie!

(Marie ab.)

2. Scene.

Klara, Johann. Sie haben Hut und Mantel abgelegt. Im Vordergrund der Bühne.

Klara. Ob das wohl im Grunde richtig war?

Johann. Was soll richtig sein?

Klara. Das Anerbieten mit dem Thee abzuweisen. Was muß sie nur denken?

Johann. Daß wir am liebsten am ersten Abend hier in unserem neuen Heim, das du noch gar nicht kennst, in Frieden gelassen sein wollen.

Klara (schaut um sich). Ach ja, mein Schatz! Wie festlich es hier ist. Und das hat sie alles geordnet. Sie ist sicher ein ganz vortreffliches Mädchen!

Johann. Selbstverständlich! Deine Mutter hat sie ja für uns gemietet. Und deine Mutter ist ja Autorität in Bezug auf die Dienstbotenfrage.

Klara. Was meinst du damit, mein Schatz? Soll das vielleicht eine Spitze sein?

Johann. Gegen deine Mutter, — nein, wie könnte mir das wohl einfallen!

Klara. Das solltest du auch lieber nicht versuchen, denn dann nehme ich gleich Reißaus.

Johann (schließt sie in seine Arme). Nein! — — Ich kenne wirklich nicht eine einzige Frau, die so vortrefflich wäre, wie deine Mutter.

Klara. Mich hat auch niemals irgend jemand so verhätschelt wie sie. Deswegen mußt du dich recht zusammennehmen, damit es mir nicht leid wird, daß ich mich mit dir verheiratet habe! — — — Und das mit dem Thee hat Mama natürlich dem Mädchen auch gesagt. Mama würde ja nicht ruhig schlafen, wenn sie dächte, daß ich meine gewohnte Tasse Thee und mein Stück Sandtorte entbehren müßte.

Johann. Und statt dessen mußt du nun mit mir fürlieb nehmen. (Will sie küssen.)

Klara (entzieht sich ihm). Nein, nein! nicht küssen! (Sieht ihn an.) Ich habe nicht den Mut!

Johann (läuft ihr nach). Du hast nicht den Mut mich zu küssen? Das ist ja etwas ganz Neues!

Klara (rückwärts gehend, weicht vor ihm zurück). Ja, früher, — als wir noch verlobt waren. Aber jetzt — —

Johann (greift zu). Jetzt solltest du mich viel, viel mehr küssen!

Klara (ausweichend). Nein, — geh! Ich bin bange. Ich kenne dich gar nicht mehr. Du siehst so unheimlich aus.

Johann (wie oben). Und du siehst so entzückend aus. — Klara, bist du wirklich bange vor mir?

Klara. Nein, nein! Bleibe stehen. Ganz ruhig. (Betrachtet ihn genau.) Ich muß mich an dich gewöhnen. (Er will sie greifen.) Wenn du mich anrührst, schreie ich. (Betrachtet ihn noch immer.) Kannst du nicht einmal lächeln? — So, jetzt bist du lieb! (Zu ihm heran.) Jetzt gieb mir einen Kuß!

Johann (zieht sie an sich). Meine süße, kleine Frau! — — Komm, wir wollen uns hinsetzen! (Sie setzen sich aufs Sofa.)

Klara (nach einer Pause). Jetzt tanzen die andern —!

Johann. Und deine Mutter weint!

Klara (vorwurfsvoll). Johann!

Johann. Ja, weißt du, was sie zu mir sagte, als sie mich am Wagen küßte?

Klara. Sie sagte wohl, du solltest gut gegen mich sein, solltest mich nie ärgern und mich recht verhätscheln.

Johann. Sie sagte: „Mein armes, unglückliches Kind!" — Das unglückliche Kind warst du, und ich war der Verbrecher. Es ist eigentlich eine sonderbare Art und Weise, deren sich die Schwiegermütter zu bedienen pflegen, wenn sie freundlich gegen die Männer ihrer Töchter sind.

Klara. Es muß auch wirklich nicht leicht sein, seine netten, wohlerzogenen Töchter so abscheulichen Männern anzuvertrauen!

Johann. Bin ich denn so abscheulich?

Klara. Nein, du bist sehr lieb!

(Pause.)

Johann. Wie schön ist es, so nebeneinander zu sitzen, — während alles im Hause still ist und niemand stören kann. Mein süßes, geliebtes Weib! — Du und ich, — wir beide ganz allein — —

3. Scene.

Marie aus dem Hintergrund. Die beiden fahren schnell auseinander.

Johann. Zum Kuckuck —

Marie. Ach, entschuldigen die Herrschaften, — aber da war noch was, was ich Frau Doktor durchaus sagen muß.

Klara. Nun, Marie, was war's denn?

Marie. Ja, die gnädige Frau sagte, ich sollte nicht eher zu Bett gehen, als bis ich den Herrschaften eine Tasse Thee gemacht hätte.

Johann. Was für eine gnädige Frau?

Marie. Frau Doktors Mutter!

Johann. Zum Teufel auch! Was kehren Sie sich an das, was die sagt!

Klara (in strengem Ton). Johann, — Du vergißt dich. (Freundlich zu Marie.) So, also meine Mutter sagte Ihnen, Sie sollten uns Thee machen? Es ist sehr richtig von Ihnen, daß Sie beherzigen, was meine Mutter Ihnen aufgetragen hat. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie so pflichtgetreu sind. Aber weder mein Mann noch ich haben Appetit auf Thee. Und es ist auch schon recht spät geworden, Sie sind sicher müde und gehen gern zu Bett.

Johann. Ja, und wenn Sie dann die Güte haben wollten —

Klara (sehr bestimmt). Du erlaubst wohl, daß ich dem Mädchen Bescheid sage. (Zu Marie, fortdauernd freundlich). Sie können jetzt also gehen; aber Sie wissen nun für die Zukunft, daß ich großen Wert darauf lege, daß Sie alle die Winke befolgen, die meine Mutter Ihnen gegeben hat.

Marie. Ja wohl, Frau Doktor! — — Aber ich bin noch ganz munter, und falls die Herrschaften irgend etwas — —

Klara. Nein, Sie können ruhig zu Bett gehen. Wir haben nichts mehr für Sie.

Marie. Ja, dann entschuldigen Frau Doktor, dann sage ich den Herrschaften gute Nacht.

Klara (freundlich). Gute Nacht!

Johann (wütend). Gute Nacht.

Marie (in der Thür). Gute Nacht.

4. Scene.

Klara. Johann.

Johann (geht im Zimmer auf und nieder). Das scheint mir ja ein nettes Mädchen zu sein!

Klara (auf dem Sofa). Ja, Marie scheint ein ganz vorzügliches Mädchen zu sein.

Johann (auf sie zugehend). An der werden wir sicher noch viel Freude erleben!

Klara. Man hält sich doch keine Mädchen, um Freude an ihnen zu haben, sondern um Nutzen von ihnen zu haben.

Johann. Der Anfang war jedenfalls recht vielversprechend.

Klara (neckend). Inwiefern?

Johann. Insofern, als sie vorhin verteufelt ungelegen kam!

Klara (wie oben). Wieso, mein Schatz?

Johann. Ach, du weißt es recht gut! Wir saßen gerade so gemütlich nebeneinander, da kam dieser kalte Störenfried.

Klara (wie vorhin). Mich hat sie nicht gestört.

Johann. Willst du damit sagen, daß du dir nichts daraus machst, mit mir allein zu sein?

Klara. Nein, das nicht. Aber ich hatte gerade vorhin keinen besonderen Grund, mit dir allein sein zu wollen.

Johann. Ich sollte meinen, dazu wäre an unserem Hochzeitsabend Grund genug!

Klara (naiv). Pflegt man da allein zu sein?

Johann (ungeduldig und spöttisch). Man sollte meinen, du wärest gestern erst zur Welt gekommen!

Klara (lacht, neckend). Nein, — aber ich habe mich heute verheiratet. Und zwar zum erstenmal, folglich habe ich noch keine Erfahrung.

Johann (bleibt vor ihr stehen). Klara, — weshalb neckst du mich so?

Klara (lächelnd). Ich necke dich nicht.

Johann. Freilich thust du das! Du neckst und quälst mich. — — Vorhin warst du gut und lieb, — — aber jetzt, — jetzt bist du kalt und gleichgültig.

Klara. Und du bist schrecklich aufgeregt, Johann. Du bist wirklich unbegreiflich. Du fährst auf und schiltst, weil das arme Mädchen in aller Unschuld hereinkommt und nach diesem oder jenem fragt. — — Du vergißt dich dem Mädchen gegenüber bis zu dem Grade, daß du (sehr ernsthaft) nicht allein von meiner Mutter in einer, (würdevoll) gelinde gesprochen, höchst rücksichtslosen Weise redest, sondern du gehst sogar so weit, daß du mich kompromittierst.

Johann. Ich hätte dich kompromittiert? Was meinst du damit?

Klara. Ich meine, daß dein Zorn über das Erscheinen des Mädchens ihr ganz wunderbare Begriffe von dem geben muß, was hier vorgeht.

Johann. Nun, so blödsinnig wird sie wohl nicht sein, daß sie nicht einsieht, daß ein junges Ehepaar am Hochzeitsabend am liebsten allein ist.

Klara (vornehm). Ich wünsche aber nicht, daß sie glauben soll, daß ich am liebsten mit dir allein sein will. Ich finde das höchst unpassend.

Johann. Ach, jetzt, wo du doch mit mir verheiratet bist —

Klara. Wer sagt dir, daß ich mich mit dir verheiratet habe, um mit dir allein zu sein? Wer sagt dir, daß ich mich nicht gerade verheiratet habe, um mit so vielen Menschen wie nur möglich zusammen zu sein!

Johann. Dann hättest du das Heiraten unterlassen sollen.

Klara. Weshalb? Wenn ich nun doch einmal Lust dazu hatte?

Johann. Das war ja recht freundlich gegen mich!

(Pause. Sie auf dem Sofa. Er auf einem Stuhl, weit von ihr entfernt.)

Johann. Klara!

Klara. Ja?

Johann (rückt einen Stuhl näher heran). Findest du dies amüsant?

Klara. Nein!

(Pause.)

Johann (rückt noch einen Stuhl näher). Klara?

Klara. Ja?

Johann (setzt sich aufs Sofa). Laß uns nicht weiter darüber reden, wer die Schuld hat!

Klara (mit Überzeugung). Nein, denn du allein hast die Schuld.

Johann (lächelnd). Du findest wirklich, daß du gar nicht ein klein wenig Schuld hast?

Klara (sehr bestimmt, aber liebenswürdig). Nein.

Johann. Nun ja! Dann sagen wir also, daß ich die Schuld habe.

Klara. Nein, wir sagen es nicht nur. Wir meinen es auch.

Johann (umarmt sie, zärtlich). Ja, dann meinen wir, daß ich ganz allein (lächelt) die Schuld habe.

Klara (vorwitzig). Nein! Laß dich einmal ansehen. — — Ich finde es nicht hübsch von dir, daß du lachst.

Johann. Ich bin ernsthaft wie eine Bibel.

Klara. Nein, ich sehe dir's an, daß du dir ins Fäustchen lachst. Es ist sehr ungalant, sich über seine Frau lustig zu machen.

Johann. Das thue ich ja gar nicht. Aber ich denke an die Missethäterin, — an die Alleinschuldige, — an unseren gewitzten Hausgeist!

Klara. Die schläft jetzt den Schlaf der Gerechten.

Johann (ganz dicht an sie heran, flüstert). Ja, es ist schon sehr spät.

Klara (zärtlich). Du bist wohl schon sehr müde?

Johann. Findest du, daß ich so aussehe?

Klara (wie oben). Hilf mir auf, Schatz! (Sie streckt die Arme aus.) Ich möchte gern die Wohnung besehen.

Johann (steht auf, zieht sie in die Höhe). Du bist gewiß selber müde, — du bist so schwer!

Klara (springt auf). Ich bin nur faul! (Nimmt seinen Arm.)

Johann. Wollen wir die Geschenke heute abend noch besehen?

Klara. Nein, die Visitenkartenschalen und die Biskuitfiguren wollen wir uns bis morgen aufsparen. Heute abend wollen wir nur die Wohnung besehen, — sehen, wie wir wohnen werden. (Sie gehen umher.) Dies ist also das Wohnzimmer?

Johann. Ja, hier gleich am Entree. Allen Winden und allen Freunden des Hauses geöffnet.

Klara. Sehr fein und sehr niedlich. Aber ein wenig steif. Ich möchte gern einige Möbel schräg stellen, — wollen wir die Stühle ein wenig holter die polter durcheinander schieben?

Johann. Nein, — im Wohnzimmer muß alles würdevoll sein. Das sind die Stangen für die fremden Vögel.

Klara (dem Publikum den Rücken wendend). Dann gehen wir hier links hinein.

Johann (zieht sie mit sich). Nein, erst nach rechts. (Nimmt einen Leuchter vom Klavier und öffnet die erste Thür rechts.)

Klara (schmiegt sich fröstelnd an ihn). Das Eßzimmer? Hu, wie kalt!

Johann. Hast du schon jemals gehört, daß es in einem Eßzimmer warm ist? — Wie du siehst, alles in vorschriftsmäßig unbequemstem Stil: harte Stühle aus Eichenholz mit dicken Knorren an den Lehnen. Platz für zwölf, und wenn man Familiengesellschaft giebt oder gute Freunde einladet, auf deren Kniee man keine Rücksicht zu nehmen hat, für fünfzehn.

Klara. Wir laden nur gute Freunde ein!

Johann (küßt sie). Am liebsten niemand.

Klara. Gehen wir weiter!

Johann (öffnet die zweite Thür rechts). Dies ist mein Zimmer, — ganz einfach. Eine Thür nach dem Eßzimmer, um die Fütterung zu erleichtern, und ein eigener Eingang vom Entree aus.

Klara (bestimmt). Das gefällt mir nicht.

Johann. Das Zimmer?

Klara. Nein, aber der eigene Eingang. Das schickt sich nicht für einen Ehemann.

Johann. Für einen so tugendhaften Ehemann?

Klara. Das kennen wir! — Nein, die Thür wird abgeschlossen. Du kannst ja durchs Wohnzimmer gehen.

Johann. Der Plan scheint mir nicht praktisch, — wegen, — wegen des eventuellen Besuchs, den ich bekomme.

Klara. Ach, — wir sagen, es sei der Kälte wegen. Ehemänner haben ja in der Regel Gicht. Und nun wollen wir einmal nach links hinübergehen, mein Schatz!

Johann (führt sie an die hintere Thür links). Erst einen Kuß! (Küßt sie.) Dann öffnen wir also das Gemach der Dame des Hauses.

Klara. Ach! Wie entzückend! Wie mollig!

Johann. Alles weich! Hoffen wir, daß es ein Symbol deines Regiments werden möge! Weich wie deine kleinen Hände (streichelt ihre Hand, die auf seinem Arm ruht) — — wenn du die Krallen eingezogen hast.

Klara. Die kommen niemals ernstlich zum Vorschein, außer wenn du sie reizest. (Zeigt auf die letzte Thür; zärtlich.) Und dann die Thür dort, Johann?

Johann (führt sie an die Thür). Die erschließt das Allerheiligste (öffnet sie), zu dem der Zutritt nur dir und mir gestattet ist.

Klara (guckt neugierig hinein). Es ist so finster, — du hältst das Licht verkehrt.

Johann (schlingt den Arm um ihre Taille). Komm, wir zünden die Ampel da drinnen an. (Flüstert.) Mein süßes Weib!

Klara (schmiegt sich an ihn, leise). Johann! Ich liebe dich. (Er will sie hineinführen.)

5. Scene.

Im selben Augenblick reißt das Mädchen die Thür im Hintergrund auf. Sie fahren auseinander, Klara stößt einen Schrei aus.

Marie. Ach, entschuldigen die Herrschaften' —

Johann. Bitte sehr, — keine Ursache! (Zu Klara.) War es so richtig?

Marie (sieht von einem zum andern hinüber). Ich störe vielleicht?

Johann. Ganz und gar nicht, liebe Marie. (Zu Klara.) Bin ich nicht gelehrig? (Zu Marie.) Was wollten Sie denn?

Marie. Nichts weiter als —

Johann (zu Klara). Da hörst du's! Nichts weiter als — (Zu Marie.) Ja, dann wünschen Sie also nichts?

Marie. Mir fiel nur ein, daß die gnädige Frau —

Klara (von oben herab). Was für eine gnädige Frau?

Marie. Frau Doktors Mutter.

Klara (gereizt). Sie haben sich nur an die Befehle zu halten, die ich Ihnen erteile.

Johann (zupft sie an ihrem Kleid, flüstert). Klara, bedenke, — es ist deine Mutter! (Zu dem Mädchen.) Also, liebe Marie, was war es mit meiner Schwiegermutter?

Marie. Ja, die gnädige Frau sagte, die junge Frau Doktor dürfe nicht eher zu Bett gehen, als bis sie eine Tasse Thee getrunken hätte; denn daran wäre die Frau Doktor von Hause aus gewöhnt. Und als ich eben dabei war, mich auszuziehen, fiel es mir plötzlich ein, daß ich das ganz vergessen hatte, und daß die junge Frau Doktor mich noch so recht ermahnt hatte, daß ich nicht vergessen sollte, was die alte gnädige Frau mir gesagt hätte, und da zog ich mich schnell wieder an und kam hierher, um zu fragen, ob Frau Doktor nicht doch noch lieber wollten, daß ich schnell eine Tasse Thee mache.

Klara (wie oben). Habe ich Ihnen nicht vorhin schon gesagt, daß ich keinen Thee mehr haben will?

Marie. Ja, — aber ich dachte —

Klara (heftig). Sie haben überhaupt nichts zu denken!

Johann (leise zu Klara). Du ereiferst dich, Klara! (Zu Marie freundlich aber eindringlich.) Sie werden jetzt vielleicht begriffen haben, daß wir nicht wünschen, daß Sie sich des Thees wegen noch bemühen. Weder meine Frau noch ich haben irgend welche Bedürfnisse. Wir danken Ihnen für Ihre Fürsorge, bitten Sie aber, uns jetzt den Gefallen zu thun und zu Bett zu gehen.

Marie. Ja, wenn Herr und Frau Doktor also nicht wünschen —

Klara (kurz). Wir wünschen, daß Sie jetzt gehen.

Marie. Dann meinen Frau Doktor vielleicht, daß es nicht nötig ist, das Wasser länger kochen zu lassen — —?

Klara (zu Johann). Du Schatz, das Wasser kocht noch immer!

Johann (zu Marie). Sie brauchen sich keine Gewissensbisse darüber zu machen wenn das Wasser jetzt aus dem Kochen kommt.

Marie. Ja, dann erlauben Frau Doktor wohl, daß ich zu Bette gehe?

Klara (spöttisch). Ja, Sie können gern zu Bett gehen.

Johann. Haben Sie vielen Dank für Ihre Fürsorglichkeit, Marie, — so heißen Sie ja doch?

Marie. Ja, ich heiße Marie, meine letzte Herrschaft nannte mich Stine, denn die Frau hieß auch Marie, wenn also der Herr Doktor oder die Frau Doktor es lieber sehen sollten —

Johann. Nein, bleiben wir bei Ihrem Taufnamen. Gute Nacht — Marie!

Marie (in der Thür). Gute Nacht, Herr Doktor! Gute Nacht, Frau Doktor!

Klara (ungeduldig). Gute Nacht!

(Marie ab.)

6. Scene.

Klara. Johann.

Johann (lacht).

Klara (setzt sich auf einen Stuhl im Vordergrund). Worüber lachst du eigentlich?

Johann (lacht). Sie ist wirklich ganz brillant!

Klara. Mich langweilt sie.

Johann. Findest du die Sache nicht komisch!

Klara. Offen gestanden finde ich das Ganze sehr irritierend.

Johann. Das merkt man dir an. — — Mein Gott, Klara! (Setzt sich neben sie.) Können wir denn nicht ausnahmsweise mal, gerade weil es unser Hochzeitsabend ist, versuchen, die Sache ein wenig humoristisch aufzufassen? Anfangs war ich ärgerlich, — liebe Klara, zeige du jetzt, daß du besser bist als ich! (Sie schweigt hartnäckig und wendet den Kopf ab.) Komm jetzt, — wir wollen hineingehen und unser Heiligtum in Augenschein nehmen, — — du hast es ja vorhin noch gar nicht gesehen,

Klara (mit abgewandtem Gesicht, übelgelaunt). Nein, ich habe auch gar keine Lust mehr.

Johann. Willst du denn die ganze — Zeit hier sitzen bleiben?

Klara (wie oben). Ich weiß selbst nicht, was ich will. (Bedeckt die Augen mit dem Taschentuch.) Ich bin so unglücklich.

Johann (zärtlich). Du weinst, Klara? (Sie schluchzt.) Nein, du darfst nicht weinen, hörst du!

Klara (mit thränenerstickter Stimme). Ach, — ich bin wohl sehr unliebenswürdig! Das weiß ich sehr wohl! Aber ich (lächelt unter Thränen) ich kann wirklich nichts dafür!

Johann (wie oben). Nein, du bist gar nicht unliebenswürdig!

Klara. Ach ja! Du hast mich nicht mehr lieb, und das ist auch ganz natürlich!

Johann. Aber liebste Klara!

Klara. Es muß auch nicht angenehm sein, eine Frau zu haben, die so unausstehlich ist wie ich. — — Aber ich war so nervös, — — und dann kam dies dumme Mädchen und brachte mich um mein letztes bißchen Humor. — — Ach, ich bin den ganzen Tag kurz vor dem Weinen gewesen. — — Ich war wie ausgetauscht. Ich weiß wirklich nicht, was mir ist! — — Bist du mir nun böse, Johann?

Johann. Weshalb sollte ich dir wohl böse sein! Wie kannst du das nur glauben! Ich verstehe es ja so gut!

Klara (lächelt; ein wenig verlegen). Und dann werde ich so häßlich, wenn ich weine. — —

Johann. Du bist immer hübsch, immer entzückend. Du warst nie schöner wie eben jetzt.

Klara (springt auf; er hält ihre Hand noch fest). Nein, Johann! Das ist doch, weiß Gott, zu arg! So dumm bin ich denn doch nicht, daß ich das glauben sollte! — — Hast du einen Spiegel?

Johann (steht auf und nimmt einen kleinen Handspiegel vom Tisch). Bitte!

Klara (spiegelt sich, zeigt auf den Spiegel;

(Zeichnung von F. v. Reznicek)



Johann steht hinter ihr). Hab' die Güte und sieh dir das an! Solch eine Vogelscheuche! (Reibt die Augen und lacht.) Nun?

Johann. Ja, das ist allerdings eine Verbesserung. Wie schön, dich wieder heiter zu sehen.

Klara (schlingt ihren Arm um seinen Hals, flüstert). Hast du mich so lieb? So recht von Herzen lieb, nicht nur so ein ganz klein wenig?

Johann. Ich liebe dich!

Klara (einschmeichelnd). Auch wenn ich verstimmt bin, — auch wenn ich unvernünftig und albern bin?

Johann. Ich habe dich immer gleich lieb, du magst sein, wie du willst!

Klara (schnell). Dann wollen wir nicht mehr an Marie — — oder Stine, oder wie heißt sie noch — denken!

Johann. Marie heißt sie. Glaubst du nun aber auch wirklich, daß sie zu Bett gegangen ist?

Klara (setzt sich). Weißt du was, Johann, — es ist geradezu unheimlich mit der Person! Sie kommt ins Zimmer gestürzt wie ein böser Geist.

Johann (setzt sich zu ihr). Sie ist ein wahres Gespenst!

Klara. Ich will es dir nur gestehen, — ich fürchte mich!

Johann. Meinst du, daß sie Unheil mit Feuer oder Wasser anrichten könnte?

Klara. Nein! Aber ich bin fest überzeugt, daß sie an der Thür horcht.

Johann. Meinst du?

Klara (lauscht). St! Hörst du wohl? — Ging da nicht jemand?

Johann. Du kannst mir glauben, sie trinkt den Thee selber.

Klara (erhebt sich). Warte einmal. Ich will doch lieber nachsehen. Mit so einer fremden Person kann man niemals sicher sein. (Geht an die Thür.)

Johann (bleibt sitzen). Nimm dich nur in acht, daß sie dich nicht auffrißt!

Klara (kehrt zurück). Ach, Johann, — ich wage es nicht!

(Sie schleichen zusammen auf den Zehenspitzen an die Thür. Klara voran. An der Thür bleiben sie einen Augenblick stehen und lauschen.)

Klara. Ist da jemand?

Johann. Raschelt da nicht etwas?

Klara. Hu! — frischen Mut, Johann! Eins, zwei, drei, und dann sagen wir: Bumm!

Johann (leise, langsam). Eins!

Klara (ebenso). Zw — ei!

Johann (schnell). Drei!

Beide (während Klara die Thür öffnet). Bumm!

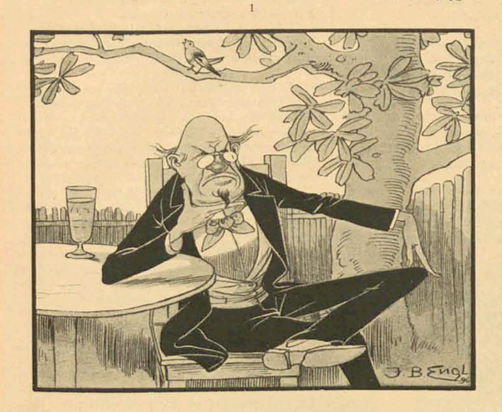
7. Scene.

Marie in der Thür mit dem Theebrett. Einen Augenblick stummes Spiel.

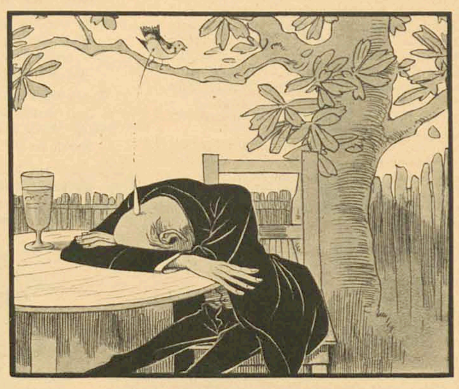
Marie (tritt ein). Herrjeh! Was hab' ich mich erschrocken! Ich hätt' beinah die ganze Prostmahlzeit hingeworfen!

Inspiration

1



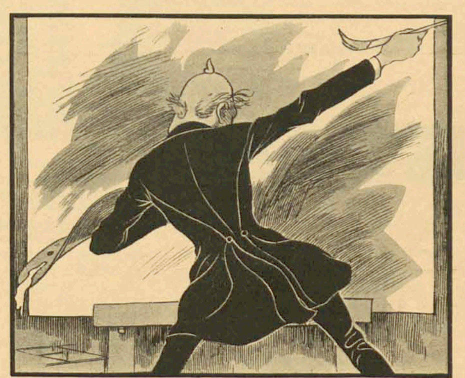
2



3



4



5



6



(Zeichnung von J. B. Engl)

Klara und Johann (rufen wie aus einem Munde). Der Thee! (Sie sehen sich an und lachen.)

Marie (stellt das Theebrett auf den Tisch). Ja, Frau Doktor müssen nicht böse werden. Aber als ich in die Küche hinauskam, kochte das Wasser so schön! Und da dacht' ich, daß es doch ein Jammer wäre, wenn Frau Doktor es heute abend nicht so haben sollte, wie Frau Doktor es von Hause her gewohnt sind. Und weil es ja keine Mühe weiter machte, wenigstens ist das ja gar nicht der Rede wert, — ich hatt' es mir schon alles hingestellt —

Johann. Sie sind gewiß ein ungewöhnlich tüchtiges Mädchen, Marie!

Marie. Ja, die Herrschaften werden sicher mit mir zufrieden sein. Ich mache immer alles ganz genau so, wie es mir aufgetragen wird.

Klara. Ja, das kann man merken! Aber jetzt, wo wir den Thee haben, Marie, gehen Sie wohl ganz gern zu Bett?

Marie. Ja, wenn Frau Doktor weiter nichts mehr wünschen, denn sonst —

Klara. Danke, Marie, jetzt haben wir alles, was wir wünschen.

Marie. Ja, dann wünsche ich Herrn Doktor und Frau Doktor eine gute Nacht.

Beide (lachend). Gute Nacht!

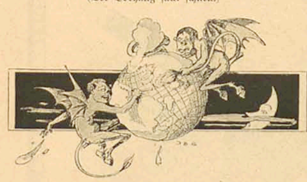
8. Scene.

Klara, Johann. Sie stehen einander schweigend gegenüber, brechen dann in ein schallendes Gelächter aus.

Klara (zeigt auf das Theebrett). Ich weiß nicht, wie du darüber denkst —? Da wir den Thee nun doch einmal haben —

Johann. Ja, dann laß ihn uns nur in Gottes Namen trinken!

(Der Vorhang fällt schnell.)



Pfingstomnibus

Zwei dicke Isabellen,
Die ziehn das Räderhaus,
Darinnen sieht's von hellen
Pfingstkleidern lustig aus.

Der Kutscher auf dem Bocke
Sitzt zwischen Zweigen grün;
Wunder! An seinem Rocke
Zwei Fliederbüsche blühn.

Die Peitsche läßt er wehen
Wie linden Wimpelschwung,
Die dicken Gelben gehen
Heut' wie zwei Fohlen jung.

Als wenn sie heut' zu Ehren
Dem Frühlingsfeiertag
Silberbeschlagen wären,
Klingt ihrer Hufe Schlag.

In hellen Resonanzen
Tönt's wider den Asphalt,
Klipp-klapp von Liebe und Tanzen
Ein Lied empor mir schallt:

Ein lieber Junge ist der Mai,
Er sitzt mit grünem Kranze
Auf einer buschigen Linde frei
Und spielt uns auf zum Tanze.

Hat Augen grade so wie du,
Die wie zwei Sonnen scheinen,
Er spielt und schwingt den Takt dazu
Mit seinen nackten Beinen.

Komm, Mädel, gieb mir deine Hand,
Wir wollen einen drehen,
Wie ihn der Mai, der Musikant,
Sein Lebtag nicht gesehen.

Nicht nach der überzarten Art
Woll'n wir im Kreise schleichen,
Wir tanzen heute Himmelfahrt
Und nach des Maien Geigen.

Drum fassen wir uns fest und warm
Und wirbeln uns verwegen,
Hopp, Mädel, komm! In meinen Arm
Kannst du dich ruhig legen.

So hoch des Maien Geige singt,
So hoch will ich dich heben.
Wer tanzend in die Liebe springt,
Der springt ins ewige Leben.

Otto Julius Bierbaum



Nachher

Von Marcel Prévost*)

Zehn Uhr abends.

Frau von Robertier, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, allein in ihrem Schlafzimmer, sitzt an einem kleinen Schreibtisch aus englischem Mahagoni, den eine zierliche Lampe beleuchtet. Ein geschlossener Brief liegt vor ihr: Der lange, schmale, gelbliche Umschlag trägt noch keine Adresse.

Frau von Robertier ist halb entkleidet, was ihr reizend steht.

Sie ist eine niedliche, etwas üppige Blondine.

Ihr Teint ist gewiß immer sehr durchsichtig und rein; aber heute abend hat sie viel geweint: man sieht's den Lidern und Wangen an. Frau von Robertier denkt nach.

Und nun, wenn ich nur ein wenig Mut hätte, nur wirklich etwas taugte, würde ich meinem Manne die Wahrheit schreiben. Ich würde ihm sagen: „Da, eine Verworfne bin ich, deiner nicht wert. Weil deine Geschäfte, die doch uns beide ganz gleich angehn, dich von mir fern hielten, habe ich dich betrogen, habe ich einen Liebhaber genommen. Und was für einen! Einen Klubläufer, einen Baccaratspieler, einen Stockdummkopf... Schöne schwarze Augen hat er, ja, und fürstliche Hände und einen großen Namen: Marquis de Formosa. Aber das alles ist nichts, nicht wahr? Das ist doch sicher kein Grund, dich nach zweijähriger glücklicher Ehe zu verraten. Wir lieben uns ja doch . . . Denn ich habe dich lieb — ach Jean! — ja, besonders jetzt liebe ich dich, viel mehr als diese Zierpuppe Formosa, die mich soeben, rue de la Baume, von fünf bis sieben Uhr in ihren Armen gehalten hat! . . ."

(Erinnerungsflut. Frau von Robertier nimmt den fallengelassenen Faden ihrer Gedanken wieder auf.)

Ja, das würde ich Herrn von Robertier schreiben, wenn ich nur ein wenig Mut hätte. Es wäre rechtschaffen, ehrlich . . . (Pause) und unsinnig. Denn das schlimmste für einen Ehemann ist, darum zu wissen. Heute von fünf bis sieben Uhr ist Herr von Robertier so ruhig und zufrieden gewesen, wie alle Tage.

Kein vernünftiger Mensch kann verlangen, daß ich meinen Mann aus Übermaß an Ehrlichkeit unglücklich mache. Ich will Jean sogleich einen sehr zärtlichen . . . sogar ein wenig leidenschaftlichen Brief schreiben (furchtbar gern hat er solche Briefe, wenn er von mir getrennt ist). Und dieselbe Post wird Formosa dies kleine Billet bringen, das ich ihm gleich, nachdem ich ihn verlassen hatte, schrieb.

*) Aus „Kamerad Eva", Prévost's neuem Buche, das demnächst bei Albert Langen erscheint.

Mein Mann wird seinen Brief übermorgen haben. Formosa den seinen schon morgen. Um Mittagszeit wird er ihm ans Bett gebracht werden . . . Ein hübsches Erwachen für ihn.

Ich muß ihn doch nochmals lesen.

(Sie schneidet den Umschlag auf, entfaltet den Brief und liest mit halber Stimme.)

„Mein Herr!

Schwer mißbraucht haben Sie das Vertrauen einer anständigen Frau. Ihre Kuriositätensammlung sollte ich mir anschaun und wieder gehn — so war die Abmachung. Nachdem was geschehen, kann ich Sie nicht wiedersehn. Aber es liegt mir daran, Ihnen zu sagen, daß ich meinen Mann vergöttre, Sie aber verachte. Jacqueline."

(Sie überlegt, immer das Billet in der Hand:)

. . . Aber . . . sehr unklug ist, was ich diesem Burschen schreibe. Wenn er's nun im Klub zeigt, das heißt doch ganz klar: „Ich bin Ihre Maitresse gewesen." Und dann (mit kaum bemerkbarem Lächeln) diese Redensart von den Kuriositäten ist nicht glücklich. Ich war so verwirrt . . . Die Verachtungsphrase aber ist ausgezeichnet.

(Sie zerreißt den Brief und fängt einen andern an — mit verstellter Handschrift.)

„Mein Herr!

Sie haben Ihr Wort nicht gehalten. Was ich gethan habe, that ich, weil ich Sie für einen Ehrenmann hielt. Grausam haben Sie mich enttäuscht: Sie begreifen, daß ich Sie nicht wiedersehen kann. Aber mir liegt daran, Ihnen zu sagen, daß ich meinen Mann vergöttre, Sie aber verachte.

J . . ."

(Nachdenken.)

Dieser hier ist nicht kompromittierend . . . aber ein wenig nichtssagend ist er: „Was ich gethan habe, that ich . . ." sagt gar nichts . . . Ja, ist schlecht ausgedrückt. Und Formosa ist der Geliebte der Madame Lesconuvre gewesen, die so gut schreibt... Wirklich, nein, es ist noch immer nicht das richtige.

(Sie zerreißt das Billet und fängt ein andres an.)

„Mein Herr!

Ich bitte Sie inständig, den heutigen Tag aus Ihrem Gedächtnis zu streichen, wie ich es thue. An Ihre Ehre wende ich mich. Nicht wahr, alles ist zu Ende und vergessen? Ich vergöttre meinen Mann, Sie aber . . ."

(Sie hält inne.)

Nein, wenn ich in diesem Ton schreibe, kann ich ihm nicht sagen, daß ich ihn verachte. Drei Zeilen höher behandle ich ihn als Mann von Ehre . . . Ich will einfach sagen: „Ich vergöttre meinen Mann."

Gut. Nur kommt dies „ich vergöttre meinen Mann" am Morgen nach dem Tage, an dem . . . Er wird lachen. Und mit Recht. Habe ich ihm wirklich etwas vorzuwerfen? Er hat seinen Beruf als Mann ausgeübt . . . Ich habe eingewilligt, zu ihm zu gehen, unter dem Vorwand, seine Kuriositäten anzusehen . . . aber . . . ich wußte, daß er nicht so ruhig sein würde wie ein Museumswärter. O! ich wollte mich verteidigen, widerstehn . . . Und dann weiß ich auch gar nicht, wie es kam . . . (Bewegung übler Laune.) Auch ist's unrecht von Jean, mich so lange allein zu lassen.

(Nachdenken.)

. . . Armer Jean! Dort denkt er an mich. Keine Ahnung hat er! . . . O! ich werde ihn sehr lieb haben, wenn er wiederkommt.

(Sie zerreißt den eben geschriebenen Brief und fängt nochmals einen neuen an.)

„Mein Herr!

Ich bitte Sie inständig, den heutigen Tag aus Ihrem Gedächtnis zu streichen, wie ich es thue. Alles muß zu Ende und vergessen sein. Um diesen Preis werde ich Ihrer zwar traurig, aber ohne Haß und Verachtung gedenken.

J . . ."

(Den Brief überlesend.)

Dieser ist sehr gut. Ruhig, würdig, traurig. Und dann wird er dem armen Burschen nicht weh thun . . . Sehr kokett bin ich mit ihm gewesen!

Und nun — soll ich ihn heute noch abschicken? Alle Postämter sind geschlossen . . . Betsy wird

die Adresse betrachten, Klatschereien machen . . . Ich will ihn lieber morgen, wenn ich in den Louvre gehe, selbst zur Post bringen. Jetzt aber ins Bett.

(Toilettesorgen. Gebet. Schlafengehn . . . Acht Stunden vortrefflichen Schlafes. Am andern Morgen gegen halb zehn Uhr betritt Betsy das Schlafzimmer ihrer Herrin.)

Frau von Robertier, erwachend: „Nun, — was giebt's?“

Betsy: „Gnädige Frau . . . von Vaillant . . . ein großer Korb . . .“

Frau von Robertier, ganz munter werdend: „Ach! . . . Blumen . . . Ich weiß schon . . . Es ist gut . . . Öffnen Sie meine Fenster und bringen Sie mir den Korb.“

(Betsy gehorcht. Der Korb ist voll wundervoller weißer und roter Rosen. Betsy geht fort.)

Frau von Robertier: „Wie hübsch diese Idee . . . den andern Tag, zum Erwachen. Armer Bursche . . . so hart habe ich ihm geschrieben!“

(Sie geht an ihren Mahagoni-Schreibtisch, öffnet den Brief von gestern abend, liest ihn nochmals. Geht einige Minuten in ihrem Zimmer auf und nieder. Bleibt vor dem dreispiegeligen Schrank stehn, bemerkt mit Befriedigung, daß der Schlaf die Frische ihres Teints wiederhergestellt hat. Sie geht wieder zum Schreibtisch, zerknittert ihren Brief.)

. . . Entschieden kann ich ihm dies nicht schicken, nach den Blumen.

(Sie setzt sich und schreibt schnell folgende Worte.)

„Schönen Dank . . . Ich bin sehr traurig. Ich möchte das Gestern vergessen. Und kann es nicht. Beklagen Sie mich!

J . . .“

(Den Brief überlesend.)

So ist's gut. Ebenso würdig wie der frühere und freundlicher. Ich will ihn in den Postkasten werfen, wenn ich in den Louvre gehe.

(Sie schellt nach Betsy und kleidet sich an.)

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Mütterchen



Mütterchen

Du, ein zartes, kleines Mädchen,
Ich, ein Schlingel, lang und groß,
Und du läßt den Kopf des Schlingels
Friedlich ruh'n in deinem Schoß.

Von der Stirn die düstern Falten
Streichelst du mir fort geschwind,
Deine kleinen Rosenhändchen
Machen wieder mich zum Kind.

Und dein Aug' blickt auf mich nieder
In so traulich zartem Schein,
Kommst mir vor, wie'n putzig süßes
Allerliebstes Mütterlein.

Korfiz Holm

(Zeichnung von A. Jank)

Preis 10 Pfg.

1. Jahrgang Nr. 9 30. Mai 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Bébé Rose



(Zeichnung von K. Starke)



Bébé Rose

oder

Der verirrte Freier

von

Donald Wedekind

Bébé Rose nannte man sie in der Stadt allgemein wegen ihres rosa Leinenkleides, das ihr bis auf die Füße hinunterging und um die Taille herum durch eine Kordel zusammengehalten wurde. Dazu hatte sie tiefbraune Augen mit schmalen Brauen, schwarze langsträhnige Haare, eine weiße Stirn und einen leidend lachenden Mund, war groß, schlank und noch nicht über die Sechzehn hinaus; also thaten die Leute recht, daß sie sich freuten, wenn Bébé Rose mit dem mächtigen Wäschekorb auf dem Kopf durch die Straßen ging. Denn ihre Mutter hatte eine Wäscherei, wusch und plättete weiß und bunt, feine und grobe Ware, sofern sie nur schmutzig war.

Bébé Rose war noch nicht eingeweiht in die Geheimnisse des Bügeleisens, dagegen hatte sie die Schule des Waschtubbens hinter sich, und die Mutter gewährte ihr eine Ruhepause, Ferien, wie sie die Studenten bekommen, sei es, daß sie ein Examen bestanden oder durchgefallen sind. Bébé Rose hatte infolgedessen nicht viel zu arbeiten, sie mußte nur die Wäsche einsammeln und austragen, und man sah sie sehr viel in der Stadt.

Die Stadt, in welcher Bébé Rose wohnte, war nicht klein und nicht groß, an einem See gelegen und stieg sanft bergan. Unten lag die neue Stadt, oben die alte, und zu oberst stand die graue Kirche mit zwei dickbäuchigen Türmen aus dem Mittelalter. Der großen Straßen gab es nur zwei, die liefen nebeneinander her wie zwei gut erzogene Kinder, wenn sie mit der Bonne spazieren geschickt werden. Diese Straßen durchwanderte Bébé Rose jeden Morgen, und man kannte sie daher sehr bald und freute sich über sie.

Die Konfektionäre lachten hinter ihren Schaufenstern und zupften sich an den schönen Spitzbärten, wenn Bébé Rose vorüberging. Die Bazariers in den langen Leinenblusen, den Bleistift hinter dem Ohr, vergaßen ihre Waren anzupreisen, schnalzten mit der Zunge und hoben das Bein; die Kellner vor den Cafés trockneten sich die Hände an den weißen Schürzen, als müßten sie Bébé Rose begrüßen, und die Blumenverkäuferinnen, welche zwischen der blühenden Pracht saßen wie alt gewordene Gottesmütter auf dem zu Ostern mit Grün geschmückten Hochaltar, schnitten die schönsten Blüten von ihren Blumenstöcken und gaben sie Bébé Rose, damit sie dieselben an ihre Brust stecke, dort, wo der rosa Rock über dem weißen Hemd zusammenging. Und die Dandys, die sich jeden Morgen vor der Trinkbar am Blumenmarkt versammelten, fuchtelten mit den silberbeschlagenen Stöcken in der Luft, steckten ihre Köpfe mit den schwarzen Seidenhüten zusammen und prahlten Bébé Rose zu kennen, sehr genau zu kennen, ganz intim zu kennen, und dabei wußte keiner, in welchem Strumpf sie ein Loch hatte.

Denn Bébé Rose hatte nur einen guten Bekannten, der war ihr mehr als ein Verwandter, denn er war ihr Geliebter und hieß Gioacchino. Aus weiter Ferne mußte er stammen, sein Antlitz war braun gebrannt, seine Haare blauschwarz wie geglühter Stahl, und seine Augen verschleiert von langen, traumhaften Wimpern. Er wohnte unter dem Dach, nicht fern von der grauen Kirche, sah über sich die Dohlen nisten und zu seinen Füßen die weißen und blauen, die grauen und braunen Stadttauben durch die engen Straßen sausen. Noch weiter konnte er beobachten, wie die azurenen Wellen an den blendenden Kalksteinquadern der weitgeschweiften Quaimauern spielten, wie die spitzgekielten Segelboote, weißflügeligen Schwalben gleich, langsam und bedächtig den Wald und Wiesenufern des Sees entlang segelten, und wie ganz in der Ferne aus dem Wasser empor hohe Berge stiegen, auf deren Gipfeln selbst im heißen Sommer breite und weite Schneefelder glitzerten. Und blickte Gioacchino noch höher, dann sah er über sich den Himmel und die Sonne und die Sterne, und den alten Mond nicht zu vergessen, sofern er nämlich schien, mit seinen zwei silbernen Hörnern oder in runder wolkiger Scheibe, recht gut und recht dumm und recht voll, wie ein Student von dreißig Semestern.

So wohnte der Geliebte von Bébé Rose, und zweimal die Woche besuchte sie ihn, um ihm sein Hemd zu bringen aus schwarzem Flanell mit roter Seidentroddel. Er aber hatte eine andere Geliebte, das war seine Violine, mit ihr lebte er zusammen, auf sie war er eifersüchtig, von ihr ließ er sich aushalten. Denn wie ein recht verliebter Thor schrieb er alle Erfolge seiner Angebeteten zu und freute sich, wenn die Leute stehen blieben, so er auf der Straße spielte, auf dem Blumenmarkt oder vor den Hotels, wo die reichen Fremden an langen Tafeln zu Mittag speisten.

Bébé Rose liebte er auch, aber nur so wie man eben ein kleines gutes Mädchen gerne hat, das mit seinen Liebkosungen nicht geizt und seinen Rock mit einer Kordel zusammengehalten trägt. Sie war ihm einmal nachgelaufen, als er im Freien gespielt hatte, bis unters Dach und hatte ihn mit Thränen in den Augen gefragt, ob er keine schmutzige Wäsche habe, sie möchte etwas thun für ihn, der so schön spiele. Seit der Zeit wusch sie eigenhändig und gratis seine zwei Hemden. Was er aber noch mehr an ihr schätzte, war daß sie seinem Spiel stundenlang, still und mit großen Augen zuhören konnte, und er wußte ganz genau, daß auch sie eigentlich nicht ihn, sondern seine Geliebte anbetete. Aber er war nicht eifersüchtig, denn die beiden konnten sich nicht verstehen, ohne daß er dazwischen trat und den Dolmetscher machte. Und Bébé Rose fühlte sich glücklich in ihrem Irrtum und war zufrieden.

Und daß man in der Stadt gar nichts von diesem Verhältnis wußte, und die kleine Wäscherin nach wie vor von allen Leuten bewundert und geliebt wurde, das kam daher, weil Bébé Rose als kluges Mädchen trotz ihrer Liebschaft ihren Wäschekorb nicht vernachlässigte, nicht schlauer, nicht dümmer, nicht heiterer, nicht trauriger in die Welt schaute und vor allem nicht dicker und nicht dünner wurde, sondern immer gleich schlank blieb.

Als es jedoch einmal passierte, daß sie sich bei Gioacchino verplauderte und sie vor lauter Musicieren nicht merkte, wie die Nacht entfloh und der helle Tag anbrach, da klopfte sie dem Musikanten auf die Schulter und sagte, er müsse sie heiraten. Und Bébé Rose setzte ihrem Geliebten auseinander, daß er am nächsten Sonntagabend einen Strauß Blumen kaufen, dann nach Dunkelwerden sich auf die Beine machen und in ihrer Mutter Haus drüben über der Brücke in aller Form um die Hand von Bébé Rose anhalten solle. Sie wohnten im Hinterhaus, das Vorderhaus aber trage die Nummer 23 Tempelstraße und sei sehr bekannt. Dann drückte sie ihm beide Hände, küßte ihn auf den Mund und hüpfte die Treppen hinunter. Die Leute wunderten sich zwar, Bébé Rose so früh auf der Straße zu sehen; zum Glück hatte sie noch ihren Korb bei sich und niemand ahnte was Schlimmes. Ihrer Mutter aber sagte sie, er komme am nächsten Sonntag nach Dunkelwerden, denn sie war aufrichtig und wenn sie es vermeiden konnte, log sie nicht, Bébé Rose.

Diese Woche verging dem Musikanten nicht schneller und nicht langsamer als andern Leuten auch, und am Sonntag abend nahm er Hut und Mantel, welcher letztere nebst vielen Löchern einen gar romantischen Schnitt hatte und noch aus der südlichen Heimat stammte. Unter diesen Mantel verbarg er sein Instrument, den Strauß Blumen steckte er zwischen Hemd und Weste und machte sich auf den Weg. Nummer 23, Tempelstraße, hatte er bald gefunden, denn es war wirklich ein bekanntes Haus und hatte eine grasgrüne Laterne über der Pforte, welche er zu seinen Ehren angezündet dachte, und was ihm sehr natürlich vorkam. Er freute sich über das breite, schöne Treppenhaus, die Stufen mit Teppichen belegt, Sachen die er nun wirklich nicht in der Wohnung von Bébé Rose vorausgesetzt hatte. Etwas eigentümlich fand er es, daß man ihn zuerst durch ein Sprechgitter längere Zeit beobachtete und dann fragte was er wolle. Er dachte, er müsse sich ja zu allererst glücklich schätzen, daß seine Braut so gut aufgehoben, aber es sei doch auch wieder keine Manier, so vom Flur aus um die Hand eines anständigen Mädchens anzuhalten, und er wartete, daß man die Thüre öffnen würde. Und dann war er sehr erschrocken als er plötzlich eine Frau mit rotem Gesicht und mächtigem Schlüsselbund vor sich sah, deren strenge Blicke ihn von oben bis unten musterten. Er hatte sich die Mutter von Bébé Rose ganz anders vorgestellt, oder sie mußte denn gerade sehr aufgebracht sein, und er vergaß seine Rede und vergaß seine Blumen. Und es wurde ihm erst wieder besser, als die Frau ein etwas menschenfreundlicheres Gesicht machte und ihn lachend fragte, ob er aufspielen wollte, das werde ihren Mädchen wohl recht sein. Also hat sie mehrere, dachte er, und bevor er sichs versah, schob ihn die dicke Dame über einen Korridor, wo Palmen- und Orangen-, Myrten- und Lorberbäume standen, die ihm alle aus seiner Heimat bekannt waren, durch eine Thür, und der arme Musikant befand sich mitten in einem Salon, dessen warme, mit Wohlgerüchen gewürzte Atmosphäre, dessen prächtige Ausstattung und dessen eigentümliche Gesellschaft nicht dazu geschaffen waren, seinen verworrenen Sinnen auf die Beine zu helfen.

Bébé Rose tauchte noch einmal in seinem Gemüt auf, dann aber nahmen ihn der Luxus und die Üppigkeit seiner Umgebung gefangen. Seine Augen fielen auf den Kandelaber mit den vielen elektrischen Flammen, deren tiefpurpurne Glastulpen das gedämpfte Licht über den Raum gleichmäßig verteilten; er sah die mächtigen Spiegel, die mit ihren geschliffenen Rändern und den fußbreiten Goldrahmen in die dunkelrote Tapete aus gepreßtem Leder eingelassen waren und den weichen, blutfarbenen Smyrnafußteppich wieder- und wiederspiegelten, einem weiten, scharlachenen Rasenfeld gleich. Er sah die Mädchen, blonde und dunkle, auf übereinander gestapelten, goldbortigen und troddelnbehängten Kissen sitzen und liegen, und er wußte, daß zwischen diesen schwarzen und weißen, himmelblausamtenen und hellschwefelgelbseidenen Peignoirs, zwischen diesem Durcheinander von himbeer- und crêmefarbenen, blaßvioletten und seewassergrünen, dichtweißgewobenen und schwarztransparenten Strümpfen Bébé Rose nicht zu suchen sei. Er sah die Herren in leichten Promenadeanzügen und gravitätischen Gesellschaftstoiletten, mit unverschämt gesträubten und bescheiden abwärtsgedrehten Schnurrbärten, mit lüsternweinroten und gelangweiltbleichmüden Gesichtern, mit modisch geschnittenen Frisuren und nackten, kahlglänzenden Schädeln. Und Gioacchino wußte, daß das nicht alles Brüder von Bébé Rose sein konnten, daß auch die Frau mit den vielen Schlüsseln, die behäbig unter der Thüre stand, nicht ihre Mutter war, und daß er sich verirrt hatte. Und er drehte sich um und wollte gehen.

Da aber entstand ein Tumult. Die Herren erhoben sich höflich, baten bescheiden, er möchte doch spielen, und die Mädchen bettelten und flehten, hingen sich an seine Arme, streichelten ihm die Wangen und zogen ihm sein Instrument aus dem Mantel hervor. Und wie er seine Geliebte erblickte, cajoliert von so vielen hübschen Frauenhänden, da konnte er nicht widerstehen. Und er leerte den Champagnerkelch: mit dem letzten Tropfen hatte er Bébé Rose vergessen; und nachdem es still geworden, begann er, hoch aufgerichtet unter dem strahlenden Glaskandelaber, umgeben von schönen Frauen und reichen, eleganten Männern.

Und die Saiten seines Instrumentes zitterten nervös und leise, wie die Nüstern des Schlachtpferdes, das aus der Ferne den nahenden Feind ahnt. Des Künstlers Blick fiel auf eine königliche Schöne, die ihm gegenüber zwischen Pfühlen eingesunken saß. Und sein Auge blieb hängen an ihrem Fuß, der, nackt, zarter getönt war als Elfenbein, vollendeter geformt war als die Hand der Königin Marie Antoinette, die Gioacchino einmal in Marmor gesehen. Der Bogen flog rascher, die Klänge folgten sich schneller.

Und der Künstler erkannte den schwellenden Knöchel, der, eine Knospe, nach unten in die feingegrabene Fußkehle zurücksank, während aus ihm heraus, dem lebendigen Stamm der Palme gleich, das Bein sproßte, voll und rund, in seinem Ansatz schon in die leisgeschweiften Linien der Wade aufblühend. Und durstig suchte sein Blick weiter und er flog über die Hüllen des Körpers hinauf bis da, wo dunkle Kantengarnituren die volle Büste einrahmten. Und Gioacchino sah die runden Arme, die weißen Hände, an denen Ringe blitzten

und die das mächtige, goldblonde Haupt stützten, denn sie saß gebeugt da, die große Frauengestalt, nieder gedrückt von den Melodien, die der Künstler seinem Instrument entlockte.

Und jetzt schoß ein glühender Strahl unter seinen langen, mattschweren Wimpern hervor, senkte und verteilte sich auf die Hüften der Schönen, die breit und gewaltig das Hemd aus schwarzer Surahseide ausfüllten und drei aufeinandergetürmte, safianlederne Polster unter ihrer Last zu erdrücken drohten. Da donnerte Gioacchinos Instrument, als hätte der Weltfürst Ordre zur Freude gegeben, wie der Troß kriegführender Könige, wie das Meer, wenn es brandet, und die Erde, wenn sie sich aufthut. Dann ging es über in die vollweichen Harmonien eherner Kirchenglocken, fern und unbestimmbar, herübergetragen über die sanften Hügelrücken friedlicher Thalgelände. Und schließlich klang es aus, ein Wehen im Frühjahr, wie es auf den schwarzen Äckern und den noch welken Wiesen die letzten Flecke häßlichen, gelbgrauen Winterschnees wegleckt, wie es die Fruchtkörner keimen, die Säfte steigen und die Knospen schwellen macht, wie es im jungen Wald die Anemonen und auf der smaragdgrünen Matte die Schlüsselblumen und in Mensch und Tier neue Liebe und Lust zum Leben wachruft.

Gioacchinos Augen hatten sich wieder verschleiert und niemand wußte, was unter den schlaftrunkenen Wimpern eine kurze Zeit nur hervorgelodert hatte. Stille herrschte in der Runde; die Einen lagen zurückgelehnt, die Andern vorgebeugt. Sie hatten sich die Hände gereicht und träumten. Sie hatten vergessen, wo sie waren, und daß ein Bettelmusikant ihnen vorgespielt. Gioacchinos Geliebte hatte ihren größten Triumph gefeiert. — Noch war kein Wort gesprochen worden, noch hatte kein Trinkglas geklungen, als die Frau mit dem roten Gesicht und dem Schlüsselbund sanft aus der Thüre geschoben wurde; und herein kam, still wie ein Engel, wie eine Wolke vom Abendhimmel, Bébé Rose. In ihren Augen glänzten Thränen, ihre Brauen zielten höher und ihr Mund lachte trauriger, ihre Stirn war weißer als die blasse Rose, die sie sich in die schwarzsträhnigen Haare gesteckt. Denn sie hatte lange gewartet und gezagt im Hinterhaus. Dann aber erkannte sie die Klänge seiner Violine, sie wußte, daß er fehlgegangen und sie schalt sich selber, daß sie in einem Hause wohne, wo das Hinterhaus ein solches Haus zum Vorderhaus hatte. Als kluges Mädchen sagte sie sich indessen auch wieder, daß, solange er geige, die Sache keine Gefahr auf sich habe.

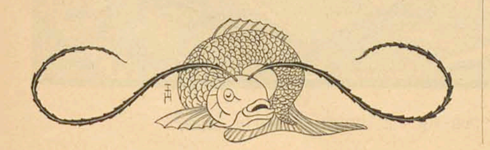
Und so kam es, daß, sobald Gioacchino mit seinem Spiel zu Ende war, Bébé Rose in besagter Weise und vorsichtig, wie eine junge Katze auf dem Kaffeetisch, zwischen den Kissen und Tabourets, den herumstehenden Champagnerflaschen und Weingläsern durchstoffelte und gerade früh genug kam, um das müde Haupt ihres Geliebten in ihren rosa Schoß zu legen, dessen Kordel vorsichtshalber fester geknüpft war als gewöhnlich. Und wie eine kleine Mutter trocknete sie dem Musikanten mit einem frisch sauber gewaschenen Seidentuch den Schweiß von der Stirne.

Und da es Allen offenbar war, daß man es hier mit ganz regelrechten Verlobten zu thun hatte, und die Frau mit dem roten Gesicht, Gott weiß warum, schon längere Zeit her mit dem Schlüsselbund ungeduldig klapperte und behauptete, jetzt könne es losgehen, ließ man neuen Champagner kommen; die Kelche wurden gefüllt und auf das Wohl des Brautpaares geleert. Und weil die Herren guter Laune waren, warfen sie insgesamt die leeren Gläser in eine Ecke des Saales, daß es klirrte und klang, daß es in dem dunkeln Holz der Geige schmerzlich aufwimmerte, und den Frauen der goldene Wein im Gesicht, in den Haaren, auf den weißen Armen und den reichen Stoffgewändern perlte.

Einer der männlichen Besucher aber, man sah ihn oft bei den Dandys vor der Trinkbar am Blumenmarkt, hob den Strauß, welcher Gioacchino unter der Weste hervor zur Erde gefallen war, auf und überreichte ihn galant Bébé Rose. Und weil er ein reicher Mann war, schob er in die F-Löcher der Violine je eine Geldnote. Das hatten Alle gesehen und niemand bemerkt. Dann verabschiedete man sich.

Als das junge Paar ins Hinterhaus kam, konnte Gioacchino nicht mehr um die Hand von Bébé Rose anhalten, erstens weil ihm der Schaumwein zu Kopf gestiegen war, zweitens weil die Mutter sich schon aufs Ohr gelegt hatte. Damit er sich aber nicht noch einmal verirre, behielt die kleine Wäscherin ihren Bräutigam bei sich, bettete ihn recht fürsorglich, was nicht so leicht war, denn er hielt sein Instrument krampfhaft umklammert und ließ es sich nicht entwinden. Und in dieser Nacht war Bébé Rose zum ersten Male eifersüchtig auf ihre mahagonihölzerne Nebenbuhlerin, weil diese im wahren Sinne des Wortes die Brautleute nicht zusammenkommen ließ und namentlich der kleinen Braut einen großen Strich durch die Rechnung machte. Und weil ihr der Ärger darüber den Schlaf raubte, suchte sie sich an den Bildern der Zukunft zu erheitern. Weich und warm wollte sie es haben, denn der Winter war da, kalt strich es über See und Land, sauste es unter die Dächer der Häuser und rüttelte es an Thüren und Fenstern. — Die Flocken flogen im Wind. —

Bébé Rose aber war immer noch die Freude Aller. Die Konfektionäre schätzten sich glücklich, ihr warmes Unterzeug verkaufen zu dürfen, die Kellner gossen die Gläser zu voll, wenn die jung Verheiratete draußen durch die beschneiten Straßen trippelte. Die Bazariers tanzten um die rotglühenden Coaksöfen, wenn Bébé Rose in die prächtigen Weihnachtslager trat, und die Dandys zwinkerten nach wie vor geheimnisvoll und wie rechte Einfaltspinsel mit den Augen. Die Höferinnen aber auf dem Markt fanden selbst unter Schnee und Eis eine weiße oder eine farbige Blume, damit sie sie an ihre Brust stecke, die kleine Musikantenfrau, Bébé Rose.



Feinschmeckerei

Geniesse, was die Jahreszeit mit sich bringt,
Radieschen, Erdbeeren, grüne Erbsen und Pflaumen.
Was der Veränderung in Sonne und Luft entspringt,
Ist stets das beste für einen gebildeten Gaumen.



Radieschen knackt man, wenn man noch jung und keusch
Und sich noch die ersten Zähne nicht ausgebissen.
Die prallen Bäckchen zerbersten unter Gekreisch,
Die Zunge schwelgt in unsäglichen Bitternissen.



Erdbeeren aus Garten und Wald, wie duften sie fein!
Die grossen voll Saft, die kleinen sind mir noch lieber.
Ich mache sie trunken zuvor mit gezückertem Wein.
Nur ausnahmsweise erkrankt man am Nesselfieber.



Die grünen Erbsen brauch' ich schon gut gekocht.
Die tolle Jugend allein frisst sie aus den Schoten.
Ich habe sie nie ohne Würze zu kosten vermocht;
Und ausserdem auch hat sie der Arzt mir verboten.

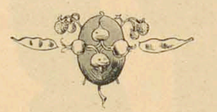


Die üppigen Pflaumen des Herbstes geniess' ich fast nur
Als Mittel zum Zweck, bei unbehaglicher Stauung
Im Unterleib, statt Karlsbader Brunnenkur —
Es gröhlen die Därme im Chor den Gesang der Verdauung.



Noch manches wäre notwendig hier beigedruckt,
Wie Mammuttrüffeln, die aus Thessalien stammen.
Doch hab' ich den ganzen Hymnus schon vollgespuckt,
So läuft mir dabei das Wasser im Munde zusammen.

Frank Wedekind



Aphorismen

Von

Georg Herwegh

Der Deutsche braust wie das Meer, das morgen wieder geduldig seine Lasten trägt.

*

Blut soll fließen, aber in uns!

*

Ihr glaubt an Gott, weil ihr an euch nicht glaubt.

*

Auf Kot macht alles einen Eindruck.

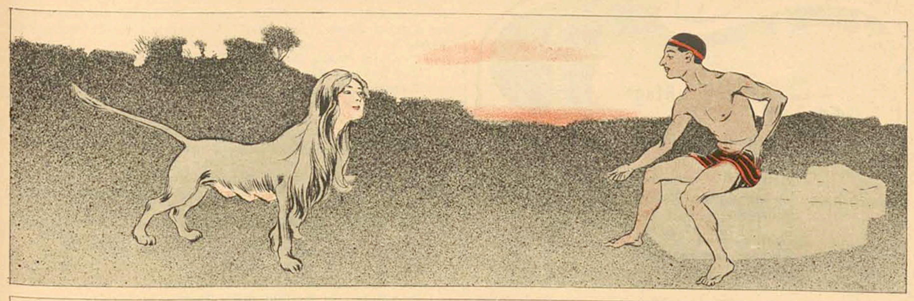
Ein Misanthrop

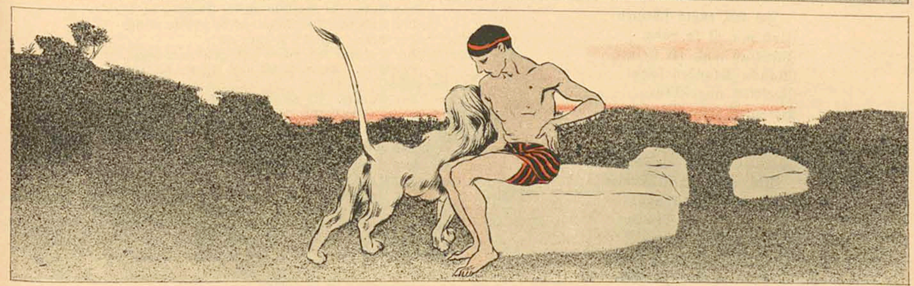
(Zeichnung von Th. Th. Heine)

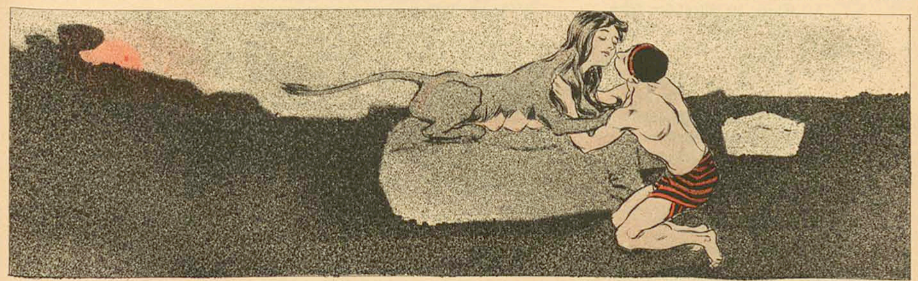


„. . . . und machen Sie mir einen, den ich von innen zuriegeln kann.“

Die Sphinx









(Zeichnung von Reznicek)



Seit ich dich gesehen,
Du böser Mann,
Hält mich Traumesweben
In entzücktem Bann.
Herrlicher, vergieß es;
Ach, ich klag' dich an —
Du hast mir was Liebes
Zu Leide gethan.

Ich soll ruhig scheinen
Und mir ist so bang,
Nächtlich muß ich weinen
Manche Stunden lang;
Nächtlich ungesehen,
Harmvoll süße Wacht —
Und mein Tag ist Flehen
Nach dem Trost der Nacht.

Ach, zum engen Raume
Wird das Vaterhaus!
Wie im wirren Traume
Treibt es mich hinaus.
Doch im tiefsten Wesen
Drängt es mich zurück,
Denn die Menschen lesen
All' in meinem Blick.

Weiß nicht, was ich thue,
Seit ich dich gesehn,
Und um meine Ruhe,
Böser, ist's geschehn.
Seelenvollen Triebes
Ziehst mich mächtig an —
Du hast mir was Liebes
Zu Leide gethan!

Bernhard Schäfer



Die beiden Rekruten

Dramatische Scene in der Eisenbahn

von

Goby Eberhardt

Personen: Der Eine
Der Andere.

(Der Zug von Bergedorf nach Hamburg steht bereit zur Abfahrt. Der Eine hat schon in einem Coupé dritter Klasse Platz genommen und sieht nachdenklich zum Fenster hinaus. Er ist ein junger Mann Anfang der Zwanzig mit hellblondem Haar, gutmütigen braunen Augen und schmalem Gesichte, in dem ein dunkelblonder Schnurrbart sich recht martialisch ausnimmt. Die Kleidung besteht aus blaugestreifter Hose und Weste und blaukariertem Rock. Den Hals umschließt ein Stehkragen mit rotbraunem Schlips. Ein brauner Handkoffer mit hellem Lederriemen ist das einzige Gepäckstück, das der junge Mann mit sich führt. Er steht neben ihm auf dem Sitz.)

(Der Andere kommt ganz außer Atem im letzten Augenblick angestürzt und steigt in dasselbe Coupé. Mit einem Schwung wirft er seinen schon recht defekten Koffer in das Gepäcknetz und läßt sich dann sichtlich ermattet auf den Sitz niederfallen. Er trocknet sich mit einem großen, rotbaumwollenen Taschentuch den Schweiß vom Gesicht. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung. Der junge Mensch steht auf und schließt an der linken Seite das Fenster. Er ist von gedrungener Gestalt. Schwarzes Haar, blaue Augen und ein leichter Anflug von dunklem Schnurrbart lassen sein Gesicht ganz hübsch erscheinen. Er trägt einen Anzug aus braunem Stoffe, weißes Hemd ohne Kragen. Seine Brust wogt noch keuchend auf und ab und immer aufs neue perlt ihm der Schweiß von dem hochgeröteten Gesicht.)

Der Eine (sieht den andern an und räuspert sich mehrere Male. Nach einigem Zögern beginnt er). Dat's de högste Tid west! Wat!?

Der Andere (sieht auf, fährt sich mit dem Tuch übers Gesicht). Verdamm' mi! Tscha! (Verpustet sich)

Der Eine. Ick — ick meen man, — ick komm lewer 'n beten fruer. — — —

Der Andere. Tscha! Wat Dunner! Ick hew mi noch uphollen mit den verflixten Schien. (Zieht den Stellungsschein aus der Seitentasche seines Rockes.)

Der Eine (freudig überrascht). Du mußt woll ok intreten?

Der Andere. Tscha! Verdamm' mi!

Der Eine (zeigt ebenfalls seinen Schein). Kiek, den heww ick ok.

Der Andere. Tscha! Stimmt! Ick meen man, dat's 'n verdüwelten Krom!

Der Eine. Lett sick ober nix bi dauhn.

Der Andere. Ne. — Verdamm' mi! (Räuspert sich.)

Der Eine (zeigt auf den Schein). Wat? Befehl!! Wie dat klingt!

Der Andere. Lett sick ober nix gegen dauhn.

Der Eine. Aber doch 'n vertrackten Krom, wenn unsereins erst de Soldatenbüx anhett, un wenn's denn erst so losgeiht: Eins, Zwei, Drei! (Schlenkert mit den Beinen.)

Der Andere. Da heeßt et stramm op'n Posten — un Mul hollen — süust — —?! — (Macht eine drohende Bewegung mit der Hand.)

Der Eine. Tscha! Dat is ja man! — (Spuckt aus.)

Pause.

Der Andere. Wo hebbt se di denn instellt?

Der Eine. In Frankfurt an der Oder. — Un di? —

Der Andere. Twe Meils von de russische Grenz.

Der Eine. Sakra! 'N beten wid!

Der Andere. Wo sick de Föss' gu'n Nacht seggen.

Der Eine. Scheun is dat nich! (Fährt sich mit dem Rockärmel über das Gesicht.)

Der Andere. Neee! Ick meen man. Scheun is wat anners!

Pause.

(Beide schaun zum Fenster hinaus.)

Der Eine. Wo bist in Stellung wesen?

Der Andere. Buten in Veerlan'n, bi Clausen.

Der Eine. Düwel! Ick ok!

Der Andere (ganz erstaunt). Wat? Bi Clausen?

Der Eine. Ach wat! — Bi Eggers! Op Eggers Hoff!

Der Andere. A su! Op Eggers Hoff! Ne gode Stell wesen? Wat? —

Der Eine. Fermost! Warraftig fermost! Godes Eten, minschliche Behandlung, feinen Buddel! Ick kann di seggen — — —

Der Andere (einfallend). Glöw ick!

Der Eine. Un bi Clausen? —

Der Andere. Fein!! Ick meen man, de Ollsch — ne prächt'ge Fru! De hett dat Hart op'n rechten Fleck. —

Der Eine. Glöw' ick! Glöw' ick! — — — Dat is nu allens vorbi! Nu möten wi uns an die Unneroffziers hollen!

Der Andere. Verdamm' mi! Tscha! — Dat sünd de Kirls, de uns kniepen künnt! (Spuckt aus.)

Der Eine. Dat will' ick seggen! Schlau möt man sirn! — — —

Pause.

Der Andere. Torügg kümmt unsereiner ümmer. — — Twee Johr! Düwel ok!

Der Eine. So is et! Verdeent ward in de Tid nix, un wat eens hett, ward upbruckt.

Der Andere. So is et!

Pause.

Der Andere. Verdamm' mi! Swor is mi dat worren, wie ick dor rutgahn bün ut Veerlan'n.

Der Eine (nachdenklich nickend). Düwel'! mi ok!

Pause.

Der Andere (räuspert sich).

Der Eine (räuspert sich).

Pause.

Der Andere (klappt mit den Fingern mit forcierter Lustigkeit). „Minsch, tanzt heww ick letzten Sünndag, — ick segg di — forsch mit min Deern!

Der Eine. Ick Sünnobend!

Der Andere (erstaunt). Hest ok eene?

Der Eine (wirft sich stolz in die Brust). Tscha! Ick kann di seggen — 'ne söte Deern!

(Beide schaun gerührt zum Fenster hinaus.)

Pause.

Der Andere (dreht sich um). Wenn ick mi so denk! Ick meen man! Dat nu mien Lütt alleen — —

Der Eine (fällt ihm ins Wort). Düwel, dat 's wohr. Ick kunnt nich lieden, dat mien 'n annern ankek! Verdamm' mi! Sakra!

Der Andere (spuckt wütend aus). Tscha! Wenn man so deeper nadenkt — — — —

Der Eine (ruhiger). Lett sick nix bi dauhn!

Der Andere (wütend). Wenn mien — ick meen man — mi'n annern — — Verdamm' mi! Ick stek den Kirl in'n Wanst!

Der Eine (treuherzig). Mien söte Deern hett mi swurn, se wull' mi tru — — —

Der Andere (einfallend). Mien ok!

Der Eine. Ick heww mien seggt: Deern, wenn du mie nich tru blieben

sullst, ick meen man, — twee Johr sünd 'ne lange Tid — dann schriww mi's wenigstens!

Der Andere. Mien hett seggt: Weeßt, Willem, wenn ick di nich tru bli'ww, schrew' ick di's!

Der Eine (philosophisch den Kopf nickend). Een Deern wie de anner.

Der Andere. Warraftig.

Pause.

Der Eine (mit Rührung). Mien hett sick noch fotografiren loten! (Greift in die Brusttasche.)

Der Andere (stolz). Mien ok! (Holt ein Notizbuch heraus.)

Der Eine (hält das Bild in der Hand und betrachtet es noch zärtlich).

Der Andere (wischt an dem Bilde und versucht einen kleinen Flecken zu entfernen).

Der Eine (hält dem andern das Bild hin). Kiek!

Der Andere (hält seinerseits das Bild hin mit den Worten): Dat's mien!

Beide (gleichzeitig aufspringend). Verdamm' mi! Düwel! (Reißen sich gegenseitig das Bild aus der Hand und starren entsetzt darauf.)

Der Eine (kaum das Wort herausbringend). Wat!?!

Der Andere (mit rasenden Blicken auf den einen). Wat!?!

Der Eine. Dat!! (Deutet auf das Bild und schluckt krampfhaft.)

Der Andere. Dat!! (Schluckt auch krampfhaft.)

Beide. (Fassen sich wütend bei den Armen.)

Der Andere (schreit). Mien Anna!!

Der Eine (will dem andern zu Leibe gehen). Dien Anna!? Du hast mien Anna!

Der Andere. Nich möglich! Verdamm' mi! Is se't denn ok? (Starrt noch einmal auf das Bild.)

Der Eine. Hett dien bi Lümann in Bargedorf — — — ?

Der Andere. Tjcha! Bi Lümann!

Der Eine (schüttelt den andern). Minsch, du hast mi unglücklich mokt!

Der Andere (schreit ihn an). Minsch, heww ick di denn kennt?!

Der Eine. Heww ick di denn kennt? (Sinkt erschöpft auf den Sitz.) Warraftig!

Der Andere. Wullt wi us vertürn'n? Wegen so'n Beest? —

Der Eine. Warraftig! Wi sünd bide anfmeert! (Zerreißt das Bild.)

Der Andere (zerreißt das seinige und schüttelt mit dem Kopf.) Dat hett ick hüt Morgen weten süllt. (Spuckt aus.)

Pause.

Der Zug fährt in Hamburg ein.

Der Eine. Verdamm' mi! All Hamburg!

Der Andere (sitzt noch in Gedanken versunken da).

Der Eine (reicht dem andern die Hand hin). Minsch, nix för ungut! Kumm!

Der Andere (steht auf, nimmt wie im Traum seinen Koffer, steigt aus).

Der Eine (faßt ihn unter den Arm. Mit gezwungenem Lachen). Minsch, nu wullt wie noch n'lütten nehmen! Kumm!

Beide (gehen einträchtig ab).

Der große Meyer.

„Aus den frühesten Tagen meiner Kindheit habe ich noch die Erinnerung, daß jedesmal, wenn ich oder auch ein andres Familienmitglied eine Frage stellte, die selbst die Eltern nicht beantworten konnten, es immer hieß: ‚Da müssen wir 'mal den ‚Großen Meyer' fragen!' Der Vater ging dann ein Weilchen fort und brachte auch bald darauf die gewünschte Auskunft. Diese Allwissenheit des ‚Großen Meyer' imponierte uns gewaltig, wir bekamen einen Heidenrespekt vor ihm, stellten ihn uns als riesengroßen, ehrwürdigen Greis mit wallenden Locken und langem, schneeweißem Barte vor, der mit seinen klugen Augen durch eine große runde Brille auf die andern Menschenkinder, die so viel dümmer waren, mitleidig herabschaute. Als wir dann älter und vernünftiger und immer wissensdurstiger wurden, erfuhren wir zu unsrer Beschämung, daß der ‚Große Meyer' — das große ‚Meyersche Konversations-Lexikon' sei, das mit seinen vielen, dicken Bänden in Vaters Studierzimmer stand.

„An diese Episoden aus meiner Kinderzeit mußte ich unwillkürlich denken, als mir in den letzten Tagen die neuen Bände der fünften Auflage des ‚Großen Meyer' zu Gesicht kamen. Aber wie hatte er sich verändert, welche Wandlungen durchgemacht, in welchem neuen, prächtigen Kleide präsentierte er sich mir jetzt!

„Was zunächst schon bei der ersten Betrachtung ins Auge fällt, ist der schöne Druck; die Lettern sind ein wenig größer gewählt und außerordentlich klar und scharf ausgeprägt. Sodann ist aber auch die Anzahl der einzelnen Artikel innerhalb desselben Bandes bedeutend gewachsen. Die neuesten Errungenschaften der Wissenschaften, die neuesten Entdeckungen auf jedem Gebiete sind berücksichtigt, der Inhalt ist bis auf die Ereignisse der letzten Monate vervollständigt worden. Die Bearbeitung der einzelnen Artikel ist den ersten Gelehrten anvertraut, die Besten schienen der Verlagshandlung gerade gut genug zu sein, um das Vorhandene einer sachgemäßen Prüfung und Durcharbeitung zu unterziehen. Aber nicht allein der Text ist erweitert und verbessert, in weit höherm Maße noch zeigt sich der Fortschritt auf dem Gebiete der Illustrationen. Die Zahl der kunstvollendeten Holzschnitte ist um ein Bedeutendes gestiegen. Die Farbendrucktafeln verdienen nicht nur in Bezug auf ihre technische Ausführung, sondern auch hinsichtlich der künstlerischen Auffassung das höchste Lob. Man sieht bei jeder Tafel, daß Künstler ersten Ranges die Originale geliefert haben. Derselben hohen Auffassung für die Aufgaben eines Konversations-Lexikons in unsern Tagen entspricht die sorgfältige Herstellung des reichen kartographischen Materials. Kurz und gut, die Verlagshandlung hat alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die errungene führende Stellung, die ihr Konversations-Lexikon auf dem Gebiete der encyklopädischen Litteratur einnimmt, dauernd zu befestigen. Der ‚Große Meyer' wird in seiner fünften verbesserten Auflage ganz sicher seinen Siegeszug von neuem beginnen und bald in Tausenden Familien, ein Hausschatz von bleibendem Werte, einen Ehrenplatz im Bücherschrank einnehmen."

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Der Thaler



Blitzt der Thaler im Sonnenschein,
Blitzt dem Kind in die Augen hinein,
Über die Wangen rollen die Thränen.
Mutter zieht gar ein ernst Gesicht:
Vor dem Thaler, Schatz, fürchte dich nicht;
Nach dem Thaler sollst du dich sehnen.

Sieh, mein Herzblatt, auf Gottes Welt
Für uns Menschen giebt's nichts ohne Geld,
Hätt' ich dich, Herzblatt, auch nicht bekommen.
Bist noch so unschuldig, noch so klein,
Und willst täglich gefüttert sein,
Hast es mir selbst aus der Tasche genommen.

Mußt nicht weinen, bist all' mein Glück;
Giebst mir's tausendfältig zurück.
Sieh, die goldene Sonne dort oben
Brennt dir auch deine Guckäuglein wund,
Nährt und behütet den Erdenrund,
Daß alle Kreaturen sie loben.

Nach der Sonne in goldiger Pracht
Haben die Menschen ihr Geld gemacht;
Ohne das Geld muß man elend sterben.
Sonne ist Glück und Glück ist Geld;
Wem es nicht schon in die Wiege fällt,
Der muß es mühevoll sich erwerben.

Sieh, mein Schätzchen, den grünen Wald,
Drin der Vögel Gezwitscher erschallt;
Wie das so lieblich ist anzuschauen.
Hast du kein Geld für das morgige Brot,
Da sind all' die Vögelein tot,
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen.

Geld ist Schönheit. Mit recht viel Geld
Nimmst du den Mann, der dir wohlgefällt,
Keinen Häßlichen, keinen Alten.
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!
Wissen nichts von Kälte, von Schweiß;
Haben keine Schwielen noch Falten.

Bei uns Armen ist Eins mal schön,
Aber nur im Vorübergeh'n;
Morgen schon ist zerrupft sein Gefieder.
Oder die Schönheit wird ihm zu Geld,
Kommt es hinauf in die große Welt,
Steigt es nicht leicht mehr zu uns
hernieder.

Kind, hab acht auf deinen Gewinn;
Geld ist Freiheit, ist Edelsinn;
Menschenwürde und Seelenfrieden.
Alles kehrt sich zum goldenen Licht,
Warum sollen die Menschen es nicht —
Dir, mein Kind, sei das Glück be-
schieden.

Frank Wedekind

(Zeichnung von Black)

Preis 10 Pfg.

1. Jahrgang Nr. 10

6. Juni 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Eine Bekehrung



(Zeichnung von F. v. Reznicek)



Eine Bekehrung

Herr Gottfried Baumann aus Halberstadt hatte sich als ziemlich wohlhabender Mann vom Geschäft zurückgezogen und war mit seiner Frau und seinem zwölfjährigen Sohn nach Berlin übergesiedelt. Nicht weit von dem Gymnasium, das Willy besuchen sollte, hatten sie die erste Etage eines guten Miethauses bezogen. Das schon ältliche Ehepaar begann sich bereits in die neuen Verhältnisse einzugewöhnen. Da wurden sie eines Tages durch einen entsetzlichen Lärm aus ihrem gewohnten Nachmittagsschläfchen aufgeschreckt. In der zweiten Etage wurde auf dem Fußboden geklappert, gekratzt, geschabt, ein betäubendes Hämmern, als ob man da einen Cancan in Holzschuhen tanzte, dazwischen wilde Juchzer und Kriegsgeschrei. Herr Baumann rief das Dienstmädchen und fragte, ob sie wüßte, was da oben los wäre. „Ach ja, das ist die Tingel-tangel-Tänzerin," war die Antwort. „Die wa—as?" stammelte Herr Baumann entsetzt. „Nun ja," sagte Marie, „die Dame, die im Varieté-Theater auftritt. Sehr feine, junge Dame, hat mir ihr Mädchen gesagt. Die wird jetzt wohl ihre Nationaltänze einüben."

„Pi," machte Frau Baumann, „eine solch gemeine Person!"

Von da an ging jeden Mittag der Höllenspektakel da oben los. Herr und Frau Baumann wollten lieber ihr Nachmittagsschläfchen entbehren als eine so ordinäre Person um Ruhe bitten. Ihre Heiterkeit war dahin, verstört und stumm erwarteten sie jeden Tag den Augenblick, wo das Entsetzliche über ihren Köpfen wieder begann. Sie magerten sichtlich ab. Der kleine Willy sah dieses Elend mit an und beschloß, seine guten Eltern von diesem Alp zu befreien. Er wollte sich ein Herz fassen und jene fürchterliche Person fußfällig bitten, seine lieben alten Eltern nicht frühzeitig ins Grab zu bringen.

Eines Tages war der Lärm über ihnen einfach infernalisch. Ein Bum, Bum, Bum, daß die Decke durchzubrechen drohte und deutlich hörte man wildes, ausgelassenes Lachen.

„Jetzt wird es mir aber doch zu dumm!" rief Herr Baumann. „Jetzt gehe ich hinauf und mache der Sache ein Ende." Sehr aufgeregt sprang er über die Treppe in den zweiten Stock hinauf. Die Thür stand offen und er konnte bis in das Wohnzimmer hineinsehen. Er ging weiter und da bot sich ihm ein Anblick, der sein väterliches Herz erbeben ließ: Willy hopste mit den Beinen in der Luft auf den Händen im Zimmer herum und versicherte seiner schönen Zuschauerin atemlos, es sei ganz leicht, sie solle es nur 'mal versuchen. Die hatte sich hilflos vor Lachen auf die Chaise-longue geworfen. Während eines besonders tollen Hopsers erkannte Willy seinen Vater. Er sprang auf die Füße und ergriff schleunigst die Flucht.

„Da hört denn doch alles auf!" keuchte Herr Baumann. Die junge Dame fuhr in die Höhe, machte eine kleine, steife Verbeugung und sagte in fragendem Ton: „Ich glaube, ich habe nicht das Vergnügen — —?" „Ich heiße Baumann," fiel er ein, „ich wohne eine Etage tiefer. Ich bin heraufgekommen um Ihnen zu sagen, Ihr ewiger, infamer Spektakel verbittert uns das Leben. Meine Frau ist derselben Meinung. Nicht genug damit, lernen Sie nun auch meinen ungeratenen Sohn an, Ihnen dabei zu helfen. Pfui, schämen Sie sich!"

Die Tänzerin blinzelte mit den Augen, als ob sie um eine Antwort verlegen sei. Plötzlich warf sie sich in einen Stuhl und brach in Schluchzen aus. Herr Baumann war sehr überrascht und seine Entrüstung ließ bedeutend nach. Er hielt die Reue für echt und kam sich sehr grausam vor. Und dann war diese Person unleugbar sehr hübsch mit ihrem reichen braunen Haar und ihren großen Kinderaugen. „Ich — ich wollte Sie nicht verletzen," stotterte er. Mit einem schüchternen Augenaufschlag sagte die Tänzerin weinerlich: „Sehen Sie, ich kann eben keine anderen Tänze als Cancan und diese ungarischen und schottischen und spanischen Nationaltänze. Ich verdiene mein Brot damit und jeden Tag muß ich mich üben, wenn ich abends auftreten will. Ich hatte nie Gelegenheit, die Tänze zu lernen, die die meisten Leute können. Ich mußte lernen, was ich für die Bühne brauchte. Und zu Haus bei meinen Eltern durfte nicht getanzt werden. Mein Vater war sehr streng, wie die Landpastoren eben sind und —"

„Ach Pastor?" unterbrach sie Herr Baumann, „davon hatte ich ja keine Ahnung."

Mit täuschend gespieltem Ernst fuhr die Tänzerin fort: „Ich glaube, ich könnte einen soliden, bürgerlichen Tanz ganz gut lernen, wenn mir nur jemand den Schritt zeigen wollte. Walzer zum Beispiel. Ich habe gehört, das ist ein sehr feiner Tanz für Familienbälle und —"; sie mußte wieder ein Schluchzen markieren, um nicht herauszuplatzen. „Das meine ich auch," sagte Herr Baumann, ernst und väterlich, „Sie würden den Walzer viel schöner — hm — vielleicht — hm — anständiger finden als diese anderen Tänze."

„Ich bin überzeugt davon," sagte die Tänzerin. „Leider hat man mir nur diese Art von Tänzen gelehrt —" und damit sprang sie graziös auf ihre Zehenspitzen, wirbelte im Kreis herum und schleuderte ihr Bein zweimal fast bis an den Kronleuchter hinauf. „Zeigen Sie mir doch, wie der Walzer geht, Herr Baumann!"

„Oh, ich glaube nicht, daß ich ihn noch kann. In meiner Jugend allerdings —." Dann traf ihn ein feuchter Blick aus den schönen Kinderaugen und da fing er an den Schritt vorzumachen. „Sehen Sie — so," sagte er und dabei trällerte er die Walzermelodie aus dem „Lustigen Krieg" im Takt zu seinen Schritten: 1, 2, 3—1—2—3:

„Oh welche Lust fühlt das Herz in der Brust,
Wenn im Schatten kühler Matten man so hinträumt unbewußt."

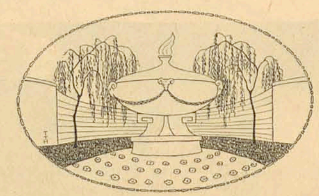
„Entzückend!" rief die Tänzerin und klatschte in die Hände. „Sie sind sehr musikalisch. Ich will den Schritt gleich versuchen." Herr Baumann machte den Walzerschritt noch einige Male langsam vor. Er sang die Melodie dazu, dann zählte er wieder: „1, 2, 3, 1, 2, 3." Er fühlte sich beglückt, daß er den Walzer bei seinen Jahren noch so gut konnte und daß er ein so geschickter Lehrer sei, denn die Tänzerin lernte den Walzer wunderbar schnell. Indem sie mit ihm Schritt hielt, kam sie immer näher an ihn heran. Es gab sich ganz von selbst, daß er ihre Taille umfaßte, um den Unterricht zu vollenden. Und bald walzten die beiden wie toll im Zimmer auf und ab und brüllten dazu aus vollem Halse: „Oh welche Lust fühlt das Herz in der Brust &c." In der Leidenschaft des Tanzens vergaßen sie alles um sich her. Gerade fing die Tänzerin an, einige Variationen einzulegen und ihre Füße wieder bis ganz bedenklich nahe an den Kronleuchter hinauszufeuern. Da ging die Thüre auf und eine weibliche Stimme kreischte:

„Aber Gottfried!"

Es war Frau Baumann. Sie stand starr vor Entsetzen an der Thür. Herr Baumann war so verwirrt, daß er nichts anderes thun konnte als was sein Sohn kurz zuvor gethan hatte: Er ergriff die Flucht nach der Treppe zu. Die Tänzerin sank in einen Stuhl und wälzte sich in triumphierendem Gelächter. —

Jetzt wohnen Baumanns wieder in Halberstadt. Das Klima ist milder dort.

A. G.



Terzinen

Von Jakob Wassermann

Selbstvergötterung

So heilig dünkt mich jene keusche Rose,
Voll träumerischen Reizes in die Luft
Der Juninacht getaucht, daß ich die bloße

Vernunft vergesse, ganz berauscht von Duft
In beide Kniee sink', ein Bild anbetend,
Das erst mein inneres Aug' ins Leben ruft.

So daß ich lach' und wein', in Stolz errötend,
Vor diesem großen Leid und großen Wehe
In einer Dichtung leidenschaftlich redend.

Die Rhythmen strömen hin und ich verstehe,
Daß sie den Schöpfer selber nun bestricken,
Und mir wird klar, indes ich träumend spähe,
Daß Schmerzen sind, die heilen und beglücken.

Andere Götter

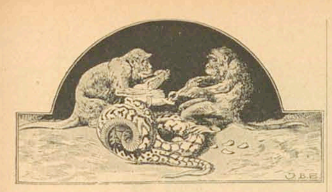
Wie einer geht, das Eden aufzusuchen,
Forsch' ich nach einem Gott, der groß genug ist,
Daß er nicht schreit nach einem Opferkuchen.

Doch ist es klar, wer strebsam und wer klug ist,
Der flieht entsetzt die herrliche Belehrung
Vom neuen Gott, der nimmer Selbstbetrug ist.

Wie dürst' ich doch so glühend nach Verehrung!
Wie bet' ich an das Unbegriff'ne, Große:
Die Reinheit und die irdische Lustentbehrung!

Wohl dem, der endlich Ruhe fand im Schoße
Der Einsamkeit und seine inn're Flamme
Lächelnd vergehn läßt, ohne Lärm und Pose.

Ich bin von jenem vielberuf'nen Stamme,
Des Glieder sind aus Kot und Feu'r geschmiedet;
Und alle, alle sterben wir im Schlamme.
O Wurm, der über Gottgedanken brütet!



Der arme Peppe

Es war am 13. November abends gegen neun Uhr. Unten über das Ufer schob sich vom Meere aus ein dunstiger Nebel. Er kroch langsam immer weiter auf die schwarze Fläche hinauf, allmählich alles in sein Grau einhüllend. Nur der Rumpf eines Segelbootes, aus dem die armen Leute vom Dorf die Seitenplanken gebrochen hatten, stach noch mit seinen Speichen wie der Brustkasten eines mächtigen Skelettes unheimlich hervor. Ein paar hundert Meter weiter ins Land brannte oben am Weg eine Laterne, aber auch sie wurde schon verdunkelt und erdrückt von dem heranschleichenden Nebel. Vor den Himmel hatten sich dicke, schwarze Wolken geschoben, so daß auch nicht ein Stern hindurchblicken konnte. Das Meer schien ein schwarzer, gähnender Abgrund zu sein, aus dem zuweilen ein weißer Schaumkopf auftauchte wie flatterndes, langes Greisenhaar. Diesem Meere schritten unten über das Land in einer Reihe fünf Gestalten entgegen, sie schwebten eigentlich, wie vom Nebel getragen.

Alle fünf hatten sie schon lange gewußt, daß es so kommen würde, d. h. sie hatten gewußt, daß sie am 13. November abends um neun Uhr so zusammen über das Strandland zum Meere schreiten würden; und auf das schwarze, dicke Wetter hatten sie gehofft, ja, sie hatten eigentlich mit Bestimmtheit angenommen, daß es eintreten würde, was bei dieser Jahreszeit ja auch ganz natürlich war.

Es war Peppe mit vier seiner Kameraden. Eigentlich hieß er gar nicht Peppe, sondern Pedro, aber die Leute hatten schon angefangen ihn so zu nennen, wie er noch ganz jung war. Wenn sie von ihm sprachen, nannten sie ihn sogar den armen Peppe, aber sie hüteten sich wohl es ihn hören zu lassen, denn er war einmal sehr wütend darüber geworden. — Armer Peppe, — das erste Mal hatte ihn so der Polizeimeister vor zehn Jahren genannt, als er dem Schullehrer das Portemonnaie gestohlen und nachher nichts darin war.

Das zweite Mal hatten sie ihn alle so genannt, und seitdem hatte er den Namen behalten. Es geschah, nachdem die Raphaëla geheiratet hatte. Er war zwei Jahre mit ihr verlobt gewesen und trotzdem hatte sie zuletzt nicht ihn, sondern einen wohlhabenden Kaufmann aus der Stadt geheiratet. Am Abend nach der Trauung war er durch die Dorfstraße geschlichen, den ganzen Tag hatte er sich nicht sehen lassen. Die Leute standen vor ihren Hausthüren und nun hörte er von allen Seiten „Armer Peppe — armer Peppe!" Sie hatten ihn wohl damit trösten wollen. Er konnte es aber nicht ertragen, ihm stieg das Blut in den Kopf, schon der mitleidige Ton in den Stimmen schien ihm unverschämt, es machte ihn fast rasend, und plötzlich konnte er es nicht mehr aushalten, er stürzte sich auf den Sohn vom Gastwirt Clareno und zerschlug ihn ganz fürchterlich, trotzdem dieser es gar nicht gesagt hatte, sondern einer, der neben ihm stand. Seitdem hüteten sie sich, es ihn hören zu lassen. Aber er wußte, daß sie ihn so in ihren Gesprächen nannten, und das verbitterte ihm viele Stunden — wie ein Fluch erschien ihm dies Wort — er sah daran den Mangel an Achtung und Furcht vor ihm, das konnte er nicht ertragen. Und seit Jahren wuchs nun diese Wut, dieser Haß in ihm — — —.

Seitdem er die Raphaëla verloren, war er auch ganz anders geworden. Früher hatte er alles gethan und gearbeitet mit dem Gefühl, es geschähe für sie, nun sie von ihm gegangen, fehlte ihm der Zweck — an sich zu denken hatte er verlernt — — So lebte er denn, nur von Zeit zu Zeit irgendwo mithelfend, um das nötigste Geld zu verdienen.

Diesmal war es aber ganz anders. —

Ein Kaufmann aus der Stadt war neulich zu ihm gekommen und hatte gesagt: „Du, Peppe, ich habe ein gutes Geschäft für dich, in dem du einmal ein paar Hundert Poseten verdienen kannst. — Ein Herr, dessen Namen ich natürlich nicht nennen darf, hat mich beauftragt, ihm einen großen Ballen Tabak in Havanna zu bestellen und dann hier einzuschmuggeln. Da ich nun aber nicht mehr hier unten wohne, habe ich gedacht, es wäre vielleicht besser, das Geschäft einem anderen zu überlassen, und da bist du mir eingefallen. — Wenn du es willst, kannst du gut dabei verdienen. Du mußt drüben den Tabak bestellen, ihn dir abends ans Land rudern lassen und ihn dann in dein Haus schaffen. Mir giebst du Nachricht und ich lasse ihn abholen — du kannst doch zwei- bis dreihundert Poseten daran verdienen. Willst du?"

„Ich will schon," sagte Pedro, „aber ich habe nicht das Geld, den Tabak vorher zu bezahlen."

„Das macht nichts, du kannst ja dem Händler schreiben, du würdest das Geld mit dem nächsten Dampfer von St. Antonio herüberschicken, er weiß doch, daß du den Tabak nicht für dich brauchst; außerdem kennt er dich, denn du hast ja wohl früher manchmal ähnliches für ihn selbst besorgt."

Pedro dachte eine Weile nach: „Gut, sagte er, „ich werde es besorgen." — Abends schrieb er nach Havanna, bat vier Kameraden, ihm zu helfen, wenn er den Tabak herauf besorgen wolle — und heute war er nun angekommen.

So kamen sie ans Meer, ohne ein Wort zu sprechen. Pedro hatte wohl einmal alles das überdacht auf diesem Weg durch den Nebel, denn der Ausdruck auf seinem Gesicht wechselte fortwährend. Jetzt rief er plötzlich: „Da steht er ja!" — Und da stand ein hoher Ballen Tabak hart am Wasser, wie von den Wellen lautlos dorthin geschoben. Pedro lachte mit seinem kurzen, abgerissenen Lachen: „Alonso hat Wort gehalten! Nun kommt aber auch schnell!" Zehn Hände faßten zu und der Ballen rollte langsam landeinwärts.

Plötzlich hielt der eine inne: „Pst — kommt da nicht jemand? Durch die tiefe, stille Nacht hatte ein einziges, kleines Geräusch getönt — —

„Ja, hinten an der Laterne!"

„Pst — stille — seid mal eine Weile stille" —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Da unter der Laterne — es ist der Polizeimeister, ich hab' den Helm gesehen, —

„Kommt schnell! Peppe komm!"

Pedro starrte oben nach dem Weg, aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. —

„Komm Peppe, sei vernünftig!" Er schüttelte den Kopf. Die anderen schlichen fort, nach einer Weile hörte man sie laufen. —

Peppe starrte noch immer nach oben. Ja, es war der Polizeimeister! — — — Er ballte die Fäuste; diesmal durfte er nicht verlieren! Wie sollte er die Summe für den Tabak aufbringen!? Morgen würden sie ihn wieder den armen Peppe nennen! Wie ein Faustschlag traf ihn dieser Gedanke ins Gesicht, sein Blut stürzte hinauf in die geschlagene Stelle. — Und der da war ja auch der erste, der ihn so genannt. — —

Pedro stemmte sich mit dem Rücken gegen den Tabaksballen und zog sein Messer hervor. Es war ein langes, wie es in Spanien jeder Mann aus dem Volke trägt, fast zwanzig Centimeter lang die Klinge. Ein häßliches Lachen umzuckte seine Lippen: Ob er auch so aufspringen würde mit den Beinen und dann platt auf den Rücken fallen, wie neulich Joachin, als ihn Franzisko stach? — Der war gleich tot! — Es hatte so komisch ausgesehen, wie Joachin mit den Beinen aufsprang und dann mit dem Rücken platt auf den Boden fiel. Er hatte beinahe gelacht darüber. — — Ob der Polizeimeister auch so fallen würde? Dieser Gedanke machte ihn ungeduldig, er drückte sich fest an den Ballen, drehte den Kopf und schaute über die Kante hinaus. Er mußte bald da sein. — — Ob er wirklich auch so fallen würde? — Dieser Gedanke beherrschte sein ganzes Gehirn, er fühlte genau die Stelle oben im Kopf, wo er ihn dachte, er vergaß fast, warum er den Polizeimeister erstechen wollte, er überlegte gar nicht, daß er überhaupt jemand erstechen wollte, er wollte nur wissen, ob er auch so fallen würde, wie neulich Joachin, welcher mit den Beinen hoch in die Luft gesprungen und dann platt auf den Rücken gefallen war — — Er hörte sein Herz pochen, sein Herz, und in der Nebelnacht die herannahenden Schritte. Er zog den Kopf unter den Rand des Ballens, kauerte so in zitternder Erwartung. — — — — — — — —

Jetzt klangen die Schritte ganz deutlich — — — er mußte dicht hinter dem Ballen sein. Peppe schnellte hervor und stieß so springend dem Polizeimeister von unten nach oben das Messer unter die Rippen. Der Polizeimeister sprang in die Höhe mit krummen Knieen, kippte in der Luft hintenüber und fiel dann dumpf dröhnend mit dem Rücken auf die Erde. — Peppe starrte auf ihn nieder: Wirklich, er war genau so gefallen wie Joachin, ohne einen Laut von sich zu geben. — — Peppe beugte sich zu dem Körper herab, er war tot. —

Eine Weile stand Peppe wie verwirrt neben der Leiche und starrte auf sie nieder, dann trat er fort, drückte sein Messer ein paarmal in die Erde, um das Blut abzuwischen und steckte es dann in seinen Leibgurt. Darauf ging er zu dem Toten zurück, faßte ihn an beiden Füßen und schleifte den Körper so ans Meer. Sein Gesicht war ruhig und glatt. Er watete eine Strecke ins Wasser hinein, ließ den Polizeimeister dort fallen und ging dann ruhig zu dem Tabaksballen zurück. Er maß seine Größe prüfend mit den Augen, holte tief Atem und stemmte sich dann mit aller Kraft gegen den Ballen, so daß er aufkippte und auf die andere Seite fiel; dies wiederholend, bewegte er ihn langsam von der Stelle. Es war eine furchtbare Arbeit, er keuchte wie ein Hund im Gespann, der Schweiß perlte ihm in dicken Tropfen über das Gesicht. Der kalte Nachtwind drang durch seine Kleider auf die erhitzte Haut, so daß ein schmerzhaftes Frösteln seine Glieder schüttelte. Mit übermenschlicher Anstrengung wälzte er so fast fiebernd die Last von Meter zu Meter weiter.

Der Morgen graute schon, als er vor sein Haus kam, nur mit Aufbietung seiner letzten Kräfte konnte er den Ballen durch die Thür zwängen. Drinnen fiel er neben ihm zu Boden wie ein Toter und schlief sofort ein. Die Thür war halb offen geblieben — er hatte sie nicht mehr schließen können.

Am anderen Morgen wachte er ziemlich spät auf und erst der große, graue Ballen in seiner Stube erinnerte ihn an alles was geschehen war. Er beschloß heute gleich nach der Stadt zu gehen und die Ankunft des Tabaks mitzuteilen. Als er durch die Dorfstraße kam, standen die Leute wieder vor den Thüren und sprachen eifrig zusammen. Ein Fischer rief ihm zu: „Du, Peppe, hast schon gehört, heut nacht haben sie den Polizeimeister unten am Strand erstochen!" „So?" sagte Peppe ruhig, „wer ist's denn gewesen?"

„Ja, wer kann das wissen, die meisten meinen, es wird der Bruder vom Carlo Garcia gewesen sein, den er neulich hat einstecken lassen."

„Ist schon möglich," sagte Peppe, er hat viele Feinde gehabt."

„Wo willst du denn hin, Peppe?"

„Nach der Stadt, will ein neues Los kaufen."

„Na, du verspielst auch dein ganzes Geld."

„Man muß doch sein Glück versuchen —."

„Hast recht, Peppe, wenn es gewinnt, giebst du mir etwas ab."

Peppe lachte und ging weiter. Er traf zwei seiner Kameraden von gestern abend, sie wichen ihm scheu aus. Pah, sie würden ihn nicht verraten; er hatte den Franzisko auch nicht verraten.

Dann kam er hinter das Dorf auf die Landstraße. Sein Schritt war schnell und leicht, er fühlte sich heute so wohl, wie befreit von einem Druck, der lange auf ihm gelastet hatte. — Und die guten Aussichten für den Winter! So ein großes Unternehmen lohnte sich schon — Peppe war heute morgen vergnügt. —

Unterwegs traf er zwei berittene Gendarme: „Na, Peppe, heut nacht ist ja bei euch wieder einer

Der arme Peppe

(Zeichnung von Winkel)



totgestochen, und sogar der Polizeimeister." „Ja," sagte Peppe, „hab's auch eben erst gehört — —"

Plötzlich blieb er stehen und lachte. — Er steckte seinen Stock in die Erde, stellte sich aufrecht daneben, sprang dann plötzlich in die Höhe, warf die Beine nach vorne und ließ sich platt auf den Boden fallen. — Hier brach er in ein halb schmerzhaftes Lachen aus, rollte auf der Erde weiter, sprang dann wieder plötzlich auf, griff nach seinem Stock und ging mit nachdenklichem Gesicht weiter. Nach einer Weile wiederholte er das Springen und Fallen noch einmal, aber ernst und langsam, gleichsam ausprobend.

Um ein Uhr kam er in der Stadt an und ging sofort zu dem Kaufmann, der ihn ein wenig verlegen empfing.

„Der Tabak ist gestern abend gut angekommen, und steht jetzt in meiner Wohnung."

„So, gestern abend!" sagte der Kaufmann mit einem scheuen Blick. „Ja, Peppe, es thut mir furchtbar leid, es thut mir wirklich leid, ich kann Euch den Tabak nicht abnehmen, der Herr, der ihn bestellt hatte, war der Polizeimeister aus Eurem Dorf, und der ist, wie Ihr wohl gehört habt, gestern nacht erstochen worden."

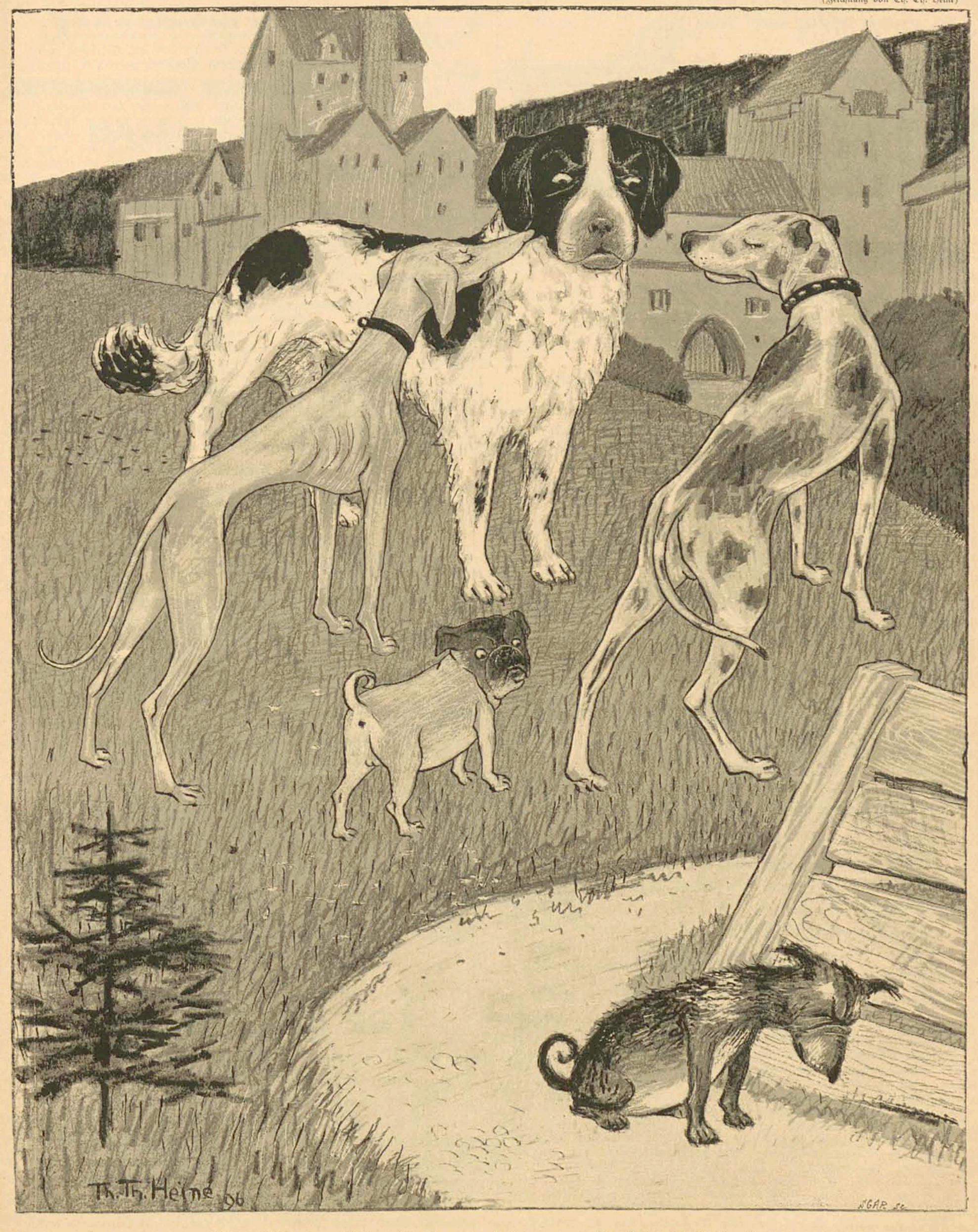
Peppe starrte ihn an mit großen, wilden Augen, dann drehte er kurz um und rannte hinaus, er raste durch die Stadt auf den Landweg, seinem Dorfe zu. Hinten in der Ferne irrte sein blöder Blick, zuweilen grinste er kurz auf, seine Glieder hingen wie gebrochen an seinem Körper. Wie eine Maschine ging er die Stunden und Stunden den ganzen Weg zurück, den Blick verglast und stier in der Ferne.

Zu Hause angekommen, verschloß er die Thür, setzte sich oben auf den Tabaksballen und stierte auf den Boden. Nach einer Weile fuhr er grinsend empor, warf den Kopf in den Nacken, drückte die Hand in die Haare und dann halb schreiend, halb lachend: „Armer Peppe, armer Peppe!"

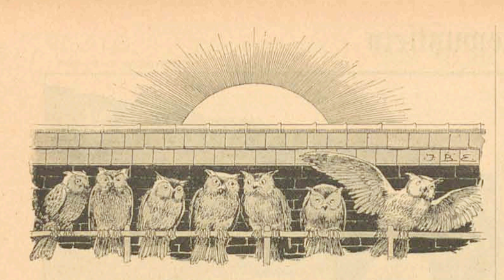
Ernst Hardt.

Standesbewußtsein

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Wir können nicht mit ihm verkehren, er ist kein Rassehund.“



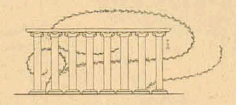
Trutzgesang an meine Feinde

Von Carl Busse

Und dauert es ein Jahrhundert noch —
Was wollt ihr euch wehren? Ich schlage euch doch!
Wenn ihr Mut habt, kommt her:
Ich bin kein schmachtender Werther,
Noch bin ich jung, noch lieb' ich die blitzenden Schwerter —
Viel Feind' und viel Ehr'!

Und das ist mein Sang:
Den alten von Frundsberg hab' ich erkoren
Und hab' es mir selbst in die Hand geschworen:
Dem leb' ich zu Dank!
Und schlag' ich in Nöten den trotzigen Zug,
Und seid ihr Zehntausend — ihr seid nicht genug!
Mein' Waffen blitzen und so steh' ich hier
Und der alte Herrgott steht auch bei mir.
Ich fürchte keinen — wer thut mir Bescheid? —
Nicht euch, Gesellen, nicht dich, o Zeit!
Viel' Feind' und viel Ehr'!

O Zeit, du hast ein gefräßig Maul,
Frißt Freuden und Schmerzen!
Du wirst nicht fressen, was heiß gebrannt
In diesem Herzen.
Das bleibt bestehn! Wenn wir längst in Ruh'
Die Erde zum Kissen nahmen,
Dann schreiben die Enkel den Schluß hierzu,
Der Schluß heißt „Amen!“



Die Leiter der Seele

Von

E. Pleßner

Eines schönen Tages kaufte er sich einen Revolver. Ein hübsches, sechsläufiges Ding, glänzend poliert und mit prachtvollem Elfenbeingriff. Es war eigentlich ein Unsinn, so viel Geld dafür auszugeben, denn er wollte ihn ja nur einmal benutzen, und dazu hätte er auch einen einfacheren brauchen können. Aber werdende Selbstmörder sind einmal so eigen. Und da doch alles in seinem Leben so kahl und öde war, so sollte das Werkzeug, mit welchem er sich den Tod geben wollte, wenigstens hübsch sein. Und darum ließ er es sich ein Stück Geld kosten.

Nun hatte er ihn in der Tasche. Und damit hatte er das Schwerste vollbracht. Einen Revolver kaufen, dazu gehört entschieden ein größerer Mut, als dazu, ihn abzuschießen. Dazu muß man sich entschließen, muß auf die Straße, in einen Laden gehen, muß sprechen, bezahlen, und alles andere und die Qual dauert länger, viel länger, als der kurze Augenblick, wo man losdrückt.

Und dieses wohlige Gefühl, diese Macht! Herr zu sein über sein Leben. Jeden Augenblick alles abwerfen zu können! — Es überkam ihn so neuartig. Ein bisher ungekanntes Glück zog bei ihm ein. Eine solch felsenfeste Ruhe!

Und im Grunde wäre es ein Unsinn, jetzt davonzugehen, gerade jetzt, wo er zum ersten Male so etwas wie „Glück“ empfand. Das Leben ließ sich wirklich ertragen, wenn man es mit diesem Ruhegefühl leben konnte. Was konnte aus ihm eigentlich noch werden? Es wäre interessant, sich selbst zuzusehen! So weiterleben, oder anders — rein aus Neugierde! — Bloß darum! — Und abschließen zu können jeden Moment, wann es ihm gefiel —! Dazu hatte er immer noch Zeit!!

„Mit meinem Anker auf sicherem Grunde lebe ich, ein schon Toter, so weit bis, bis ich weiß, was alles aus einem Menschen zu werden vermag, — wie tief man sinken kann!“

Er war schon hübsch abwärts gestiegen, trotzdem er erst zweiunddreißig Jahre zählte. Es hatte ihm nichts geholfen, daß er allen Ballast auswarf, der ihn beschwerte. Denn seltsam, er sank um so tiefer, je mehr er sich bemühte oben zu bleiben auf der Höhe seines Wesens. Talente hatte er eigentlich nie besessen. Darüber war er sich klar. Aber bei einem Fleiße, wie er ihn eben nicht hatte, wäre ihm manches gelungen, was die Welt für die Kundgebung eines Talentes angesehen hätte. Er zeigte hübsche Ansätze zu dieser Art Talent.

Aber er wollte ein Genie sein, und daß er das nicht war, stand ihm deutlich vor Augen und schmerzte ihn, und ließ ihn seine kleine Scheidemünze verachten. Er wußte es wohl, wie man Gold münzt, aber dieses Gold war ihm nie zu teil geworden. Und wenn er sich hätte retten können. Wenn er, wie so viele, sich in den Neid geflüchtet hätte, in die zehrende, nörgelnde Mißgunst! Aber das wollte ihm nicht gelingen. — Lange nicht! Und eines Tages gelang es ihm doch; da warf er das erste Mal Ballast aus, um nicht unterzugehen in Verzweiflung, als sein bester und einziger Freund ein Meisterwerk geschaffen hatte. Warum mußte es auch gerade diesem gelingen? Wäre es wenigstens ein Feind gewesen! Es hätte ihn nicht einen Teil seines Wesens gekostet —! Und da war die Bresche geschossen, und nun ging's unaufhaltsam weiter. Auch die Liebe kam an ihn heran, mitleidige, mitleidende Liebe eines Weibes, das ihn durchschaute und wußte, was in seinem Innern welkte. Auch er liebte sie, weil sie ihn belog, in ihm den Glauben erweckte, als könnte aus ihm doch noch etwas werden. Und weil sie ihn daran zu glauben lehrte, wagte er sie zu lieben.

Als dann auch dieser Zauber schwand, als alle liebende Lüge nichts mehr half, sank er tiefer als je in Verzweiflung zurück und stieß sie von sich, — die heilige Lügnerin.

Denn er verachtete sie, die sich Liebe erschleichen wollte, die Liebe eines solchen Geschöpfes, wie er war.

Da ging er und kaufte sich den Revolver, den er mit innerer Ruhe in seine Schreibtischlade schloß.

Und dann lebte er weiter.

Doch die Liebe ließ nicht ab von ihm und klammerte sich an ihn, und er besaß nicht mehr die Kraft abzuwehren. Er ließ sich Liebe schenken, denn er fühlte, daß er, sie nach ihrem Werte zu erwidern, nichts besaß.

Und er, der Stolze! — lebte sein Leben von Almosen des Weibes, das ihm alles gab und nichts von seinem Selbst dawider empfing.

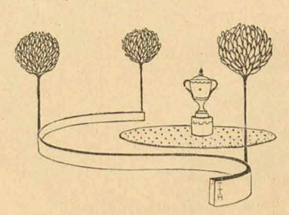
Zuweilen dachte er an den Revolver. Aber nein, so weit war er noch nicht. Es ging noch tiefer. — Immer tiefer!

Eines Tages hatte er gar keinen Ballast mehr. Er war fertig damit.

Es lebte sich so schaukelnd, so weich und angenehm im halben Dämmern der Empfindungen und Gefühle. Und wo ist das Rechte? Wo das Wahre? Ist es nicht doch so, daß die Liebe Recht behält, daß sie sich nicht geirrt in seinem Wesen. Vielleicht, nein, gewiß ist er das, was das Weib von ihm geglaubt. Oh, — er ragte doch hoch empor in sich selbst. Und wenn es auch kein Mensch wußte — er fühlte es!

„Wie, du lachst, Weib? — Bete mich an! — Ich habe mich durchgerungen zur Höhe!“

Er dachte nicht mehr an den Revolver.



Die Preisausschreiben

von Mk. 200.— für die beste Novellette und Mk. 200.— für die beste Humoreske haben uns eine überreiche Ernte gebracht. Es sind uns bis zum 15. Mai nicht weniger als 427 mit Kennworten versehene Beiträge zugegangen. Drei Lektoren haben während der letzten Wochen das Material seiner Qualität nach vorläufig sortiert. Die Entscheidung wird in den nächsten Tagen bekannt gegeben. Ferner setzt die Redaktion zwei Preise aus von je 100 Mark für das beste sangbare Lied aus dem deutschen Volksleben und für die beste Anekdote im Rahmen von 20 bis 40 Druckzeilen. Die Arbeiten (verschlossenes Couvert und Kennwort) müssen bis 10. Juli d. J. der Redaktion eingereicht werden.

Die Redaktion des Simplicissimus.



Mitesser, Finnen, Pickeln, Hitzblättch., Schuppen, Röthe der Haut, Bartflechten u. A. m. werden durch diese schnell beseitigt. 1 Mk. (75 kr.) in den meisten Apotheken, Parfumerie- und Droguen-Handlungen. Direct vom Fabrikanten **Oskar Prehn**, „Zur Flora", **Leipzig**.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weiße Liebe

Roman
von **Arthur Holitscher**
Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine
8. ca. 22 Bogen. Preis 3 M. 50 Pfg.

Mitten in dem lustigen und lärmenden Quartier latin in Paris taucht ein junger Deutscher auf mit reicher künstlerischer Begabung, voller Ehrgeiz und Glaube an die Zukunft. Doch als er sich in das eigentümliche, um ihn pulsierende Leben vertiefen will, zeigt es sich, daß er nicht imstande ist, sich gerade das anzueignen, was seiner hungernden Seele Nahrung geben könnte. An einer leidenschaftlichen und ohnmächtigen Liebe geht er zu Grunde und stirbt.

Diese einfache und traurige Geschichte ist mit einer zarten und hinreißenden Grazie geschrieben und giebt außer der tiefen psychologischen Schilderung des Helden und seiner Geliebten strahlende Bilder aus dem modernen Paris, der Stadt, in der man am freiesten denkt und am heißesten liebt.

J. J. Rupprecht sel. Sohn.

Besteht seit 1767. **NÜRNBERG** Besteht seit 1767.

am Frauenthor, im neugebauten eigenen Hause, eine Sehenswürdigkeit Nürnbergs.

Cigarren-, Cigaretten- und Tabak-Import

Cigarren deutschen Fabrikates in allen Preislagen.
Specialität: **Habana-Importen, ausländische Cigaretten und Tabake.**

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trinkkuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versandt.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes, (Influenza u. Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direction.** Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen od. Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Gedächtnis.

Das **Buch für Alle** schreibt im Briefkasten des Heftes 6 vom Oktober 1895: „Als Mittel zur Stärkung des Gedächtnisses empfehlen wir Ihnen die Gedächtnislehre von Chr. L. Poehlmann in München, an welchen Sie sich persönlich wenden mögen." **Prospekt mit zahlr. Zeugn. u. Rezensionen gratis** von

L. Poehlmann, Weinstrasse 6, **München B. 12.**

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verblüffend

durch den Anschein der Kunstfertigkeit sind Portraits, Medaillon bis Lebensgröße in Oelfarben, welche Jeder ohne Talent u. Vorkenntnisse nach meiner schriftl. Anleitung herstellen u. überall viel Geld verd. kann. Patentinh. **Julius Benk, Dresden-A.**

Büsten und Reliefs auch Wappen

modellirt für Grabdenkmäler nach Photographien und Zeichnungen in Bronce und Marmorausführung billigst

A. Weber-Petsche, München, Blüthenstr. 3. Photographien meiner Arbeiten sende ein.

The Continental

Bodega Company.

Gesetzlich geschützt.

Direction für Deutschland, Oesterreich, Skandinavien und die Schweiz:

Frankfurt am Main
Rossmarkt 14, II.

Filialen:

Berlin, Ecke Friedrich- u. Mittelstrasse, Alexanderstrasse 71, Jerusalemerstrasse 14, Prinzenstrasse 81.
Bremen, Obernstrasse 50.
Breslau, Schweidnitzerstrasse 27, Ecke Zwingerplatz.
Dresden, Ecke Prager- u. Waisenhausstr.
Düsseldorf, Königsplatz 32.
Frankfurt a. M., Schillerplatz 2, Ecke Gr. Eschenheimerstr.
Hamburg, Ecke Plan u. Rathhausmarkt, Ecke Ness u. Brodschrangen.
Hannover, Georgstrasse 38.
Special-Filiale: Braunschweig, Bohlweg 30.
Köln, Hochstrasse 164.
Königsberg i. Pr., Ecke Kantstrasse u. Altstädter Langgasse.
Leipzig, Grimmaische Strasse 8, gegenüber Naschmarkt.
Magdeburg, Alte Ulrichsstrasse 10.
München, Neuhauserstrasse 12, Platzl 7.

Gicht und Rheumatismus

Hexenschuß, Podagra, rheumatischer Kopf- und Gesichtsschmerz (Migräne), Gelenk-Rheumatismus ꝛc. wird in fast allen Fällen, auch d. hartnäckigsten durch den vegetab. Balsam seit 16 Jahren erprobt **Kohinoor sicher geheilt** gesetzlich geschützt.

Kein Geheimmittel, keine Arznei, nur äußerlich anwendbar.

Bestandtheile: Succus Urgineae — Mucil. Tragacanthi alcalin. — Ol. Chamomillae — Natr. salicyl. — Lithion. salicyl. — Ol. Gaulther. procumb. Nur in den Apotheken, oder im Haupt-Depot **Dresden-N., Kronenapotheke** in ½ und ¼ Flaschen à 2.75 und 5 Mk. käuflich. **Broschüre:** Behandlung und Heilung von Gicht, Rheumatismus ꝛc. durch „Kohinoor" auf Wunsch gratis und franko, vom Verleg. **M. Kerber, Dresden-N.**

MÜNCHEN Neuhauserstr. 31. **JOSEF BRAUN jr.** MÜNCHEN z. Jockey-Club.

Magazin feiner Herren-Mode-Artikel.

English spoken. **Cravatten, Handschuhe,** On parle français.

Fabrikation von Herrenwäsche.

Erstes Atelier im Kunstgeigenbau.

Kauf und Verkauf, sowie Tausch alter Geigen. Versandt nach allen Ländern unter Garantie. Reparaturen künstlerisch ausgeführt bei: ***Friedrich Freitag,*** Geigenmacher, **Frankfurt a. M.**



anerkannt vorzüglichstes, absolut zuverlässiges Mittel, garantirt unschädlich (Herz u. Magen) **daher vielfach ärztlich verordnet.**

Patent angemeldet	Apotheker **Ludwig Sell's**	Kein Geheimmittel
	Anthiarthrin-Pillen	
Nur in Apotheken zu haben.	**Gichtpillen**	Preis pro Carton 4 Mark

In den meisten Fällen schwinden die Schmerzen schon nach einigen Stunden.

In allen grösseren Orten Süddeutschlands zu haben. In **Frankfurt**: Löwenapoth., **Mainz**: Schwanenapoth., **Wiesbaden**: Hof- u. Viktoriaapoth. — Hauptdepots: **Berlin**: Apoth. Lucae, Unter den Linden, **Breslau**: Apoth. z. König Salomo, **Dresden**: k. Hofapoth., **Leipzig**: Engelapoth.

NB. Wo nicht zu haben, erbitten Einsend. d. Betrages an uns, worauf frank. Zusendung durch unser Versandt-Depôt erfolgt.

Fabrikation Apotheker **Ludwig Sell & Co., München.** Engros-Versandt.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kamerad Eva

Novellen von **Marçel Prévost**
Illustrierter Umschlag von F. Reznicek
8°. ca. 20 Bogen — **Preis 4 Mark.**

„**Kamerad Eva**" ist eigentlich nur eine Fortsetzung der unter dem Sammel-Titel „Pariserinnen" erschienenen Novellen Prévost's. Diese Novellen haben in Deutschland Aufsehen gemacht durch ihre feine Grazie, durch ihre Frische und insbesondere durch die Ironie, mit der die leichte Pariser Sitten geschildert werden. Dieses neue Buch des berühmten Autors läßt keinen jener Vorzüge vermissen. Wie ein Taschenspieler ist Prévost, wenn er die Frau förmlich Liebe spielen läßt. Ob sie nun weint, „Kamerad Eva", oder ob sie lacht, ob sie betrügt oder ob sie betrogen wird, immer bleibt Prévost der liebenswürdige Satiriker, dem man nie böse werden kann, da er nie verletzt. „**Kamerad Eva**" wird viele unterhalten und manchen zum Nachdenken anregen.

Luftkurort

Hohenschwangau

bayerisches Hochgebirg
Hotel I. Ranges und Pension
„zur Alpenrose"
C. A. Schwegerle.



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches,** vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit **„Loreley"** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley"** erzeugt **Haarwuchs**, wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Die chemisch untersuchten garantirt reinen gesunden

Natur-Weine

von **Oswald Nier**
Hauptgeschäft
BERLIN
ungegypsten No. 12

eignen sich in dem nasskalten Klima Deutschlands als

Nationalgetränk,

weil sie die **billigsten** (verhältnissmässig billiger wie Bier) u. wie seit bereits 1876 allgemein und ärztlich anerkannt, die **besten Freunde** des Magens u. antirheumatisch sind.

Preiscourant (Verbrt. Behauptung. u. bosh. Angriffe widerleg.!)
mit Preisrebus
(500 Liter gratis)

auf schriftlichen Wunsch, sowie für meine Kunden in **allen** meinen Geschäften gratis u. franco erhältl.

Der Rathgeber,

V. Jahrgang
für Besitzer von Werthpapieren, Zuverläss. Auskunft,
wird kostenfrei versandt
vom Bankhause
E. Calmann, Hamburg.

Tuch u. Buckskin,

Cheviot etc. lief. meterw. zu Herren-**Anzug und Paletot** direkt an Private (Muster frei)
Carl Haussig, Cottbus N/L.

Löthapparat für Jedermann

dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4,—.** Versand d.
Feith's Neuheiten-Vertrieb, Berlin C., Seydelstraße 5.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Ein **eminentes Kulturbild** aus dem großen Entwicklungsjahr, ein Buch von **internationalstem Interesse,** zusammengestellt aus noch unveröffentlichten Dokumenten aus der Feder **Bakunins,** des Begründers der **modernsten politisch-sozialen Strömungen;** aus derjenigen **Karl Marx's, des großen Nationalökonomen.** Daneben hochinteressante Briefe des Philosophen und Kunsthistorikers **Arnold Ruge** aus und über das in vollster Gährung begriffene **Paris der zweiten Republik;** Briefe des Revolutionärs **Hecker** aus den Tagen des **Badischen Aufstandes.**

Die Perle der Sammlung bildet eine **überaus lebendige, hochdramatische Schilderung** der Schicksale der deutschen **Freischaarenlegion** aus der Feder der heute noch in Paris lebenden, hochbetagten **Wittwe des Dichters Georg Herwegh, Emma Herwegh,** die **Barikadenheldin,** wie ihre Zeit sie nannte, hat an dem Zug der deutschen Legion, von Straßburg durch den Schwarzwald und an dem unglücklichen Gefecht bei Dossenbach persönlich, als junger Kämpfer verkleidet, teilgenommen und ihre Darstellung atmet eine **Frische,** wie man sie in der gesamten Memoirealitteratur vergeblich sucht.

Dem **Historiker** und **Kulturforscher** ist das Buch nicht minder willkommen wie dem großen Publikum, indem es bisher schmerzlich empfundene **Lücken in der Geschichte** ausfüllt und die für uns vielfach ins Dunkel gerückte Zeit im grellsten Lichte **lebendiger Thatsachen** zeigt.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Eine Minute zu spät



Das Glück: „Wohnt hier jemand?“

(Zeichnung von A. Langhonnauer)

1. Jahrgang Nr. 11 **Preis 10 Pfg.** 13. Juni 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

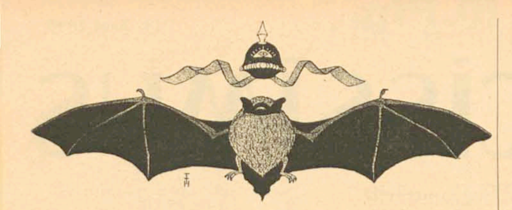
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Der gefangene Preuße



(Zeichnung von Schulz)



Der gefangene Preuße

Von

Karl Rosner

Ja, sagte der dicke Papa Marmotte, indem er den Krug hinsetzte und sich nachdenklich mit dem Handrücken über Mund und Bart herunterfuhr, — ich habe ihn mitgemacht, diesen Krieg, ich bin im Feuer gestanden und ich hab's diesen Lumpenkerls, diesen Preußen gezeigt!

Na, da staunt ihr, junges Volk, — fragt nur den Wirt da, der weiß es, wie ich einmal mitten in der Nacht, im Winter mit so einem Hunger-Preußen angekommen bin. War auch eine Geschichte, die dann anders geworden ist, als sie wohl sollte, — wie alles damals.

Ja, der Krieg, da giebt's keine Schonung, keinen Pardon, da geht's auf Leben und Tod! Papa Marmotte legte sein rundliches, gutmütiges Gesicht in ernste nachdenkliche Falten, und sah würdevoll um sich. Und dann, als er merkte wie alles ruhig war und erwartend auf ihn sah, — nur der Wirt, Polyte Larin, machte sich am Schanktische zu thun und kehrte ihm den Rücken, — zog er ein paarmal mächtig an seiner Pfeife und begann zu erzählen:

Ich habe schon gesagt, daß es zur Zeit der Invasion der Preußen war, damals als dieses räuberische Diebsgesindel unser Frankreich überflutete und als jeder Franzose, der einen Prügel halten konnte, mit gegen diese Sauerkrautfresser zog. Damals kamen sie auch bis beinahe in unsere Gegend, und keine Stunde weit entfernt, bei Chateau Croix, gab's ein Gefecht zwischen den Preußen und einem Trupp von unseren tapferen Franktireurs, daß sie die Schüsse nur so knallen hörten. Und als das gegen Mittag immer ärger wurde und niemand sagen konnte, wer da drüben im Vorteile, da schlossen wir unsere Thüren und hielten uns ruhig in den Häusern. Wir waren in den ersten Tagen des Januar und meine Frau, die Lise ging damals gerade im neunten Monat. Wir hatten zwar geglaubt, daß es noch ein oder zwei Wochen dauern würde, aber, wie das schon ist, durch diese Aufregung und das Hin- und Herlaufen, kurz, auf einmal, gleich nach dem Essen muß sie sich legen und bekommt die Wehen.

Das hat uns gerade noch gefehlt. Ich setze mich also zu ihrem Bette und halte ihr die Hände und red' ihr zu. Ich sag' ihr, sie soll nur ruhig sein, es wird sich schon wieder geben, und sie müßt' ja selber wissen, daß es nach dem Kalender noch zu früh wäre. Aber sie stöhnt nur immer, so ganz lang und leise zwischen den Zähnen durch und ballt die Fäuste. Mittlerweile war's dunkel geworden; ich sagte schon, daß wir im Winter standen, aber das ließ nicht nach. Das Schießen da drüben in Chateau Croix war inzwischen schwächer geworden, nur hie und da noch knatterte ein Schuß, immer entfernter, dann war's ganz still. Aber wir wagten kein Licht zu machen, um nicht den Blick der Preußen auf das Dorf zu lenken.

Um sechs etwa klopfte es draußen leise an der Thür. Ich nehme einen derben Stock, gehe hin und öffne. Es war Jaques, der erzählte, daß sich die Preußen vor den Franktireurs nach der Straße zurückgezogen hätten, daß also vorläufig nichts zu fürchten wäre. Wir atmeten auf. Und nun drang die Lise in mich, ich möchte doch hinübergehen zur Mutter Labiche und die holen. Und weil sie gar so litt, beschloß ich hinzugehen. Ich bat also Jaques, bei der Lise zu bleiben, dann holte ich mir eine Sense aus der Scheune, um wenigstens nicht ganz machtlos zu sein, nahm einen guten Schluck Branntwein gegen die Kälte, steckte die Flasche zu mir, und machte mich auf den Weg. Die Mutter Labiche war damals das, — was heute für euch junge Leute die „Tante Toto" ist, und die wohnte ganz unten am Bache, beinahe auf dem halben Wege nach Chateau Croix. Ich hatte also gut eine halbe Stunde zu laufen.

Ich ging schnell und pfiff vor mich hin. Es war ziemlich hell, denn es war neuer Schnee gefallen und ein kalter Wind trieb die frischen Flocken aus den Zweigen der Bäume herunter. Und wie ich so hinschritt, da kam mir auf einmal der Gedanke: wenn jetzt die Preußen kämen! Die würden dich fangen und mit sich schleppen. Natürlich würdest du dich wehren, aber was kann einer gegen so viele. Und wie ich so weiterschritt, hörte ich auf einmal ein Geräusch. Ich blieb stehen. Aber es war nichts. Ich nahm also einen Schluck Branntwein, um mich neu zu erwärmen und schritt weiter.

Ja, also diese Preußen; die kommen immer in ganzen Rudeln. Wenn man einmal so einen allein erwischen könnte oder zwei, daß man's ihnen zeigen könnte, was das heißt, mit einem normannischen Pächter anzufangen. Und wie ich so ging und darüber dachte, bekam ich eine förmliche Lust, so einem Preußen zu begegnen, ich pfiff absichtlich lauter und malte mir das in Gedanken aus, wie ich den Kerl fangen sollte. Und wie ich so immer nach den Seiten schaue, sehe ich auf einmal aus dem Gebüsche so einen spitzigen Helm herausblitzen, wie ihn die Preußen tragen. Erst bleibe ich stehen und rühre mich nicht, und auch der Preuße drüben zuckt nicht. Dann fasse ich meine Sense fester, nehme mir ein Herz und rufe ihn an: Wer da! Er rührt sich nicht. Ich rufe noch einmal; keine Antwort.

Jetzt wurde ich böse: Uhrendieb! schrie ich, komm heraus, oder ich will dich massakerieren! Ich nehme dich hiermit gefangen! Komm heraus! Dann blieb ich vor dem Gebüsche stehen und stützte mich auf meine Sense.

Jetzt kam er endlich. Es war ein wirklicher Preuße. Ich hatte nie früher einen Preußen gesehen, ich muß daher sagen, daß mir das Herz klopfte. Er muß einer von den Kleineren gewesen sein und sah recht heruntergekommen und schwächlich aus. Er trug eine Brille und hatte blonde Haare. Sein Rock war zerrissen, sein Gewehr hatte er wahrscheinlich verloren, denn er hatte gar keine Waffen. Er ging auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte in einem schlechten Französisch: „Mein Herr, ich nehme Sie gefangen im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen." Ich sah ihn mir von oben bis unten an, dann schüttelte ich seine Hand von meiner Schulter und sagte: Nein, das geht nicht, ich habe Sie ja schon früher gefangen genommen. Sie als Soldat müssen das ja auch wissen, — wer zuerst kommt, also bitte keinen Protest. Geben Sie Ihre Hände her, damit ich sie mit meinem Schnupftuche binden kann.

Das aber wollte dieser Preuße nicht verstehen. Er behauptete immerfort, er hätte mich gefangen und ich müsse mich ihm ergeben. Dabei hielt er mich jetzt fortwährend bei einem Knopfe meines Rockes gefaßt und redete stotternd, nach Worten suchend in mich hinein. Inzwischen hatte es wieder heftig zu schneien begonnen und mir wurde es kalt in den Füßen von dem langen Stehen. Ich zog also meine Flasche, um mich durch einen Schluck zu wärmen. Der Preuße stand schlotternd vor Kälte da und sah beiseite, während ich trank. Dabei bemerkte ich, wie er gierig mit der leeren Kehle mechanisch schluckte. In der Flasche war noch ein guter Zug, und wie ich genug hatte, reichte ich sie ihm hinüber, daß er trinke, und auch sich erwärme. Er war ja zwar ein Preuße, — aber, — na, — — —

Der Preuße sagte gar nichts, aber er nahm die Flasche und trank den Inhalt in einem Zuge aus, heulte dann lachend ein paar deutsche Worte, die ich nicht verstand und reichte mir die leere Flasche wieder. Dann kamen wir auf unser Gespräch zurück. Ich wollte ihm die Hände binden, aber er wehrte sich und versuchte immer wieder mir zu erklären, daß er mich gefangen hätte. Da eine Einigung hierüber unmöglich war, so schlug ich ihm vor, mit mir bis herunter nach La Rochelle zu gehen und einem Unparteiischen die Sache vorzulegen. Der sollte dann entscheiden, wer der Gefangene sei.

Erst wollte der Preuße nicht. Dann sagte er, daß er großen Hunger hätte, weil er seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr in den Magen bekommen. Und nachdem ich ihm dann versprochen, daß er unten zu essen bekommen sollte, willigte er endlich ein und wir gingen zusammen hinunter nach La Rochelle. Kaum waren wir aber eine Weile gegangen, als der Preuße unsicher wurde, stehen blieb, die Arme in die Seiten stemmte und lachte. Dann setzte er sich in den Schnee und sagte, er wolle da übernachten. Dabei lachte er, verdrehte die Augen und sagte immer wieder, ich wäre sein Gefangener und er wollte mich köpfen lassen, denn er sei ein sieghafter Preuße.

Mir war die Geschichte bald klar. Der Kerl hatte den Branntwein im nüchternen Magen und der stieg ihm in den Kopf. Was sollte ich thun. Wenn ich ihn sitzen ließ, konnte leicht ein anderer kommen, ihn mir stehlen und dann kam ich um den Ruhm, den Preußen gefangen zu haben, also blieb mir nichts übrig, als ihn am Arm zu fassen und hinunterzuziehen. Unterwegs erzählte er mir stotternd, mit einer Menge deutscher Zwischenrufe, die ich nicht verstand, daß er heute morgen durch einen Franktireur, der es ganz besonders auf ihn abgesehen haben mußte, von seinen Leuten abgesprengt worden wäre und sich dann im Walde nicht mehr zurecht gefunden hätte. Und dann rief er immer, daß er Hunger hätte und Durst, großen Durst und nannte mich Bruder und Freund. Endlich kamen wir hier bei Polyte an. Das Gesicht von dem, wie wir eintraten!

Der Preuße wollte reden, aber ich hielt ihm den Mund zu. Polyte, sagte ich, welcher ist der Gefangene von uns?

„Allemal der Preuße!" sagte Polyte, nicht wahr Polyte, so sagtest du? „Allemal der Preuße!" Und dann nahmen wir den Preußen, der immer noch lachte, und setzten ihn auf eine Bank, dort in der Ecke, auf die Bank, und begannen ihn zu stärken.

Kinder, alle Achtung, der Kerl soff wie ein Loch! Auch ich hatte schon ein wenig getrunken, und wir waren eben daran auf Brüderschaft zu kommen, auf einmal fiel mir die Mutter Labiche ein! Was thun? Wir banden also den Preußen mit einem Stricke an die Bank und ich ging, um die Mutter Labiche zu holen. Als ich mit der dann zurückkam, schnarchte der Preuße schon schrecklich. Wir holten den Schubkarren aus der Scheune und Polyte half mir den Preußen daraufbinden, und ich führte ihn hinaus. Neben mir schritt die Mutter Labiche mit der Laterne. Und wenn es am Weg über Steine und Wurzeln ging, daß das Rad des Karrens sprang, dann rülpste der Preuße und fluchte und die Mutter Labiche leuchtete ihm mit der Laterne ins Gesicht, daß er mit den Augen zwinkerte, und sagte: „Preußen-Schwein!"

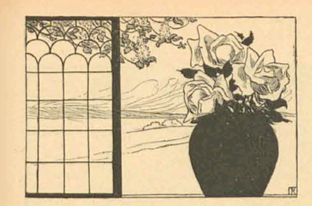
Als wir endlich draußen bei mir ankamen, war schon alles vorüber. Der Jaques kam mir gleich lachend entgegen, und sagte, man solle in Zukunft nur nach ihm schicken, wenn's nötig werde, und nicht nach der Mutter Labiche. Er könnte das gerade so gut. Das Kind schrie auch schon und die Lise lag ruhig da. Ein prächtiger Kerl, dieser Jaques, — wirklich ein Kapitalschlingel! Ich war glücklich. Lise, sagte ich, — Lise, heute bin ich müde, sehr müde, aber morgen, — morgen zeige ich dir was Schönes, was Großes, und Sie, Labiche, — daß Sie mir nichts verraten! Und dann ging ich mit Jaques hinaus und wir banden den Preußen vom Schubkarren und trugen ihn hinüber in den Kaninchenstall. Da richteten wir ein wenig Stroh zusammen und legten ihn darauf. Dann sperrte ich ab und ging zurück, und legte mich nieder, denn ich hatte doch eigentlich stark getrunken und war sehr müde. Die Labiche blieb bei dem Kinde.

Als ich am nächsten Morgen aufgestanden, war meine erste Sorge natürlich der Preuße. Gleich nach der Suppe, — die Labiche hatte gekocht, weil Lise noch liegen mußte, — ging ich also hinüber zum Stall, und sah durch das Gitter. Der Preuße lag in der Ecke und sah mich mit weit offenen, runden Augen an und rülpste. Sein Rock und der ganze Stall war schmutzig, und das stank wie die Pest. Und die Karnickel hüpften darin hin und her und beschnupperten das.

Ich lief zurück zur Labiche. Labiche, sagte ich, der Preuße hat uns den ganzen Stall verunreinigt, — „verunreinigt" ist eigentlich nicht das rechte Wort, sagte ich, es ist Schmutz von beiden Sorten!

Man mußte mit der Labiche vornehm sprechen, sie war sozusagen ein Doktor. Von beiden Sorten, sagte ich also noch einmal, — was kann man thun? Die Labiche goß von dem Kamillenthee, den sie für die Lise gekocht hatte, in einen Topf, gab mir den und sagte: „Gebt das dem Schwein!" Ich trug also den Thee zu dem Stalle und reichte ihn dem Preußen hin. Dann jagte ich die Karnickel heraus, und schob einen Zuber mit Wasser hinein und einen Besen, damit er den Schmutz wegmache und sich wasche. Wie er dann in Ordnung war, führten wir auch die Lise, die schon wieder munter wurde, hinüber, und dann kommandierte ich: Habt acht! Aufstehen! Ganzes Bataillon Front! Die Damen kommen! Und der Kerl stand

Schluß auf Seite 6



Ein Pfingstnacht-Traum

Von

Mia Holm

Am Fenster stand Anna, die junge Frau mit den traurigen Augen, sah ihrem Manne nach, und Zorn und Haß entstellten ihr liebliches Gesicht. Um die Ecke biegend, entschwand er jetzt ihren Blicken. Da kehrte sie sich seufzend ab, ging gesenkten Kopfes durchs Haus bis ins Kinderzimmer und setzte sich dort zwischen die Betten ihrer schlafenden Kleinen. Wie still lagen sie da, die am Tage so fröhlich gelärmt, und die Mutter fühlte ihren Atem warm und frisch, da sie sich über sie neigte — und ein Gefühl des Glücks, des Nichtverlassenseins kam über sie. Warmen fröhlichen Herzens hob sie die Portiere zum Zimmer nebenan, warf schnell ihre Kleider ab und schlüpfte in ihr prächtiges Himmelbett. Die Finger legte sie ineinander, für ihre Kinder zu beten, aber schon fielen ihr die Augen zu, und ein Engel bog sich zu ihr nieder — gewiß, ein Engel war's: gerade so hatte sie sich als Kind die Engel gedacht: weißes langwallendes Gewand und an den Schultern große goldne Flügel.

„Komm, folge mir!“ sprach der geflügelte Jüngling und rührte sie an. Da richtete sie sich auf, da floß auch um sie ein weißes langwallendes Gewand, da wuchsen auch ihr große goldne Flügel, und Hand in Hand mit dem Engel flog sie hinaus zum geschlossenen Fenster, und mit dem Mondlicht schwebten sie über der dunkelnden Stadt, die noch voll war von hastendem Treiben.

Das ganze Leben und Lieben der jungen Frau schloß diese Stadt ein; welch Gefühl für sie, nicht mehr mitten in ihr zu sein, sondern hoch über ihr zu schweben — und alles erfassend war ihr Blick geworden: Die Schleier der Nacht, die das Beste und das Schlimmste verhüllen, zerrissen vor ihren Augen. Göttlich Schönes sah sie; aber viel, viel mehr Häßliches, und wo die Lust am zügellosesten tobte, sah sie ihren eignen Mann — — — — — —

„Fort, nur fort!“ stöhnte sie und weiter flogen sie über schlafende Dörfer, träumende Wälder und übers Meer, weiter, immer weiter.

Plötzlich strömte blendende Helle durchs nächtliche Dunkel und: „Ist die Nacht schon hin?“ staunte Anna, „und wohin führst du mich?“

„Still, die Nacht ist nicht hin,“ sprach der Engel, „sie liegt noch auf deiner Welt: aber hierher kommt sie nie: hier ist ein heiliger Ort.“

Schwebend hielten sie still über einem Walde so zauberschön, wie Anna noch keinen gesehen. In den Zweigen der riesigen Bäume saßen singende Vögel mit glückstrahlenden Augen; um die Stämme schlangen sich beseelt blickende Blumengewinde; schillernde Libellen, glänzende Schmetterlinge schaukelten und gaukelten durcheinander; das Rauschen der Blätter war süßestes leisestes Lachen.

„Wie schön, wie göttlich schön!“ rief Anna hingerissen — „aber dort, dort kommen auch Menschen,“ fügte sie entsetzt hinzu.

Ja, da kamen Menschen, ein langer Zug: alt und jung, schön und häßlich, vornehm und gering, Gesunde und Krüppel, so stießen sie einander und drängten vorwärts in angstvoller Hast. Elend und Verbrechen blickten aus allen Augen und sehnsüchtiges Verlangen lag auf allen Gesichtern.

„Sprich,“ flehte Anna, „wie kommt der Auswurf der Menschheit in diesen göttlich schönen Wald? und was wollen die Entsetzlichen?“

„Gnade wollen sie, Vergebung ihrer Schuld. Siehst du dort tief im Wald es funkeln wie von Millionen Diamanten? Das ist die Gnadenpforte meines Gottes. Einmal in jedem Jahre, in der heiligen Pfingstnacht, öffnet sich diese Pforte den reuigen Sündern. Sie alle, die du hier siehst, kommen in Reue und hoffen auf Gnade.“

„Aber dort,“ Anna deutet auf ein Weib, das hinter den andern zurückgeblieben, „die scheint mir edlerer Art zu sein.“

„Und gerade dies Weib hat am schwersten gesündigt.“

Jetzt hat der Schwarm die Pforte erreicht, jetzt stürzen alle nieder, und mißtönig schlägt Jammergeheul um Gnade aus tausend und aber tausend Kehlen an das verschlossene Thor — und siehe — aufspringt die schimmernde Pforte — heller als die irdische Sonne strahlt die Gnadensonne Gottes nieder, jauchzender Lobgesang der Engel grüßt die Elenden, und hinein drängt die Schar jubelnd, schluchzend.

Als letzte kommt das einzelne Weib — da donnert eine Stimme: Zurück! und dröhnend schließt sich das Thor zwischen ihr und den andern.

Den Kopf noch tiefer gesenkt, schwankenden Schrittes schleicht das verstoßene Weib zurück durch den Wald. Die Vögel schweigen, wo sie vorüberzieht, und alle Blumenaugen stehen in Thränen.

„O sage, was that — was that die Unglückliche, daß sie, sie allein von allen verstoßen ist? hat sie gemordet? brach sie die Ehe?“

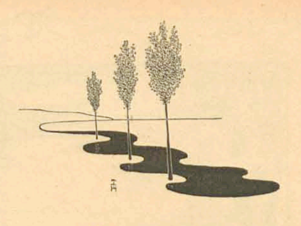
„Nichts von alledem. Hast du die Mörder nicht erkannt im Zuge und die Ehebrecherinnen? Auf sie auch fielen die Strahlen der Gnade, ihnen ist vergeben. Das Verbrechen dieses Weibes straft kein menschliches Gericht, rein steht sie da vor der Welt: aber Gott hatte dieser Frau ein Herz gegeben, reifer an Liebe als die Herzen aller andern — die Liebe aber verträgt alles, sie glaubt alles, sie haßt alles, sie hört nimmer auf. Das Herz dieses Weibes weiß nichts mehr von dieser Liebe. Die Himmelsflamme, die Gott ihr entzündet, ließ sie erlöschen, *die einzige Sünde hat sie begangen, die nicht vergeben werden kann: die Sünde wider den heiligen Geist der Liebe.*“

Starr sah Anna dem Engel in die zürnenden Augen, da er so sprach — dann blickte sie wieder auf das verstoßene Weib. Dies verließ soeben den Wald und betrat die öde staubige Landstraße. Jetzt wandte es den Kopf: grell beleuchtete die Sonne die schlichten dunklen Züge, den hoffnungslosen Schmerz in den Augen: „O das bin ich!“ schrie Anna auf.

„Ja, das bist du,“ sagte der Engel hart, kalt und stieß sie von sich. Die Flügel entsanken ihr, sie stürzte in die Tiefe — ihr schwanden die Sinne. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Als sie wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, lag sie in ihrem prächtigen Himmelbette. Durch die purpurnen Gardinen brachen funkelnde Sonnenlichter und spielten auf ihrer seidenen Decke. Alle Kirchenglocken läuteten. Sacht wurde die Portiere des Nebenzimmers gehoben: auf den Fußspitzen, leise kichernd, schlichen ihre Kinder heran, um sie dann laut jubelnd zu umschlingen. O Glück! o Leben, durchfuhr es sie, und sie herzte ihre Kleinen. Dann aber hörte sie im zweiten Nebengemache den sich regen, dem sie niemals die Treue gebrochen, aber auch die Liebe nicht gehalten hatte, und sie gedachte des Traumes der Nacht und wußte es plötzlich: Nie wäre er, der Schwache, so tief gesunken, hätte sie, die Starke, ihn gehalten mit geduldiger selbstloser Liebe — und still lag sie da unter dem Geläute der Glocken, dem Gejauchze der Kinder, und geboren wurde in ihr zum zweiten Male die Liebe zu ihm, dem Vater ihrer Kinder, und jetzt erst war es jene Liebe, von der der Apostel sagt: Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie haßt alles, sie hört nimmer auf — und diese Liebe, die selbst ein Wunder ist, kann Wunder wirken.





Hunger

In den Park! Wie es mich schüttelt,
Dieses erste Morgenschweigen.
Nur ein warmer Südsturm rüttelt
An den Ästen, an den Zweigen.
Lautlos rinnen überall
Tropfen vom vergangnen Regen.
Blütenfall und Knospenfall
Über eingeweichten Wegen.

Diese Nacht! Ich fühl' sie brennen
Wild im Hirn. Soll ich's ertragen
Und mich von dem Wunsche trennen?
O, seit meinen Kindertagen
Ist's, dass hungrig diese Pein
Ihre Wurzeln in mich senkte.
Sie verschrumpfte, welk und klein,
Wenn sich Eine ganz mir schenkte.

Eine Stunde, eine Stunde
Gross verträumte Blicke schauen?
Stumm an einem roten Munde
Hangen so ums Abendgrauen?
Nein: Das allerschönste Weib
Wild aufs Lager hingerissen,
Lipp' an Lippe, Leib an Leib
Und verlodern in den Kissen!

Sieh: Zerfetzte Wolkensäume, —
Lauer Regen, letzte Rosen.
Und der Wind durchsaust die Bäume,
Lauter, dunkler wird sein Tosen.
Hemd auf! Da, die nackte Brust
Tief ins nasse Gras der Wiese,
Ich verlor den Traum der Lust,
Fliesse Wunde, fliesse, fliesse . . .

Emanuel von Bodman

Ghasel

Von

Ernst von Wolzogen

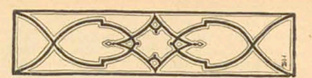
Willst Du Einfluß auf die Massen
haben,
Mußt Du sie beim Schopf zu fassen wissen.
Höflichkeit nie unterlassen haben,
Mitzugehn mit allen Klassen wissen,
Treue dumme Hintersassen haben,
Auch die kleinsten Nebengassen wissen,
Doch vor allem volle Kassen haben
Und den Zeitpunkt abzupassen wissen.

Der Traum der Jungfrau



„Ach Oskar, nicht so stürmisch!"

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Glauben Sie an die neue Theorie, dass das Küssen gesundheitsschädlich ist, gnädige Frau—?‘

„Gewiss, — neulich hat mich ein Herr geküsst und das ist ihm sehr schlecht bekommen — —. Fragen Sie nur meinen Mann!“



(Zeichnung von H. Schlittgen)

Schluß von Seite 2

euch da, mitten im Stall, daß die Karnickel nur so schauten. Um neun Uhr etwa kamen dann auch die ersten Leute aus La Rochelle. Der Polyte, und der Teufelskerl der Jaques, die hatten natürlich das Wasser nicht halten können und die Geschichte gleich erzählt. Und jetzt kam das halbe Dorf und wollte den gefangenen Preußen sehen. Na, ihr wißt, die Lise verschenkt heute noch den echten Korn, und der Korn von Papa Marmotte ist berühmt, also schließlich, es nahm dann doch jeder, der kam, wenigstens ein Glas, und wir hatten damals am ersten Tage gegen sechzig Glas ausgeschenkt. Ja, das waren noch andere Zeiten! Übrigens hatten wir ja auch das unsere zu bieten. Und der Preuße, der war sozusagen mehr für die Männer, aber für die Frauen, da hatten wir doch noch das Kind, das schon gleich bei der Geburt den ganzen Kopf voll Haare hatte, und die Lise, die schon nachmittag wieder frisch auf den Beinen war. Die Mutter Labiche sagte selbst, daß das wie ein Wunder wäre, und der Jaques, dieser Teufelsjunge, bot sich jetzt all den Weibern an, wie er in Zukunft das machen wollte. Er hatte der Labiche ihre Haube aufgesetzt und eine Schürze vorgebunden. Dann holte er ihre Spritze und spritzte den Weibern damit Wasser ins Gesicht und auf die Röcke. Also, am Abend hatten wir wohl sechs Franks eingenommen. Die Lise war ganz glücklich. Sie hatte sich etwas früher als sonst zu Bett gelegt, weil sie doch noch ein wenig schwach auf den Füßen war, und da zählten wir ihr das Geld auf die Bettdecke, und sie lag ruhig da, aber wir sahen doch, wie sie's freute. Und so ging das ein paar Tage fort.

Immer wieder kamen neue Leute aus der ganzen Gegend zu uns hinaus, sahen sich den Preußen, die Lise und den Jungen an und tranken ihren Korn. Am Abend hatten wir dann immer unsere fünf Franks gewonnen. Natürlich ließen wir es unter solchen Umständen auch unserem Preußen an nichts fehlen. Der war ja schließlich doch sozusagen unser Prunkstück, das am meisten zog, und so bekam er auch die besten Bissen und den meisten Korn. Förmlich fett wurde der Kerl in der Zeit. Er hatte aber auch anfangs elend ausgesehen, — namentlich am ersten Tage, — förmlich gelb und ausgehungert, ganz schlapp, und manche wollten's gar nicht glauben, daß er ein echter, richtiger Preuße sei. Der Hyacinth, der Großknecht von der Borderie, meinte gar, das wäre vielleicht auch nur so ein angestrichener Preuße, wie die Indianer auf den Märkten. Etwa nach dem fünften Tage ließ die Geschichte mit den Leuten nach. Es kamen immer weniger, endlich blieben sie ganz aus. Eigentlich war es ganz begreiflich, wir hatten eben nichts mehr zu bieten. Den Preußen kannten sie nun alle, und die Lise, ja lieber Gott, daß die nun, nach acht Tagen, wieder laufen konnte, — das war schließlich auch kein Wunder mehr, und das Kind, na, mit der Zeit kriegen eben alle Kinder Haare. Es war also kein Zudrang mehr vorhanden. Dabei fraß der Preuße am liebsten einen viertel Hammel täglich, kurz, es sah nichts weiter für uns heraus. Der Jaques meinte zwar, daß damit nichts verloren sei, und wollte mit dem Preußen auf die Dörfer gehen. Drüben in Valais war damals Jahrmarkt, der erste wieder, seit die Preußen im Lande waren. Da wollte er sein Glück versuchen. Ich muß sagen, daß ich mir gleich im Anfang von der Tour nicht viel versprach, auch hatte ich so ein ungewisses Gefühl, daß der Jaques da Unsinn machen würde. Aber schließlich war das ja seine Sache und weil er durchaus wollte, gab ich nach, und wollte ihm den Preußen für diesen Jahrmarkt überlassen, er sollte mir dafür die halbe Einnahme geben.

Am Sonntag früh, gleich nach Sonnenaufgang, so um acht Uhr kam er an; fein, in seinen besten Kleidern. Er hatte auf der Borderie drüben bei Hyacinth einen Stall geliehen, den brachte er mit. Das heißt „Stall", es war ein ganz merkwürdiges Ding. Der Hyacinth sagte, es wären früher Hennen darin gesessen, die man zum Brüten angesiedelt, und nun stand er seit langem schon unbenutzt in einer Scheuer. Es war ein hölzerner Gitterkasten, gut mannslang und breit. Da sperrten wir den Preußen hinein, es ging gerade noch, und dann machte der Jaques oben auf der einen Seite eine Tafel fest, darauf schrieb er mit einem Stück Kohle ganz groß: „Ein Preuße, zum ersten Male lebend in Europa!" Dann luden wir die Kiste auf den Schlitten, der Jaques stieg vorne auf und nun ging es hinüber nach Valais. Jetzt, wie das da drüben eigentlich geworden, weiß ich heute noch nicht genau, aber um zehn Uhr nachts etwa kamen sie dann an, der Hyacinth und all die anderen. Die Lise und ich waren schon zu Bett gegangen, als uns der Lärm von draußen wieder weckte. Erst dachten wir, der Feind sei wieder da, denn sie schlugen an die Thüre und lärmten wie toll. Dann unterschied ich die Stimmen und ging hinaus um zu öffnen.

Ich kam gerade noch zur rechten Zeit.

Anfangs verstand ich gar nichts, dann nach und nach wurde ich klug daraus.

Die Leute wollten den Preußen haben. Drüben in Valais hatte sich auf dem Kirchtage das Gerücht verbreitet, Trochu hätte in Paris kapituliert, und darauf waren sie alle in solche Wut gekommen, hatten geflucht und nach Rache geschrieen. Dazwischen war dann wieder der Jaques aufgetaucht mit seinem gefangenen Preußen. Und auf den übertrug sich nun der ganze Zorn der Leute.

Nun steht doch gerade vor dem Hause Piganets, rechts von der Kirche, die alte Linde, an der wollten sie ihn durchaus aufhängen.

Aber der Jaques hieb in die Pferde und sauste ihnen mit dem Schlitten und dem Preußen darauf in wildem Galopp davon; die anderen alle liefen nun natürlich hinterdrein. Und als sie dann nach einer Strecke die Spur des andern verloren, waren sie zu mir gelaufen, da sie glaubten, daß ich den Flüchtigen verborgen halte. Nun schrieen sie, ich sollte den Preußen herausgeben, oder ich sei ein Verräter und sie wollten mich aufknüpfen. Jetzt fing die Lise zu weinen an und rief nach der Mutter Gottes und nach allen Heiligen. Auch mir war's schlecht zu Mute, denn die Leute waren stark betrunken und drohten Ernst zu machen. Ich sagte ihnen also, daß der Jaques noch nicht gekommen sei. Aber die gaben sich nicht zufrieden. Das ganze Haus suchten sie ab, und endlich, als sie nichts gefunden, soffen sie meinen Korn bis auf die Nagelprobe und zogen fluchend wieder ab, in der Richtung nach der Borderie. Ich selber wollte mich eben wieder zu Bette legen, als die Lise zu bitten begann, ich sollte fortgehen und nach dem Preußen suchen. Der läge sicher mit dem Schlitten und dem Jaques in irgend einem Graben. Es war mitterweile nahe an Mitternacht geworden und meine Lust zum Fortgehen war eigentlich sehr klein, zumal ja doch der verfluchte Preuße daran Schuld war, daß mir die Kerls meine Bank zerschlagen und meinen Korn gesoffen hatten. Aber sie bat fortwährend, die Weiber sind einmal so, und das Kind schrie, daß man ohnehin nicht schlafen konnte, da ging ich also. Aber weder vom Jaques noch von dem Preußen eine Spur. Ich lief den halben Weg bis Valais, nichts. Endlich fand ich im Schnee die Spur des Schlittens, aber die ging an der Kreuzung quer ab, und nach der Borderie hinüber. Aha, dachte ich, der Jaques hat den Preußen nach der Borderie gebracht, weil er ihn dort besser verbergen kann, und weil er glaubt, daß ihn dort niemand sucht. Eben will ich umkehren und wieder nach Hause, da höre ich unten im Graben etwas schnarchen. Ich horche hin, dann steige ich hinunter, wer war's? Mein Preuß! Liegt euch da auf dem Bauche im Schnee, bombenvollbesoffen und schnarcht. Und die Hälfte von dem Käfig klebt ihm noch auf dem Hintern, wie die Eierschalen den frisch ausgefallenen Küchelein. Zugleich aber höre ich, daß es auf dem Wege oben wieder lebendig wird. Die Bande kommt von der Borderie zurück, sie haben auch dort bei dem Jaques nach dem Gefangenen gesucht, und sind jetzt wütend, weil sie nichts gefunden.

Preuß, sag ich, und rüttle ihn an der Schulter, Preuß, wie kommst denn du daher, der hat dich wohl verloren von seinem Schlitten? Und hör' auf zu schnarchen — —

Der Preuß schaut mich wild an, dann schreit er: „Nieder mit Trochu, nach Paris!"

Halt's Maul, Rindvieh, sag' ich jetzt väterlich. Du schreist dich noch um deinen Kopf. Ich bin's, — dein Herr. Und wenn die Bande dich da findet, so bist du hin, — also ganz still sein!

Aber der Preuße giebt nicht nach: Hoch Moltke! Hoch! Du bist auch ein Franzosenhund, Herr Marmotte, — so ein Pisang! Alle seid ihr Hunde, — —"

Ich drücke dem Kerl die Hand auf den Mund, aber der springt auf und schmeißt mich rücklings in den Schnee, daß ich den Abhang ganz hinunter rolle. Durch das Schreien war jetzt die Bande oben aufmerksam geworden, und stürmte herunter. Das Gebrüll, wie sie den Preußen fanden! Die einen wollten ihn erschießen, die andern lebendig verbrennen und dabei stießen sie sich und riefen durcheinander. Endlich schrie der Hyacinth, der sehr stark betrunken war: „Kinder, — wir hängen ihn auf! Alle Preußen soll man hängen! Wir wollen ein Kriegsgericht über ihn halten!"

„Bravo," heulten jetzt alle, — „ein Gericht über ihn!"

Jetzt trat der Hyacinth ganz dicht an den Preußen heran, der bleich und regungslos dastand. „Bist du ein Preuße?!" schrie er.

„Ja," — sagte der fest. Es war, wie wenn sein Rausch nun mit einem Male geschwunden wäre.

Jetzt blieb es einen Augenblick ganz still. Die Leute sahen sich an und schienen zur Besinnung zu kommen.

Aber da schlug ihn der Hyacinth mit der geballten Faust in das Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase brach, und schrie: „Dann nimm das von mir, — und jetzt hängt ihn auf — wer kein Verräter ist, der hängt ihn auf! Man soll die Preußen alle hängen, die Schufte!"

„Bravo," brüllten jetzt alle. „Hängt ihn auf, — es lebe Frankreich! Hoch! Und nieder mit den Preußen!" Und auf einmal hatte einer einen grauen Strick in den Händen und jetzt fielen sie alle über ihn her. Ich hatte mich aufgerafft, war den Hang hinaufgekrochen, und warf mich zwischen sie.

Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, — aber auf einmal stand der Hyacinth vor mir, und holte aus zum Schlage. Dann hörte ich noch ein langes Johlen und Lachen und dann war es ganz still.

Gegen Morgen fiel dann frischer Schnee. Als ich wieder zu mir kam, war die zertretene, blutige Erde schon ganz neu und weiß beschneit. Mein Kopf schmerzte mich heftig. — Ein paar Schritte nur vor mir, am Queraste einer Eiche hing der Preuße. Die Kleider waren ihm weiß beschneit, und auf dem Gesichte hatte sich der Schnee nicht halten können, und das war noch rot von dem geronnenen Blute. Die Brille war ihm mitten durchgebrochen und hing an einem Ohr herunter in den spärlichen gelben Bart hinein.

Ich trat hin und griff nach seiner Hand, er war tot. Ich schnitt den Strick durch und legte den Preußen herunter in den Schnee. Dann ging ich nach Hause. Die Lise wartete schon in großer Angst. „Hast du den Preußen gefunden?" frug sie. Ja, — sagte ich, — ich bin bis jetzt bei ihm gewesen. Es geht ihm nun gut, und er hat nichts mehr zu befürchten.

Und nachmittag ging ich mit meinem Spaten hinüber zu der Kreuzung und da grub ich ihn, so gut das in der hartgefrorenen Erde gehen wollte, ein. —

Beinahe ein Jahr später kam ein Schreiben aus Paris an den Bürgermeister, mit der Anfrage, ob hier nicht im Dezember 1872 ein preußischer Freiwilliger, „Johannes Mahr" gesehen worden wäre. Der Hyacinth ging damals mit großer Angst herum.

Aber dann ging alles gut vorüber, und der Hyacinth selbst hat, ehe er nach Amerika ging, noch durchgesetzt, daß man die Leiche auf den Friedhof übertrug, und auch ein Kreuz hat er noch auf das Grab gekauft.

Der Papa Marmotte schwieg, — und die jungen Burschen um den Tisch schwiegen auch. So verging eine Weile, während der sie dicke Wolken qualmten und auf die Tischplatte herunterstarrten. Plötzlich schlug einer von den Burschen mit dem Kruge auf. Der Polyte, der bei dem Schanktische gesessen, erhob sich und kam näher.

Papa Marmotte aber nickte wie erinnernd mit dem Kopfe:

Ja, — der Krieg, da erlebt man manches —

Unser Preisausschreiben

Es sind im ganzen 443 Arbeiten eingelaufen, die zum größten Teil jetzt gelesen sind. Wir hoffen in der nächsten Nummer des Simplicissimus das Resultat bekannt geben zu können. Wir wiederholen an dieser Stelle noch einmal unser neues Preisausschreiben von **M. 100.—** für das beste sangbare Lied aus dem deutschen Volksleben und **M. 100.—** für die beste Anekdote im Umfang von 30—40 Druckzeilen. Einlieferungstermin 10. Juli. (Verschlossenes Couvert mit Kennwort.)

Die Redaction des Simplicissimus.



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches**, vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit **„Loreley“** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley“** erzeugt **Haarwuchs**, wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Wasserdicht-Imprägnirungen aller Art

bei **J. Lang, Kohlase & Co., Grossenhain.**

Specialität: Absolut porös wasserdichte Imprägnirung für Kleider, Uniformstücke etc. in unzertrenntem Zustande.

Hôtel Toblach

Toblach (Tirol) 1224 Meter Seehöhe. Am Eingang in's Ampezzothal in großem schattigen Parke gelegen, für Familien zu längerem Aufenthalt sehr geeignet.
Elise Ueberbacher.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weiße Liebe

Roman
von **Arthur Holitscher**
Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine
8. ca. 22 Bogen. Preis 3 Mark.

Mitten in dem lustigen und lärmenden Quartier latin in Paris taucht ein junger Deutscher auf mit reicher künstlerischer Begabung, voller Ehrgeiz und Glaube an die Zukunft. Doch als er sich in das eigentümliche, um ihn pulsierende Leben vertiefen will, zeigt es sich, daß er nicht imstande ist, sich gerade das anzueignen, was seiner hungernden Seele Nahrung geben könnte. An einer leidenschaftlichen und ohnmächtigen Liebe geht er zu Grunde und stirbt.

Diese einfache und traurige Geschichte ist mit einer zarten und hinreißenden Grazie geschrieben und giebt außer der tiefen psychologischen Schilderung des Helden und seiner Geliebten strahlende Bilder aus dem modernen Paris, der Stadt, in der man am freiesten denkt und am heißesten liebt.

Gedächtnis.

Das **„Wiener Fremdenblatt“** schreibt in No. 325 vom 26. November:

„Der bekannte Gedächtnislehrer Herr Christoph Ludwig Poehlmann in München hat sich mit seiner nun in zweiter Auflage erschienenen „Gedächtnislehre“ um das „zerstreute Jahrhundert“ wirklich verdient gemacht. Wie wir die erste Auflage empfohlen haben, so können wir auch von der zweiten durchaus nur Gutes sagen. Poehlmann giebt mit seiner „Gedächtnislehre“ in der That ein der physiologischen Gehirnthätigkeit angepasstes System. Seine Lehre zeigt uns in kurzer und dennoch leicht verständlicher Form, wie wir auf eine natürliche und ungekünstelte Weise eine Auffassung und ein Gedächtnis heranbilden können, die jeder Anforderung gewachsen sind.“

Prospect mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von
L. Poehlmann, Weinstr. 6, **München B. 12.**

Juvenia, neuestes Haarfärbemittel.

Das beste aller Haarfärbemittel, ein antiseptisch vollständig gefahrloses Mittel, die Haare und den Bart von hellbraun bis zum schönst. Schwarz zu färben. Zu beziehen in all. renomm. Friseurgesch. Gen.-Depôt: **Richard Thomas**, Hoffriseur, Unter den Linden 34, **Berlin. Preis 6 Mark.** — Nur für die mit meinem Namen versehenen Cartons übernehme ich Garantie!

Schönheitsfehler

Finnen, Mitesser, Sommerspr., Gesichtshaare. Wer davon befreit sein will, wende sich an mich.
Römhild i. Thür. **Jos. Rottmanner**, Apoth.

Eröffnet im Mai 1896.

Jungborn

*Luftkurort in **Eckerthal***
zwischen Harzburg u. Ilsenburg.
In der schönsten Partie des Harzes.
*Einrichtung für das **naturgemässe** Bad,*

*Wohnen und Schlafen in reizenden Lichtluft-Häuschen in schönen Park- und Waldanlagen, Lichtluft- u. Sonnenbäder, Anwendung der Erdkraft. **Neue Methode** von AD. JUST, die mehr die Vorschriften der Natur beachtet, deshalb durch dieselbe schnellere u. grössere Erfolge selbst in den schwierigsten und hartnäckigsten chronischen Fällen zu erzielen. Arzt: Sanitätsrat Dr. C. Franke. Preise mässig. Ausführlicher Prospekt wird gesandt.*

AD. JUST,
Besitzer und Leiter.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

8°. ca. 25 Bogen. **Preis 8 Mark.**

Ein **eminentes Kulturbild** aus dem großen Entwicklungsjahr, ein Buch von **internationalstem Interesse**, zusammengestellt aus noch unveröffentlichten Dokumenten aus der Feder **Bakunins**, des Begründers der **modernsten politisch-sozialen Strömungen**; aus derjenigen **Karl Marx's, des großen Nationalökonomen.** Daneben hochinteressante Briefe des Philosophen und Kunsthistorikers **Arnold Ruge** aus und über das in vollster Gährung begriffene **Paris der zweiten Republik**; Briefe des Revolutionärs **Hecker** aus den Tagen des **Badischen Aufstandes.**

Die Perle der Sammlung bildet eine **überaus lebendige, hochdramatische Schilderung** der Schicksale der deutschen **Freischarenlegion** aus der Feder der heute noch in Paris lebenden, hochbetagten **Wittwe des Dichters Georg Herwegh, Emma Herwegh**, die **Barikadenheldin**, wie ihre Zeit sie nannte, hat an dem Zug der deutschen Legion, von Straßburg durch den Schwarzwald und an dem unglücklichen Gefecht bei Dessenbach persönlich, als junger Kämpfer verkleidet, teilgenommen und ihre Darstellung atmet eine **Frische**, wie man sie in der gesamten Memoirenlitteratur vergeblich sucht.

Dem **Historiker** und **Kulturforscher** ist das Buch nicht minder willkommen wie dem großen Publikum, indem es bisher schmerzlich empfundene **Lücken in der Geschichte** ausfüllt und die für uns vielfach ins Dunkel gerückte Zeit im grellsten Lichte **lebendiger Thatsachen** zeigt.

Stereoskopen.

Neue Serien: Süd-Tirol, Ober-Italien, Deutscher Kaiser in Venedig.
Später Rußland.
Atelier F. Kratky, Kolin, Böhmen.

Täglich frisch gefang., fein schmeckende

Tafel-Krebse

versendet streng reell lebend frco. geg. Nachnahme Postc. 75 Stück für M. 7,—.
A. Bodschwinna, Marggrabowo.

Charakter- und Gemüts-Beurteilung nach jeder beliebigen Handschrift besorgt zutreffend — Fr. 1 und Fr. 2 — **J. C. Kradolfer**, Kalligraph, Grüngasse 10, **Zürich.** Telephon. Handelskurse, Diplomarbeiten. Prima Referenzen. Beseitigung jeder Art Schreibkrampf.

Löthapparat für Jedermann



dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4,—.** Versand d.
Feith's Neuheiten-Vertrieb, Berlin C., Sendelstraße 5.

Die neuen Schildbürger.

Reich illustr. von Ludw. Stutz. Eleg. geb. mit farbiger Titelzeichnung. Preis 3 M. Ein Buch voll des echten und rechten Humors, das Jedem Freude und Vergnügen machen wird und den Leser in jene freundliche Behaglichkeit versetzt, die ein gutes und unterhaltendes Buch bereiten soll. Verlag von **A. Hofmann & Comp.** in **Berlin.**

Electr. glüh. Nase, Auge, Ohr, für Vergn.-Abende, Jagd-, Velo-Lampen. Preisl. 20 Pf.,
Foersterling, Berlin-Friedenau.

!!Sensationelle Neuheit!!
für Herren und Damen

Triumph-Monogramm-Presse

Zum Selbststempeln von Briefbogen, Couverts u. s. w. Mit überraschender Schnelligkeit erhält man ein schön geprägtes Monogramm. Schönstes Gelegenheits-Geschenk. Bei Bestellung wolle man gefl. die Buchstaben angeben, welche im Monogramm gewünscht werden. Preis mit eleganten Carton 2 Mark. Versandt gegen Posteinzahlung oder Nachnahme durch
A. Gretscher, Giessen.

Erdbeeren

hoch prima Tafelfrüchte, feinstes Aroma, versendet zum niedrigsten Marktpreise das Versandtgeschäft
Henri Kaczka,
Frankfurt a. M., Hasengasse 4.
Telegr. Kaczka Frankfurtmain.
Teleph. No. 3030.

== Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. ==

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

== Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. ==

Steinbacher's Kur- und Wasser-Heilanstalt
prämiirt
London 1893
Wien 1894

Bad Brunnthal in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospecte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei **Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten** und **chronischen Katarrhen.**

Herren-

Cheviot, Kammgarn u. s. w. lief. zu **!Fabrikpreis! Wilkes & Cie., Aachen 41.** Grosse Musterauswahl **franco. Zahlr. Empfehlungen.** Directer Versand vom Fabrikort **Aachen, berühmt durch vorzügliche Tuchwaaren.** Specialität: **Monopol-Cheviot**, $3^{1}/_{3}$ mtr. zum Anzuge **10 Mark!**

Epochemachende Forschung

von Hr. Excellenz Staatsrat Dr. Seligson über die **Stammhalterfrage.** Dankesschreiben hoh. Persönlichkeiten. M. 3.60. Zu beziehen von jeder Buchhandlung u. direkt vom Verlag
Seitz & Schauer, München.

Der Rathgeber,

V. Jahrgang
für Besitzer von Werthpapieren, Zuverläss. Auskunft,
wird kostenfrei versandt vom Bankhause
E. Calmann, Hamburg.

Erfindungen etc.

schützt, verwertet, beutet aus } **Civilingenieur Dickmann BERLIN, C. Seydelstr. 5**
Gar. f. Reell. u. Erfolg. Honorar f. d. Anmeldg. 10 M.
Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

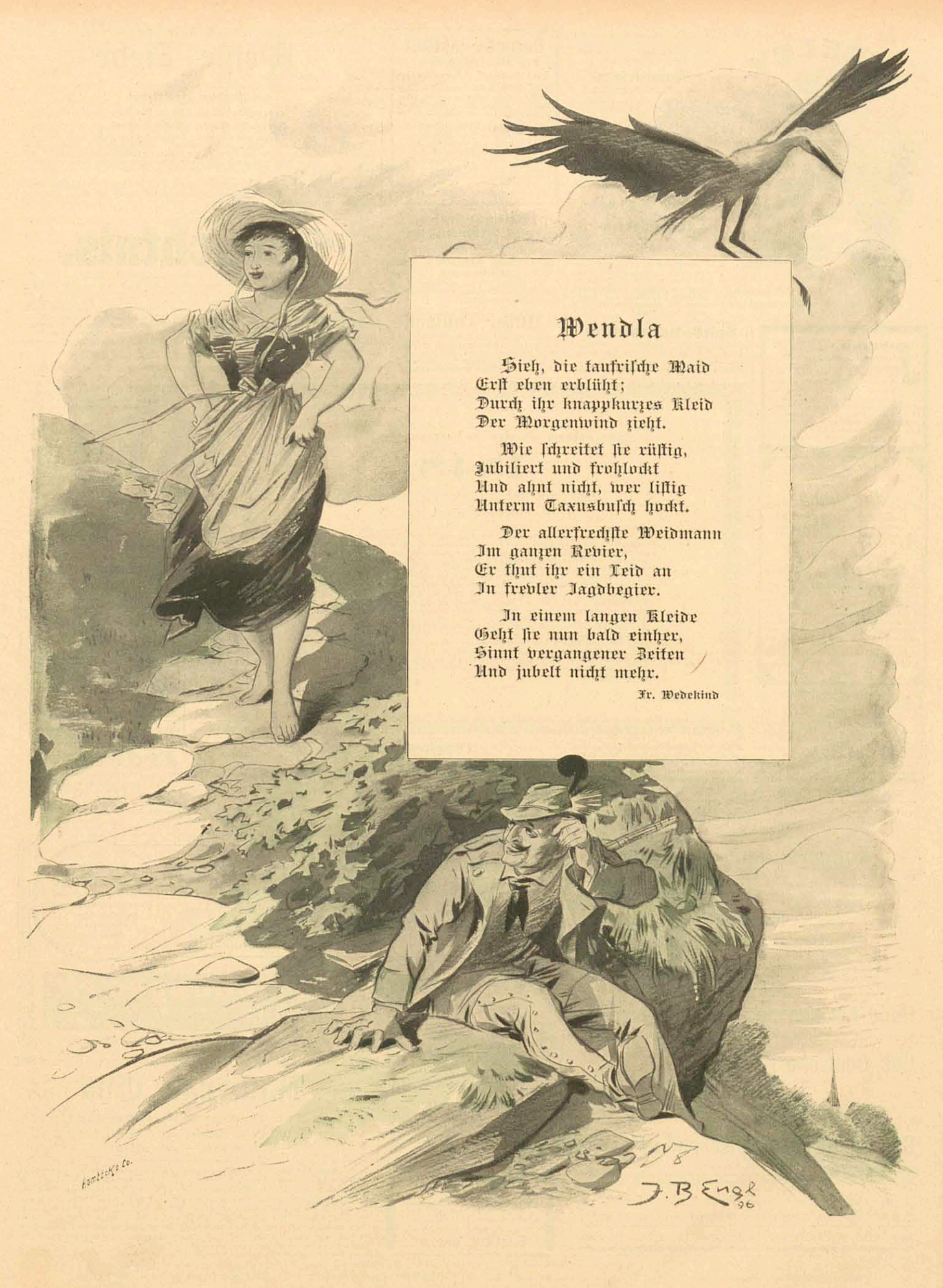
Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kamerad Eva

Novellen von **Marçel Prévost**
Illustrierter Umschlag von F. Reznicek
8°. ca. 20 Bogen — Preis 4 Mark.

„Kamerad Eva“ ist eigentlich nur eine Fortsetzung der unter dem Sammel-Titel „Pariserinnen“ erschienenen Novellen Prévost's. Diese Novellen haben in Deutschland Aufsehen gemacht durch ihre feine Grazie, durch ihre Frische und insbesondere durch die Ironie, mit der die leichten Pariser Sitten geschildert werden. Dieses neue Buch des berühmten Autors läßt keinen jener Vorzüge vermissen. Wie ein Taschenspieler ist Prévost, wenn er die Frau förmlich Liebe spielen läßt. Ob sie nun weint, „Kamerad Eva“, oder ob sie lacht, ob sie betrügt oder ob sie betrogen wird, immer bleibt Prévost der liebenswürdige Satiriker, dem man nie böse werden kann, da er nie verletzt. **„Kamerad Eva“** wird viele unterhalten und manchen zum Nachdenken anregen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen**, Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München**, Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Wendla

Sieh, die taufrische Maid
Erst eben erblüht;
Durch ihr knappkurzes Kleid
Der Morgenwind zieht.

Wie schreitet sie rüstig,
Jubiliert und frohlockt
Und ahnt nicht, wer listig
Unterm Taxusbusch hockt.

Der allerfrechste Weidmann
Im ganzen Revier,
Er thut ihr ein Leid an
In frevler Jagdbegier.

In einem langen Kleide
Geht sie nun bald einher,
Sinnt vergangener Zeiten
Und jubelt nicht mehr.

Fr. Wedekind

1. Jahrgang Nr. 12

Preis 10 Pfg.

20. Juni 1896

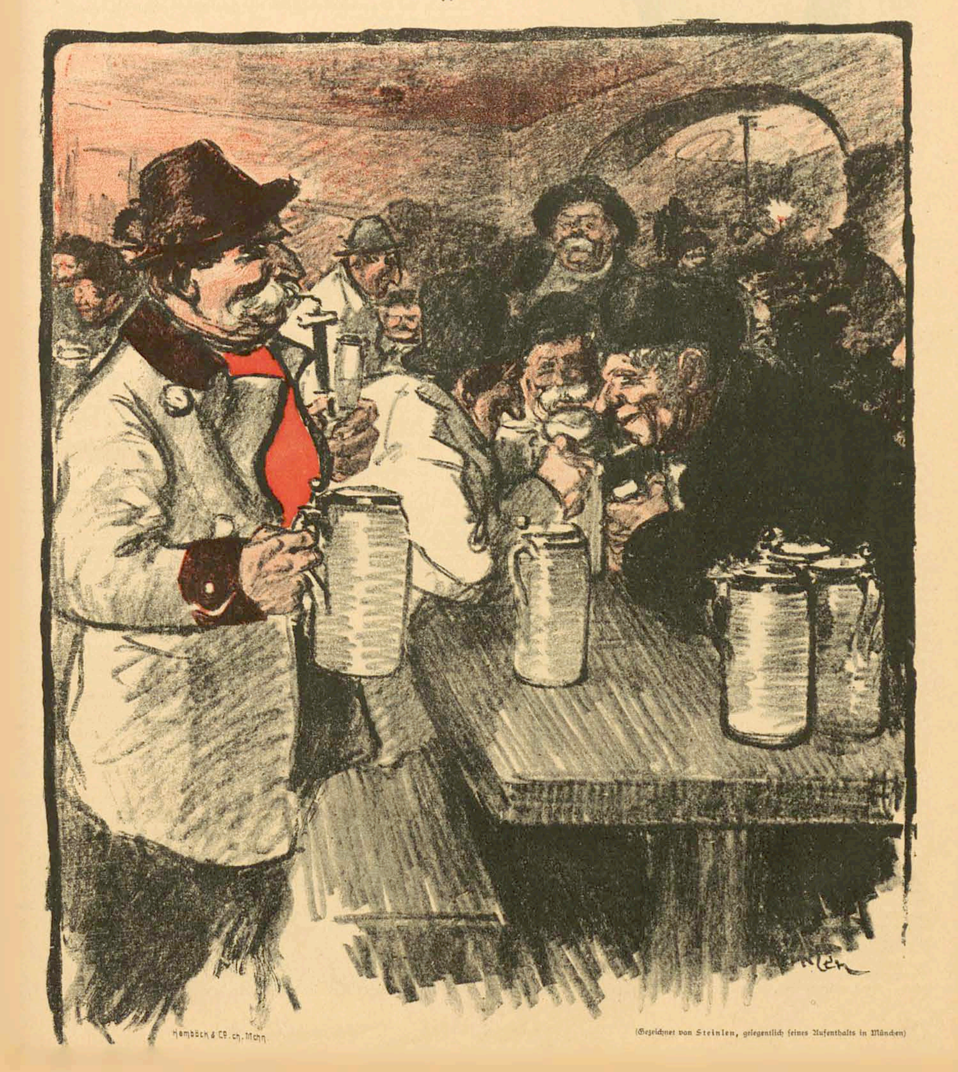
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Im Augustiner-Bräu



Hambböck & Co. ch. Mchn.

(Gezeichnet von Steinlen, gelegentlich seines Aufenthalts in München)



Die Laus

Tagebuchblätter Manfred Froweins

von

Jakob Wassermann

23. Januar.

Bisweilen liegt es in der Luft wie Jauchzen und Jubelgesang: ein steter Antrieb sich zu freuen, eine feierliche Kirchenstimmung. Aber ich kann mich nicht freuen. Mir ist alles schon finster geworden, und wenn die Welt im Rausch der Seligkeiten taumelt und sich besoffen über Gräber schwingt, sehe ich bereits den kühlen Morgen voraus. Ich bin zu nüchtern. Mir ist die Welt alt geworden, und der Gang der Ereignisse eine sich stets wiederholende Formel. Wer einsam ist, lernt bald verachten.

24. Januar.

Überall tutet der Karneval sein robustes Lied in den nächtlich stillen Gassen. Walzer und kein Ende. Ich hasse die Musik, oder vielleicht ist sie mir nur gleichgültig. Ich weiß nicht, welcher Poet einmal die Musik und die Liebe zum Weib in Beziehung gebracht hat. Ich zweifle. Ich kann den Dichtern nicht trauen; es ist ein wirres Gerede unter ihnen von der großen Liebe, von der „reißenden Leidenschaft", von der Liebe gleichsam als Erzieherin. Nun bin ich 52 Jahre alt geworden, ohne je „geliebt" zu haben. Sicherlich wäre es mir leicht geworden, ein wenig von diesem geheimnisvollen Kraut zu finden, wenn ich nur gewollt hätte. Ich bin ja reich. Aber ich habe wirklich kein Verlangen gehabt. Wie eine Wandeldekoration ist das Leben an mir vorbeigehuscht, und Verwandte, Freunde und Genossen sah ich ins Grab fallen wie Mücken, wenn der Sommer geht. Das Theater, auf dem wir spielen, hat einen geschickten, wenn auch bisweilen etwas konfusen Regisseur. An ihn glaube ich. Ihm kann ich vertrauen. Wenn du ungeschickt bist, lacht er dich aus; aber bist du schlau, so magst du avancieren: schnell und zum Ärger der Mitkommödianten.

1. Februar.

Ähnliches ist mir nie begegnet.

Wie deutlich und neu sehe ich alles noch! Alle Tische des großen Cafés waren dicht besetzt. Selbst in den Wandelgängen drängte sich die Masse der Gäste. In einer nischenartigen Erweiterung sehen alle Gäste auf einen einzigen Punkt. Ich werde jenes seltsame Schauspiel nie vergessen. Ich habe ein teures, zartes und süßes Gesicht gesehen. Viele der alten Dichter haben reizvolle Traumgesichte geschildert. Auch ich habe geträumt, nur kann ich es nicht schildern.

* *

Still ist's ringsum. Die winterliche Dämmerung erfüllt mein Zimmer. Schwer und ermattend liegt die Glut im Ofen. Jetzt will ich ein wenig träumen, denn die Nacht ist gekommen. Ich bin wieder jung geworden. Ich fühle wohl, mein vergangenes Leben war nichts. Es war ein Spaziergang ins Ungebahnte. Was sagt mein verwittertes Gesicht zu mir mit den tiefen Falten? Es sagt: vorbei. Und nun gilt es stark zu sein.

Wie unverlöschlich jenes Bild ist: sie lugt hinter der Marmorsäule hervor, in dem graziösen Kostüm der Circassierin. Das glanzlose Haar ist von der Farbe alter Kupfergefäße; das Gesicht so weiß, daß es förmlich leuchtet. Die Haut muß so fein sein, — jede Berührung muß sie verletzen. Und der Mund so lechzend, halbgeöffnet, blutrot; und all das überleuchtet und unwirksam gemacht durch die Augen. Waren sie blau? waren sie grün? oder schwarz? oder grau? Ich weiß es nicht.

Spät nachts.

Vor allem haftet mir der stiere und entsetzte Blick im Gedächtnis, mit dem sie jenen Menschen verfolgte. Wenn er nicht der schönste Mann der Stadt wäre, würde er ihr dümmster sein. Die Rolle des Commis begeistert ihn nicht, darum spielt er den Künstler. Ich sah gewiß manche Augen, die feucht wurden, als sie ihm entgegenkam. In ihrem Gang, in ihrem Blick, in ihren Bewegungen lag jener gepreßte Schmerz, den wir an anderen nur mit peinlichen Empfindungen gewahren. Wir schämen uns unseres Mitleids dabei. Bittend streckte sie die Hände nach ihm aus und ihre Wimpern waren naß. Sie waren schwer von dieser Nässe und nur mit Mühe schienen sie sich so weit öffnen zu können. Um und um wogten die Menschen; viele sahen gar nichts von diesem Vorgang. Aber das junge Mädchen sah auch die neugierigen Blicke nicht. Welche Verzweiflung war es, als sie Soldan am Arm packte und einen Blick von ihm zu erhaschen suchte. Und dann sagte sie ganz laut mit zitternden Lippen ein paar unverständliche Worte. Ihre Augen flimmerten im Glanz der Thränen, ihr ganzer Körper stand unter der Gewalt einer einzigen leidenschaftlichen Empfindung. „Warum kommst du nicht mehr?" fragte sie jetzt laut. „Ich habe dich doch so erwartet. Du hast es ja auch versprochen, für gestern schon. Was hab' ich dir denn gethan? Ich thu' ja alles, was du nur willst." — „Aber ich kenne Sie ja gar nicht," entgegnete der schöne Mann unruhig und erstaunt, mit verhaltenem Zorn.

„Dietrich!"

Soldan errötete jetzt. „Wann kommst du wieder? Sag' mir die Stunde, — nur noch einmal, bitte, — ach bitte. Nur fünf Minuten, — so wenig, als du nur willst — alles ist mir recht, ganz wie du willst, — willst du?"

Soldan riß sich finster und hastig los und verschwand im Gewühl. Da und dort erschallte Gelächter. Einer klatschte sogar Beifall. So ist es immer: wenn wir uns für einen anderen schämen, werden wir cynisch. Wie glücklich, dachte ich, muß selbst der sein, der solche Liebe unerwidert fühlt. Wohin verirren sich meine Gedanken? Man sagt, beten wollen ist schon ein Gebet. Was ist mit dieser beängstigenden Glut in mir? Ich weiß ja, ich möchte sie noch einmal sehen. Sie ist schön. Sie macht mein alterndes Herz warm. Aber bin ich nicht jünger als jener blasierte Bursche? Wie maßlos und schrankenlos muß eine Liebe sein, die ein junges Weib zu solchem Schritt verleitet. Wer ist sie? Sie hat ihm aufgelauert, wie eine Dirne, aber ihr Wesen ist das einer Fürstin.

Ich bin nicht mehr derselbe. Ich bin unruhig. Ich habe viele Männer mit fünfzig Jahren gekannt, die noch geliebt wurden. Aber es ist trotzdem komisch, daran zu denken.

6. Februar.

Ich weiß jetzt, wer sie ist. Die ganze Stadt ist voll des Skandals. Es ist die Baronin Raspi, deren Vater sich vor einem Jahr nach dem Verlust seines ganzen Vermögens erschossen hat. Das Mädchen lebt nun allein und arm. Ich gehe jetzt spionieren. Ich habe das Stammcafé Soldans auskundschaftet. Über zwei Stunden lang saß ich neben seinem Tisch, bis ein junger Mann kam, der offenbar um die Affaire wußte. „Waren Sie denn dort bei ihr?" fragte der junge Mann. Soldan brummte etwas Verächtliches. „Und giebt sie sich zufrieden?" — „Ich weiß nicht. Das heißt, jeden Tag kommen ein paar Briefe. Sie lauert mir auf, sie verbittert mir das Leben." Der schöne Mann gähnte.

„Das ist doch eigentlich traurig," sagte der andere etwas verstimmt und beschämt.

„Ja, sie ist eine richtige Laus."

„Eine Laus?"

„Ach ja, begreifen Sie nicht, wie lästig mir das alles ist? Ich weiß kein anderes Wort dafür. Zu winzig, um sich so recht darüber aufregen zu können und zu unangenehm, um es zu vergessen. Verstehen Sie?" —

Ich stellte mich in die Lektüre des „Figaro" vertieft. Mir war in der That, als ob diese näselnde gezierte Stimme den ganzen Raum erfülle. Jugend von ehemals! Wo sind deine Ideale? wo deine Großmut und deine Galanterie!

11. Februar.

Freund Jänicke hat mich bei ihr eingeführt. Ich saß vor ihr und konnte sie anschauen. Wie kam es denn, daß ich mit ihr redete? Ich weiß nicht, wie es in dem Raum aussah, ich sah selbst das nicht mehr: ob sie schön ist oder ob meine Phantasie mich belogen hat. Ich hatte das Gefühl wie ein Mann, der durch überschwemmte Felder gewatet ist und ein Inselchen gefunden hat, wo er still und bequem dem Steigen der Wasser zuschauen kann. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, was wir sprachen. Einmal lächelte sie, dessen erinnere ich mich wohl. Draußen schien die Sonne. Blau war der Himmel und der Schnee schmolz dahin.

12. Februar.

Meine Schreiberei ist arg überschwänglich. Ich sehe es wohl, daß ich mich in den Stil eines Gymnasiasten verirre. Und doch altert der Leib, wenn auch die Seele jung wird. Ich muß es ja gestehen: es ist süß, sie sehen zu dürfen. Den leisen, feinen, berückenden Duft ihres Körpers einatmen zu dürfen, die Linien des Leibes durch das faltige Gewand erraten zu dürfen.

Es herrscht eine eigene Freude in der Welt. Der Karneval ist doch schön, und wer da ein rechter Narr sein kann, muß auch sonst zu den guten Menschen zählen. Auf jeder Schwelle schleicht sich die Musik ins Herz und erfüllt einen und beglückt und macht uns zu Träumern. Ich liebe den Himmel, der so klar sich hinspannt, den Schnee, der da schmilzt; alles ist mir neu, seltsam und wundervoll. Freilich ist ein nagender Schmerz in mir, den ich nicht in Worte fügen kann. Vielleicht ist es das Unwiederbringliche, das mit der Jugend dahinging. Oder das Unerfüllbare, das in dem späten Begehren des Graubärtigen liegt.

18. Februar.

Es ist verständlich genug, was Soldan mit der „Laus" gemeint hat. Er ist krank und nun schleicht sie allnächtlich unter seine Fenster und achtet ihren Ruf für nichts. Sie lauert auf jeden Schatten, der hinter den hellen Gardinen auftaucht und die Geberde jeder Silhouette ist die reinste Offenbarung für sie. Sie hat das Dienstmädchen förmlich bestochen, damit es ihr Nachrichten von dem Befinden des Kranken bringe. Sie hat sich selbst vergessen, hat vergessen, daß sie schön ist, daß sie jung ist, daß sie einen feinen und anmutigen Geist besitzt. Ich bin gezwungen, sie bei ihren nächtlichen Wallfahrten zu beschützen. Doch will sie keinerlei Einwand hören und sie beachtet mich auch sonst nicht. Ein Feuer, das mich verbrennt, muß ich verstecken. Um so rascher wird es mich vernichten.

27. Februar.

Soldan hat sich mit der Tochter eines reichen Industriellen verlobt, einer Freundin Anettes. Als ihr die Nachricht gebracht wurde, verlor sie das Bewußtsein. Nur in den alten Märchen und Volksbüchern habe ich bisher von solcher Leiden-

schaft gelesen, und die Asra, welche sterben, wenn sie lieben, erscheinen mir jetzt wahrscheinlicher.

Es war schon tief in der Nacht, da lag ich immer noch auf den Knieen vor dem Diwan, der sie trug. Ihr Gesicht war bleicher als je, und die flackernden Lichter des Kamins zuckten über ihre Stirn und über das zerzauste Haar. Sie starrte mit weitgeöffneten Augen fast erwartungsvoll in die Ferne. Ich war in einem wunderlichen Taumel und sagte ungefähr dies: „Anette,“ flüsterte ich, „darf ich einmal reden?“ — Sie nickte. „Ich will nicht viele Worte machen, ich bin auch zu erregt, Sie wissen vielleicht auch, — aber wie könnten Sie das wissen, — alles, was mir gehört, gehört auch Ihnen. Innerlich bin ich ja jung geblieben. Ich liebe Sie mit der Kraft eines reifen Mannes, — lachen Sie nicht, ich möchte am liebsten sterben.“ — So etwa redete ich.

Es fiel ihr nicht ein zu lachen. Sie wandte mir ihr Gesicht zu und fragte ganz ruhig: „Sie wissen doch, daß ich ein Kind von ihm unter meinem Herzen trage?“

* *

Ich habe Fieber, ich werde sicherlich krank.

15. März.

Die Heirat Soldans hat stattgefunden. Meine Freunde finden, daß ich schlecht aussehe. Ich mag nicht mehr nachdenken. Ich werde alt, — gut, laß mich alt werden, Schicksal. Ich dank' dir nicht, wenn du mir auch noch ein paar Freuden schenken solltest.

* *

Während das junge Paar auf der Hochzeitsreise war, half Anette die prächtige Wohnung in stand setzen, die Zimmer der Neuvermählten zu schmücken Das geht über meine Begriffe und über meine Erfahrung. Sie war unermüdlich thätig vom Morgen bis zum Abend, ja, sie korrespondierte sogar mit Soldan über den Einkauf von Gardinen, Teppichen und kleinen Rokokostühlchen. Ich kämpfe redlich mit mir, ich suche sie loszuwerden in meinem Innern, aber es ist vergeblich.

16. August (17 Monate später).

Sie ist meine Frau geworden. Ich habe das Getuschel der Welt nicht gescheut und nicht ihre befleckte Ehre und nicht die Aussichtslosigkeit des Zusammenlebens. Ich bin ruhiger geworden, aber nicht klarer. Das häßliche Feuer hat nicht aufgehört zu brennen; denn sie geht an meiner Seite: kühl und apathisch, ein nichtssagendes Lächeln auf den Lippen. Das Kind ist drei Tage nach der Geburt gestorben. Das machte keinerlei Eindruck auf sie. Ich bin ihr nichts weiter als eine Art Namensschild und in zweiter Linie Versorgungsanstalt. Sie schließt mich aus von ihrem Schlafgemach und ich dulde es. Es ist ein seltsamer Wahnsinn in ihr, sich jeden Monat einen teuren Brillanten zu kaufen und sie befestigt die Edelsteine der Reihe nach um das Bildnis Soldans, — ich dulde es. Es sollen zwölf Steine werden. Ich werde es dulden müssen, selbst wenn es fünfzig würden, wenn ich all mein Vermögen hingeben müßte. Meine Willenskraft, meine Wissenskraft, meine Heiterkeit, meine phlegmatische Weltbetrachtung, wo sind sie hin? Verlorenes Glück!

20. August.

Sie war freundlich. Sie hat mir zugelächelt. Sie hat mir gestern die Hand gereicht, als sie gute Nacht sagte. Und ich wagte es, die Hand zu küssen. Ich habe in ihre Augen blicken dürfen, diese großen königlichen, wilden, berückenden Rätsel. Und am Morgen rief sie mich an ihr Bett, um mich zu bitten, — ich weiß nicht mehr, was es war. Verwirrt und bestürzt blickte ich nieder auf die halbentblößte Brust, — auf den Hals. Ich hätte schreien mögen, ich hätte meine Zähne in ihren Hals eingraben mögen. Jung sein dürfen, das Recht auf Liebe zu haben, — welch ein Ziel. Es ist eine Versäumnis in die Ewigkeit hinein. — — —

Ich bin zu Gemeinheiten fähig. Ich schleiche in meinem Haus umher, wie ein Dieb. Ich lausche: ihrem Schritt, dem gleichgültigen Wort, das sie an einen Dienstboten richtet und ich bilde mir ein, daß es mir gälte. Ich habe einen ihrer Schuhe gestohlen und verwahre ihn in verschlossener Lade, wie ein köstliches Gut. Nur um ein wenig zu riechen, wenn die Nacht kommt. Das ist pathologisch gewiß interessant. Mein „Fall“ ist gewiß recht merkwürdig, aber ich freue mich meines Wahnsinns. Ich freue mich des Feuers in meinem Herzen und ich stehe meiner reifen Vernunft verständnislos gegenüber.

Ich habe ein Komplott gemacht mit der Zofe, daß sie mir eine von Anettes Locken bringe. Ich habe in einem heimlichen Moment durch das Schlüsselloch ihres Schlafzimmers gespäht und, — wie gemein, wie niedrig! Ich kann ihr Bild küssen bis zum Wahnsinn und das weiß niemand außer mir und diesem verschwiegenen Blatt. Meine Träume sind seltsam schwer und unvergeßlich.

26. August.

Es erregt mich, daß sie freundlich gegen mich geworden ist. Sie hat sich verändert, bisweilen singt sie sogar. Mein Blut wird heiß, wenn ich nach den Gründen forsche. Wäre es möglich — —? Sie ist jetzt reich, sie kann eine Rolle spielen; — ich muß, ich muß mich bezähmen, ich muß kühler darüber nachdenken.

Ich bemerke, daß meine Handschrift täglich wirrer, lässiger, schmieriger wird. Auch mein Gewissen ist ein verschmiertes Blatt geworden. Alles Grübeln ist vergebens, alle Einsicht ist vergebens; ich kann nicht von ihr lassen.

Im Blütenschmuck und bald im Früchteschmuck steht die Welt da. Die Abende sind von einer berauschenden und beklemmenden Schönheit.

Zwei Monate später.

Es wundert mich, daß ich es überstanden habe. Aber jetzt erst beginne ich aufzuwachen. Wir sind in der Stadt und es regnet seit acht Tagen. Wenn man auf die Straße geht, spannt man den Regenschirm auf und das Wasser dringt durch die Stiefel ein. Daran gewöhnt man sich so und man wundert sich, wenn es einmal nicht regnet. Es liegt etwas wie eine Ungerechtigkeit in dieser Witterung; aber ich bin zu träge, um darüber nachzudenken. Bisweilen muß ich an jenen 31. August denken und dann ist es, als ob etwas bersten wollte in mir. Gestern war ich wieder draußen in Bernried und watete durch den Garten der Sommerwohnung, wo inzwischen alles verblüht und verdorrt ist.

Ja: der 31. August war es. Nachmittags fuhr ich in die Stadt und wollte zwei Tage bleiben. Aber es ließ mich nicht: ich mußte um fünf Uhr wieder zurückfahren. Dann kam ich heim und es war niemand zu Hause. Ich weiß noch genau, wie einsam ich mich an diesem Nachmittag fühlte. Ich legte mich auf den Diwan und starrte in die Luft. Der Abend war schwül und zu den geöffneten Fenstern strömten die Gerüche der Blumen herein. Die Sonne ging unter und der Himmel war gelb und rot: süßliche, dicke Farben. Dann kamen Schritte näher. Ich hörte eine leise Männerstimme im Garten. Ich war hündisch genug, mich zu verstecken und krabbelte mühsam hinter eine Portiere. Ich wartete ziemlich lange, aber ich wurde durchaus nicht ungeduldig. Geht dies nicht wider alle Erfahrung? Ich hätte doch eigentlich ungeduldig werden müssen. Freilich ein Jüngling wäre zu rasch gewesen. Ich war schlau, vorsichtig und wurde belohnt. Ich fieberte zwar ein wenig hinter der Gardine, aber im ganzen blieb ich doch ruhig und gefaßt.

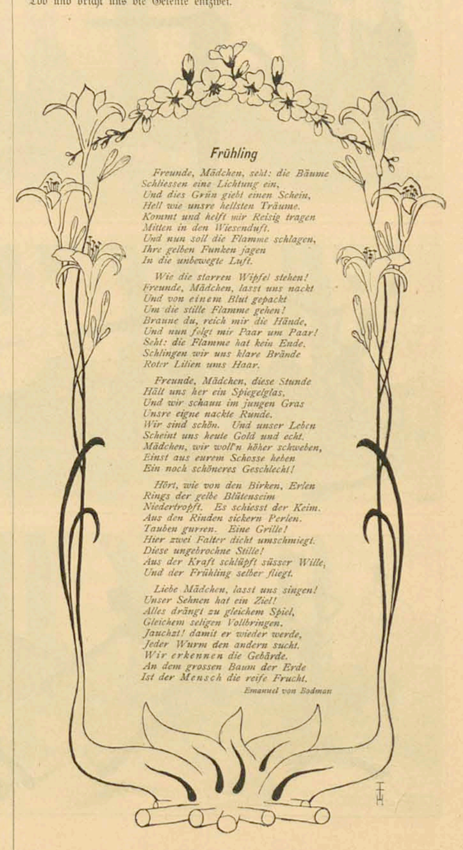
Ich muß noch darüber grübeln, das ist wahr, aber doch nur, weil mir nicht alles mehr erinnerlich ist. Ich sah sie alle beide: Soldan und sie. Sie saß in einem Fauteuil und blickte mit einem fast entsetzten Ausdruck in die Sonnenröte. Der schöne Mann zerblätterte eine Rose. Ich fragte mich, warum sie so lange schwiegen; das mußte doch peinlich sein für beide. Ich vermochte ganz kalt über die Situation nachzudenken, deshalb bin ich eben erstaunt über mich.

Als sie endlich redeten, konnte ich nichts verstehen. Es sauste auch in meinen Ohren. Und dann ergriff Soldan seinen Spazierstock, ging auf sie zu, faßte sie bei den Haaren und schlug sie, daß ich in meinem Versteck mich wunderte, wie sie das überleben mochte. Weiter fühlte ich eben überhaupt nichts. Sie schrie nicht, sie wimmerte nicht. Mit brechenden Augen sah sie zu ihm empor, wie ein verendendes Wild. Und auf einmal hörte er auf, sie zu schlagen, riß sie in seine Arme und küßte sie, wild und immer wilder. Und jetzt brach sie in ein herzzerreißendes Schluchzen aus und klammerte sich fest an ihn.

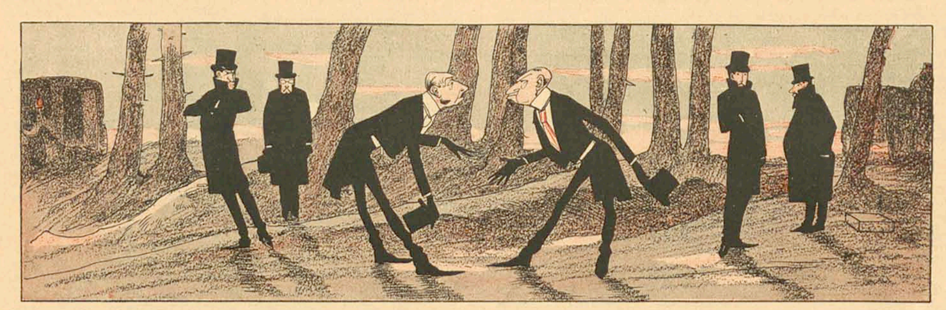
* *

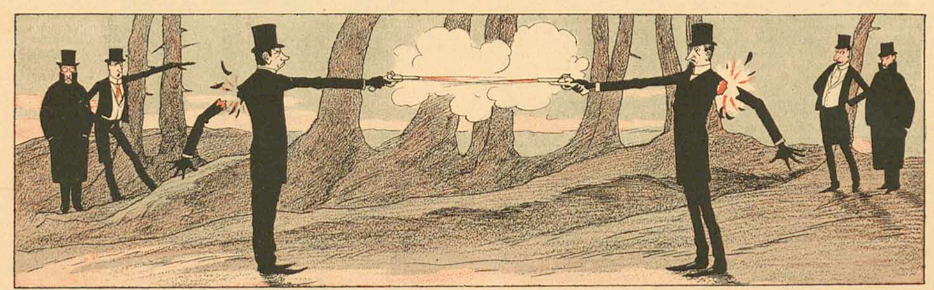
Und was nun? Ich frage mich vergebens. Das ist meine Verzweiflung: ich bin bei ihr geblieben. Den Mut, Rechenschaft zu fordern, hatte ich nicht. Sie hätte mich wahrscheinlich ausgelacht. Sie wäre eine Laus? — Wer ist die Laus —? Wer?

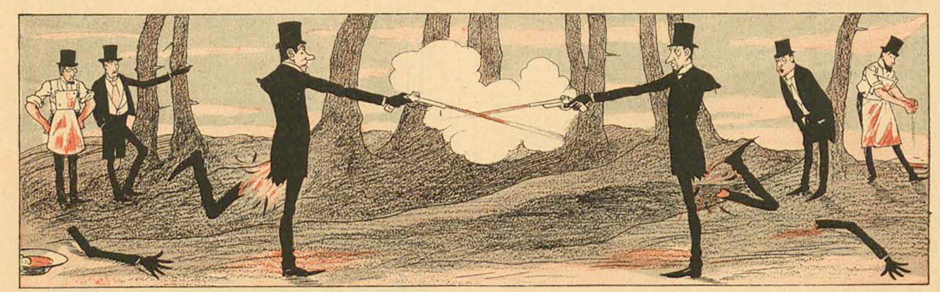
Es ist die Philosophie in diesem Wort. Etwas von der Laus haben wir ja alle an uns, wenn wir auf der Suche sind nach Liebe und Lebensfreude. Und sollten wir dieser Welt, die wir beunruhigen, einstens unbequem werden, dann wird sie uns alsbald loszuwerden wissen. Das Schicksal läßt uns ohnehin nicht zur Ruhe kommen; allenthalben stöbert uns seine rohe Faust auf und raubt uns den Frieden und das erbärmliche lausige Gütchen, das wir besitzen. Und schließlich kommt der Tod und bricht uns die Gelenke entzwei.

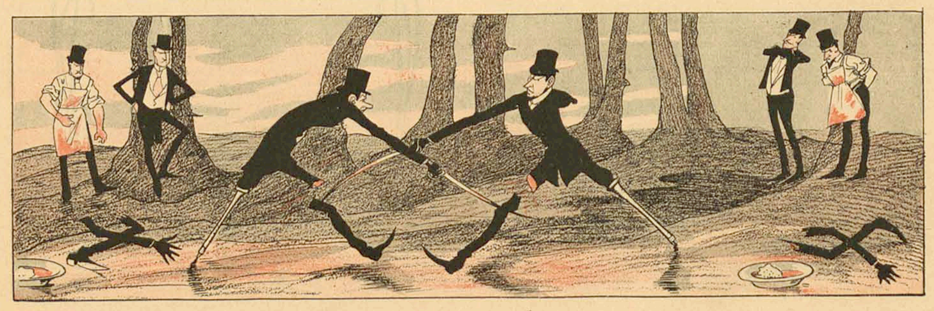


Ein Duell mit

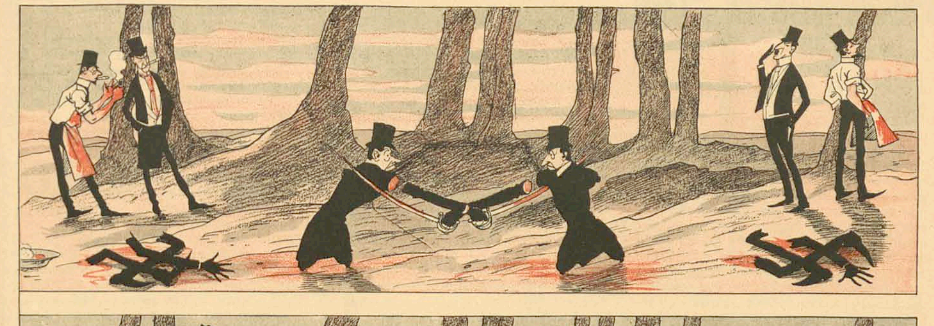


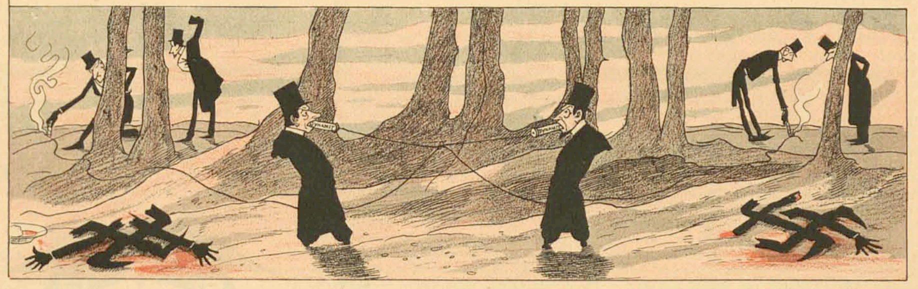


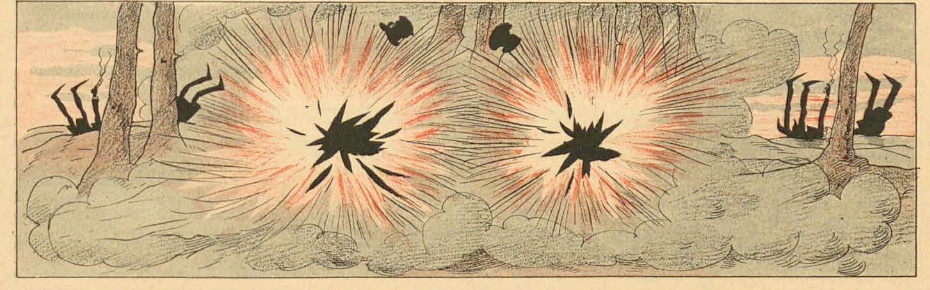


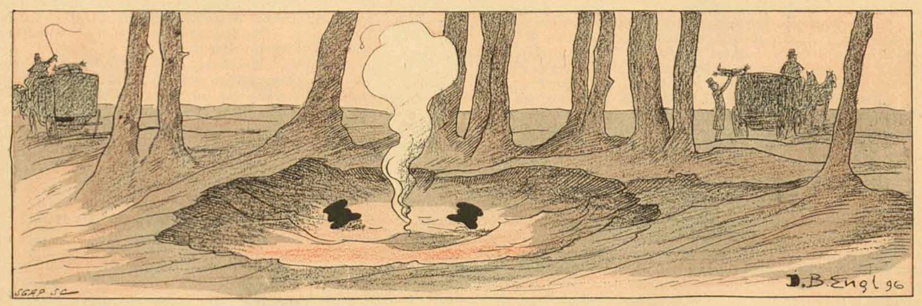


en Bedingungen

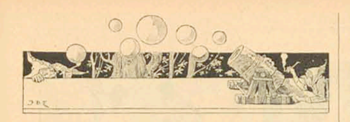








(Zeichnung von J. B. Engl)



Das Lesekabinett

Von

F. Siklóssy

In Paris, in einer der Passagen der großen Boulevards befindet sich ein Lesekabinett, wo sämtliche hervorragende in- und ausländische Zeitungen und illustrierte Zeitschriften aufliegen. Daselbst besteht das Gebot unbedingten Stillschweigens; das wird wohl jedermann begreifen. Hunderte Besucher finden sich ein in dieser Lesehalle und wollen bei ihrer Lektüre billigerweise nicht gestört sein. Darum war's ein harter Schlag, daß in derselben Passage, in unmittelbarer Nachbarschaft, eine Pianofortefabrik ihre Niederlage eröffnete: Klaviere, die auch mit den Fingern gespielt werden können. Denn in der Regel spielen dieselben ganz von selbst, mittelst Elektricität oder dergleichen. Das Klavier spielt und die Tasten bewegen sich, ohne daß jemand dabeisitzt: es ist schauerlich anzusehen. Vor dem Laden staut sich die Menge, um dieses Zauberkonzert gratis zu genießen, drin aber im Lesekabinett wird ebenfalls alles gehört, zum großen Leidwesen der Frequentanten, die doch dagegen nichts machen können. Im Winter, wenn die Thüre geschlossen bleibt, hört man zum Glück die Musik etwas gedämpft; aber es ist und bleibt eine harte Plage für Zeitungsleser, die hier meist aus pedantischen alten Herren bestehen. Die Musik tönt ununterbrochen; vielleicht kann man sich darum an sie gewöhnen. Sowie ein Klavier aufgehört hat, fängt das andere wieder an. Um so gewissenhafter wird daher unter den Besuchern des Lesekabinetts auf Ruhe gehalten. Niemand darf mucksen. Ein leises Husten nur, und aus allen Ecken und Enden treffen strafende Blicke den Frevler. Das nützt höchstens in dem Falle nichts, wenn einer dadurch stört, daß er schnarcht. Das aber duldet man. Von den vielen alten Herren, die hier verkehren, pflegt doch der eine oder der andere einzunicken. Manche sind überhaupt von der Absicht geleitet, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, nämlich zur Lektüre auch das Mittagsschläfchen zu machen. Die Sache ist ja spottbillig. Der Eintritt ins Lesekabinett kostet 30 Centimes; im Abonnement für den ganzen Monat 6 Franks. Da kann man jeden Tag von früh bis nachts lesen und sich wärmen, ausgehen und wiederkommen, wie es einem beliebt. Nur den Mund muß man halten. Blos Schnarchen ist gestattet. Wenn ich daher in den „Fliegenden Blättern“ ausnahmsweise einmal einen Witz finde und über denselben lachen muß, bleibt mir nichts übrig, als rasch die Augen zu schließen und das Lachen bei der Nase herauszulassen; da glauben die alten Herren, ich schnarche.

Und nun denke man sich in diese eisige Versammlung von unerbittlich auf Schweigen haltenden Kahlköpfen ein blutjunges, reizendes Mädchen, die Tochter der Lesehalle, nämlich der Besitzerin des Lesekabinetts, einer sehr wackeren Frau, die unermüdlich dem Geschäfte vorsteht, mehrere Stunden des Tages jedoch in ihrer Hauswirtschaft zu thun hat; da thront dann das junge Mädchen an der Kasse. Es ist ein charmantes Geschöpf, eine schwarzhaarige, schelmisch dreinblickende, pikante kleine Pariserin von kaum 17 Jahren; geboren und erblüht so dicht am Boulevard, und verdammt dazu, täglich mehrere Stunden, stumm wie ein armes Fischlein, in der Gesellschaft greiser Litteraturfreunde zu verbringen, die nicht einmal das leiseste Kichern dulden. Täglich mehrere Stunden, und am Dienstag, den Maman zum Besuchsjour erwählt hat — weil da nur wenig ausländische Zeitungen eintreffen — sogar den ganzen Tag.

Das ist dann mein Tag! Ich gehe nur aus dem einzigen Grunde in das furchtbare Lesekabinett, weil es der einzige Ort ist, an dem ich mir noch jung vorkommen kann. Jeder der Anwesenden könnte noch mein Vater sein. Allerdings auch das junge Mädchen meine Tochter. Aber das ist einerlei; ich bin einmal der Jüngste hier und der einzige Träger eines dunklen Schopfes. Ich kokettiere also mit Fräulein ....., ja wie heißt die Kleine denn nur eigentlich? — Ich weiß es wahrhaftig nicht, konnte sie auch niemals um ihren Namen fragen, da ja hier nicht gesprochen werden darf!

Wir plaudern also stets nur mit Blicken, über eine ganze Gletscherwelt von Glatzköpfen hinweg. Ich sitze immer ganz im Hintergrunde, damit das Spiel nicht auffalle. Wenn man doch nur Gesten beschreiben könnte, wie diese Kleine mir mitzuteilen pflegt, daß sie sich so sehr entsetzlich langweilt! Ich versuchte einmal, die elektrische Klaviermusik von nebenan zur Vervollständigung des Rapports heranzuziehen und legte, als gerade der auch in Paris populär gewordene „Bettelstudent“ gespielt wurde, beteuernd die Hand ans Herz, bei der Melodie: „Nur das Eine bitt' ich dich, liebe mich!“... Die Kleine aber muß falsch verstanden haben und der Meinung gewesen sein, daß ich mit der Hand auf den Magen gedeutet, um auszudrücken, daß ich hungrig sei; denn sie hob, zur Erwiderung, eine Birne und ein Stück Brot in die Höhe, mit der Frage in den Augen, ob ich mithalten möchte?

Es wäre ohnedies umsonst gewesen: denn es war ein noch Jüngerer da, ein bedeutend Jüngerer, der stets nur am Dienstag kam, wenn das Mädchen regelmäßig die Mutter vertrat. Letztere nämlich hatte diesen jungen Mann gebeten, den Ort zu meiden, weil sich die alten Herren über ihn beschwert hatten, daß er zu viel schwatze. Am Dienstag kam er nun und blieb draußen vor dem Fenster stehen, wie um die ausgelegten Romane zu betrachten. Für die Kleine war es das Signal, sich hinauszuschleichen. So geschah es wieder an einem Dienstag. Die alten Herren lasen ruhig weiter; nur ich sah es mit an und war recht eifersüchtig. Es klappte wieder alles wie durch Geisterspuk; denn als das Mädchen sich zu dem Anbeter gesellte, spielte ein Klavier daneben aus „Don Juan“ eine bezeichnende Stelle: „Reich mir die Hand mein Leben, daß ich aufs Schloß dich führ'“... In ein Schloß gerade konnte der junge Mensch sie nicht führen, sondern höchstens in eines der dunklen Treppenhäuser dieses uralten Boulevardgebäudes, wo nicht einmal ein Schloß zum Absperren vorhanden. Und dennoch blieben sie diesmal so lange. Das verhexte Klavier spielte aus „Lohengrin“ den Hochzeitsmarsch. Aber das war gewiß übertrieben!

Währenddessen war ein neuer Besucher nach dem andern ins Lokal getreten, und alle legten, wie in solchen Fällen üblich, das Eintrittsgeld von 30 Centimes auf den jetzt unbesetzten Kassentisch. Und weil gerade ein Unglückstag war, erschien plötzlich „Maman“, die Eigentümerin des Lesekabinetts, gestiefelt und gespornt, in großer Besuchstoilette. Irgend ein besonderer Zufall mußte sie früher als gewöhnlich zur Rückkehr von ihrem gewohnten Ausgange bewogen haben.

Madame schien nicht wenig bestürzt, den Wachtposten leer zu finden. Wohldisciplinirt aber, wie sie war, öffnete sie nicht den Mund zu einer Frage. Die alten Herren lasen immer weiter, ohne Ahnung von der kummervollen Empörung in der Seele dieser Frau und Mutter. Und welcher Fragen hätte es auch bedurft? Da lagen ja die vielen abgesonderten Häuflein Kupfermünzen; jeder nur einigermaßen mit der Besuchsstatistik der Lesehalle Vertraute hätte aus diesen Beweisstücken die Dauer der Abwesenheit des Fräulein Tochter bereits auf mindestens eine halbe Stunde schätzen können.

Die Frau begab sich hinaus, offenbar um bei den benachbarten Geschäftsleuten in der Passage Nachfrage zu halten, was jedoch kein Resultat geliefert zu haben schien, da Madame bald zurückkam und schweigend an der Kasse Platz nahm.

Ein edles Gefühl überkam mich: ich wollte mich hinausverfügen, um das Pärchen zu suchen und vor der drohenden Gefahr zu warnen. Unglücklicherweise aber warf ich beim Aufstehen den hingelegten schweren Stock eines Nachbars um, auf welches Geräusch hin sofort hundert wilde Blicke mich trafen und von allen Seiten unwillig gezischt wurde, sodaß ich voll Scham auf meinen Sitz zurücksank. Überdies wär's bereits zu spät gewesen. Die Familientragödie war nicht mehr abzuwenden. Das Pärchen erschien, kaum daß die alten Herren wieder in die Lektüre versunken waren, vor der Glasthüre draußen, lächelnd gesprächig und vollkommen ahnungslos; sie nahmen jetzt rührenden Abschied von einander.

Da — wie eine wilde Katze, augenfunkelnd und geräuschlos — schoß Madame vom Kassenpult hervor und erschien wie ein rächendes Gespenst in der Thüre.

Die jungen Leute wurden vom Entsetzen ergriffen. Der Bursch ward feuerrot, die Kleine aber leichenblaß. Madame zog ihre zitternde Tochter beim Arm herein und schüttelte die Faust gegen den Jüngling, woran sich eine Geste schloß, daß er augenblicklich seiner Wege gehen möge. Die Thüre wurde ihm vor der Nase zugemacht. Der Unglückliche schien erst in seiner Tasche zu suchen, nach 30 Centimes Eintrittsgeld, zog aber die Hand leer wieder heraus, weil er sich eines Besseren besann; oder weil er die 30 Centimes nicht hatte. Er zeigte eine Weile noch sehr zerknirschte Mienen, und eines der Klaviere spielte jetzt — straf mich Gott! — wieder den „Etudiant pauvre“: — „Und ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt“... Bei diesen Klängen ging der Jüngling gesenkten Hauptes fort.

Aus bekanntem Grunde konnte die Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter nicht hier im Lesekabinett erfolgen. Ruhig und ohne von dem ganzen erschütternden Liebesdrama das Mindeste gemerkt zu haben, lasen die vielen alten Herren weiter: und ich selber hatte, aus Zartgefühl, die „Times“ ergriffen und mich ganz darin vergraben.



Die Unterzeichneten beabsichtigen zu Weihnachten eine neue, ganz eigenartige, reich illustrierte

Kinderpublikation

erscheinen zu lassen, bei der das Prinzip „für Kinder ist nur das Beste gut genug“ befolgt werden soll.

Wir bitten die Autoren und Künstler, die sich dafür interessieren, uns durch ihre freundliche Mitarbeiterschaft das Gelingen eines Unternehmens zu ermöglichen, das in den Kindern durch wahrhaft künstlerische, dem kindlichen Verständnis angepaßte Beiträge den Sinn für Kunst und Poesie zu erwecken suchen soll.

Es werden an Beiträgen gebraucht werden: Märchen, Geschichten aus dem Kinderleben (im Umfang bis zu 200 Zeilen), Gedichte, Scherze, Lieder, Rätsel, Spiele, kleine zur Illustrierung geeignete humoristische Einfälle u. s. w.

Die Honorierung wird in einer angemessenen Weise geschehen.

Alle Beiträge sollen so gehalten sein, daß sie den Kleinsten verständlich, auch den Größeren ergötzlich sind und selbst den Erwachsenen, die sich einen naiven Sinn bewahrt haben, Freude bereiten.

Albert Langen-München Verlagsbuchhändler. **Ernst Brausewetter-Berlin** Schriftsteller.

Die Beiträge sind zu senden an: **E. Brausewetter, Berlin W., Leipzigerstraße 4.**

Unser Preisausschreiben

Bei der großen Zahl der Einsendungen (443 mit Kennwort versehene Arbeiten) ist es uns leider nicht möglich, vor der ersten Nummer des neuen Quartals (Nr. 14) die Preise bekannt zu geben.

Wir wiederholen unsere neuen Preisausschreiben von **M. 100.**— für das beste sangbare Lied aus dem deutschen Volksleben, und **M. 100.**— für die beste Anekdote von 30—40 Druckzeilen. Termin: 10. Juli. (Verschlossenes Couvert und Kennwort.)

Allgemeine Schwäche

Herr **Dr. med. Rosenfeld** in **Berlin** schreibt: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. *Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.*“

Herr **Dr. med. Offergeld** in **Köln a. R.**: „Was mir an der Wirkung besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark appetitanregende Wirkung und *insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesammten Organismus.*“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin. (D. R. Patent No. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versandt durch uns. **Litteratur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Ausführliches Verzeichnis

Photographischer Litteratur

(Bücher u. Zeitschriften) kostenfrei.

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Die neuen Schildbürger.

Reich illustriert von Ludw. Stutz. Eleg. geb. m. farb. Titelzeichnung. Preis 3 M.

Ein Buch voll des echten und rechten Humors, das Jedem Freude und Vergnügen machen wird und den Leser in jene freundliche Behaglichkeit versetzt, die ein gutes und unterhaltendes Buch bereiten soll.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Bad Brückenau.

Altbewährtes Stahl- und Moorbad, am südwestlichen Abhange des bayerischen Rhöngebirges, 300 Meter über dem Meere, inmitten prächtiger Buchenwälder idyllisch gelegen (Bahnstation). Besitzt **drei heilkräftige Mineralquellen,** Stahl-, Sinberger- und Wernarzer Quelle zur Trinkkur. Musterhaft eingerichtete Stahl-, Moor-, Sole- und Douchebäder. Milch-, Kefyr-, Molkenkur; Inhalation u. Massage. Wohnungen in 10 kgl. Kurhäusern. Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise. Komfortables, neues Kgl. Kurhaus, Kurkapelle, Unterhaltungen, Jagd und Fischerei. Berühmtes von König Ludwig I. erbautes Konversationshaus. Saison Mai bis September.

Prospekte und Auskünfte gratis und franko durch

Die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Melusine

Ein Liebesroman

von **Jakob Wassermann.**

Preis 2 M. 50 Pf.

Über dieses packende Buch sind bereits die ausgezeichnetsten Kritiken eingelaufen.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von **lieblichem Wohlgeruch;** erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis in's Alter zart und geschmeidig.**

Nur ächt

mit der vollen Firma des Erfinders

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Laterna magica

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Vierteljahrsbl. für Projektionskunst. Jährl. M. 3.— Prospekte gratis.

Soeben erschienen:

Paul Cahrs

Josef Geiger

Roman aus dem Münchener Künstlerleben. Illustrierter Umschlag von F. Wahle

Preis 2 Mark 50 Pf.

1000 echte Briefmarken

worunter Mexico, Japan, Rom, Chile, Cap, Argentina, Ceylon, Brasil., Victoria, Java etc.

und 1 eleg. Album zus. für 1 Mark.

M. Gehsemann, Hamburg.

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Photographische Apparate.

Leichte Handcameras aller Art mit einfachster Plattenwechslung. Sämtliche Bedarfsartikel. Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Ein **eminentes Kulturbild** aus dem großen Entwicklungsjahr, ein Buch von **internationalstem Interesse,** zusammengestellt aus noch unveröffentlichten Dokumenten aus der Feder **Bakunins,** des Begründers der **modernsten politisch-sozialen Strömungen;** aus derjenigen **Karl Marx's, des großen Nationalökonomen.** Daneben hochinteressante Briefe des Philosophen und Kunsthistorikers **Arnold Ruge** aus und über das in vollster Gährung begriffene **Paris der zweiten Republik;** Briefe des Revolutionärs **Hecker** aus den Tagen des **Badischen Aufstandes.**

Die Perle der Sammlung bildet eine **überaus lebendige, hochdramatische Schilderung** der Schicksale der deutschen **Freischarenlegion** aus der Feder der heute noch in Paris lebenden, hochbetagten **Wittwe des Dichters Georg Herwegh, Emma Herwegh,** die **Barikadenheldin,** wie ihre Zeit sie nannte, hat an dem Zug der deutschen Legion, von Straßburg durch den Schwarzwald und an dem unglücklichen Gefecht bei Dossenbach persönlich, als junger Kämpfer verkleidet, teilgenommen und ihre Darstellung atmet eine **Frische,** wie man sie in der gesamten Memoirenlitteratur vergeblich sucht.

Dem **Historiker** und **Kulturforscher** ist das Buch nicht minder willkommen wie dem großen Publikum, indem es bisher schmerzlich empfundene **Lücken in der Geschichte** ausfüllt und die für uns vielfach ins Dunkel gerückte Zeit im grellsten Lichte **lebendiger Thatsachen** zeigt.

Amateur-Photograph

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Ill. Monatsblatt Jährlich M. 5.—

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen

Catilina

Drama

1 Mark 50 Pf.

Überall zu haben.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.

Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.

On parle français. English spoken.

Gedächtnis.

Die **Meggendorfer Blätter** schreiben in Nr. 266 vom 30. Januar 1896:

„Die ‚Gedächtnislehre‘ des Herrn Christoph Ludwig Poehlmann, München, welche auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, hat gleich nach ihrem Erscheinen berechtigtes Aufsehen hervorgerufen, und eine stattliche Anzahl von Schülern bestätigt in glänzenden Zeugnissen die erzielten Erfolge. — Die Lehre des Herrn Poehlmann hat nichts mit der Mnemotechnik zu thun, sondern sie bezweckt eine Heilung unserer nervösen Zerstreutheit und Gedächtnisschwäche, sie will den Lernenden an Selbstvertrauen, an einen eigenen, aber energischen Willen gewöhnen, und durch Beispiele auf fast allen Gebieten der Wissenschaft wird in den Lehrkursen die Brauchbarkeit des Poehlmann'schen Systems bewiesen.

Die Unterrichtsbriefe steigern gewissermassen nach und nach das schwache Gedächtnis, bewirken eine Art geistiger Wiedergeburt.

Beim Schlussbriefe angelangt, wird jedermann, der mit Interesse den Poehlmann'schen Kurs durcharbeitete, gestehen, dass er, gleichviel welchem Berufe angehörend, befriedigende Resultate erzielte.

Soeben erschien eine neue Auflage der Poehlmann'schen Gedächtnislehre und empfehlen wir das Studium derselben aufs wärmste.“

Prospekt mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von **L. Poehlmann,** Weinstrasse 6, **München B. 12.**



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches,** vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2maligem Einreiben mit **„Loreley“** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley“** erzeugt **Haarwuchs,** wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Löthapparat für Jedermann

dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4,—.** Versand d. **Feith's Neuheiten-Vertrieb, Berlin C.,** Seydelstraße 5.

Epochemachende Forschung

von Hr. Excellenz Staatsrat Dr. Seligson über die **Stammhalterfrage.** Dankesschreiben hoh. Persönlichkeiten. M. 3.60. Zu beziehen von jeder Buchhandlung u. direkt vom Verlag

Seitz & Schauer, München.

Der Rathgeber,

V. Jahrgang

für Besitzer von Werthpapieren, Zuverläss. Auskunft,

wird kostenfrei versandt vom Bankhause

E. Calmann, Hamburg.

Projektions-Apparate

Scioptieons, Nebelbilder-Apparate für Petrol.-, Kalk- und elektrisches Licht.

Photogr. u. gemalte Projektionsbilder

in grösster Auswahl, aus allen Gebieten.

Man verlange gratis **Neues illustriertes Projektions-Verzeichnis.**

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers

Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers

Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers

Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ein Mäcen

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Nun ich mich endgültig von den Geschäften zurückgezogen, habe ich den Entschluß gefaßt, auch etwas für die Kunst zu thun. Ich habe soeben bei Herrn Thomas Theodor Heine unser Porträt bestellt.“

1. Jahrgang Nr. 13

Preis 10 Pfg.

27. Juni 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.** (Bringerlohn 25 Pfg.) Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile **1 Mk. 50 Pfg.**

Nach 25 Jahren

(Zeichnung von Th. Th. Heine



Er: „Es gab eine Zeit, wo du mich ebenso lieb hattest.“

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Natürliche Begabung

Von

Adolf Paul

Es war eine wahre Sündenstrafe, anhören zu müssen, wie die Henne gackerte!

Wenn sie des Morgens herauskam, stellte sie sich mitten in die Sonne, streckte ihren Hals aus und gaffte, als wollte sie die ganze Welt verschlucken.

Und dann kam aus ihrem Schnabel ein Laut hervor, welcher aus allen denkbaren Mißlauten zusammengesetzt schien. Worte können nicht beschreiben, was die Henne alles prästieren konnte.

Alle Nachbaren verzweifelten.

Ein alter Herr brummte und donnerte über die Nachlässigkeit gewisser Leute, die partout Hühner haben wollten, aber ihnen nichts zu essen gaben! Und friedfertige Mitbürger wurden von ihrem hungrigen Geschrei zu Tode gequält.

Eine alte kluge Frau, welche alles so gut verstand, sagte, daß, wenn sie nur walten dürfte, würde die Henne bald mit ihrem Gackern aufhören! Sie wüßte schon, warum die Henne das thäte!

„Aber gewisse Leute sind zu dumm! Hühner halten sie, aber keinen einzigen Hahn!“

Die Henne selbst hatte die größte Verachtung für alle jene Ansichten.

„Der Pöbel!“ gackerte sie. „Der Pöbel ist dumm, — versteht nichts von Kunst! Und meine Eigentümlichkeit am allerwenigsten! Perlen für Schweine!“

Sie schrie wahrhaftig nicht nach Essen, sie war kein solches Magentier! Und gar Eier legen! — Konnte ihr nie einfallen — nicht mal im Traume! Sie lebte nicht für so etwas, — und außerdem konnte sie die kleinen Küchel nicht ausstehen!

Sie glaubte nämlich, sie sei ein Gesangsvogel.

Dort weit von ihr am Waldessaume saß eine Nachtigall und sang so wunderlieblich. Sie wurde zwar ein wenig melancholisch gestimmt, wenn sie sie hörte! Aber — eine unmögliche dünne Stimme hatte sie! Und konnte ja nur solche Kunststücke, die keine ehrliche Henne verstehen konnte! Sie konnte ja nicht einmal ein einziges ehrliches Gackern hervorbringen!

Wie anders war es nicht mit ihr selbst!

Sie hatte den Glauben, den Glauben an ihre natürliche Begabung, und es war wahrhaftig vorsichtig von der Nachtigall, daß sie die Konkurrenz mit ihr vermied!

Eines Tages wurde es dem Hahne des Nachbarn doch zu viel ihres Gackerns. Er fühlte etwas in seiner Brust sich regen, — ob Mitleid, ob Sehnsucht, ob Liebe, — das konnte er sich nicht klar machen. Aber er fühlte sich zu jener Henne hingezogen, er mußte sie besuchen, sie trösten! Sie war wohl allein und unglücklich!

Er flog auf die Mauer zwischen den Höfen, und hinab auf den Misthaufen, von welchem er hinablief mit langen Schritten, hängenden Flügeln und gesenktem Haupte.

Die Henne wurde auf einmal stumm, zwinkerte mit den Augenlidern, drehte ihren Kopf nach rechts und nach links, und wunderte sich, was er wohl von ihr wollte, jener, welcher so schnell daherkam, daß die Bauchfedern den Boden berührten.

Sie bekam es gleich zu wissen, — aber der Anstand verbietet, ihre Überraschung näher zu schildern.

Genug: als der Hahn wieder den Misthaufen hinaufstieg, um in seinen legitimen Hühnerhof hinein zu fliegen, da fühlte sie es so wunderlich, so, als hätte sie einen Teil ihres Selbst verloren.

Sie zwinkerte mit den Augen, drückte schmerzerfüllt den einen Flügel an ihre Brust, ließ den anderen schwer und machtlos zu Boden hängen, erhob ihre Stimme, ihre herrliche Stimme und klagte, deklamierte von dem Elenden, dem Verräter, welcher sie verließ, — welcher ihr die Ehre geraubt! — Und sie beteuerte, daß, wenn sie noch so berühmt, noch so geehrt würde, ihre Ehre könnte sie nie wiederkriegen! Und die Nächte hindurch träumte sie nur davon, wie sie sie verloren, — und des Tages gackerte sie es zornentbrannt einer ganzen Welt vor.

Das ging denn doch seiner Ehre zu nahe, dachte der Hahn.

Er flog wieder auf die Mauer hinauf und ließ ein Achtung verlangendes Kikeriki! hören.

„Was gackerst du da von Ehre? Die hast du ja schon gehabt! Und sie ist etwas, das fort soll. Henne, wie bist du ehrgeizig! Jetzt sollst du keine Ehre mehr haben, sondern Eier und Küchel! Und Mondscheinlieder singen, davon kannst du ablassen. Deine natürliche Begabung liegt nicht in dieser Richtung.

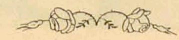
Singen sollst du wohl — aber nur, was du kannst! Und kannst du nichts anderes, sollst du wenigstens Wiegenlieder summen! Und wenn du eines Tages keinen Text zu solch einem Liede mehr hast, dann können wir ja wieder miteinander sprechen! Aber bis dahin — besuche ich eine andere Henne!“

Der Hahn war nämlich Bohême. Und ein praktischer Hahn macht sich seine eigene Moral, und den Hühnern eine andere. Er wußte, was er wollte, ging fest und zielbewußt sein Hahnleben hindurch, und konnte jenen armseligen Spießbürgerhähnen, die nichts wagten, große, starke Worte davon sagen

Die Gesangshenne stand da und sah ihm verwundert nach, — drehte ihren Kopf nach links und nach rechts, sah mit dem einen Auge gen Himmel und mit dem anderen gerade zur Erde, — drehte den Kopf wieder zurecht, zwinkerte mit den Augenlidern und öffnete dann entschlossen ihren Schnabel, als wollte sie der ganzen Welt etwas gerade heraus sagen.

Aber sie machte den Schnabel wieder zu, ohne ein einziges Gackern hören zu lassen. Sie machte nur zwei lange Schritte vorwärts und streckte ihren Hals aus, als wollte sie in den anderen Hühnerhof — wo das weiße Legehuhn herumspazierte, hineinsehen. Und sie knurrte lüstern einigemal.

Er hatte doch seine eigentümlichen Ansichten von natürlicher Begabung, jener Hahn! — Und wie er einen davon überzeugen konnte!



Über Gräbern

Von Carl Busse

Ich bin viel auf Friedhöfen gewesen, bei Tage und bei Nacht. Hinter unserm Garten lag gleich einer. Er wird nicht mehr benützt. Schon hatten sich die Gräber tief gesenkt und allerhand Moosflechten bedeckten schwere Steine mit erblindeten Inschriften. Darüber aber rauschten uralte Bäume — ich glaube wohl: Linden. Denn im Sommer war ein süßer Duft auf dem alten Kirchhof, daß ich ihn jetzt noch zu spüren meine, wenn ich daran denke. Ein Bretterzaun verschloß uns die Aussicht und davor standen noch zu alledem undurchdringliche Himbeerhecken. Wenn es da nicht die Thür gegeben hätte! Eine graue verwitterte Thür, auf der mit Kreide eine Scheibe gemalt war. Nach dieser Scheibe schossen wir mit dem Blasrohr, weil in dem morschen Holze die Pfeile so schön hängen blieben. Und nur an zwei Tagen schossen wir nicht. Einmal nicht im Frühling. Wenn der letzte Schnee kaum geschmolzen war und im ersten Lenzwind die feuchten Hecken gegen den Zaun schlugen, ward mit rostigem Schlüssel das rostige Schloß geöffnet. Wir Kinder standen davor mit glänzenden Augen, und doch war so ein geheimes Bangen in uns wie vor etwas Unbekanntem und Schaurigem. Ich weiß noch, daß wir nie laut zu sprechen wagten, wenn wir zwischen den Gräbern hin und her gingen, und der kleine Thomas Kutzner, vom Kreisrichter der Älteste, kam einmal auf Fußspitzen auf mich zu. Das prägte sich mir ein. Aber es schien mir nicht komisch, gar nicht. Und was wir auf dem alten Kirchhof thaten? Wir suchten die ersten Veilchen dort. Ja, so war es in der That, wenn dieser oder jener auch ein Gesicht schneiden wird. Denn merkwürdig: nirgends blühten die Veilchen früher, nirgends dufteten sie süßer als auf jenem verwilderten Fleckchen Erde. Ob deshalb, weil jener Boden mit so vielen Thränen begossen war? Ob deshalb, weil die Schlafenden mit den halbverfallenen Hügeln über ihren Särgen die zarten Pflanzen vor Wind und Wetter schützten? Wer will das wissen? Aber es ist und bleibt wahr, ich habe nie wieder so schöne Veilchen gehabt wie damals, und auf der Stätte des Todes regte sich am frühesten das keimende Leben.

Dann wurde, wie ich schon erzählt habe, die Pforte noch einmal geöffnet. Aber es war kein Frühling. Sondern die Kastanien hatten ihre braunen Blätterhände schon abgeworfen und die grünen stachligen Hüllen waren auch schon von den glänzenden Früchten gefallen. Unter welkem Laub, wohlverwahrt, hüteten wir diese Früchte, und nur manchmal ward eine Handvoll davon genommen, um sie heimlich ins Küchenfeuer zu stecken. Das prasselte und knallte dann wie Schüsse, und unsre Köchin wäre beinahe vor Angst in Ohnmacht gefallen. Jedoch sie that es nicht, weil die damaligen Köchinnen noch nicht so viel auf Vornehmheit gaben, und schmetterte uns dafür nur eine Standrede mit symbolischen Handbewegungen, aber ich wollte ja nicht von der dicken Köchin reden und nicht von den Kastanien, sondern von den Gräbern und Grüften. Wenn also die Spaliere wie glattgefegt waren und die Vögel ihre Mühe hatten, sich zu verbergen, wenn nur noch der Buxbaum in Reih und Glied stand gleich der alten, sich nie ergebenden Garde, und für den Windmüller Thiel vor der Stadt die schönste Zeit kam — dann kam auch der Tag, wo wieder der Schlüssel im Schlosse kreischte und sich aufthat, was verloren und vergessen so lange geruht. Ich vergesse diesen zweiten Tag so wenig wie den ersten. Denn der zweite brachte mir nie ein Veilchen, einmal dafür aber eine Backpfeife. Und das ging so zu. Nämlich ich glaubte einst genügenden Grund zu haben, mich über meinen Vater, der seine Seele von Söhnchen nicht verstand, zu ärgern. Und als es dann hieß: „wir gehn auf den alten Kirchhof,“ verzog besagte Seele das Näschen und bemerkte über die beiden Achseln weg: Allerseelen sei ein katholisches Fest und als guter Protestant habe man die Katholischen, die alle falsch seien, zu hassen. Woraus hervorgehe, daß der alte Kirchhof mir gestohlen bleiben könne und die dort begrabenen in bedauernswertem Unglauben gestorbenen Leute in ihrer Hölle genug Licht hätten, man also nicht mehr auf ihre Gräber Kerzen zu pflanzen brauchte.

Es war schön gesagt. Ich hatte so das Empfinden, als wäre eben eine Heldenthat geschehen, die der Menschheit ein neues Licht über Christenpflicht im allgemeinen und protestantische Christenpflicht im besonderen aufsteckt. Unwillkürlich richtete ich mich auch auf, machte mich größer. Jetzt denke ich mir manchmal, so muß Goethe sich aufgerichtet haben, als er den letzten Strich am Faust gethan. Leider spielte mein Vater diesmal Schicksal. Es schritt schnell. Schritt in beängstigender Weise gerade auf mich zu. Ich sage es mit Schmerz: er verstand mich nicht. Denn meine schöne Rede hatte ihm so wenig imponiert, trotzdem sie über die linke Achsel weg gehalten war, daß er mich mit verzweifelt kurzem Griff an meiner kühnen Max- und Moritz-Locke packte. Warum soll ich verschweigen, daß ich schrie? Alle großen Männer haben sich einmal vergessen. Es war auch nicht so sehr Furcht. Sondern ich schrie mehr aus Tradition. Es war gewissermaßen eine konventionelle Lüge: es gehörte nun einmal zu dem väterlichen Handgriff. Leider ließen die kräftigen Finger meinen Schopf nicht los. Und dann kam etwas durch die Luft —f—f—f—, und dann klatschte etwas — watsch!, und dann brüllte etwas noch stärker. Das erste Etwas war die freie Hand meines verständnislosen Erzeugers, das zweite Etwas entstand durch die Berührung bewußter Hand mit meiner erschauernden Backe, und das dritte Etwas war mein Mund oder verallgemeinert: meine ganze vielversprechende Persönlichkeit. Ich hatte zu viel physische Neigungen zu berücksichtigen, um alle Details der Rede zu vernehmen, die mein Vater mir hielt. Nur Worte drangen an mein Ohr, das trotz der bedenklichen Situation weiter funktionierte. Worte, die durcheinanderwirbelten, Worte mit leisem Accent, die nebensächlich, beinah verächtlich erschienen, wunderlicherweise auch die Worte: protestantisch und katholisch; dann andre, die wie Trompetenstöße klangen, wie Signale. „Christlich“ war darunter: „menschlich“ auch. Was scherten sie mich? Erst später dachte ich mir: mein Vater war gewiß das, was man „human“ nennt oder „tolerant“. Und dachte weiter an die Humanitätsreligion unsrer Vorfahren. Seitdem verband ich jedoch gleichzeitig eine unangenehme Empfindung damit. Und so ward auf meine ganze Weltanschauung durch eine einzige Backpfeife eingewirkt.

Allerseelen im alten Friedhof. Wißt ihr, wie seltsam das ist? Droben der mächtige Himmel, Zacken und Fetzen von Wolken, die dahinziehn grau und dunkel, nur manchmal unterbrochen von verschwimmender milchiger Helle. Keine Minute ist Ruhe. Überall ist der Wind, nicht laut, gewiß nicht. Aber ewig raschelnd, bald über euch im Geäst der nackten Linden, bald neben euch in nassen Hecken; immer, wo man ihn am wenigsten vermutet und wo man am meisten vor ihm erschrickt. Und dazu, hier und dort bleiche Lichter, mit merkwürdig totem Glanz trotz der bewegten Flamme. Man hat Gläser darüber gestülpt, Gläser mit einer kleinen Öffnung oben, um das dürftige Leuchten zu schützen und zu erhalten. Im dünnen gelblichen Scheine sieht man ein paar neue Kränze, ein paar frische Blumen. Auch sie seltsam bleich, wie erstorben; Spätlinge vom Wegrand oder aus kleinen Bauerngärten: Astern vor allem und Strohblumen, Immortellen. Ob es das Licht macht, daß sie so wunderlich aussehen, so leblos, ganz wie Papierblumen?

Der Kerzen sind nicht viele. Hier ein paar, drüben einige, andre auf dem Grabe des einstigen Dorfschulzen. Seine Töchter leben noch. Die jüngste ist an den Lehrer verheiratet. Sie hat gewiß auch in frommer Erinnerung die Lichter hierher gebracht. Aber je heller es da strahlt, um so dunkler gähnen die übrigen Hügel. Es ist, als schämten sie sich, daß sie ungeschmückt und unbeleuchtet seien. Es ist, als wollten sie sich noch mehr verkriechen, als schrumpften sie in sich selbst zusammen. Es ist schaurig.

Als wir ins Haus gingen, faßte mich der kleine Thomas an der Hand. „Bleib,“ sagte er. Eben pfiff der Wind stärker als bisher durch die Äste und alles Reisig. Die Linden drüben vom Friedhof schauerten bang. Ein eigener klagender Ton drang über den Zaun.

„Das sind die, die keine Lichter haben,“ sagte der kleine Thomas mit Augen, die erschrocken und halb feucht waren. „Sie weinen im Grab.“

Mein Vater rief. Es zog zu sehr durch die offne Hausthür. So konnte ich ihm nur erwidern: „Du bist dumm.“

Er war es gewohnt, das von mir zu hören. Er sagte auch nichts dagegen. Ich glaube, er kam überhaupt weniger meinetwegen zu uns, als um des alten Friedhofs willen. Er hatte die Gräber gern. Ich entsinne mich, daß wir im Schuppen einmal dicht bei einander saßen. Draußen strömte der Landregen nieder, verstärkte sich bald, schwächte sich bald auch wieder ab. Ich hatte mich der mühevollen Thätigkeit unterzogen, meine Hosen an den Knieen mit den Handflächen recht blank zu scheuern. Thomas Kutzner sah mir lange zu, ohne das Bedürfnis zu verspüren, mir nachzuahmen. Plötzlich fragte er mich:

„Du . . ?“

Ich rieb und hob den Kopf.

„Liegen die Toten im Sarg auf dem Rücken?“

Ich rieb und antwortete: „Natürlich. Sollten sie etwa aufm Bauch liegen? Mancher hat doch son dicken, daß er wie eine Schaukel wackeln müßte!“

Es war still. Nur der Regen, der ewige Regen. Diesmal hatte ich das Putzen sogar aufgegeben und betrachtete prüfend das Resultat meiner Bemühungen. Es war nicht übel. So eine Art fettiger Spiegelscheibe war schon in vielversprechendem Glanze vorhanden.

„Nanu kommt der Tropfen,“ sagte da der kleine Thomas plötzlich, „und fällt auf das Grab. Und dann kommen andre Tropfen, die fallen auch auf das Grab, und die ganze Erde wird feucht und das Holz wird feucht vom Sargdeckel, und wenn das ein paar Tage regnet, dann dringt es durch und —“

Ich sah ihn verwundert von der Seite an.

„Und dann fällt dem Toten der Tropfen auf die Nase oder auf den Mund — wie das sein muß!“

Er zuckte ordentlich zusammen. Was ich antwortete, hab' ich vergessen. Ich werde wohl wieder gesagt haben: „Du bist dumm!“

Ein paar Wochen darauf hat mir der kleine Thomas gestanden, wie er nachts oft im Bett gesessen hat, wenn der Regen draußen an die Fensterläden schlug, wenn der Sturm sich in heulender Wut dagegen warf. Er mußte dann immer an die Toten denken auf dem alten Kirchhof. Es wollte nicht in seinen Kopf, daß sie nicht frieren, daß sie die feuchte Nässe nicht empfinden, das Heulen des Windes nicht hören sollten. Er war ein wunderlicher Junge und eigentlich mocht' ich ihn nicht. Beim Soldatenspielen war er nicht zu brauchen. Er ließ sich schlagen, ohne recht wieder zu prügeln. Dafür hatten wir andere nur Verachtung.

Wenn ich jetzt zurückdenke, scheint es mir, als wären der Lichter mit jedem Allerseelentage weniger geworden. Es wird wohl auch stimmen. Seit Jahren wurde nun schon niemand mehr auf dem Friedhof, der ausgedient hatte, beerdigt. Die Gräber sanken ein, wurden vergessen. Die Angehörigen all derer, die hier ruhten, gingen längst wieder mit erhobenem Haupte im Sonnenschein des munteren Lebens. Alltagsmühen und Sonntagsfreuden füllten sie aus — was blieb den Toten? Nichts.

Und dann verloren die verfallenden Hügel auch ihren letzten Freund. Der kleine Thomas hatte die Gräber so geliebt. Er ward früh wiedergeliebt von ihnen. Aber er kam auch auf den neuen Kirchhof. Es war ein Sonnabend, als er starb. Ich weiß das, denn als ich, des freien Nachmittages froh, aus der Schule kam, sagte es mir mein Vater. Und da ging ich im schwarzen Sammetanzug herum.

Der fünfjährige Emil stand vor der Thür. Als er mich sah, lächelte er beinah verschämt.

„Thomas ist tot,“ sagte er. „Er kommt in ein Grab. Kommst du auch zum Begräbnis?“

Ich nickte nur, dann trat ich ein. Er war noch nicht im Sarge, aber er hatte schon ein weißes langes Totenhemd an, das ihn fast ganz bedeckte. Mir fiel auf, daß seine Nase größer war als sonst. Die Augen waren geschlossen. Ein weißes Tuch war fest um den Unterkiefer geschlungen und über dem blonden spärlichen Haar geknotet.

Ich wollte ihm die Hand hinstrecken, aber ich besann mich. Und wie ich so stand, fiel mir der Schuppen ein. Bei Gott im Himmel: der Schuppen, der Regen, meine blankgescheuerten Hosen und die Worte, die der kleine Thomas damals gesprochen. Dann kommt ein Tropfen und noch einer — und endlich fällt der Tropfen dem Toten auf die Nase.

Auf die Nase, dachte ich. Und der kleine Thomas hat jetzt eine so große Nase bekommen im Sterben. Und hier fällt der Tropfen hin, wenn es regnet.

Dabei tippte ich mit dem Finger auf den Fleck in seinem Gesicht. Hu, das war kalt. Aber als ob ich den Finger nicht wegziehn konnte! Ich kriegte Angst, eine heimliche, furchtbare Angst — und mein Finger — und der Tropfen —

Ich hab aufgeschrien. Und ich nahm schnell ein Tuch, das warf ich meinem Kameraden übers Gesicht. Jedoch die Mutter wird es nachher wohl entfernt haben und der Tropfen traf ihn doch. Ich mußte immerzu daran denken, als wir vor dem Sarge „Jesus, meine Zuversicht“ sangen. Der älteste Waisenknabe trug das Kreuz. Und die schwarz-

(Zeichnung von G. Kielland)



behangenen Pferde zogen den Leichenwagen und die Schulkinder gingen alle mit.

Kleiner Thomas — ob auch dein Grab schon verfallen ist? Ob sich im Sommer mit dem schweren Schmuck ihrer Blätter eine Trauerweide darüber beugt? Ob an Mittsommertagen das Lachen der Dirnen zu dir hinüberdringt, die mit dem Rechen das Heu zusammenharken auf der Großdorfer Wiese? Und ob zu Allerseelen auch dir ein paar Kerzen der Liebe leuchten?

Wenn ich nachzähle, wie lange du schon tot bist, zweifle ich fast daran. Menschenliebe ist nicht unsterblich. Auch sie verzehrt sich langsam wie eine Allerseelenkerze, oder der Sturmwind des Lebens bläst sie aus, und dein schmaler Hügel liegt still und dunkel, wenn die anderen Gräber erleuchtet sind. Aber mir ist, als hätt' ich ein Erbteil von dir empfangen. Ich liebe jetzt die Friedhöfe und wo ich einen sehe, muß ich die Thüre öffnen und eintreten.

Vornehmlich im Sommer ist es schön auf den Hügeln und über ihnen. Schöne fremde Friedhofsblumen zittern mit verträumten Kronen wie Kinder einer anderen Welt und die Wimper fällt ihnen zu, so nahe sind sie am Einschlafen; die bunten Tagfalter wie fröhliche Seelen sonnen sich und fliegen darüber; vom letzten Regen steht die letzte Spur in den goldnen Rinnen und Buchstaben der weißen Steine. Und da fühlt man erst, daß man lebt, daß man selbst noch atmet und singend wandert durch Pracht und Glanz der Welt — jener Welt, die einst denen gehört hat, die nun hier schlafen. Es sind immer so wenig Menschen hier. Vielleicht regt sich drüben der Pumpenschwengel in der Hand des Totengräbers, der aus zerbeulten Gießkannen den Ephen tränkt. Vielleicht sucht sich auch ein alter Herr mit steifer Halsbinde den Fleck aus, wo er einst ruhen will. Aber es traut sich keiner recht in deine Nähe. Und das ist gut so. Denn man geht ja nicht um der Lebenden willen auf einen Kirchhof, auch nicht immer der Toten wegen. Sondern gar oft zur Einkehr. Und da kommen manchmal dumme Gedanken. Man starrt vor sich hin — auf den Hügel. Eh' man sich's versieht, macht plötzlich ein grasgrüner Springinsfeld einen Hopser, daß man lächeln muß. Und man hat den Einfall: über den Gräbern ist stilles Leben, sind schöne Blumen und freundliche Ranken. Über den Blumen und Ranken wiederum sind die Schmetterlinge und die Bienen. Hoch über ihnen singen in rauschenden Wipfeln die lieben Vögel und noch einmal ein Ende weiter, da ist lauter blaue sonnige Luft. Über ihr jedoch ziehen die Wolken, und über den Wolken — —

Wenn jetzt der kleine Thomas reden könnte! Er weiß mehr, wie wir alle. Aber der kleine Thomas schweigt. Es ist vielleicht gut, daß es so still bleibt über den Gräbern.

(Zeichnung von J. B. Engl)



Hab' Acht!

Du solltest beten, wenn die Winde brausen.
Hast du das Thor verwahrt in dieser Nacht?
Schwer liegt die Finsternis im Lande draußen;
Dein Liebster ist Soldat auf stiller Wacht.
Die Wolke schwillt und schwillt. Welch bittres Grausen!
Horch, horch! ein Schrei verklingt: hab' acht! hab' acht!
Wem gilt dein Ruf, einsamer Wächter du?
Was schreckst du müde Schläfer aus der Ruh?

„Die Fürsten sitzen lächelnd beim Pokale,
Ich bin ein treuer Mann auf stiller Wacht.
Gleichgültig füllt der Himmel uns die Schale
Der Kümmernis, wenn sich der Sturm entfacht.
Was scheren mich die fremden Wundenmale?
Der König giebt mir Brot mit in die Schlacht."
Was schreit das Volk? Der Glöckner läuft zum Turm.
Hab' acht! Die Wolke flammt, es läutet Sturm!

Jakob Wassermann

Fritzens Dichtergeschichte

Er war noch blutjung. Aber er gähnte. Es war ihm entsetzlich langweilig. Und er gähnte wieder. Da lag er auf dem Sofa und stierte auf die gegenüberliegende Wand hin. Und er sah die Blümlein auf den Tapeten und die Heldenbilder. Dann hörte er das Säbelrasseln und das Sporenklirren, und er fing mit den Füßen an, den Takt zu geben, und dann gähnte er wieder und glotzte vor sich hin. Und wie er so die tapferen Recken auf den Tapeten sah und die schäumenden Rosse und die blinkenden Degen, da kam es über ihn wie göttliche Offenbarung. Und der Takt der Reisigen ward zu Hexametertönen, und er fuhr auf aus seinem Träumen und strich sich die blutjungen Locken aus der Stirn und dachte daran, wie schön es sein müsse, Dichter zu sein ... Dort lagen blanke Bogen und sandten verlockende Blicke, und die Feder begann mit ihm zu liebäugeln, und es war ihm, als ob er die bekannte „innere Stimme" hörte, die ihn lockte und lockte, und die Sonne schien so schön und der Himmel war so blau, so himmlisch blau — da konnte er nicht anders.

Und er dichtete ...

Ein Epiker war erstanden ...

* *

Jahre waren seither vergangen.

Draußen auf grüner Wiese lag unser Fritz im hohen Grase und blickte gen Himmel empor. Hoch oben flog trällernd die liebende Lerche im kühnen Flug, und im nahen Holze flötete liebessehnend die Nachtigall. Neben ihm, auf üppigem Boden saß, fröhlich lachend, ein Heimchen und zirpte so traut. Und er sah hinauf zum Firmament und die Sonnenstrahlen flitterten und flirrten in den Halmen, und es war so still ringsum in weiter Flur, so geheimnisvoll stille ...

Und Fritz dachte seines Mädchens. Da schwebte sie vor ihm und zirpte und lachte, und ihr Auge war so blau wie der Himmel, und ihr Sang war so schön wie der Nachtigall Lied, und er hörte sie singen und lachen ...

Da wurde es ihm so merkwürdig ums Herz, so heimlich sehnend, und er sah rosige Lippen und blonde Haare und ein Mündchen so fein und Wangen so rot ...

Und er dichtete ...

Ein Lyriker war erstanden ...

* *

Einige Monde später war es. Draußen wetterte es und stürmte, und die Hagelkörner schlugen mit dumpfem Getöse ans Fenster, und der Himmel war so grau und wolkendedeckt, daß es schien, als wollte es nimmer enden ...

Fritz stand am Fenster und drückte die heiße Stirn darauf. Und er sah hinaus in das Wüten und Toben der Elemente, und es war ihm so wohl dabei. Jetzt donnerte es wieder, ganz nahe mußte es gewesen sein, denn der flammende Blitz war kaum verschwunden, und dann heulte es von allen Seiten und stürmte und hämmerte, und die wenigen Leute auf der Straße hatten mit dem Sturme zu kämpfen und suchten flüchtend in den Hausfluren Schutz ...

Er aber drückte seine Stirn noch fester ans Fenster an und seine Augen blickten so flammend wie der Blitz, geheimnisvoll feurig. Und düster war es ringsum. Kein Licht, kein Feuer. Schweigen. Kaltes Schweigen. Wo sein Mädchen wohl jetzt sein mochte? „Untreu!" Und er lachte. „Sie sind sich alle gleich."

Und er sah sie mit dem blöden Gecken, den er unlängst bei ihr getroffen, und er hörte sie lachen, routiniert, berechnet lachen, und dann sah er die rosigen Lippen, geschminkt und gepudert, und die blonden Haare, gelockt und gefärbt ...

Und er lachte wieder. Dann setzte er sich hin und schrieb ...

Und es erstand ein moderner Roman.

* *

Es war einige Jahre später. Fritz seufzte. Er war ein Ehemann geworden. Dann sprang er auf und schritt hastig im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich wieder nieder. Dann stand er wieder auf. Dann seufzte er.

Draußen aber lag der Schnee berghoch auf den Straßen und die Bäume hatten keine Blätter mehr und die Nachtigall war fortgezogen und das Heimchen zirpte auch nicht und nicht einmal die Taube girrte mehr. Sie saß in ihrem Schlag und schwieg. Und Fritz saß in seinem Schlafzimmer und seufzte. Da plötzlich Nahen von Schritten, ein Knistern und Knattern, ein Räuspern und Wispern, als nahte ein Geist. Es war seine Schwiegermutter. Sie trug keine Brille, entsprach aber sonst dem Typus dieser Damen. Und sie krächzte und lärmte und pustete und raunte, daß es dem armen Fritz ganz bange war.. Und da gedachte er seiner Jugend. Und er sah die Schwiegermutter, wie sie noch nicht sein war, und das Herz bebte ihm in der Brust, und er hörte wieder die Nachtigall singen und sein Mädchen lachen, und es war an einem schönen, schönen Sommertag, da lag er draußen im hohen Grase und blickte empor und sah, daß der Himmel so blau war und so wolkenlos, so schön... Dann aber hörte er wieder seine Schwiegermutter reden... Und es zog in sein Herz wie bangende Furcht, wie fruchtloses Hoffen... Da zog er sich auf sein Zimmer zurück und schrieb ...

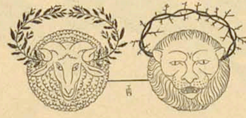
Es war sein erstes Drama ...

* *

Es war zehn Jahre später. Fritz hatte keine Haare mehr. Er saß auf seinem Zimmer. Wieder schien die Sonne herein und lachte. Und sie schien ihm auf die Glatze hinauf und lachte wieder. Er aber eilte zum Fenster, ließ die Vorhänge herab, und ärgerte sich. Da klopfte es an die Thüre. „Herein!" sagte er unwillig.

„Herr Fritz! — Soeben ist es geschehen. — Es ist ein Mädchen. Aber so schön wie der Himmel, und Augen, so blau wie das Firmament"... Fritz aber seufzte: „Das siebente Mädel!" Dann strich er sich über seine Glatze, ging zum Schreibtisch hin, nahm die Feder und zerbrach sie. Dann ging er hinab, sein siebentes Mädchen zu sehen. Seit jenem Tage hat er nicht mehr geschrieben. — — —

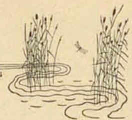
Das war sein erstes gutes Werk. Emil Glas



Ein König sagte eine Zote
Und hüllt' sie in ein Lächeln ein —
Man küsste ihm dafür die Pfote
Und wedelte: „Wie zart, wie fein."

Ein Dichter hatte die Gemeinheit
Die Welt zu schildern wie sie ist.
„Fort mit dem Schänder aller Reinheit,
Fort mit ihm," schrie man, „auf den Mist."

v. Zedlitz.



Die Weidenrute

Wir saßen unter offner Thür und sogen
Den gelben Wein des Südens. Und ein Duft
Von blitzenden Tropfen und von neuen Knospen
Quoll frisch heran.
Der Freund wies mit dem Finger
Auf eine Weidenrute, die schon lang
Uns um die Augen baumelte und sagte:
„Die dumme Rute da erinnert mich
An einen Sommertag. Der Waldsee schlief;
Ich suchte nackt mir einige Wasserrosen
Mit lichten Kronen. Diese wollte ich
Dem Liebchen bringen, das mir abgeschrieben,
Als letzten Gruß.
Die Sonne rieselte und blendete
Mir meine Schwermut... Als ich mit der Beute
Dem Ufer zuschwamm, leuchtete mir rot
Ein leeres Kleid entgegen, und ich hörte
Ein leichtes Plätschern hinterm Weidenbusch
Der ganz im Wasser saß. Ich stahl mich hin
Und hielt den Atem: auf geknickten Binsen
Liegt süß ein Mädchen, und das dehnt die Glieder
Und lacht. Da zupfte mich der Schalk am Ohr,
Daß ich mir heimlich eine Rute beiße,
Daran die Blätter bis zur Spitze streiche
Und mit dem Büschel durch die Zweige kitzle
Das liebe Ding. Ein Zucken und ein Schrei!
Dann liegt es still mit halberstarrten Lippen,
Und nur die Blicke fliehen scheu umher
Wie Rehe. Und das wurmte mich im Herzen.
Ich lugte vor und gab ihr zu verstehen,
Ich sei kein Dieb und sie ein schönes Kind,
Und kitzelte sie wieder, und sie murrte,
Und ging ein Schmollen über ihr Gesicht,
Und dieses war blutrot. Doch blieb sie liegen;
Und als ich heiß mich zu ihr niederbeugte
Da ging ein Schauer über den jungen Leib,
Und ihre Augen schlossen sich, und erst
Nach meinem Kusse hob sie rasch die Lider
Und schlang mir beide Arme um den Nacken.
Ich flocht ihr zitternd meine Wasserrosen
Ins dunkle Haar, wo sie auch blieben ..."
Es trank der Freund.
„Und dann?" warf ich dazwischen.
„Dann?" lachte er, „dann blühte rings der Sommer,
Und dicht am Ufer lockte weiches Gras!"

Wir stießen an, daß unsre Gläser klangen.
Ich aber schnitt mit ungestümen Pulsen
Die Rute ab, ließ einen Büschel dran,
Nahm jenen um den Arm und riß ihn fort,
Fort in die Stadt und ihre blanken Straßen
Und schwang die Angelrute ohne Angel.
Und eben schwammen aus der Abendkirche
Die Mädchen in den hellen Maigewändern.

Emanuel von Bodman

Die nächste Nummer des Simplicissimus, die erste des neuen Quartals, wird in einer Auflage von 51 000 Exemplaren erscheinen. Der Simplicissimus in seinem Bestreben, mit unbefangenen Augen die Zeit und das Ringen der Geister zu betrachten, will sich nicht damit begnügen, als Zuschauer am Wege zu stehen, sondern er will auch mit den Ringenden ringen. Er will alles Neue, was in Kunst und Litteratur von ernsthaftem und ehrlichem Wollen zeugt, von jetzt ab einer ebenso ernsthaften und ehrlichen Kritik unterziehen. Kraft, Natürlichkeit und wahrhafte Frische werden ihm sympathischer sein, als krankhaftes Zagen und peinliche Nervenkunst, und wo ein Dichter oder ein Künstler mit starker Hand die scheinheilige Decke von Mißständen und gesellschaftlichen Abgründen zieht, wird Simplicissimus um so freudiger applaudieren, wenn dem Künstler dabei die Kunst nicht abhanden gekommen ist.

Albert Langen.

Redaktion des Simplicissimus
München,
Kaulbachstraße 51a.



Inserate
kosten im Simplicissimus 1 Mark 50 Pf. für die 5gesp. Nonpareillezeile oder deren Raum.

An die Leser des Simplicissimus!

Mit der heutigen Nummer beschließt der Simplicissimus sein erstes Quartal, — eine dreimonatliche Zeitspanne des Kampfes. Aus dreizehn Schlachten ging der Simplicissimus mit 20,000 Gefangenen als Sieger hervor. Wie alles Neue, so wurde auch der Simplicissimus, einen kleinen gebildeten Leserkreis ausgeschlossen, eifrig im Publikum benörgelt. Nur zwei Parteien haben fest zu ihm gehalten: die Künstler und das Volk, das nach Bildung verlangt und für Aufklärung dankbar ist.

Beiden unsern herzlichen Dank! Dieser erste und in Hinsicht auf das kurze Bestehen des Blattes durchschlagende Erfolg zeigt uns, daß die Idee, ein billiges Kunst- und Kampfblatt ohne politische Tendenz zu gründen, richtig war und läßt uns ahnen, daß der Simplicissimus in einigen Jahren das populärste und verbreitetste Blatt seiner Art in Deutschland sein wird. Was ist noch weiter zu sagen? Wir begnügen uns nicht mit dem, was wir erreicht haben. Unser Streben geht dahin, die Kunst tief aus dem Volk zu holen und tief in das Volk zu schicken.

Wir bitten unsere Abonnenten, ihre Vorausbestellung auf das neue Quartal zeitig zu erneuern und auch sonst in ihren Freundeskreisen für den Simplicissimus und dessen Verbreitung zu wirken.

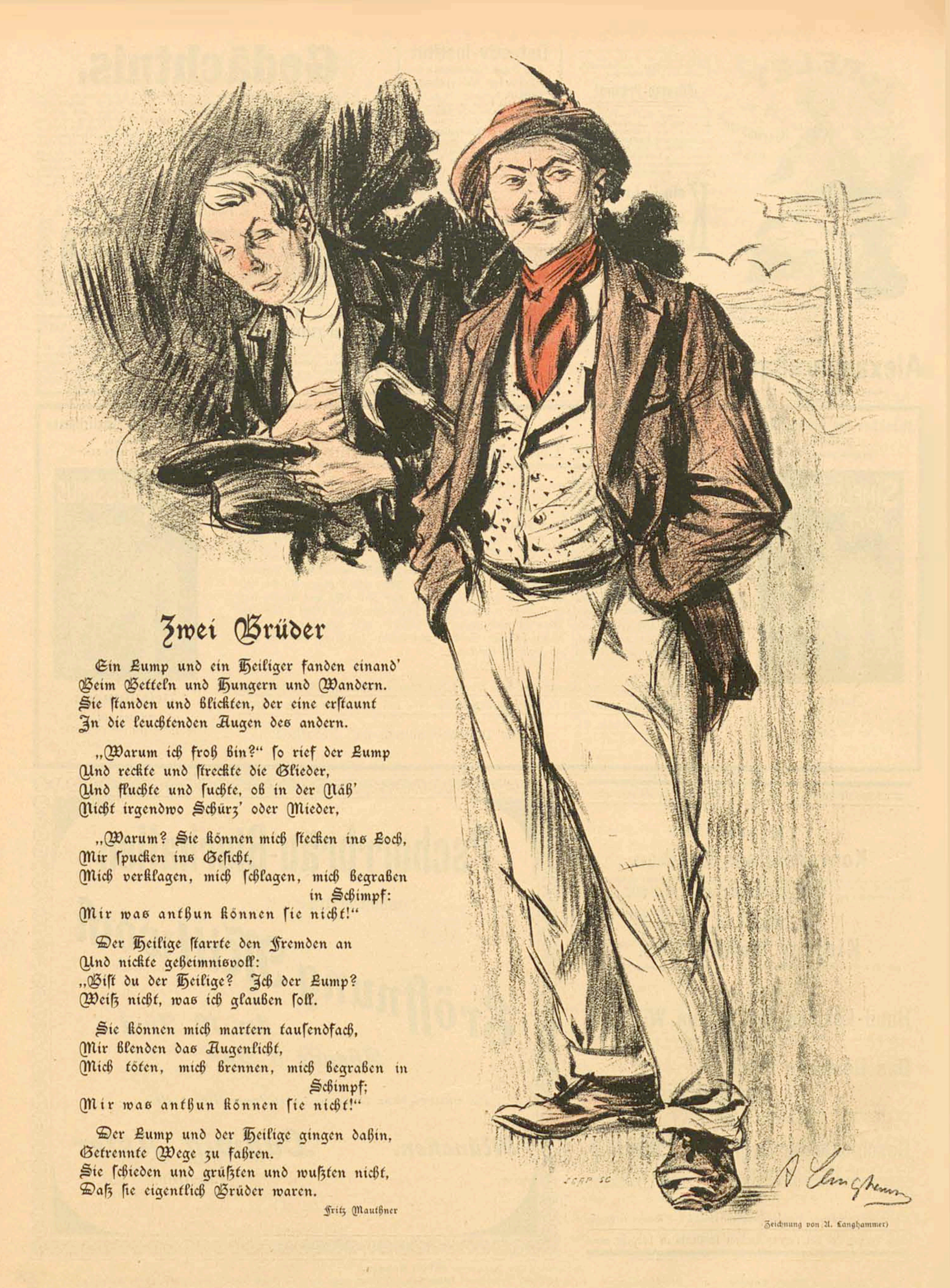
Die Verlagshandlung und Redaktion.

Expedition des Simplicissimus
München,
Kaulbachstraße 51a.



Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, Zeitungsfilialen und Kolporteure an.

Verantwortlicher Redacteur: Albert Langen.
Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: München, Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Zwei Brüder

Ein Lump und ein Heiliger fanden einand'
Beim Betteln und Hungern und Wandern.
Sie standen und blickten, der eine erstaunt
In die leuchtenden Augen des andern.

„Warum ich froh bin?" so rief der Lump
Und reckte und streckte die Glieder,
Und fluchte und suchte, ob in der Näh'
Nicht irgendwo Schürz' oder Mieder,

„Warum? Sie können mich stecken ins Loch,
Mir spucken ins Gesicht,
Mich verklagen, mich schlagen, mich begraben
in Schimpf:
Mir was anthun können sie nicht!"

Der Heilige starrte den Fremden an
Und nickte geheimnisvoll:
„Bist du der Heilige? Ich der Lump?
Weiß nicht, was ich glauben soll.

Sie können mich martern tausendfach,
Mir blenden das Augenlicht,
Mich töten, mich brennen, mich begraben in
Schimpf;
Mir was anthun können sie nicht!"

Der Lump und der Heilige gingen dahin,
Getrennte Wege zu fahren.
Sie schieden und grüßten und wußten nicht,
Daß sie eigentlich Brüder waren.

Fritz Mauthner

(Zeichnung von A. Langhammer)

1. Jahrgang Nr. 14 **Preis 10 Pfg.** 4. Juli 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.**
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

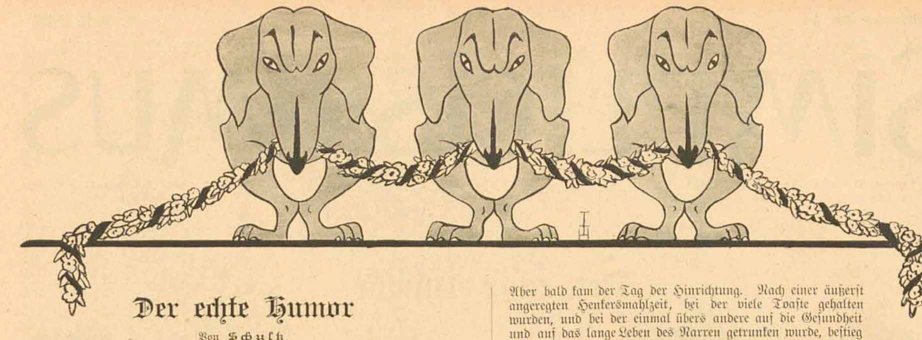
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Der echte Humor



(Zeichnung von Münzer)



Der echte Humor

Von Schultz

Am Hofe des Königs Galimatias XIII. lebte zu einer Zeit, von welcher wir heute nichts mehr wissen, ein Spaßvogel, der war so witzig, daß niemand in seiner Gegenwart ernst bleiben konnte. Sobald er bei Hofe erschien, mußte selbst ein Hofball zu einem Vergnügen werden. Die Kammerherren hörten auf, sich vor Ergebenheit zu krümmen und krümmten sich nun vor Lachen, und zwar bis zum Erdboden: der König kaute krampfhaft an seinem Reichsapfel, damit man ihn nicht lachen sehe, und die alte Königin-Mutter mußte sich noch ein künstliches Gebiß anschaffen, um sich das Lachen verbeißen zu können. König Galimatias war außerhalb der Stunden, wo er zu regieren pflegte, — und das waren nicht viele, denn er regierte sehr schnell — solcher Kurzweil nicht abgeneigt. Er hörte auch gern ein freimütiges Wort, wenn es nicht an ihn selbst gerichtet war. Darum stand unser Spaßvogel hoch in Ehren; man munkelte sogar, daß ihm der schwarze Spottdrossel-Orden zweiter Klasse gewiß sei. Aber da ließ er sich verleiten, drei Epigramme auf den König selbst zu dichten, die, als schon die ganze Residenz darüber heimlich auf dem Bauch gelegen hatte, dem Fürsten hinterbracht wurden. Nachdem der Herrscher zuerst laut darüber gelacht hatte, — denn sie waren wirklich zu komisch! — geriet er nach längerer Überlegung in einen unbändigen Zorn und befahl, daß man dem Dichter sofort den Prozeß mache, und zwar, — wie gesagt, er pflegte schnell zu regieren, — einen möglichst kurzen. Zu jener Zeit nahm man es mit den Majestätsbeleidigungen sehr genau, und ehe der Spaßvogel noch recht zu Bewußtsein kam, war er schon zum Tode verurteilt und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren. Er richtete zunächst ein Bittgesuch an den König, daß man ihn vorerst diese drei Jahre verbüßen lasse, erhielt aber seine Handschrift alsbald uneröffnet zurück und der Fürst hatte eigenhändig darauf geschrieben: Annahme verweigert. Darunter stand das königliche Insiegel. Inzwischen saß der Narr in einem dunklen Kerkerloch und bekam nichts als Brot und Wasser. Aber das trübte seine Laune nicht und noch nie war es in einem Gefängnis so lustig zugegangen wie in diesem. Der alte Kerkermeister kam aus dem Lachen gar nicht mehr heraus und die dicken Schlüssel klirrten auf seinem dicken Bauch wie ein Schellengeläut und seine ältesten Stammgäste, — erprobte Vagabunden, von denen jeder seinen Stamm-Wasserkrug und seinen Stammsitz im Block hatte, erkannten ihn kaum wieder. Ja, ein eisgrauer Landstreicher, der seit dreißig Jahren die Gefängnisse des Reiches Brimborien bereiste, und der als Fachmann galt, wurde plötzlich monarchisch gesinnt, da ihm der König zu so guter Unterhaltung verholfen hatte. Die Leute, die ihre Strafe verbüßt hatten, mußten mit Gewalt aus dem Gefängnis entfernt werden; die Militärposten vor ihren Schilderhäuschen grinsten oft stundenlang, wenn sie die Lachsalven erschallen hörten; man erzählte sich sogar, daß ein alter Misanthrop einen Diebstahl begangen habe, um in jenes fidele Gefängnis zu kommen.

Aber bald kam der Tag der Hinrichtung. Nach einer äußerst angeregten Henkersmahlzeit, bei der viele Toaste gehalten wurden, und bei der einmal übers andere auf die Gesundheit und auf das lange Leben des Narren getrunken wurde, bestieg der Delinquent den Karren und trat die Fahrt zum Hochgericht an.

Jetzt zeigte sich erst die volle Macht seiner genialen Narrheit. Schon auf dem Wege entfaltete er einen so hinreißenden Galgenhumor, daß der ihm gegenübersitzende Henkersknecht das Beil zur Erde fallen ließ und sich die Seiten hielt. Das Volk johlte und warf die Mützen in die Luft, die Kinder streckten die Hände aus nach dem Narren und von all dem wüsten Lärm und Gelächter wurde schließlich der alte Karrengaul des Henkers scheu, obwohl einige Geschichtsschreiber wissen wollen, daß sein Zwerchfell in Vibration geraten sei. Den Höhepunkt erreichte die allgemeine Lustigkeit erst auf dem Schafott, als der Verurteilte seine letzte Ansprache hielt: das Volk barst beinahe vor Lachen, und brüllte so sehr, daß die Gebäude ringsumher in ihren Grundfesten erzitterten. Der Richter, der den Stab über dem Sünder brechen sollte, brach statt dessen in Lachen aus, die Henkersknechte wälzten sich in wahren Krämpfen auf dem Schafott, also daß die Bretter desselben bedenklich ins Wackeln gerieten. An eine Exekution war unter diesen Umständen gar nicht zu denken, schon deshalb nicht, weil der Scharfrichter von Lachen müde war. So gab der Richter ein stummes Zeichen, — sprechen konnte er schon lange nicht mehr, — und hoch erhobenen Hauptes wandelte der Narr in sein Kerkerloch zurück, wo er von seinen „Leidensgenossen“ mit frenetischem Jubel begrüßt wurde.



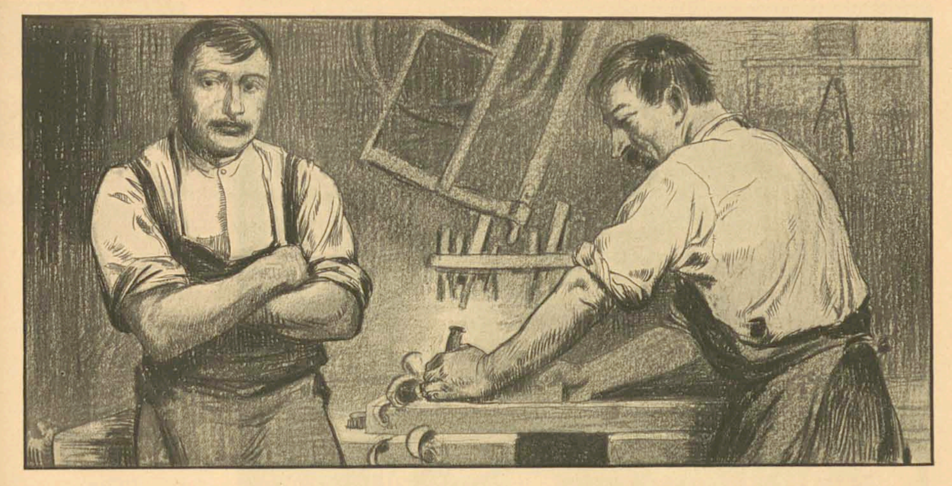
(Zeichnung von J. B. Engl)

Staunend hörte der König, was vorgefallen war. Aber nach längerer Überlegung ergrimmte er wiederum und befahl, daß man dem Delinquenten einen Knebel in den Mund stecke, damit er die heilige Ceremonie nicht noch einmal durch seine Narrenspossen stören könne. Also geschah es und bald saß der Arme abermals auf dem Karren seinem Henker gegenüber. Jedoch diesmal stumm wie ein Fisch und zusammengeschnürt wie ein Packen Baumwolle. Jedermann hielt ihn jetzt für verloren, aber wie sehr hatte man sich in ihm getäuscht! Er fing an und schnitt dermaßen köstliche Grimassen, daß binnen kurzem der Henker wiederum das Beil aus der Hand legte und der Karrengaul zu scheuen begann. Und sieh, als man am Schafott angelangt war, da hatten sich die Henker krank gelacht und mußten sofort ins Hospital geschafft werden, während der Narr triumphierend nach Hause fuhr.

Als dies dem König, während er gerade regierte, gemeldet wurde, legte er das Zepter und den Reichsapfel beiseite und verfiel in tiefes Nachdenken. Seine Untergebenen waren besorgt, denn er pflegte das sonst während des Regierens nicht zu thun; er sprach auch lange kein Wort, sondern schob nur seine Krone vom linken Ohr zum rechten Ohr oder umgekehrt. Ein echter Narr, so sagte er sich schließlich, ist nicht tot zu kriegen, er ist sozusagen von Gottes Gnaden, folglich das einzige in der Welt, was sich an Macht oder an Adel mit mir messen kann.

Und er begnadigte den Spaßvogel und bekleidete ihn mit köstlichen Gewändern und gab ihm seine eigene Tochter zur Frau.

(Zeichnung von Hans Anetsberger)



Der Hobel

Der Hobel rutscht, es fliegt der Span,
Und lustig pfeifen die Gesellen.
Nur einer steht das stumpf mit an
Und träumt hinaus in Gras und Wellen.
Die Bäume sind von Blüten weiß,
Die Stadtherrn alle gehn spazieren,
Und da soll Er in saurem Schweiß
Die grüne Jugendzeit verlieren!

Und als die Glocke sieben schlug,
Ging er Lebwohl dem Meister sagen.
„Vom Vater hab ich grad' genug
Mich ohne Hobel durchzuschlagen!"
Der Meister drückte ihm die Hand,
Doch fuhr er sich durch seine Haare.
Und jener prüfte an der Wand
Den Plan, mit welchem Zug er fahre. —

Die Möven ziehn, die Thalien blühn,
Und wieder pfeifen die Gesellen.
Die Birne gilbt, die Mägde glühn,
Sie waschen draußen in den Wellen.
Thür auf. Ein junger Mann tritt ein,
Sie ziehn ihn her in ihrer Mitte.
„Ja, Wilhelm! Du? Und wie so fein!"
Er lenkt zum Meister seine Schritte.

Bald steht er wieder an der Bank
In einer neuen grünen Schürze.
Daneben schäumt ein frischer Trank,
Der dünkt ihm eine rechte Würze.
Den vielen Fragen weicht er aus.
Nur einmal, in der Mittagsstunde, —
Sie lagen alle vor dem Haus
Im Gras — sprach er mit ernstem Munde:

„Seht, als ich damals von euch ging,
Da war die Sonne hell zum Malen.
Doch als sie immer an mir hing,
Da wurden trübe ihre Strahlen.
Das Leben schmeckte mir so schal,
Ich hoffte gar, es möchte enden.
Und jetzt? Seht diesen hellen Strahl!
Ich greif' nach ihm mit beiden Händen."

Emanuel von Bodman

Die Stuhlflechterin

Von

Guy de Maupassant

Das Diner, welches zur Eröffnung einer Jagd beim Marquis von Bertrans gegeben wurde, war eben zu Ende. Elf Jäger, acht junge Frauen und der Landarzt saßen um den großen, hell erleuchteten, mit Früchten und Blumen bedeckten Tisch.

Man sprach gerade von der Liebe, und es erhob sich ein großer Streit: der ewige Streit, ob sich wohl feststellen ließe, daß man nur einmal oder mehrere Male wahrhaft lieben könnte. Man berief sich bald auf Beispiele von Leuten, die nur ein einziges Mal ernst geliebt hatten; bald nannte man wieder andere Beispiele, wonach Leute öfter von leidenschaftlicher Liebe befangen waren. Die Männer vertraten im allgemeinen die Meinung, daß die Leidenschaft ebenso wie eine Krankheit mehrere Male dieselbe Person befallen, ja daß sie auch dann tödlich wirken könnte, wenn sich irgend ein Hindernis als unüberwindbar erwiese. Obwohl diese Ansicht eigentlich nicht zu bestreiten war, verharrten dennoch die Frauen bei ihrer Behauptung, die sich nicht sowohl auf Beobachtung als auf die Poesie stützte, daß die Liebe, die wahre und große Liebe, nur einmal einen Sterblichen beherrschen könnte, daß diese Liebe wie ein Blitz einschlüge, und daß ein Herz, das sie getroffen hätte, durch sie so erschöpft, verwüstet und ausgeleert wäre, daß kein zweites gewaltiges Gefühl, ja daß nicht einmal ein Traum in ihm neu aufkommen könnte.

Der Marquis, der selbst viel geliebt hatte, bekämpfte lebhaft diesen Glauben.

„Ich aber versichre Ihnen, daß man mehrere Male mit ganzer Kraft und voller Seele lieben kann. Sie nennen mir Leute, die sich selbst getötet haben, zum Beweise, daß die Leidenschaft ein zweites Mal unmöglich sei. Ich will Ihnen aber darauf antworten, daß, wenn sie nicht die Albernheit begangen hätten, sich selbst umzubringen, wodurch ihnen jede Möglichkeit eines Rückfalles genommen war, daß sie dann wieder geheilt worden wären; sie hätten immer wieder angefangen, und immer wieder, bis zu ihrem natürlichen Tode. Es ist mit den Liebenden, wie mit den Trinkern. Wer einmal getrunken hat, trinkt wieder — und wer geliebt hat, liebt wieder. Es ist einfach eine Sache des Temperaments."

Man rief den alten Doktor, einen Pariser Arzt, der sich aufs Land zurückgezogen hatte, zum Schiedsrichter auf und bat ihn, seine Ansicht zu äußern.

„Wie der Marquis gesagt hat, es ist eine Sache des Temperaments. Ich freilich habe eine Leidenschaft gekannt, die fünfundfünfzig Jahre ohne Unterbrechung dauerte, und die erst mit dem Tode endigte."

Die Frau Marquis schlug die Hände zusammen.

„Ach wie reizend! Welch ein Traum, so geliebt zu werden! Welch ein Glück, fünfundfünfzig Jahre lang von dieser leidenschaftlichen und tiefen Liebe beherrscht zu werden! Wie glücklich mußte der sein, wie mußte der sein Leben segnen, den man so anbetete!"

Der Arzt lächelte.

„In der That, gnädige Frau, Sie täuschen sich darin nicht, daß ein Mann das Wesen war, das geliebt wurde. Sie kennen ihn, es ist Herr Chouquet, der Apotheker des Ortes. Auch das Weib haben Sie gekannt, es ist die alte Stuhlflechterin, die alle Jahr aufs Schloß kam. Aber ich will deutlicher werden."

Die Begeisterung der Damen hatte sich gelegt, und ihre verächtliche Miene sagte: „Pah!" Als ob die Liebe nur vornehme und feine Naturen ergreifen dürfte und als ob nur diese Liebe des Interesses wert sei.

Der Arzt fuhr fort:

„Ich wurde vor etwa drei Monaten an das Sterbebett dieser alten Frau gerufen. Sie war tags vorher in dem Wagen angekommen, in dem sie wohnte und welcher von einer alten Mähre gezogen wurde. Dem Wagen folgten stets zwei große schwarze Hunde, welche ihre Freunde und Güter waren. Der Priester war schon erschienen. Sie machte uns zu ihren Testamentsvollstreckern, und um uns den Sinn ihres letzten Willens zu erklären, erzählte sie uns ihr ganzes Leben. Auf die Einzelheiten besinne ich mich nicht mehr genau.

Ihr Vater und ihre Mutter waren gleichfalls Stuhlflechter. Sie hat niemals eine auf der Erde gelegene Wohnung gehabt. Als ganz kleines Mädchen lief sie verlumpt, elend und schmutzig herum. Man hielt sich an den Grenzen der Dörfer längs den Gräben auf; man spannte aus; das Pferd graste, der Hund schlief, die Schnauze auf den Pfoten; und die Kleine wälzte sich im Grase herum, während der Vater und die Mutter im Schatten der Ulmen am Wege die alten Hütten der Gemeinde betrachteten. Sie sprachen kaum miteinander bei diesem flüchtigen Aufenthalt. Nach einigen notgedrungenen Worten, um zu entscheiden, wer in die Häuser gehen und das alte bekannte: „der Stuhlflechter!" ausrufen sollte, setzte man sich dicht zusammen um das Stroh zu flechten. Wenn das Kind zu weit lief oder mit einem Dorfjungen zusammen zu kommen versuchte, erschallte die wütende Stimme des Vaters: ‚Willst du wohl zurückkommen, du Balg!' Das waren die einzigen zärtlichen Worte, die sie zu hören bekam.

Als sie größer wurde, mußte sie soviel als möglich von den verdorbenen Waaren aufsuchen. Dann machte sie an den einzelnen Orten verschiedene Bekanntschaften mit den Straßenjungen; aber jetzt waren es die Eltern ihrer neuen Freunde,

(Fortsetzung auf Seite 6)



Der

Ich zog die Lande hin und her
Ein alter Vagabunde,
Ohn' Uhr und Kompaß, kreuz und quer,
Mir schlägt ja keine Stunde.
So wand're ich viel tausend Jahr,
Rings um die Erde immerdar;
In meine Hand gegeben
Ist euer ganzes Leben!

Am Kirchhof geht die Fahrt vorbei
Ein wackliges Gemäuer!
Horch! Düstre Sterbelitanei —
Grabrede — Alte Leier!
Mir macht es nicht das Herze weich,
Ich breche mir 'nen Fliederzweig;
Die Mädels zu berücken,
Sollst du den Hut mir schmücken!

He! kommt ein andrer Vagabund
Mir dort nicht just entgegen?
Welch zottiger, räudiger, alter Hund,
Verwittert und verwegen!
„Komm Kunde!" grüßt der Wandersmann,
Ich biet' ihm meine Flasche an;
Hat gierig drausgetrunken,
Ist lautlos hingesunken.

In jenem Hause groß Geschrei!
Ein Kindchen grad gestorben,
Der eine Sproß von muntern Drei,
Das Kleeblatt ach! verdorben! —
Ihr Eltern nehmt's nicht allzu schwer,
Gebt nur auch gleich die andern her!
Ein glatt Geschäft vor allen
So laß ich mir's gefallen.



Das edle Fräulein dort im Schloß
Will morgen Hochzeit machen,
Ist schön und jung, die Mitgift groß;
Der Bräutigam kann lachen!
Wie schwillt im Traum des Fräuleins Brust,
Entbreitend sich der nahen Lust!
Ich thät mich zu ihr schleichen,
Und schnell muß sie verbleichen.

Da unten liegt die gute Stadt,
Viel Häuser glänzen helle,
Der Quell, dran meine Ruhestatt,
Speist sie mit seiner Welle.
He! schnell herab mein Hosenpaar!
Getrübt das Wasser, erst so klar —
Da steht in jenen Gassen
Gar manches Haus verlassen.



eicher

Herr Graf, auf Eurem edlen Tier,
Darf ich mich wohl gesellen?
Mir macht die Hetzjagd auch Pläsier,
Kliff, klaff, den Keiler stellen! —
Noch jene Hecke, edler Graf,
Doch haltet Euch im Sattel brav! —
O weh, schon liegt begraben
So Mann, wie Roß im Graben.

Nun zieh ich in die Großstadt ein,
Welch Tosen, welch Gedränge!
Da möchte jeder Erster sein,
Wie schiebt und treibt die Menge!
Geduld! Nur nicht so übereilt,
Mir geht ihr doch entgegen
Auf euren kurzen Wegen.

Mal ins Theater will ich gehn!
Theater hab ich gerne!
Ein neu Ballet ist heut zu sehn,
Da bleib ein andrer ferne!
Wie voll das Haus, kein Platz blieb leer,
Von rosigen Gliedern wogt ein Meer.
Heu-Funken in den Plunder!
Brennt lichterloh, wie Zunder!

Madame! Wie wär's mit einem Tanz?
Hört, wie die Geigen singen!
Im glatten Saal voll Lichterglanz
Laßt uns im Walzer schwingen!
Was giebt's, was blickt ihr all' so stier,
Seht wohl zu tief ins Auge mir?
Ich hör' 'ne Saite springen,
Aus war's mit Tanz und Klingen!

Dich Sanitätsrat, hochgelehrt,
Laß ich ein Weilchen machen.
Das Doktern sei dir unverwehrt,
Treibst ja nur meine Sachen!
Quacksalberst besser, als ich es kann,
Brachtest untern Rasen manchen Mann,
Du bleibe mein Gehilfe!
Ich lob' mir solche Hilfe!

Längst Mitternacht, die Straßen leer,
Nur eine späte Schöne,
Die keinen Amoroso fand,
Schleicht dort — komm Magdalene;
Komm, henkle dich nur bei mir ein,
Das soll dein letztes Brautfest sein!
Du Ärmste thust mich dauern,
Sollst einsam nicht mehr lauern

Am Schreibtisch sitzt ein junger Mann,
Will sich den Kopf zerquälen,
Wie er was Neues finden kann,
Vom Tode zu erzählen!
Was quälst du dich, du armer Fant,
Und malst den Teufel an die Wand?
Schon steht er dir am Nacken,
Wird früh genug dich packen!



(Zeichnung von A. Jank)

welche ihre Kinder wütend zurückriefen: ‚Willst du wohl herkommen, du Schlingel! Daß ich dich nicht mit diesem barfüßigen Betteldings zusammen sehe! . . .‘

Oft warfen sie die Jungen mit Steinen. Damen, die ihr einige Sous gegeben hatten, sah sie traurig an.

Eines Tages — sie war damals elf Jahre alt — traf sie, als sie durch diese Gegend kam, hinter dem Kirchhof den kleinen Chouquet, der weinte, weil ein Spielkamerad ihm zwei Pfennige gestohlen hatte. Die Thränen eines kleinen Bürgerjungen, eines jener Kleinen, die sie mit der dummen Einfalt einer Enterbten sich immer zufrieden und fröhlich vorstellte, erschütterten sie. Sie näherte sich ihm und als sie die Ursache seines Kummers erfuhr, schüttelte sie alle ihre Ersparnisse in seine Hände, ganze sieben Sous. Und die gab sie ihm, während sie seine Thränen trocknete. Dann hatte sie in ihrer kindischen Freude die Kühnheit, ihn zu küssen. Da er aufmerksam sein Geld betrachtete, ließ er es geschehen. Und als sie sah, daß sie weder zurückgestoßen noch geschlagen wurde, schloß sie ihn auf einmal ganz in ihre Arme. Dann machte sie sich davon.

Was ging in dem elenden Geschöpf vor? Hatte sie sich mit diesem Buben verbunden gefühlt, weil sie ihm ihre Bettel-Groschen geopfert, oder weil sie ihm ihren ersten Kuß gegeben hatte? Das Geheimnis bleibt immer dasselbe für die Kleinen wie für die Großen.

Monatelang träumte sie von diesem Kirchhofswinkel und diesem Jungen. In der Voraussicht, ihn wiederzusehen, bestahl sie ihre Eltern, stibitzte sie hie und da einen Sou, beim Flechten oder bei den Einkäufen, die sie machte.

Als sie zurückkam, hatte sie zwei Franken in der Tasche, aber sie konnte den kleinen Apotheker, der sorgfältig gekleidet hinter dem Pfeiler des väterlichen Ladens zwischen einem roten Pokal und einer Flasche stand, kaum wiedererkennen.

Bewegt und hingerissen durch diesen Glanz des gefärbten Wassers, dieser Apotheose leuchtender Krystalle, liebte sie ihn nur noch mehr.

Sie bewahrte sein unauslöschliches Bild in ihrem Herzen, und als sie ihn im folgenden Jahre hinter der Schule traf, während er mit seinen Kameraden Ball spielte, warf sie sich auf ihn, ergriff ihn mit ihren Armen und küßte ihn so leidenschaftlich, daß er vor Angst anfing laut zu heulen. Dann, um ihn zu beruhigen, gab sie ihm ihr Geld, drei Franken zwanzig Sous, einen wahren Schatz, den er mit großen Augen anglotzte.

Er nahm ihn und ließ sich liebkosen, soviel es ihr gefiel.

Noch vier Jahre lang bewahrte sie alle ihre Ersparnisse, die sie mit der Absicht gestohlen hatte, sie gegen Küsse, die er ihr gestatten würde, einzutauschen. Einmal waren es dreißig Sous, einmal zwei Franken, ein andermal zwölf Sous (sie weinte vor Kummer und Demütigung, es war ein schlechtes Jahr gewesen), und das letzte Mal hatte sie fünf Franken, eine große runde Summe, über die sie zufrieden lachte.

Sie dachte nur noch an ihn, und er erwartete mit einer gewissen Ungeduld ihre Wiederkehr, lief ihr entgegen, wenn er sie sah, worüber das Herz des Mädchens aufjauchzte.

Aber dann verschwand er. Man hatte ihn ins Kolleg geschickt. Sie wußte es, denn sie hatte sorgfältig herumgefragt. Mit grenzenloser Schlauheit hatte sie ihre Eltern dazu bewogen, ihren Weg zu ändern, und sobald es die Zeit gestattete, gelang es ihr sie hierher zu locken. Und doch glückte es ihr erst nach einem Jahre. Sie hatte ihn also zwei Jahre nicht gesehen, und sie erkannte ihn kaum wieder, so verändert hatte er sich. Er war groß und schön geworden und sah stattlich aus in seinem Gewande mit Goldknöpfen. Er that, als sähe er sie nicht und ging stolz an ihr vorbei.

Zwei Tage weinte sie darüber; und seit jener Zeit litt sie grenzenlos.

In jedem Jahre kam sie wieder und lief ihm nach, doch wagte sie nicht, ihn zu grüßen, und er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. Sie liebte ihn leidenschaftlich. Mir sagte sie: ‚Das ist der einzige Mensch, Herr Doktor, den ich auf der Erde gesehen habe; ich weiß nicht, ob die andern überhaupt existieren.‘

Ihre Eltern starben. Sie setzte ihr Handwerk fort, nur nahm sie jetzt zwei Hunde statt des einen, zwei Bestien, die niemand gewagt hätte zu reizen.

Eines Tages, als sie wieder in dies Dorf gekommen war, an dem ihr Herz hing, bemerkte sie ein junges Weib, das mit Chouquet am Arme, wie mit einem Geliebten, aus dem Laden kam. Es war seine Frau. Er hatte vor kurzem geheiratet.

Am selben Abend stürzte sie sich in den Teich, der sich auf dem Rathaus-Platze befindet. Ein Trunkener, der sich verspätet hatte, holte sie heraus und stürzte in die Apotheke. Der junge Chouquet kam im Schlafrock herunter, um sie zu pflegen und er erkannte sie scheinbar nicht wieder. Er entkleidete sie, rieb sie ein und sagte dann mit weicher Stimme: ‚Sie sind wohl verrückt! Man macht doch nicht solche Dummheiten!‘

Das genügte, um sie zu kurieren. Sie hatte ihn ja gesprochen! Und darüber war sie lange Zeit glücklich.

Er wollte für seine Mühe nichts nehmen, obwohl sie in ihn drang, ihn bezahlen zu dürfen.

Und so ging ihr ganzes Leben hin. Sie flocht Stühle und dachte an Chouquet. Jedes Jahr sah sie ihn hinter seinen Scheiben. Sie nahm die Gewohnheit an, bei ihm alle Medikamente vorrätig zu kaufen. Auf diese Weise konnte sie ihn in der Nähe sehen, sprach ihn und gab ihm noch Geld.

Schon anfangs habe ich Ihnen mitgeteilt, daß sie in diesem Frühling starb. Nachdem sie mir ihre ganze traurige Geschichte erzählt hatte, bat sie mich, ihm mitzuteilen, daß sie ihm geduldig alle ihre Einkünfte geopfert hätte, denn nur für ihn hätte sie gearbeitet, nur für ihn gespart, lediglich um der Gewißheit willen, daß er doch wenigstens einmal an sie denken würde, wenn sie tot wäre.

Dabei übergab sie mir 2327 Franken. Als sie den letzten Atemzug gethan hatte, ließ ich dem Priester die 27 Franken für die Beerdigungskosten und steckte den Rest zu mir.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Chouquet. Man saß gerade beim Frühstück, lud mich ein Platz zu nehmen und bot mir einen Likör an, den ich auch trank. Ich begann mit bewegter Stimme von der Sache zu reden, überzeugt, daß sie darüber weinen würden.

Sobald Chouquet begriffen hatte, daß er von dieser Vagabundin, dieser Stuhlflechterin, dieser Laus geliebt worden war, schäumte er über vor Wut, als ob sie ihm seine Ehre geraubt hätte. Gerade als ob damit die Achtung der anständigen Leute, sein guter Ruf, irgend etwas Herrliches, das ihm teurer wäre als sein Leben, verloren wäre.

Seine Frau, welche ebenso aufgebracht war, rief immerzu: ‚Diese Bettlerin! Diese Bettlerin! . . . .‘ und konnte gar kein andres Wort finden.

Chouquet hatte sich erhoben und ging, die Zipfelmütze auf dem Ohre, mit großen Schritten hinter dem Tisch auf und ab. Er murmelte: ‚Ist es zu begreifen, Doktor? Daß solche schreckliche Dinge einem anständigen Menschen passieren können! Was ist da zu thun! Wenn ich das früher gewußt hätte, ich hätte sie von der Polizei festnehmen und gefangen setzen lassen. Und ich versichre Ihnen, sie wäre nicht mehr freigekommen.

Ich war ganz bestürzt über den Ausgang meines guten Werkes. Ich wußte nicht, was ich sagen oder thun sollte. Allein ich mußte meinen Auftrag erledigen. Ich antwortete also: ‚Sie hat mich beauftragt, Ihnen ihre Ersparnisse zuzustellen, welche 2300 Franken betragen. Da, wie ich sehe, Ihnen die Angelegenheit unangenehm zu sein scheint, so wäre es vielleicht das Beste, das Geld den Armen zu geben.‘

Starr vor Schrecken blickten sie mich beide an.

Ich nahm das Geld aus meiner Tasche, schmutziges Geld aus allen Ländern und allen Gegenden, Gold und Kupfer, alles durcheinander. Dann sagte ich: ‚Wie entscheiden Sie sich?‘

Frau Chouquet sprach zuerst: ‚Aber wenn es doch nun ihr letzter Wille war — ich glaube, es ist nicht so einfach, es abzuschlagen.‘

Der Mann, der etwas verwirrt war, sagte: ‚Wir könnten dafür immerhin etwas für unsre Kinder kaufen.‘

Ich bemerkte trocken: ‚Wie Sie wünschen.‘

Er erwiderte: ‚Geben Sie es immer, da man Sie damit beauftragt hat; wir werden leicht ein Mittel finden, ein gutes Werk zu stiften.‘

Ich übergab das Geld, grüßte und ging von dannen.

Am andern Morgen traf mich Chouquet, und schrie mich an: ‚Aber sie hat doch auch ihren Wagen hinterlassen, die . . . dies Weib da. Was haben Sie denn mit dem Wagen gemacht?‘

— ‚Nichts, Sie können ihn haben, wenn Sie ihn wünschen.‘

— ‚Gewiß, er gehört mir, und ich werde ein Verdeck für meinen Gemüsegarten daraus herstellen.‘

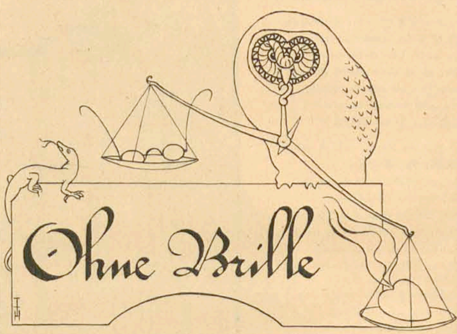
Damit ging er von dannen. Ich rief ihm noch nach: ‚Sie hat mir noch ihr altes Pferd und zwei Hunde hinterlassen. Wünschen Sie die auch?‘ Er blieb etwas verdutzt stehen: ‚O nein, was sollte ich damit wohl anfangen? Verfügen Sie darüber nach Belieben!‘ Dabei lachte er, dann ergriff er mich bei der Hand und drückte sie. Wie meinen Sie? Arzt und Apotheker derselben Gegend werden doch nicht Feinde sein?!

Ich habe die Hunde zu mir in Obhut genommen. Der Priester, der sehr großmütig ist, hat das Pferd übernommen, und der Wagen dient dem Chouquets als Verdeck. Mit dem Gelde hat er fünf Eisenbahn-Obligationen gekauft.

Dies ist das einzige Beispiel tiefer Liebe, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“ —

Der Arzt schwieg.

Die Marquisin, die Thränen in den Augen hatte, seufzte: „Wirklich, nur die Frauen verstehen wahrhaft zu lieben.“

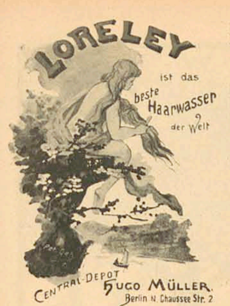


Von den 443 eingelaufenen und zum Wettbewerb um den Novellen- und Humoresken-Preis bestimmten Arbeiten haben sich nur achtzehn dieser Arbeiten als zum Abdruck geeignet erwiesen. Der Preis für die beste Novelle („Gardinenwäsche“) ist Ernst Hardt z. Z. in Malaga (Spanien) zugefallen. Den andern Preis hat die Burleske: „Die gelbe Katze“ von Richard Dehmel, Pankow bei Berlin, erhalten.

Diese Entscheidung der Preisrichter ist nicht die Frucht eines hitzigen Kampfes, denn jene beiden Novellen haben sich ohne weiteres und für das Auge eines jeden urteilsfähigen Menschen erkenntlich als die besten ergeben. Man könnte sagen: ganz von selbst, — denn wie unter einer Schar von Sperlingen eine Schwalbe durch ihren verschiedenen Flug und ihre unterscheidende Gestalt leicht erkennbar ist, so wird auch der Kritiker unter einer Flut ziemlich alltäglich stilisierter und banal gebauter litterarischer Arbeiten schnell und sicher das Werk eines feineren Geistes an der Rundung und Eindringlichkeit seines Stils und der ungewöhnlichen Wahl seines Stoffes herausfinden.

Die allgemeine Übersicht der eingelaufenen Arbeiten giebt ein recht betrübendes Resultat. Viel mehr als die Hälfte sind in Stil und Ausdruck unter dem Rang von Schülerarbeiten und können keinen Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden. Die übrigen bewegen sich zumeist auf sehr betretenen Pfaden und die Wahl ihrer Stoffe schwankt hin und her zwischen der Schilderung von Liebesverhältnissen in mehr oder minder legitimer Prägung und ganz unmöglichen psychologischen Aufgaben, die in verschrobener Weise gesehen oder in dilettantischer Weise geschildert sind. Hauptsächlich aber ist es zu bedauern, dass viele der geehrten Einsender unser Preisausschreiben so aufgefasst haben, als wären wir emsig bemüht, den Simplicissimus an pornographischer Lektüre zu bereichern. Unter fünfzig Novellen handeln durchschnittlich vierzig von „Liebe“, und diese Liebe ist nie in poetischer oder graziöser Weise geschildert, sondern immer vom Standpunkt des Gourmands, des satten Lebemannes, der müden Kokotte; niemals ist es die reine, frische und anmutige Liebe mit ein bisschen Schalkhaftigkeit und ein bisschen Schwermut, die Liebe der Gottfried Keller und der Robert Burns, sondern die Liebe, die man auf den Redaktionstisch des Simplicissimus gelegt hat, ist eine zweideutige, brüske, ungesunde und banale Liebe, eine Liebe, die schielt und die sich weder gewaschen noch gekämmt hat. Es wäre wahrlich nicht nötig, darüber so viele Worte zu verlieren, wenn sich dieser Umstand nicht als ein Symptom kundgegeben hätte. Der Simplicissimus wünscht nicht mit den frivolen Wiener Witzblättern identifiziert zu werden. Der Boden, auf dem er steht, soll der Boden des socialen Kampfes sein, der Boden kultureller Evolutionen, „gesehen durch ein Temperament“. Gut, ihr Herren Poeten, bringen Sie uns Liebe, aber bringen Sie uns nicht irgend etwas Faules und Morsches, das Sie und einige abgelebte Faune für Liebe halten. Denn das ist nicht Liebe, sondern ein Begriff, über dessen Beschaffenheit Sie sich im Konversationslexikon orientieren mögen. Wo ist dein Humor, Deutschland, wo ist deine Jugend und deine Kampffreudigkeit?

Simplicissimus



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches**, vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2maligem Einreiben mit **„Loreley“** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley“** erzeugt **Haarwuchs**, wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Gicht.

Zur Bereitung der so heilsamen (ärztlich empfohlenen) Kiefernadelbäder bei **Gicht**, rheumat. Leiden und **Nervenschwäche** ist das

Latschenkiefer-Bade-Extract

von absolut sicherer Wirkung. Nur aus **frischsaftigen** Kiefernadeln hochalpiner Lage Tirols gewonnen, ist dieses L.-B.-E. von grossem Balsamreichtum und sind die vorzüglichen Erfolge damit bekannt. **1 Flaçon** für 1 Bad **Mk. 1.—** (für Kinder die Hälfte.)

F. Mayrhofer, München,
Corneliusstrasse **10.**

Prospekte, Anweisung gratis u. franko.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871
von **Octave Mirbeau**
Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark
Überall zu haben.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

☛ Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: ☚

Die bunte Reihe

Berliner Roman
von
Fritz Mauthner

8°. ca. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe“ hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**

Epochemachende Forschung

von Sr. Excellenz Staatsrat Dr. Seligson über die **Stammhalterfrage.** Dankesschreiben hoh. Persönlichkeiten. M. 3.60. Zu beziehen von jeder Buchhandlung u. direkt vom Verlag

Seitz & Schauer, München.

Idealkronen

einziger natürl. Zahnersatz ohne Platten etc. Prosp. gr. u. fr. **R. Wiesendanger, Hamburg.**

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Melusine

Ein Liebesroman
von **Jakob Wassermann.**

Preis 2 M. 50 Pf.

Über dieses packende Buch sind bereits die ausgezeichnetsten Kritiken eingelaufen.

☛ Soeben erschienen! ☚ ☛ Soeben erschienen! ☚

Georg Brandes

William Shakespeare.

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.

Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Nach langen Vorstudien ist Georg Brandes dazu geschritten, von dem Leben und der Arbeit eines der grössten Geister aller Zeiten, **William Shakespeares**, ein wahrhaftiges Bild zu entwerfen. Der grosse Kritiker hatte seit Jahren den Plan, den Entwickelungsgang Shakespeares an seinen Werken darzustellen; aber er hat mit der Ausführung dieses gewaltigen Unternehmens gewartet, bis er jetzt, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, mit dem eigenen kritischen Geist dem gigantischen Dichtergeist Shakespeares gegenüber getreten ist. So legt Georg Brandes uns heute sein reifes Lebenswerk vor, das in der grossen Shakespeare-Litteratur einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

The Continental

Bodega Company.

Gesetzlich geschützt.

Direction für Deutschland, Oesterreich, Skandinavien und die Schweiz:

Frankfurt am Main
☛ Rossmarkt 14, II. ☚

Filialen:

Berlin, Ecke Friedrich- u. Mittelstrasse, Alexanderstrasse 71, Jerusalemerstrasse 14, Prinzenstrasse 81.
Bremen, Obernstrasse 50.
Breslau, Schweidnitzerstrasse 27, Ecke Zwingerplatz.
Dresden, Ecke Prager- u. Waisenhausstr.
Düsseldorf, Königsplatz 32.
Frankfurt a. M., Schillerplatz 2, Ecke Gr. Eschenheimerstr.
Hamburg, Ecke Plan u. Rathhausmarkt, Ecke Ness u. Brodschrangen.
Hannover, Georgstrasse 38.
Special-Filiale: Braunschweig, Bohlweg 30.
Köln, Hochstrasse 164.
Königsberg i. Pr., Ecke Kantstrasse u. Altstädter Langgasse.
Leipzig, Grimmaische Strasse 8, gegenüber Naschmarkt.
Magdeburg, Alte Ulrichsstrasse 10.
München, Neuhauserstrasse 12, Platzl 7.

Juvenia, neuestes Haarfärbemittel.
Das beste aller Haarfärbemittel, ein antiseptisch vollständig gefahrloses Mittel, die Haare und den Bart von hellbraun bis zum schönst. Schwarz zu färben. Zu beziehen in all. renomm. Friseurgesch. Gen.-Depôt: **Richard Thomas**, Hoffriseur, Unter den Linden 34, **Berlin. Preis 6 Mark.** — Nur für die mit meinem Namen versehenen Cartons übernehme ich Garantie!

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Neu. Keine Hühneraugen mehr! Neu. Nicht einmaliges heilen, sondern Beseitigung für immer. Geg. Einf. v. M. 1.20 send. franko **P. Busch, Frankfurt a. M.**, Taunusstr. 17.

Erfindungen etc.

schützt, verwertet, beutet aus } Civilingenieur Dickmann BERLIN, C. Seydelstr. 5
Garf. Reell u. Erfolg. Honorar f. d. Anmeldg. 10 M.

Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

═ Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. ═

Meyers
Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers
Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers
Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

═ Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. ═

Simplicissimus

ist das einzigste illustrierte Kunst- und Kampfblatt Deutschlands ohne politische Tendenz, geschaffen für alle Freunde und Feinde einer freien Denkungsart.

Allgemeine Ausgabe.
Preis: die Nummer 10 Pf.
Abonnement vierteljährl. 1 M. 25 Pf.

Luxus-Ausgabe.
Preis: die Nummer 25 Pf.
Abonnement vierteljährlich 3 Mark.

NB. Die Luxus-Ausgabe ist auf feinem Kunstdruckpapier und mit besonderer Sorgfalt gedruckt. **Jeder Abonnent dieser Ausgabe erhält eine elegante Mappe zum Aufbewahren der Nummern.**

Löthapparat

für Jedermann



dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4,—.** Versand d. **Feith's Neuheiten-Vertrieb. Berlin C.**, Seydelstraße 5.

Gedächtnis.

Die **„Augsburger Abendzeitung“** schreibt in No. 74 vom 14. März 1896: „Gedächtnislehre. Ihre Regeln und deren Anwendung aufs praktische Leben von Christ. Lud. Poehlmann, München. Vorstehende Arbeit unterscheidet sich in jeder Hinsicht von oft dickleibigen Büchern über Mnemotechnik oder Gedächtniskunst, welche meist ermüdende Anforderungen an denjenigen stellen, welcher sich ihrem Studium hingiebt, ohne die erhoffte Absicht, eine wirkliche Stärkung des Gedächtnisses zu erlangen, zu erreichen. Die von Professor Poehlmann erfundene und auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Gedächtnislehre dagegen erfüllt ihren Zweck vollkommen. Dieser aber ist: 1) Heilung von Zerstreutheit; 2) die richtigste, schnellste und anregendste Lernmethode vorzuzeichnen; 3) durch logische und wohlerprobte Übungen das natürliche Gedächtnis so zu stärken, dass es am Ende aller Hilfsmittel entbehren kann. Der Kurs besteht aus 5 Lektionen, die der Verfasser in solche Form und Worte zu kleiden verstanden hat, dass sie allen verständlich sein und den Bedürfnissen aller Stände Rechnung tragen dürften.“

Prospekt mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von **L. Poehlmann,** Weinstrasse 6, München B. 12.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marcel Herwegh

8°. ca. 25 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Ein **eminentes Kulturbild** aus dem großen Entwicklungsjahr, ein Buch von **internationalstem Interesse**, zusammengestellt aus noch unveröffentlichten Dokumenten aus der Feder **Bakunins**, des Begründers der **modernsten politisch-sozialen Strömungen**; aus derjenigen **Karl Marx's, des großen Nationalökonomen.** Daneben hochinteressante Briefe des Philosophen und Kunsthistorikers **Arnold Ruge** aus und über das in vollster Gährung begriffene **Paris der zweiten Republik**; Briefe des Revolutionärs **Hecker** aus den Ta-en des **Badischen Aufstandes.** Briefe von **Robert Prutz, Dr. Henle, Ludwig Pfau.**

Die Perle der Sammlung bildet eine **überaus lebendige, hochdramatische Schilderung** der Schicksale der deutschen **Freischarenlegion** aus der Feder der heute noch in Paris lebenden, hochbetagten **Witwe des Dichters Georg Herwegh, Emma Herwegh.** Sie hat an dem Zug der deutschen Legion, von Straßburg durch den Schwarzwald und an dem unglücklichen Gefecht bei Dossenbach persönlich, als junger Kämpfer verkleidet, teilgenommen und ihre Darstellung atmet eine **Frische**, wie man sie in der gesamten Memoirenlitteratur vergeblich sucht.

Dem **Historiker** und **Kulturforscher** ist das Buch nicht minder willkommen wie dem großen Publikum, indem es bisher schmerzlich empfundene **Lücken in der Geschichte** ausfüllt und die für uns vielfach ins Dunkel gerückte Zeit im grellsten Lichte **lebendiger Thatsachen** zeigt.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Homo sapiens

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Der Mensch (homo sapiens) unterscheidet sich von andern Säugethieren durch einen aufrechten Gang.

1. Jahrgang Nr. 15

Preis 10 Pfg.

11. Juli 1896

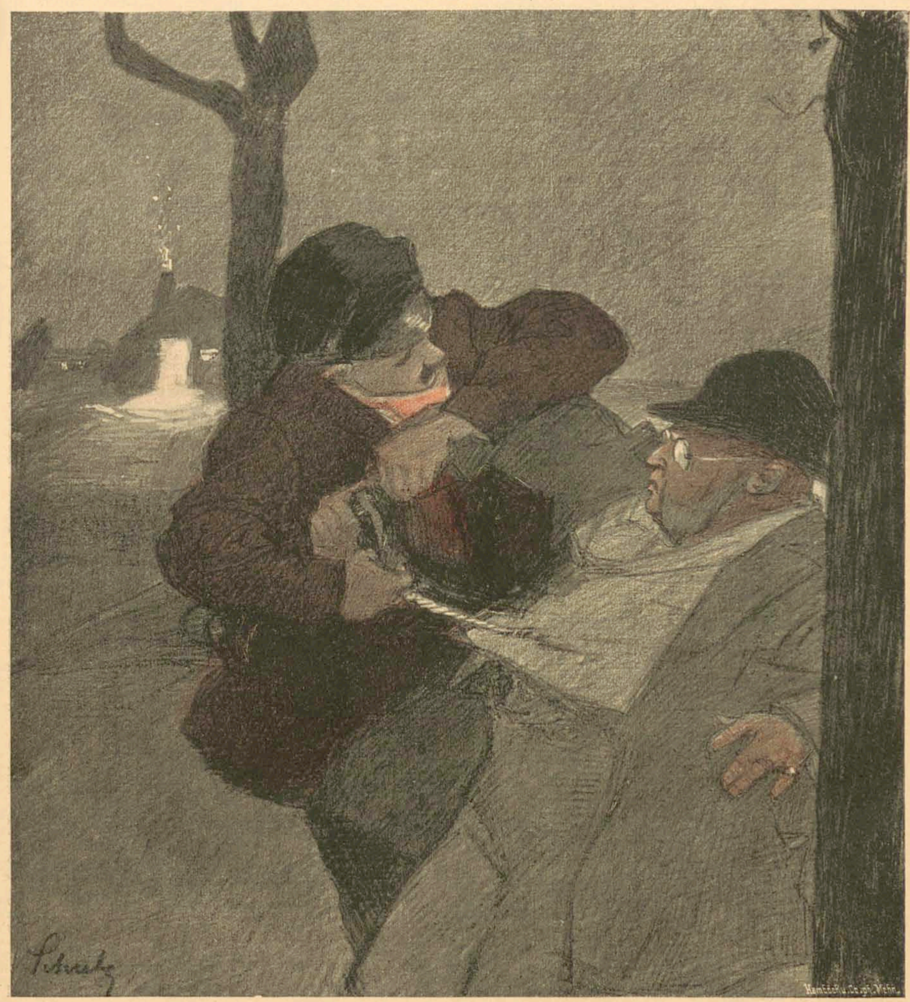
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.**
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Gardinenwäsche



(Zeichnung von Schulz)

Gardinenwäsche

Von Ernst Hardt

Preisgekrönte Novelle

Ich weiß noch alles, als ob es gestern geschehen wäre . . . . . ich war damals sieben Jahre alt. Wir hatten gerade unser Abendessen beendigt und saßen, mein Vater und wir drei Kinder (meine Mutter und das Kinderfräulein waren nach der Küche gegangen), um den runden, abgeräumten Eßtisch. Im Zimmer war es halb dunkel, die Hängelampe warf ihren ganzen Schein auf das blendendweiße Tischtuch herab. Nur einen Fleck hatte es, vor dem Platz meines Bruders, einen Blaubeerfleck; den hatte er aber nicht gemacht, sondern das Kinderfräulein, wir hatten es schon am Mittag gesehn! Zum Abendbrot hatte die schlechte Person nun so gedeckt, daß der Fleck auf den Platz meines Bruders kam . . . . . Dann standen noch drei leere Bierflaschen auf dem Tisch, die ihren Schatten warfen. Wir Kinder durften bei Tisch nur sprechen, wenn wir gefragt wurden, daher war es so still. So war es ja eigentlich wie jeden Abend, nur mit einem großen Unterschied: es waren keine Gardinen an den Fenstern. Das giebt einem Zimmer immer etwas so Ungewohntes, Unwohnliches: man fühlt sich nicht mehr im alten Heim und Hause. Der Himmel schaut so zudringlich in alle Ecken und Winkel und mit ihm die Nachbarn, kurz, Gardinenwäsche macht krank.

Wir Kinder warfen uns einen verständnisinnigen und meinem Vater einen scheuen Blick zu, dann setzte jeder von uns eine der leeren Bierflaschen vor sich hin und mit einem zweiten scheuen Blick auf meinen Vater schnipsten wir uns gegenseitig die lose darauf gestellten Korke ins Gesicht. Wir nannten das „Kanonen“ spielen. Wenn ich jetzt an jenen Abend zurückdenke, ist es mir als hätte mein Vater einmal über seine Zeitung weggeblickt und gelächelt. Dachte er an seine zukünftigen drei Artilleristen? Denn was war ihm natürlicher, als daß seine Jungens Artilleristen würden? Hat er damals wirklich etwas Ähnliches gedacht und gelächelt? Es ist schon so lange her und er ist schon so lange tot.

Ich erwähnte oben des Umstandes, daß keine Gardinen an unseren Fenstern waren. An jenem Tage war nämlich, es mag kurz vor Ostern gewesen sein, in unserem Hause sogenanntes Generalreinmachen, also auch Gardinenwäsche, und die ist an all den Vorgängen dieses Tages schuld. An ebendemselben Tage war etwa um zwölf Uhr mittags ein Bettler an unsere Thür gekommen. Meine Mutter hatte dem Dienstmädchen schon den Befehl gegeben ihn abzuweisen, da meinte diese: Ach, der Mann sähe so elend aus und wäre, wie er sagte, eben erst aus dem Krankenhause entlassen worden. Darauf schickte ihm meine Mutter einen Teller Suppe und eine Schüssel Gemüse und Fleisch hinaus und, was mir damals so gefiel, auch eine Flasche Bier. Daß sie ihn hatte abweisen lassen wollen, hatte auch seinen Grund. Am Tage vorher war nämlich auch ein Bettler gekommen und meine Mutter hatte ihm ein Butterbrot hinausgeschickt. Der Bettler hatte ein ganz erstauntes Gesicht gemacht und dann ein Fünfpfennigstück auf das Brot gelegt, es dem Dienstmädchen wiedergegeben und gesagt: „Nu grüßen Sie Ihre Madam schön von mir und sie soll sich für die fünf Pfennig Belag kaufen und das Brot selber aufessen. Ich danke schönstens.“ Mir hatte das imponiert, denn auch ich, — so ein Brot nur mit Butter, ohne Belag — — ich weiß nicht, der Mann imponierte mir damals sehr, meine Mutter aber war begreiflicherweise böse und ärgerlich. —

Während nun der Bettler draußen auf der Treppe sein Mittagbrot aß, gingen unser Mädchen und August, der Bursche, mit großen Körben voll Gardinen auf den Boden, um sie dort zum Trocknen aufzuhängen. Ich war einmal mitgeklettert und hatte den bleichen Mann vor der Thür gesehen, gerade wie er mit weit nach hinten übergebogenem Kopfe die Flasche Bier austrank. Ich glaube, es war schon nichts mehr darin, als ich ihn so sah. Beim Rückweg vom Boden blieb ich vor ihm stehen und zeigte auf die Bierflasche, die neben ihm stand: „Du, wenn du fertig bist, können wir Kanonen spielen.“ Aber das Dienstmädchen schob mich zur Thür: „Mach, daß du hineinkommst.“

Wir saßen also in unserer Eßstube um den abgeräumten Tisch und spielten Kanonen, während mein Vater in der Zeitung las. Nur sein linkes Ohr sah an der einen Seite des großen Bogens hervor, was naturgemäß unser Kanonenspielen begünstigte. Plötzlich, ganz auf einmal durchzuckte mich (ich war der jüngste) ein furchtbarer Gedanke. Ich fühle noch genau, wie er mir das Blut vom Herzen bis in die Fußspitzen trieb und wie es von dort wieder eiskalt und kochend hinaufstürzte. Um mich versank alles, nur der Gedanke in seiner Ungeheuerlichkeit blieb. Schrecken und Angst bereitete er mir und tief unten in meinem kleinen Herzen wonnige zehrende Lust. Ich wollte mit dem Kork nach meines Vaters Ohr schießen! Mein kleines Herz klopfte und zitternd und zagend fuhr meine kleine Hand hinauf hinter den Pfropfen, ich zielte — zielte — — — Da drang ein Lärm aus der Küche in das Zimmer. In demselben Augenblick stürzte auch schon das Kinderfräulein händeringend und schreiend herein: „Ein Dieb, ein Dieb, Herr Hauptmann, retten Sie, ein Dieb!“ Mein Vater sprang vom Stuhle auf, meine Mutter wankte herein, riß uns Kinder an sich und fiel aufs Sofa; sie war einer Ohnmacht nahe. Die einfältige Person, das Fräulein, schrie noch immer: „Unsre Gardinen, retten Sie, Herr Hauptmann, unten halten sie ihn, retten Sie, retten Sie!“ Mein Vater, glaube ich, sagte: „Schreien Sie doch nicht so.“ Dann ging er nach der Thür, ich entwand mich dem schützenden Arm meiner Mutter und lief ihm nach. Das alles dauerte nur wenige Sekunden und doch werde ich es nie vergessen. Wie ein großes Unglück war das Geschrei in uns alle gedrungen. Meine Mutter klapperte vor Frost, meine Brüder zitterten und weinten und das Kinderfräulein jammerte kläglich und halb beleidigt in sich hinein. Als mein Vater hinausging, rief ihm meine Mutter noch nach: „Hermann, nimm doch nur deinen Revolver mit,“ aber er ging direkt hinunter und ich mit ihm. Ich war in einer sonderbaren Stimmung. Nach der gewaltigen Erregung, die mir mein Gedanke bereitet hatte und nach dem Schreck über das Geschrei des Kinderfräuleins war eine tiefe Traurigkeit in mich gekommen. Ich schlich bleich hinter meinem Vater die Treppe mit hinunter, ich weiß nicht warum — mich fror draußen so. Unten vor der Hausthür standen vielleicht zehn Menschen, das matte Laternenlicht der Straßen beleuchtete sie so unsicher, es waren aber wohl Dienstmädchen und Burschen.

Als mein Vater heraustrat, wurde es still, sie standen alle ganz ruhig. Mein Vater fragte verwundert: „Wer ist denn nun der Dieb?“ Da trat etwas neben ihm aus dem Schatten und sagte laut: „Ich, Herr Hauptmann.“ Mein Vater drehte sich erstaunt um, die Gestalt trat näher an ihn heran und nahm die Mütze ab: „Es hat mir so leid gethan, Ihnen das anthun zu müssen, Herr Hauptmann. Ich habe heute noch ein so gutes Mittagessen bei Ihnen bekommen. Ihren Gardinen ist auch wirklich nichts geschehen, ich habe sie ganz behutsam von der Leine abgenommen, sie stehen im Flur vom Nebenhaus.“ Zwei Burschen stürmten fort, die anderen standen noch wie versteinert. Mein Vater sagte ruhig: „Kommen Sie mal mit hinauf.“ „Bitte lassen Sie mich arretieren, Herr Hauptmann.“ Mein Vater drehte sich um und sagte: „Erst kommen Sie mit.“ Der Mann gehorchte. Ich schlich wieder hinterdrein. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, ich hatte die ganze Zeit den Mann angestarrt. Unten kamen sie mit dem Korb Gardinen. Die Flurthür war noch offen. Als wir eintraten, verschwand das Gesicht des Kinderfräuleins heulend hinter der Eßstubenthür, die sie zuwarf und von innen krampfhaft schloß. Die Stimme meiner Mutter hörte ich rufen: „Aber um Gottes willen . . .“ Mein Vater ging mit dem Mann in sein Schreibzimmer, ich folgte, trotzdem mir graute. Ich schlich in die Fensternische. Mein Vater hat mich während der ganzen Zeit nicht bemerkt. „Wie heißen Sie?“ fragte er den Mann, indem er sich an den Schreibtisch setzte.

„Karl Seppe.“

„Wollen Sie mir nun mal sagen, was die ganze Geschichte heißen soll?“

„Lassen Sie mich bitte arretieren, Herr Hauptmann.“

„Sind Sie Soldat gewesen?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Na, dann antworten Sie.“

„Ich habe gestohlen, Herr Hauptmann.“

„Ja, das weiß ich. Warum haben Sie gestohlen?“

„Ich will ins Zuchthaus.“

„Sind Sie verrückt?“ entfuhr es meinem Vater.

„Nein, Herr Hauptmann, ich habe aber nichts zu essen (es klemmte ihm etwas die Kehle), und im Gefängnis, da hab ich wenigstens ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen.“

„Nun schwatzen Sie doch keinen Unsinn, wenn man nichts zu essen hat, dann stiehlt man sich doch nicht ins Gefängnis, sondern man sucht sich eine Arbeit!“

„Ich bekomme keine Arbeit, Herr Hauptmann.“

„Was, Sie finden keine Arbeit?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Warum nicht?“

„Weil ich aus dem Zuchthaus entlassen bin, da will mich keiner haben.“ Thränen kamen in seine Stimme

„So? Sie sind vorbestraft.“

„Jawohl, Herr Hauptmann, mit zweiundeinemhalben Jahre Zuchthaus.“

„Wofür?“

„Für Straßenraub, Herr Hauptmann.“

Mein Vater stand auf. Da brach es aus dem Mann verzweifelt aus. Thränen stürzten über sein Gesicht: O Gott, Herr Hauptmann, das ist ja mein ganzes Unglück, daß ich das damals gethan habe. Ich bin im Zuchthaus gewesen zur Strafe, und das ist das Schlimmste. Ich habe mich gut geführt und habe gedacht jeden Tag: Wenn du nur erst herauskommst, dann willst du arbeiten und alles wieder gut machen. Nun bin ich heraus, Herr Hauptmann, und muß verhungern. Niemand will mich. Alle weisen mich ab wie einen Aussätzigen, weil ich im Zuchthaus war. Ich muß verhungern oder unehrlich werden und das will ich nicht, da geh' ich lieber wieder ins Zuchthaus zurück. O Gott — o Gott“ — Er weinte und schluchzte wie ein Kind.

Ich in meiner Fensterecke zitterte wie Espenlaub. Ich konnte das Weinen des Mannes nicht ertragen. Es schien mir etwas Ungeheuerliches, daß ein Mann weinte. Ich dachte, nur Kinder könnten überhaupt weinen, und da sagte mein Vater schon immer zu uns: Ein Junge darf nicht weinen, und wenn ihm der Kopf abgerissen wird. Und dieser Mann weinte so entsetzlich.

Mein Vater war eine Weile still. „Haben Sie damals aus Not gestohlen?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Warum denn?“

„Ich weiß nicht, Herr Hauptmann.“

„Was sind Sie gewesen?“

„Schmied, Herr Hauptmann. Wenn ich da aus der Schmiede kam am Feierabend, da begegnete mir immer ein kleiner, dicker Herr, der eine schwere, goldene Uhrkette über dem Bauch trug. Ich bin hundertmal an ihm vorbeigegangen. Aber an dem einen Tag, ich weiß nicht wie es kam, da wollte ich die Uhrkette haben. Ich weiß nicht wozu, aber ich wollte sie haben. Ein paar Tage später habe ich sie dem alten Herrn aus der Tasche gerissen.“

Mein Vater ging eine Weile im Zimmer auf und ab.

„Und nun finden Sie keine Arbeit?“

„Nein, Herr Hauptmann, einen Zuchthäusler will niemand.“

Mein Vater ging ans Fenster und sah hinaus. „Hören Sie mal, — ich werde mich morgen erkundigen, ob Sie aus dem Zuchthaus kommen, wie Sie sich geführt haben, warum Sie bestraft sind u. s. w. Haben Sie mir die Wahrheit gesagt, dann werde ich mich für Sie bemühen und Ihnen Arbeit besorgen.“

Der Mann sah meinen Vater an wie erstarrt, dann rannen ihm zwei dicke Thränen über die Backen. Die waren aber anders wie die anderen.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ gurgelte er.

„Wo wohnen Sie?“

„Nirgends, Herr Hauptmann.“

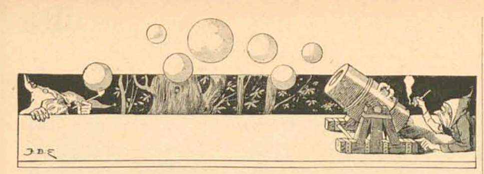
Mein Vater ging nach der Thür und rief den Burschen: „August, dieser Mann schläft heute nacht bei dir in der Stube, lege eine Matratze auf die Erde“.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Der Mann stöhnte dumpf auf, dann stürzte er auf meinen Vater zu. Dieser legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm eine Weile starr in die Augen. Da stand mir das Herz still. — „So, nun gehen Sie.“

Der Mann ging mit dem Burschen hinaus. Mein Vater legte eine Hand vor die Stirn: „Ich werde mich täuschen, aber ich kann keinen Mann weinen sehen, das dreht mir das Herz um.“ — Ich höre diese Worte noch jetzt.

Mein Vater ging zu meiner Mutter ins Eßzimmer. Ich ging ins Schlafzimmer und zog mich in fliegender Eile aus. Im Bett weinte ich still vor mich hin. Nach einer Weile kam meine Mutter ins Zimmer und fragte ängstlich: „Erwin? Bist du hier?“ Ich konnte nicht antworten. Sie sah zu mir herab; ich stellte mich schlafend. Noch stundenlang lag ich wach und zitterte und weinte. — Warum, weiß ich eigentlich nicht . . . Im Einschlafen sah ich das Ohr meines Vaters hinter dem Zeitungsblatt hervorragen, und eine dicke, goldene Uhrkette schwebte daneben.



Friedenstraum

Verlassen träumt der morsche Festungswall.
Von Grün verschleiert, schweigt des Todes Rachen.
Statt Pulverwolken und Kanonenknall
Ein Blumenatmen und ein Quellenlachen!
Blauglocken staunen still ins Eisenrohr.
Die Winde rankt sich wirr um die Lafetten
Und schwebt und klettert anmutsvoll empor
Und schlingt ums Erz die zarten Blumenketten.

Ein Schwalbennest vorn an der Mündung klebt!
Ein Zwitschern schallt hinein ins schwarze Schweigen,
Das noch vom Donner ferner Tage bebt
Und finster träumt von Tod und blut'gem Reigen.
Die rost'gen Bomben ruhn im Morgentau;
Darüber gaukeln bunte Schmetterlinge.
Sie stürzen selig sich ins Himmelblau
Und melden Gott den Wandel aller Dinge . . . .

Da naht sich mir ein leiser, süsser Traum:
Ein Traum von Lorbeer und von blühenden Myrten,
Von Schwertern, tief versteckt in Blütenflaum,
Von Jünglingen, die sich mit Rosen gürten.
Und wie aus Morgenrot taucht auf ein Bild:
Auf den bekränzten Waffen ruht der Friede,
Von Mandelblüten starren Helm und Schild
Und Erz und Blumen klingen leis im Liede.

Maurice von Stern

Die Seligkeit der Kartoffel-Knollen

Von

Adolf Paul

Es fiel einmal ein Kartoffelknollen auf einen öden Acker.

Er lag da und sog die Nässe in sich auf, streckte lange, weiße Wurzelfäden aus und sandte seinen Stengel ins Licht hinauf, um zu blühen. Aber die Blumen wurden selten zur Frucht. Das Klima war ihnen zu hart, die Frucht erfror, ehe sie reif wurde.

Auf den Wurzelfäden aber saßen kleine Knollen in Ruhe und Frieden und wuchsen und gediehen und wurden zu ordentlichen Kartoffelknollen. Und nachdem sie dies geworden, lösten sie sich von den Wurzelfäden ab, um, wie die Mutterkartoffel gethan, selbständig weiterzuleben. Sie bekamen also Wurzelfäden, Stengel, Blumen und kleine Knollen. Und verfaulten dann allmählich, nachdem ihre kleinen Knollen selbständige Kartoffeln geworden.

Und die Knollen mehrten sich und füllten die Erde.

Eines Jahres wurde der Herbst so warm, daß die Frucht auch reif wurde.

Da saß eine kleine Kartoffelfrucht auf ihrem Stengel und schaukelte, und fühlte es so wundersam in ihrem Inneren, als enthielte sie viele, viele Kartoffeln. Und sie glaubte, daß die Knollen nicht das einzige seien, woraus die Kartoffeln entstehen konnten — und fing darüber an zu reflektieren, wie sie aus einem Knollen emporschießen konnte, und weshalb sie es gethan, und überhaupt warum die Kartoffelknollen existierten, und wo sie alle hinkämen, und warum sie danach strebten, so dick und inhaltreich zu werden.

Eines Tages wagte sie sich mit einem schüchternen „Ja, warum?“ hervor.

„Damit wir selig werden sollen,“ antwortete ein dicker wohlbeleibter Knollen, welcher die Zeit gekommen fühlte, seine Wurzelfäden auszustrecken und sein Quantum Knollen in die Welt zu setzen. „Aber das verstehst du nicht, denn du bist ja solch eine Kartoffelfrucht, die zu nichts taugt.“

„Was bedeutet das: selig?“ fragte die kleine Frucht.

„In den Kochtopf zu kommen,“ erhielt sie als Antwort. „Denn der Herr liebt uns Knollen und hat uns gesegnet und versprochen, uns zu seinem Leibgericht zu machen. Aber die, welche für diese Seligkeit nicht reif sind, müssen hier in der Erde liegen bleiben und verfaulen! Und das ist die wahre Hölle,“ sagte der würdige Knollen. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Man muß gewisse Qualifikationen haben, um selig zu werden und zum Gegessenwerden zu gelangen.“

Darauf platzte er, um seine Qualifikationen zu zeigen.

Die übrigen Knollen sagten aber, daß er wohl dessenungeachtet in den Kochtopf kommen würde, denn er sei als Märtyrer seines Glaubens gestorben. Aber neugierige Kartoffelfrüchte seien Kinder des Teufels.

Von da an glaubten die Knollen, das vornehmste aller Gerichte zu sein.

Und sobald ein Kartoffelknollen aufgenommen wurde, um in den Kochtopf zu kommen, sagten die übrigen: — jetzt geht er lebendig in den Kartoffelhimmel ein! Und sie hofften und sie glaubten alle, daß sie einmal hinkommen würden.

Denn niemand kam zurück und erzählte, was nach dem Kochtopfe geschah.

Ein Platoniker

Von

Emil Glas

Weit hatte ich sie verfolgt, über Wiesen und Auen und über die grünenden Fluren bis zum Gartenhäuschen, wo ihre Mutter ihr den Kuß zur Ankunft auf die Stirne drückte . .

Wie lieblich gekräuselt diese schwere Fülle brauner Haare über den Nacken sank! Und dieses blendende Weiß mit bezwingendem Glanze: rein, so himmlisch rein!

Und dann das kleine, zierlich gefranste Hemdlein mit den niedlichen Manschetten, die ihrer schönen Hand so neckisch paßten. Und diese Bewegung! Harmonie der Anmut! Wie sie hinüberglitt, nein, engelgleich über den Boden



huschte, und das kleine Füßchen sich bang in acht nahm, ja nicht etwa den kleinen Blümchen wehe zu thun!

Jetzt hat sie ein Vergißmeinnicht gepflückt. O, wie schön sie sich bückte! Und die Grazie in ihrer Bewegung, so leichtflüssig, so natürlich und doch so schön!

Ach, jetzt hatte sie auf ein Blümchen getreten.

Ein Gänseblümchen. Das neigte traurig seinen Kelch.

Sie aber sah es nicht. Denn schon winkte ihr die Mutter entgegen und sie eilte auf sie zu und legte ihre Arme um die Mutter . .

Ich aber sah zu und eine Thräne stahl sich ins Auge. Sie kam wie der Tau auf die Blätter kommt, ich wußte nicht woher, nur war die Wange naß . .

Dann bückte ich mich nieder in das feuchte Gras und pflückte das kleine traurige Gänseblümchen, das ihr Fuß geknickt hatte.

Und ich trug es nach Hause und preßte es. Jetzt liegt es in meiner Brieftasche und so oft ich vorbeikomme an diesem grünen Gartenhäuschen, nehme ich die Blume heraus und küsse sie, das kleine traurige Gänseblümchen.

Sie lachen darüber? Mir aber ist es ernst darum.

Und so oft ich vorbeikomme und das Blümlein küsse, fühle ich es, wie meine Wange naß wird . .

Ich schäme mich nicht . .



Mahnung

Sieh, was willst du so trotzig bleiben?
Das Leben ist kurz und wir schreiben
Schon das Jahr soundsoviel nach Christ.
Bald ist abgelaufen die Frist,
Dann liegst du einsam in deiner Kammer
Und umsonst ist der stille Jammer
Um die Jugend und um die Freude;
Kurz ist die Liebe, kurz ist das Leben
Und die sich dem Augenblick nicht ergeben,
Das sind gestorbene Leute.
Voll ist mein Herz zum Überfließen;
Neige dein Haupt und du kannst genießen!
Genießest Liebe und heitere Kraft
Und wahrhaftige Leidenschaft.
Sieh, das Leben ist kurz und die Sonne
Lacht nicht jedem in gleicher Gunst.
Später ist all dein Schmerz umsunst,
Hin ist die sterbliche Wonne!
Hüter bin ich und Freund gewesen
Und ich hab' dich auserlesen
Aus vielen und hab' dich verständig gehegt,
Hab' geduldig deine Schwächen gepflegt.

Warum willst du trotzig sein?
Kurz ist das Leben, kurz das Jahr,
Eh' du's denkst, wird das Ist zum War
Und es vergehet der süße Schein.
Ich will nicht klagen, ich will nicht keifen,
Auch meine Sehnsucht mag ich nicht schelten;
Ich und du: das sind zwei Welten,
Und du bist zu stolz, mich zu begreifen.
Du willst nur empfangen, du willst nicht geben, -
Ich gebe ja gern und geb' auch gut,
Denn du bist die Kraft und mein Herzblut
Und stets denk ich:
Kurz ist das Leben.

Jakob Wassermann

1

2

...müden

...Heine

3

4



Der greise Freier

Von

Frank Wedekind

Leonie Fischer war eine feine Natur. Ihre Züge waren eher süß als schön zu nennen. Der Reiz lag in dem Ausdruck der Augen und in den etwas emporgezogenen Mundwinkeln. Der Menschenkenner, der sie sah, mußte sich aber sagen, daß das keine vergänglichen Reize waren, sondern daß die alte Frau in weißem Haar noch ebensosehr dadurch auffallen werde, wie es jetzt das junge Mädchen that. Von vollendeter Schönheit war ihre Kopfform und der eigentümliche Ansatz der glänzend schwarzen Haare, die sich dicht an den Kopf anschmiegten. Ihre Büste war knospenhaft, ihre Hüften hätten stärker sein können, aber ihr Schuhwerk trug die Nummer 36 und ihre Hände wären jedenfalls hübsch gewesen, wenn sie nicht, seit sie die Schule verlassen, zu Hause die Wirtschaft geführt, gekocht, geputzt und gewaschen hätte.

Leonie Fischer war eine von jenen Naturen, die sich in allen Lebenslagen und unter Menschen jeden Standes zurecht finden, die niemals anstoßen, dank einem angeborenen feinen seelischen Takt und einer selbstlosen Denkungsart; eine von jenen Naturen, die immer mit anderen empfinden und die nur glücklich sein können, wenn es ihre Umgebung ist.

Leonie Fischer hatte seit ihrem fünften Jahr keine Mutter mehr und war nie aus dem kleinen Städtchen Lenzburg herausgekommen. Ihr Vater stand den Tag über in seinem Spezereiladen und abends saß er mit einigen griesgrämigen Graubärten in einer der unzähligen Wirtschaften um einen runden, spärlich erleuchteten Tisch herum und kam nie vor elf Uhr nach Hause. Seit ihre ältere Schwester tot war, hatte das Mädchen fast jeden Abend zu Hause allein zugebracht mit einer feinen Häkelei und einem Buch aus der Stadtbibliothek und hatte sich nie gelangweilt. Schon mit siebzehn Jahren hätte sie sich sehr gut verheiraten können. Ihr Vater hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sie eine verdrehte Pastete genannt, weil sie die Partie ausgeschlagen. Aber sie hatte nur ruhig vor sich hingelächelt, sie wartete bis der Rechte kam, sie war nicht für das Herumprobieren. Und als der Rechte kam, da besann sie sich auch nicht erst lange, sondern griff gleich mit beiden Händen zu. Er war von mittlerer Statur, fünfunddreißig Jahr alt, hatte einen elastischen Gang, ein einträgliches Geschäft und, was seiner Braut beinah die Hauptsache war: er verstand es, wenn es ihr gerade darum zu thun war, ernst zu sein, und sie konnte mit ihm ruhig über Dinge reden, die weder mit seinem Geschäft noch mit der Spezereihandlung ihres Vaters in Beziehung standen.

Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise an den Gardasee. Da saßen sie am Nachmittag im Sonnenschein nebeneinander auf der Veranda, sprachen wenig, schämten sich ein wenig ihrer Mattigkeit und waren mit vollem Herzen dem Augenblick für seine Schönheit dankbar. Leonies feine Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln, so oft ihre Augen denen ihres Gatten begegneten. Er warf ihr dann einen strengen Blick zu; darauf wurde sie jedesmal rot bis unter die Haare und dann sah er sie so hilflos flehentlich an, als wollte er sie um Verzeihung bitten. Der Schluß war immer der, daß sie ihre Hand in die seinigen legte und mit warmer Empfindung von ihm kajolieren ließ. So ging es täglich bis Sonnenuntergang. Leonie genoß ihr junges Glück ohne Ziererei, in absoluter Hingebung, aber auch ohne Urteil, ohne jedes Ansehen der Person. Sie liebte vorderhand nur die Liebe, und nur manchmal freute sie sich im stillen für die Zukunft darüber, einen so liebenswürdigen braven Lebensgefährten gefunden zu haben. So hatte sie es sich auch erträumt, während all der Jahre, wenn sie abends allein zu Hause saß. Als sie vor dem Altar neben ihrem Erwählten das Ja aussprach, hatte sie sich im stillen das Versprechen gegeben, nie jemand anders, als nur sich selbst dafür verantwortlich machen zu wollen, ob sie glücklich werde oder nicht; und außerdem hatte sie inbrünstig zum Himmel gefleht, ihr und den Ihrigen seine schweren unvorhergesehenen Schicksalsschläge ersparen zu wollen.

Es war ruhig geworden in dem großen Hotel. Die Zimmerthüre war fest verriegelt, die schweren grünen Vorhänge waren geschlossen, auf dem Tisch brannte die Nachtlampe, Mitternacht war längst vorbei und das Pärchen konnte den Schlaf nicht finden. Das kam jedenfalls, weil man sich tagsüber so wenig Bewegung machte und weil man nach dem Abendessen noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte.

„Wie kommt es,“ sagte der junge Mann im Flüsterton, „daß du mit deinen zwanzig Jahren und mit der Leidenschaft, die du in dir hast, sonst immer so ruhig bist. Wenn man dich draußen im Leben sieht, wie du sprichst und wie du dich benimmst, möchte man glauben, du wärest früher schon einmal auf der Welt gewesen. Andere Mädchen in deinem Alter sind immer gleich aus dem Häuschen, und du wirst nur immer stiller und gefaßter, wenn dir etwas Unangenehmes in den Weg kommt.“

„Vielleicht kommt es von dem, was ich als Kind durchgemacht,“ sagte das junge Weib. In ihren Augen spiegelte sich ein feiner Lichtschimmer. Sonst war alles Nacht umher.

„Was hast du denn durchgemacht?“

„Als meine Schwester starb. Habe ich dir das nie erzählt?“

„Nein. Ich erinnere mich wenigstens nicht.“

„Du hast ihre Photographie gesehen. Sie war beinahe einen Kopf größer, als ich jetzt bin, und viel kräftiger, am ganzen Körper. Sie hatte Arme, daß ich sie mit beiden Händen kaum umspannen konnte. Aber sie war gar nicht plump oder schwerfällig. Sie war gelenkiger als ich, und wenn sie ging, dann sah es aus, als ob sich der Boden bei jedem Schritt ihrem Fuß anschmiegte. Das kam vielleicht, weil sie so volle breite Hüften hatte. Das schönste an ihr war der Hals. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, sehe ich immer zuerst ihren schönen runden Hals und die runden Schultern darunter. Aber sie war als Mädchen schon so stark, wie es sonst eine Frau erst wird, wenn sie zwei oder mehr Kinder gehabt hat. Kein Mensch hätte gedacht, daß die sterben müßte. Nur sie selber, sie machte sich immer die schrecklichsten Gedanken, so weit ich mich erinnern kann. Das stand ihr auch in den Augen geschrieben. Wenn man sie ansah, glaubte man, im nächsten Augenblick kommen ihr die Thränen. Sie erzählte einem lange Geschichten von einem Unglück, das geschehen sei, oder das kommen werde, und wenn man nachher ruhig darüber nachdachte, so war nichts, aber auch gar nichts daran. Immer war sie aufgeregt und scheu. Vor lauter Angst, vor Unglück und Tod fand sie eigentlich nie recht den Mut, auf der Welt zu sein, bis ganz zuletzt, da kam es ihr anders. Aber das war es eben auch, was ihr nie Ruhe gelassen. Sie hatte kaum lange Kleider bekommen und war konfirmiert worden, da dachte sie schon immer und immer nur an das eine: wie und wann sie sich verheiraten werde. Und dabei hatte sie so eine Ahnung, ich weiß nicht woher, daß es niemals kommen werde, daß sie es nicht erleben würde, daß sie vorher fort müßte. Das war auch der Grund von allem, was sich schließlich zutrug.

Ich erinnere mich, fuhr Leonie fort, ich war vielleicht zehn Jahr alt, da schliefen wir zusammen in einem Bett. Neben dem Bett stand die Wiege, in der meine Puppe schlief und im andern Bett schlief die Lisbeth, unsere alte Magd. Lisbeth schnarchte so laut, daß wir oft beide mitten in der Nacht erwachten. Dann sprachen wir leise im Dunkeln, gerade so, wie wir jetzt sprechen, nur daß wir kein Himmelbett hatten. Und einmal, da fragte mich Klara, wenn ich mich einmal verheirate, wie mein Mann dann sein müsse. Ich hatte noch gar nie darüber nachgedacht. Ich sagte, ich weiß es nicht. Da erzählte sie mir von sich, sie wünsche sich einen, der müsse breite Schultern haben und groß gewachsen sein. Er müsse eine gerade, kurze Nase haben, darunter einen kleinen blonden Schnurrbart und schöne blendendweiße Zähne. Er müsse das Haar kurz geschoren tragen und dürfe keine großen Ohren haben, aber seine Beine müßten schön sein und er müsse hohe Stiefel tragen mit großen Sporen. Sie erzählte mir die halbe Nacht durch von ihm. Wir suchten unter unseren Bekannten, aber da war keiner, der ihr stattlich genug gewesen wäre. Und schließlich sagte sie dann, indem sie ihre Stirne an meine Brust drückte und ordentlich schluchzte: „Ich glaube, daß ich einmal einen alten Mann von fünfzig oder sechzig Jahren heiraten muß; einen der keine Zähne mehr im Munde hat und der bei jedem Wort, das er sagt, grinst und hustet. O Leonie, Leonie, wenn du wüßtest, wie ich mich davor fürchte, wie mir graut!“ Ich fühlte, sie hatte alles Blut im Kopf und ihre feisten Arme waren heiß wie Feuer. Sie war damals erst ein Jahr aus der Schule.

Und in einer anderen Nacht, als Lisbeth wieder so fürchterlich schnarchte, daß der Ofen zitterte, da erzählte sie mir dann alles, wie es einem ergeht im Leben, warum man sich verheiratet und weswegen wir Mädchen nicht ebenso gekleidet gehen, wie ihr Männer. Ich fand das alles ganz natürlich, aber sie machte eine große unheimliche Geschichte daraus. Sie konnte kaum reden und ich hörte, wie ihr unter der Decke das Herz klopfte. Ich hatte noch nichts davon gewußt, aber ich hatte mir auch nie irgend etwas Unnatürliches gedacht.

Als sie dann drei Jahre später aus der Pension zurückkam — sie war derweil wirklich ein sehr schönes prächtiges Mädchen geworden, abgesehen von ihrer Korpulenz — da machte ihr aber weiß Gott gleich ein alter Mann, es war der alte wackelige Gerichtsschreiber, der uns schräg gegenüber wohnte, einen Heiratsantrag. Vier Wochen lang konnte sie sich von dem Entsetzen nicht erholen. Sie ging nicht aus, sie sprach nicht, sie schlug die Augen nicht auf, sie sah niemandem mehr ins Gesicht. Es war beinahe, als wollte sie den Verstand verlieren. Der Gerichtsschreiber war sonst ein sehr geachteter Mann. Meine Liebe freilich wäre er auch nicht gewesen. Er erzählte dem Vater, er habe sich in die Klara verliebt, weil sie die Lippen nie ganz geschlossen halte; sie müsse viel Gemüt haben. Das war auch so. Sie hatte ihn zuerst ganz freundlich empfangen. Als sie dann aber gemerkt, was er von ihr wollte, da hatte sie nur so herausgeheult und Zuckungen bekommen. Wir mußten ihr den ganzen Tag Eisumschläge machen.

(Fortsetzung folgt in Nr. 16)

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weiße Liebe

Roman

von **Arthur Holitscher**

Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine

8. ca. 22 Bogen. Preis 3 Mark.

Mitten in dem lustigen und lärmenden Quartier latin in Paris taucht ein junger Deutscher auf mit reicher künstlerischer Begabung, voller Ehrgeiz und Glaube an die Zukunft. Doch als er sich in das eigentümliche, um ihn pulsierende Leben vertiefen will, zeigt es sich, daß er nicht imstande ist, sich gerade das anzueignen, was seiner hungernden Seele Nahrung geben könnte. An einer leidenschaftlichen und ohnmächtigen Liebe geht er zu Grunde und stirbt.

Diese einfache und traurige Geschichte ist mit einer zarten und hinreißenden Grazie geschrieben und giebt außer der tiefen psychologischen Schilderung des Helden und seiner Geliebten strahlende Bilder aus dem modernen Paris, der Stadt, in der man am freiesten denkt und am heißesten liebt.



Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Marçel Prévost	Marçel Prévost	Marçel Prévost
Pariserinnen	**Halbe Unschuld**	**Cousine Laura**
(Lettres de femmes)	(Demi-vierges) Roman	Roman
Illustrierter Umschlag von Chéret	Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine	Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine
Preis 4 Mark	Preis 4 Mark	Preis 3 Mark 50 Pf.

Feinster Deutscher Sekt.
Durch Weinhandlungen beziehbar.
Hohmann & Cie.,
Ludwigshafen a. Rh.
Gold. Medaille Landau. Höchste Auszeichnung, Ehrendiplom mit Medaille Straßburg i. Elsaß.
Weiße Marke.
Rosa Marke.
Rhenania Sekt.

Handlichstes, billigstes und zuverlässigstes Desinfektionsmittel.
KRESOL-RASCHIG
Ein Theelöffel voll für 1 Pfg. in einem Liter Wasser gelöst, macht jeden Abort geruchlos.
Dr. F. Raschig, Chem. Fabrik, Ludwigshafen a. Rh.

Gedächtnis.

Das **Neue Wiener Tagblatt** schreibt in No. 88 vom 29. März 1896: „Als die Aufmerksamkeit des Publikums zum erten Male auf Poehlmann's Gedächtnislehre gelenkt wurde, da schüttelte fast jeder den Kopf, da er nicht glauben konnte, dass sich wirklich eine Anleitung finden liesse, nach welcher das Gedächtnis selbst bis zur höchsten Potenz naturgemäss entwickelt werden kann. Durch die Ausbildung und richtige Verwertung des Gehörsgedächtnisses, können die jetzt beim Studium überbürdeten Augen entsprechend entlastet werden, was bei der mehr und mehr um sich greifenden Augenschwäche gewiss der Beachtung der weitesten Kreise würdig ist. Aber auch die Ausbildung und Verwertung der übrigen Sinne hat Poehlmann nicht ausser Acht gelassen. Jedem, dem daran liegt, ein in allen Dingen wirklich zuverlässiges Gedächtnis zu erlangen, können wir Poehlmann's Gedächtnislehre aufs angelegentlichste empfehlen."

Prospekt mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von
L. Poehlmann, Weinstrasse 6, **München B. 12.**

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Technikum Neustadt
Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau. Elektrotechnik. Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum. Baugewerk-, Bahnmeister-, Tischler-Fach-Schule.

Morphiumkranke
finden Aufnahme bei
Dr. Fromme, Stellingen, Hamburg (früher Wiesbaden).

Detectiv-Institut
d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kamerad Eva

Novellen von **Marçel Prévost**

Illustrierter Umschlag von F. Reznicek

8°. ca. 20 Bogen — Preis 4 Mark.

„**Kamerad Eva**" ist eigentlich nur eine Fortsetzung der unter dem Sammel-Titel „Pariserinnen" erschienenen Novellen Prévost's. Diese Novellen haben in Deutschland Aufsehen gemacht durch ihre feine Grazie, durch ihre Frische und insbesondere durch die Ironie, mit der die leichten Pariser Sitten geschildert werden. Dieses neue Buch des berühmten Autors läßt keinen jener Vorzüge vermissen. Wie ein Taschenspieler ist Prévost, wenn er die Frau förmlich Liebe spielen läßt. Ob sie nun weint, „Kamerad Eva", oder ob sie lacht, ob sie betrügt oder ob sie betrogen wird, immer bleibt Prévost der liebenswürdige Satiriker, dem man nie böse werden kann, da er nie verletzt. „**Kamerad Eva**" wird viele unterhalten und manchen zum Nachdenken anregen.

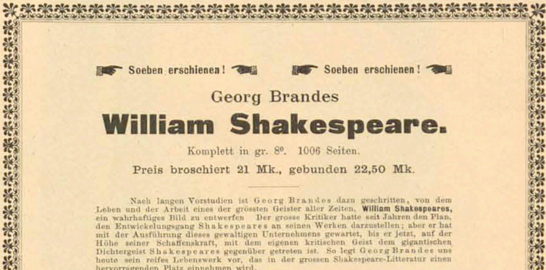
Gicht und Rheumatismus

Hexenschuß, Podagra, rheumatischer Kopf- und Gesichtsschmerz (Migräne) Gelenk-Rheumatismus 2c. wird in fast allen Fällen, auch den hartnäckigsten durch den vegetab. Balsam

seit 16 Jahren erprobt **Kohinoor sicher geheilt** gesetzl. geschützt.

Kein Geheimmittel, keine Arznei, nur äußerlich anwendbar.

Bestandteile: Succus Urgineae — Mucil. Tragacanthi alcalin. — Ol. Chamomillae — Natr. salicyl. — Lithion. salicyl. — Ol. Gaulther. procumb. Nur in den Apotheken, oder im Haupt-Depot **Dresden-N., Kronenapotheke** in 1/2 und 1/1 Flaschen à 2.75 und 5 Mk. käuflich. **Broschüre:** Behandlung und Heilung von Gicht, Rheumatismus 2c. durch „Kohinoor" auf Wunsch gratis und franko, vom Verleger **M. Korber, Dresden-N.**



Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Georg Brandes

William Shakespeare.

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.

Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Nach langen Vorstudien ist Georg Brandes dazu geschritten, von dem Leben und der Arbeit eines der grössten Geister aller Zeiten, **William Shakespeares,** ein wahrhaftiges Bild zu entwerfen Der grosse Kritiker hatte seit Jahren den Plan, den Entwickelungsgang Shakespeares an seinen Werken darzustellen; aber er hat mit der Ausführung dieses gewaltigen Unternehmens gewartet, bis er jetzt, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, mit dem eigenen kritischen Geist dem gigantischen Dichtergeist Shakespeares gegenüber getreten ist. So legt Georg Brandes uns heute sein reifes Lebenswerk vor, das in der grossen Shakespeare-Litteratur einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „**Simplicissimus**" bez. zu wollen.

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Melusine

Ein Liebesroman

von **Jakob Wassermann.**

Preis 2 M. 50 Pf.

Über dieses packende Buch sind bereits die ausgezeichnetsten Kritiken eingelaufen.

Neu. Keine Hühneraugen mehr! Neu. Nicht einmaliges heilen, sondern Beseitigung für immer. Geg. Einf. v. M. 1.20 send. franko **P. Busch, Frankfurt a. M.,** Taunusstr. 17.

Löthapparat
für Jedermann



dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4,—.** Versand d. **Feith's Neuheiten-Vertrieb, Berlin C.,** Seydelstraße 5.



Nach 35 jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches,** vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit „**Loreley**" ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. „**Loreley**" erzeugt **Haarwuchs,** wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bunte Reihe

Berliner Roman

von

Fritz Mauthner

8°. ca. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe" hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

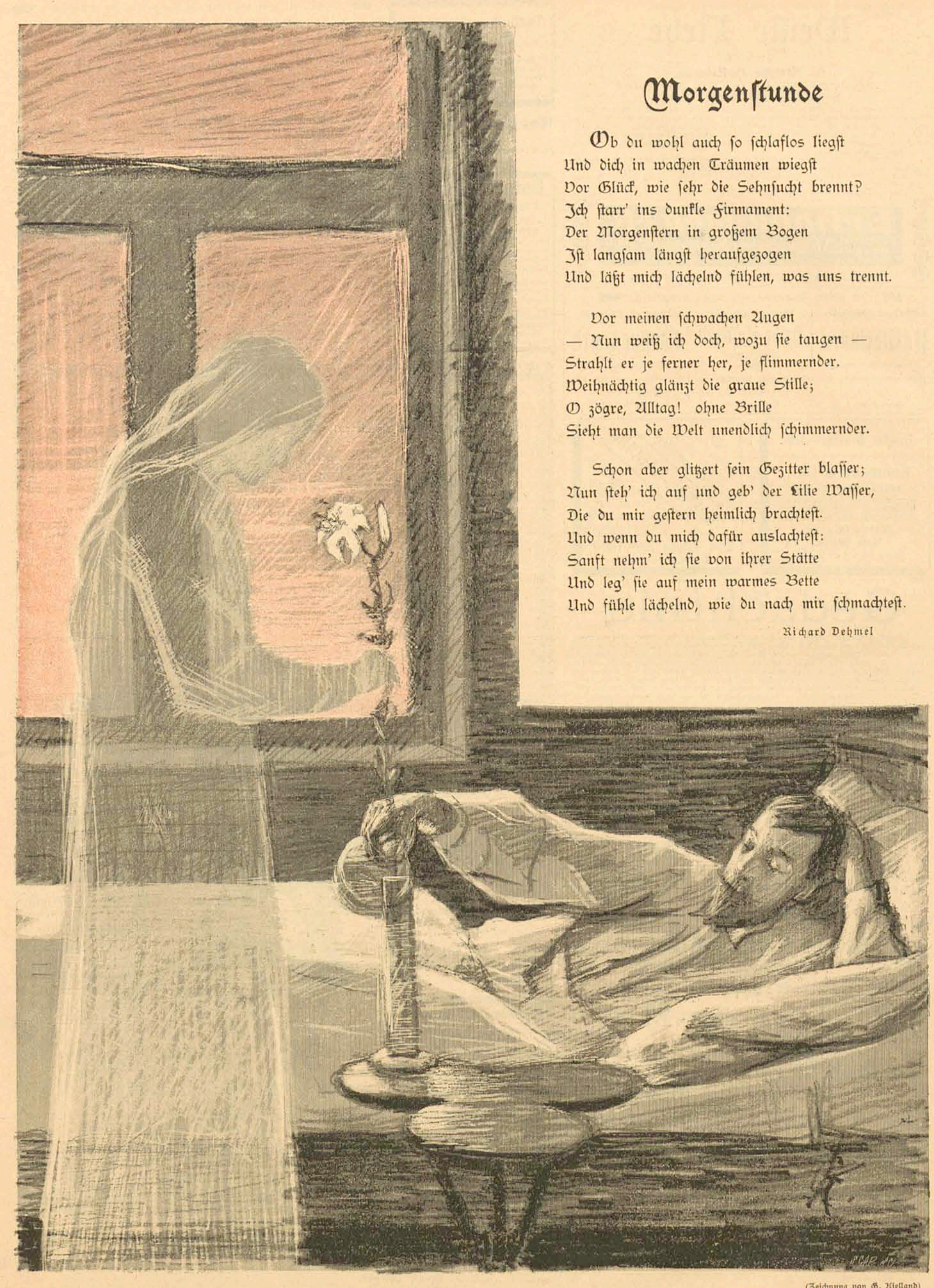
Morgenstunde

Ob du wohl auch so schlaflos liegst
Und dich in wachen Träumen wiegst
Vor Glück, wie sehr die Sehnsucht brennt?
Ich starr' ins dunkle Firmament:
Der Morgenstern in großem Bogen
Ist langsam längst heraufgezogen
Und läßt mich lächelnd fühlen, was uns trennt.

Vor meinen schwachen Augen
— Nun weiß ich doch, wozu sie taugen —
Strahlt er je ferner her, je flimmernder.
Weihnächtig glänzt die graue Stille;
O zögre, Alltag! ohne Brille
Sieht man die Welt unendlich schimmernder.

Schon aber glitzert sein Gezitter blasser;
Nun steh' ich auf und geb' der Lilie Wasser,
Die du mir gestern heimlich brachtest.
Und wenn du mich dafür auslachtest:
Sanft nehm' ich sie von ihrer Stätte
Und leg' sie auf mein warmes Bette
Und fühle lächelnd, wie du nach mir schmachtest.

Richard Dehmel



(Zeichnung von G. Kielland)

1. Jahrgang Nr. 16 | Preis 10 Pfg. | 18. Juli 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Die gelbe Katze

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Die gelbe Katze

Von Richard Dehmel

(Preisgekrönte Burleske)

Nichts wirkt bestimmender als das Unbestimmte. Mit dieser Nutzanwendung pflegte mein Bruder Ernst mir seine Erlebnisse zu berichten. Jetzt ist er tot. Eines Tages schrieb er mir folgendes.

. . . Wenn die Frau, für die ich meine eigene verlassen wollte, mit mir von ihrem Manne sprach, kam sie mir immer häßlich vor. Ihre bräunliche Haut wurde dann gelblich, das wilde Haar schien schwarzer und tiefer in die Stirn gewachsen, der Pechglanz ihrer Augen wurde stechend und der Ausdruck des schwungvollen Mundes hilflos. Ich nannte das ihr Dienstmädchengesicht; aber es war mir unerklärlich.

Sie beherrschte den Mann; aber das konnte sie doch nicht mehr fesseln. Sein Körper war ihr unerträglich geworden, sein spöttischer Witz nicht minder. Seine Rachsucht fürchtete sie nicht, und seine Gutmütigkeit verachtete sie. Für Freiheit schwärmte sie wie eine russische Fürstin. Warum also blieb sie noch bei ihm?

Freilich hatte sie ein Kind von ihm. Aber das faßte sie nicht gerne an, trotzdem sie es sehr arg zu lieben glaubte. Mit meinem Töchterchen spielte sie lieber und sehnte sich nach einem Sohn von mir.

Auch auf sein Geld war sie nicht angewiesen; er hätte ihr das ihre nicht vorenthalten, er war ein Ehrenmann. Daß er mich im Duell erschießen könnte, befürchtete sie ebensowenig; ich hätte ihm zu Ehren mein Leben nicht aufs Spiel gesetzt (hier log mein Bruder Ernst) und ihr zuliebe braucht' ich's nicht, mein Dasein war ihr werter als das Urteil der Leute.

„Ist es, weil du dich vor deinen Eltern schämst?“ fragte ich sie eines Tages, während wir auf einem Ausflug waren.

„Ja, vielleicht“ — sie lächelte kindlich; ihre tausend Sommersprossen schillerten. Dann machte sie ihr Schlangengesicht, als wollte sie das Wort verschlucken, und gleich darauf lachte sie wie eine Bacchantin.

Wir gingen durch mein Lieblingsdorf, ein Krondorf aus der Zeit des großen Friedrich. Es war ein Karfreitag. Zu Ostern wollte sie in ihre Heimat reisen; der Frühling am Rhein war ihr das Paradies. Wenn sie davon sprach, erschien sie mir wie die leibhaftige Jungfrau Maria; ihre nachtbraunen Augen verklärten sich.

Die Kastanienknospen standen schon ganz dick und grün; manche machten schon die Finger breit. Die Ahornblüten glänzten goldgelb durch den blauen Abend. „Daraus mach' ich mir ein Feenzepter,“ sagte sie, „wenn ich mit meinem Vater durch die Berge reite.“

Ich sah sie an — „Es giebt auch böse Feen, du“ — und wollte sie küssen. Zwischen die schwarzen Brauen trat ein queres, zuckendes Fältchen, wie immer wenn sie sich mir überlegen fühlte. Die üppige Nase zuckte mit. Ich küßte nicht.

Plötzlich wurden ihre Pupillen lüstern groß. „Sieh, wie unheimlich!“ flüsterte sie und zeigte über die Straße. Alle ihre Sommersprossen, selbst auf den Lippen, schienen verschwunden. Der schwellende Mund wurde dunkler. Das war ihr Hexengesicht; das sechste, das ich an ihr kannte.

Ich ging mit ihr hinüber. Auf einem künstlichen Hügel stand ein seltsames Häuschen hinter dem Zaun. Es war stets unbewohnt, ich kannte es schon. In der hellen Dämmerung sah es noch spukhafter aus. Zwei riesige Platanen streckten ihre kahlen Äste wie Leichenknochen über das flache Dach. Die Wände waren vergilbt und fleckig. Links wiegte ein verkrümmter Lebensbaum sein finsteres Laub. Mitten aus der Vorderwand schob sich ein rundes Türmchen vor, das an chinesische Tassen erinnerte; die Thür war verschlossen. Um die kleinen Spitzbogenfenster krochen Borten aus gotischem Schnörkelwerk; die Scheiben waren so schwarz wie die Pupillen meiner Begleiterin. Zwischen der rechten Ecke des Hauses und dem Stamm der einen Platane ging die gelbrote Sonne unter.

„Hier möcht' ich manchmal wohnen,“ sagte die schöne Frau. In diesem Augenblick kam langsam über den Hügelrücken, gerade wie aus der Sonne heraus, eine große gelbrote Katze und setzte sich vor die verschlossene Thür.

Das Bild verstimmte mich, so tief voll Stimmung es war. Die schwarzbraunen Augen des Viehes erinnerten mich unbestimmt an eine Kindesmörderin aus einem Wachsfigurenkabinett. Die Sonne war verschwunden; das Fell sah nun noch gelber aus, fast seidig. Sie starrte blinzelnd herunter auf uns; mich fröstelte. Ich klatschte in die Hände; sie lief weg.

Die schöne Frau war zusammengefahren und sah mich unwillig an. „Ich liebe Hauskatzen nicht,“ sagte ich rauh. Sie nickte stumm und nahm hingebend meinen Arm. Wir wandten uns zur Heimkehr, aber der böse Eindruck verließ mich nicht. Je zärtlicher sie mit mir sprach, um so verstimmter wurde ich. Ich schob es auf den Karfreitag. Immerfort durch unser Geflüster hörte ich Jesu Trostwort an den gekreuzigten Mörder: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. Fast verlegen küßte ich sie zum Abschied, und sagte lachend: „Auf Wiedersehen, Magdalena!“ Sie machte ihr Jungfrauengesicht.

Die Nacht darauf träumte mir (mein Bruder Ernst hielt nämlich Träume gleichfalls für Erlebnisse) ich sähe aus dem Fenster und schräg mir gegenüber stünde das seltsame Häuschen. In den schwarzen Scheiben flimmerte das Sternlicht. Plötzlich wurden sie blendend hell, das ganze Haus stand erleuchtet bis in den löchrigen Schornstein hinauf, Fenster- und Thürflügel klappten auf, und aus allem, was offen war, Luken und Löchern, vom Dach herab und von den Wänden, sprangen unzählige schwarze Katzen und stoben lautlos in die vier Winde. Zuletzt kam langsam eine große gelbe aus der Thür, starrte blinzelnd nach mir her, und verlor sich gleichfalls in die Finsternis. Dann schloß das Haus sich ebenso lautlos und war mit einem Schlage wieder dunkel.

Der Morgen kam. Ich saß mit meiner Frau beim Kaffee; wir besprachen unsere Trennung. „Wenn du mit Bestimmtheit fühlst,“ sagte sie mit ihrer treuen Stimme, „daß die andere für dein Glück geschaffener ist als ich, darf ich dich nicht halten“ — da ging die Flurglocke.

Das Mädchen meldete, ein fremdes Fräulein wünsche mich zu sprechen; ich ging ins Nebenzimmer. Eine große junge Dame trat mir entgegen; ich erschrak. Sie war ganz in gelbe Seide gekleidet, ihr schwarzes Haar bedeckte ein Strohhut mit einem Zweig von künstlichen Ahornblüten, sie hatte alle Züge der schönen Frau, nur nicht so sarazenisch, gleichsam zahmer; ich stand sprachlos.

War sie's doch vielleicht? Nein! Gestern war sie verreist. Und jeder Zug war mir doch fremd. Auch eine Schwester hatte sie nicht.

Die Dame lächelte kindlich; ihre tausend Sommersprossen schillerten. „Sie kennen mich wohl nicht,“ fragte sie leise; ich verneinte beklommen. „Ich bin die gelbe Katze,“ sagte sie schnurrig; mich fröstelte. Dann fiel mir ein: vielleicht ein Scherz der schönen Frau — sie hatte Bekanntschaft in Bühnenkreisen. Die Dame blinzelte und zwischen ihre Brauen trat ein queres Fältchen; „ich soll Sie abholen,“ flüsterte sie.

Aus ihren Augen sah ein schlangenhafter Glanz, der mich bestrickte. „Gleich?“ fragte ich. „Gleich!“ Wir gingen.

Wir gingen schweigsam die Treppen hinunter; vor der Thür stand ein Wagen. Wir fuhren durch zahllose Straßen, ebenso schweigsam; sie schien mich gar nicht zu beachten. Die Straßen wurden enger, die Häuser immer höher, die Gegend mir unbekannt. Einmal nickte sie flüchtig; da sah ich eine schwarze Katze durch einen Thorweg huschen. Einmal strich sie sich ihr wirres Haar mit ihrem gelben Handschuh glatt. Endlich hielt der Wagen; ich folgte ihr willenlos.

Wir gingen durch einen dumpfigen Hof, dann mehrere eiserne Stiegen empor, und durch viele halbdunkle Gänge. Ein wahres Labyrinth von Haus; die Luft roch modrig. Vor einer pechschwarzen Flachthür machte sie Halt und drückte auf ein Unsichtbares. Die Thür sprang auf, ich stand geblendet. Eine stechende Lichtpracht schlug mir, wie von tausend Kronleuchtern, entgegen.

Als ich zu mir kam, stand ich in einem Saal, der unabsehbar schien; vor mir, hinter mir, nach allen Seiten Spiegelwände. Und mitten durch den Saal, der Länge nach, von allen Seiten wiedergespiegelt, stand eine endlose Reihe von lautlos sich drehenden schwarzgekleideten Damen und lautlos hopsenden mausegrauen Herren, wie nach dem Rythmus einer übersinnlichen Tanzmusik.

Keine der Damen (hieraus entnahm ich, daß mein Bruder Ernst noch immer träumte) hatte bloß einen Herrn, die meisten zwei, manche auch drei; einige schienen ein Dutzend zu haben, falls mich die Spiegel nicht täuschten. Alle trugen sie, so lustbar sie sich drehten, einen sonderbar hilflosen Trübsinn zur Schau, fast wie Automaten; die Mittelste hielt ein weinendes Kind im Arm.

Immer wenn sich eine der Damen dem einen ihrer Herren etwas tiefer hinbog, that der einen besonders hohen Hops, so daß die mausegrauen Frackschöße, die sonst bis auf den Boden schlappten, die Luft durchschwänzelten. Dann warfen ihm die andern Herren, zumal die dicken, wütende Blicke zu; aber die Dame lächelte kindlich, dann wurden selbst die dicksten wieder duldsam.

Mir fing an, schwindlig zu werden, ich sah mich um nach meiner gelben Führerin. Ein Schauder beschlich mich; alle ihre Sommersprossen waren verschwunden. Die Pupillen hexenhaft groß, stand sie wie die Fürstin dieses Tanzspiels da und schüttelte die bacchantischen Locken. Ihr Haar war aufgegangen, der Strohhut lag am Boden. In der Rechten hatte sie den falschen Ahornblütenzweig und schwang ihn wie ein Zepter. Das Gesicht war dunkelbraun, die schwungvolle Nase schien eingebogen. Sie nickte mir zu.

In diesem Augenblick sprang hinter ihr die Spiegelthür von neuem auf, und stumm herein, in mausegrauem Frack, die Schöße zwischen den Fingerspitzen, grade auf mich los, kam der Gatte der schönen Frau gehopst. Ich wollte laut ins Licht hohnlachen, da sah ich in der Spiegelthür, die langsam wieder zugeht, entsetzt mich selbst im mausegrauen Frack, und plötzlich fang' ich auch mit an zu hopsen.

Ich ringe verzweifelt nach Stillstand, ich werfe der schönen Frau die ernstesten Blicke zu: vergebens — je tiefer sie mir in die Augen blinzelt, um so höher hopse ich.

Ich suche dem Gatten näher zu kommen, ich will ihn zwingen mich festzuhalten: er sieht mich spöttisch an und hopst.

Ich will ihm beweisen — ich hopse. Ich will ihm zeigen — er hopst. Ich will ihn ermorden — wir hopsen.

Ich will der schönen Frau zu Füßen stürzen, ich will sie beschwören gnädig zu sein, ich kann nicht: ihre braune Haut wird häßlich gelb, ihr Haar scheint mähnenhaft gesträubt und tiefer in die Stirn gewachsen, ihr Blick wird stechend, der Ausdruck des üppigen Mundes hilflos: sie hat ihr Dienstmädchengesicht.

Ich schreie schmerzhaft auf — ich bin wach. Neben mir am Bett stand meine Frau mit unserm Töchterchen und strich mir durchs Haar. „Vater“, sagte die Kleine, „du hast so furchtbar komisch ausgesehen.“ Ich küßte beiden die Hände . . .

Seit diesem Morgen (so schloß mein Bruder Ernst sein seltsames Schreiben) war mir die gelbe Katze nicht gefährlich. Ich hatte allzu klar ihr siebentes Gesicht erkannt. Nichts wirkt bestimmender als das Unbestimmte.



(Zierleiste von Th. Th. Heine)



Es war ein Mädel . . .

Es war ein Mädel, ein blondes Ding,
Das kannte, wie der Schmetterling,
Nur Sonnenschein und Blüten.
Es war ein Herr aus fremdem Land,
Der drückte ihr beim Tanz die Hand,
Daß ihre Lippen glühten.

Und als die Stimme des Frühlings klang,
Und überall die Rose sprang
In warmen Wolkennächten,
Da schlich sie zu ihm ins Gartenmoos,
Er wiegte sie auf seinem Schoß
Und spielte mit ihren Flechten.

„Sag, Else! liebst du den Rosenduft?
Du, hörst du, wie die Eule ruft!
Dort schwebt sie über der Haide.“
„„Komm, laß die Haide, die liegt grau —
Und übers Jahr bin ich deine Frau,
Dann geh ich in grüner Seide!““

Schwül hing das Laub am Nachmittag,
Die weiße, weiße Sonne lag
Still auf dem Diwankissen.
Die Tochter verdeckte das Gesicht,
Der Vater stampfte: „Ich will ihn nicht
Und laß es ihn morgen wissen!“ . . .

„Die Bahnglocke gellt! Den Koffer geschwind!
Nun komm herein, sei stark, mein Kind,
Bald gehst du in grüner Seide!“
Die Scheiben klirrten. Sie warf hinaus
Noch einen Blick auf Busch und Haus
Und auf die weite Haide.

Es rollte der Zug in die fremde Welt.
Es rollte die Zeit, und es rollte das Geld.
Stumpf saß sie an der Wiege.
Der Nachtwind schnaubte im Kamin,
Sie fuhr empor — zur Thüre hin
Und horchte starr zur Stiege . . .

Im triefenden Schnee die Spatzen schrien,
Sie liebte her, sie liebte hin
Aus übergroßem Leide.
Nun schleicht sie bei Laternenschein
Die Winkelgassen aus und ein,
Umflirrt von grüner Seide.

Emanuel von Bodman

Everl

Von Otto Falckenberg

Eigentlich hieß sie Anna. Ihre Mutter brachte eines Tages die kaum Siebzehnjährige dem wegen seiner Perversität unter den Kollegen berüchtigten Maler Schwarzhaupt und bot sie ihm als Modell an. Sie stand ihm als Eva zu seinem Paradiesbilde, das ihn mit einem Schlag berühmt machte. Damit war ihr Ruf als schönstes jugendliches Aktmodell begründet. Man riß sich förmlich um sie, besonders die jüngeren Maler. Aus einem Atelier wanderte sie in das andere und es gab Abende, an denen sie ihrer Mutter eine ganze Hand voll Thaler mit nach Hause brachte. Unter den Künstlern hieß sie nicht anders als Everl. Wenige nur kannten ihren wirklichen Namen.

Hans Gerhart, der vor kurzem die Akademie verlassen und sich ein behagliches kleines Atelier eingerichtet hatte, traf sie eines Tages bei einem Freunde, wo sie „Kopf“ saß. Da Hans sich von seiner anstrengenden Lernthätigkeit erholen zu müssen glaubte, verbrachte er seine Nachmittage gewöhnlich auf dem Diwan seines Freundes in süßem Nichtsthun. Everl hatte ihn vom ersten Augenblick an interessiert. Eine stillverträumte Schwermut sprach aus diesen blassen Zügen und in den großen, dunkeln Augen schlummerte ein müder Glanz von Wehmut und Traurigkeit. Die ganze Gestalt atmete jene hingebend-weiche Zärtlichkeit, wie sie nur stillen, insichgekehrten Frauen eigen ist.

Hatten die drei es sich nach beendeter Sitzung bei Thee und Cigaretten bequem gemacht, so legte sie in ihrem Benehmen und Sprechen eine natürlich-kindliche Bescheidenheit an den Tag, die zuweilen an Schüchternheit grenzte. Wenn sie mit Hans sprach, so blickte sie ihm dabei voll in die Augen und es schien ihm manchmal, als würden ihre Augen dann größer und leuchtender, gleich als ob in ihren dunkeln Tiefen etwas Unbekanntes, Geheimnisvolles verborgen liege. Einmal sah er unverhofft zu ihr hinüber. Da senkte sie verlegen den Blick, als sei sie auf einem Unrecht ertappt worden, und ein feines Rot stieg langsam in den blassen Wangen auf. Hans liebte die frischen Blondinen mit den koketten Stumpfnäschen. Alles Sentimentale und Schwermütige widersprach seiner gesunden, fröhlichen Natur. Aber auf sein künstlerisches Empfinden übte dieser Mollaccord weiblichen Liebreizes einen seltsamen Zauber aus. Und da man ihm überdies Wunderdinge von den Reizen ihres Körpers erzählt hatte, so konnte er kaum die Zeit erwarten, da auch er diese Reize auf die Leinwand bannen würde. — Endlich war das Portrait vollendet. Morgen vormittag wolle sie zu ihm kommen, versprach sie.

Pünktlich zur verabredeten Zeit trat sie in sein Atelier. Sie war, wie gewöhnlich, schwarz gekleidet, ganz einfach, fast ärmlich. Unter dem breitrandigen schwarzen Hut hervor wellten sich die mattbraunen Haare über die feinen Schläfen und waren tief im Nacken zu einem schweren Knoten zusammengerafft. Ihr Gesicht erschien ihm heute noch bleicher, ihr Wesen noch zurückhaltender als sonst.

„So, Everl, nun wollen wir aber flott an die Arbeit gehen,“ ermunterte er sie, als sie Hut und Jackett abgelegt hatte und in verlegener Unschlüssigkeit vor ihm stand. Dann ließ er sie allein. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß er diesem Mädchen mit größerer Rücksicht begegnen müsse, als man dies sonst bei Modellen zu thun pflege. Als er nach einiger Zeit ins Atelier zurückkam, fand er sie zu seiner Verwunderung noch völlig angekleidet. Sie stand am Fenster und blickte wie in Gedanken verloren hinaus in den hellblauen Vorfrühlingstag. Sein Kommen schien sie gar nicht zu bemerken.

„Ja, was soll denn das heißen, Kind, — warum ziehst du dich denn nicht aus?“ fragte er ungeduldig. Beim Klang seiner Stimme hatte sie sich erschrocken umgewandt. Ein ängstlicher Blick aus ihren dunkeln Augen irrte zu ihm herüber.

„Wollen's — dann — — Akt malen?“ Aus den leise hervorgestammelten Worten zitterte eine geheime Erregung, als hätte man etwas Furchtbares, Unerhörtes von ihr gefordert.

„Ja, was zum Teufel denn sonst?“ fuhr er ärgerlich heraus. „Also beeile dich gefälligst.“

Damit ging er wieder ins Nebenzimmer. „Verdammte Komödie,“ brummte er vor sich hin. Wie sollte er dies Benehmen anders deuten? Bei einem Weibe, das seine Nacktheit schon den Blicken unzähliger Männer preisgegeben hat, kann doch von Schamgefühl keine Rede mehr sein. Lächerlich!

Er drehte sich ärgerlich eine Cigarette, zündete sie an und trat dann wieder in das Atelier. Sie hatte die Taille ausgezogen und stand im Korsett mit nackten Armen und entblößtem Hals. Als er eintrat, übergoß eine jähe Röte ihr Gesicht. Mit einem schnellen, scheuen Blick sah sie zu ihm auf, als fürchte sie, für ihren Ungehorsam gezüchtigt zu werden.

Er fühlte, wie der Zorn in ihm aufstieg.

„Donnerwetter, wird's denn jetzt bald,“ fuhr er sie an, „die Schauspielerei hab' ich jetzt satt.“ Und in einem Anflug von Cynismus fügte er halb spöttisch hinzu: „du wartest wohl darauf, daß ich dir helfe.“

Eine glühend heiße Blutwelle schoß jäh in ihm empor. Er ging ein paar Schritte auf das Mädchen zu . . .

Da schlug sie zum erstenmal die Augen groß und voll zu ihm auf und ein Blick brach daraus hervor, so angstvoll flehend, so voll hilflos-stummer Verzweiflung, daß Hans sich plötzlich von einem unaussprechlichen Mitleid für das arme Geschöpf ergriffen fühlte. Er kam sich vor, als sei er eben im Begriff gewesen, ein gemeines Verbrechen zu begehen. Er trat dicht an sie heran und nahm sanft ihre Hände in die seinen. „Sag, Everl, was ist dir denn?“ fragte er teilnehmend.

Und als habe er mit diesen Worten plötzlich einen wilden Sturm von Empfindungen in ihr entfesselt, schlang sie die nackten Arme um seinen Hals und während sie das glühende Gesicht fest gegen seine Schulter preßte, durchschütterte ein herzzerreißendes Schluchzen ihren jungen Körper.

Er ließ sie ruhig gewähren. Leise streichelte er ihr über das schwere braune Haar. „Armes Kind . . .“

Er hatte das Bedürfnis, ihr Trost zuzusprechen. Aber was sollte er ihr sagen? Das alles erschien ihm ja so rätselhaft, so völlig unbegreiflich. Allmählich beruhigte sie sich und wie mit einem gewaltsamen Entschluß ließ sie ihn endlich los.

„Seins net bös, Herr Gerhart,“ bat sie, indem sie sich das verweinte Gesicht mit dem Taschentuch trocknete. Und dann, in dem Tone, mit dem ein Schulkind den Lehrer um eine Erlaubnis bittet, setzte sie hinzu: „I möcht Sie schon bitten, Herr Gerhart, wann's mi jetzt gehn lassen wollten. — Sehen's, i kann heut, — i kann Ihna heut net stehn.“

Er drang in sie, was sie denn habe, ob er ihr nicht helfen könne. Aber sie schüttelte nur den Kopf; es war nichts aus ihr herauszubringen. So ließ er sie denn gehen. — — Am andern Tage erhielt er folgenden Brief:

Lieber Herr Gerhart!

Ich bitt Ihna seins mir nicht bös weil ich gestern so schlecht gegen Sie wahr, was nur davon kam das ich noch nie in meinem Leben einen Mensch so furchtbar Lieb gehabt hab als wie Ihnen und da ist es bald auf ein Mal so über mich komme ich weis selber nicht wie. Und ich möcht Ihnen noch recht schön bitten schreibens mir nicht das ich soll bei Ihnen Akt stehn weil ich das nicht kann und weil mich mei Mutter sonst zwingt bei Ihnen Akt zu stehn; lieber geh ich ins Wasser.

Anna.

Leid eines alten Journalisten an seinen Sohn

(Frei nach Friedrich Leopold Graf zu Stolberg)



Sohn, da hast du meine Scheer'!
Meiner Hand wird sie zu schwer.
Dieser Sessel, edler Spross,
Sei im Kampf dein treues Ross!

Diese Feder sei dein Schwert!
Hat sich oft im Streit bewährt,
Und in mancher heissen Schlacht
Meine Gegner stumm gemacht.

Nimm dies alte Tintenfass!
Hab' mit seinem dunklen Nass
Jeden tüchtig angeschwärzt,
Der sich meine Gunst verscherzt.

Diese Stifte, blau und rot,
Wär'n der Manuskripte Tod,
Denn ich strich aus Unverstand
Meist das Beste, das ich fand.

Hier mit diesem flüss'gen Leim
Klebt' ich auf so manchen Reim
Und der Leser hat gedacht,
Dass ich selber ihn gemacht.

Den Papierkorb, hoch und breit,
Halte immerdar bereit,
Alles wirf in seinen Schlund —
Nur nicht deinen eignen Schund!

Sei nicht immer gleich gesinnt,
Häng' den Mantel nach dem Wind!
Denn die Taktik des Gefecht's
Heischt bald Schwenkung links, bald rechts.

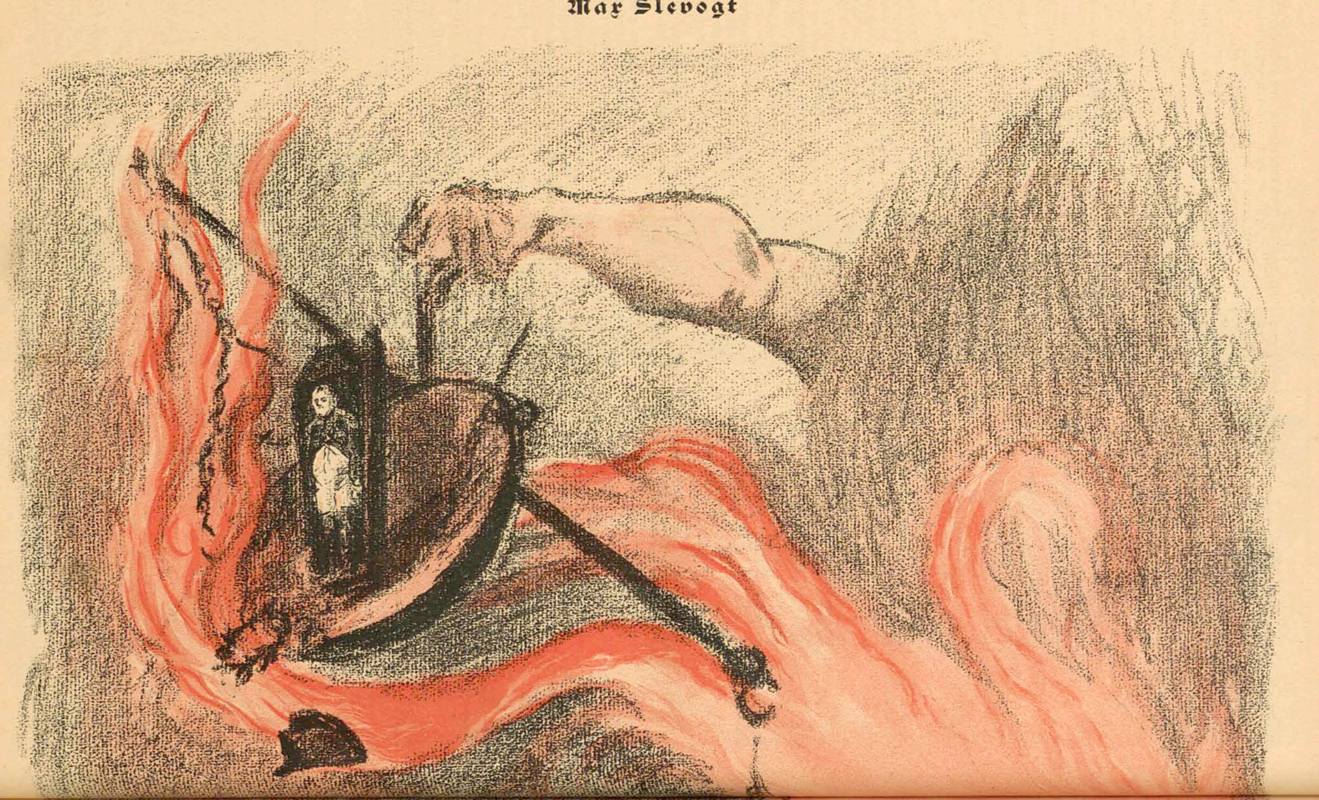
Schimpfe stets mit voller Kraft,
Scheue nimmer Festungshaft!
Wenn du schmähst recht bitterlich,
Freut dein alter Vater sich.

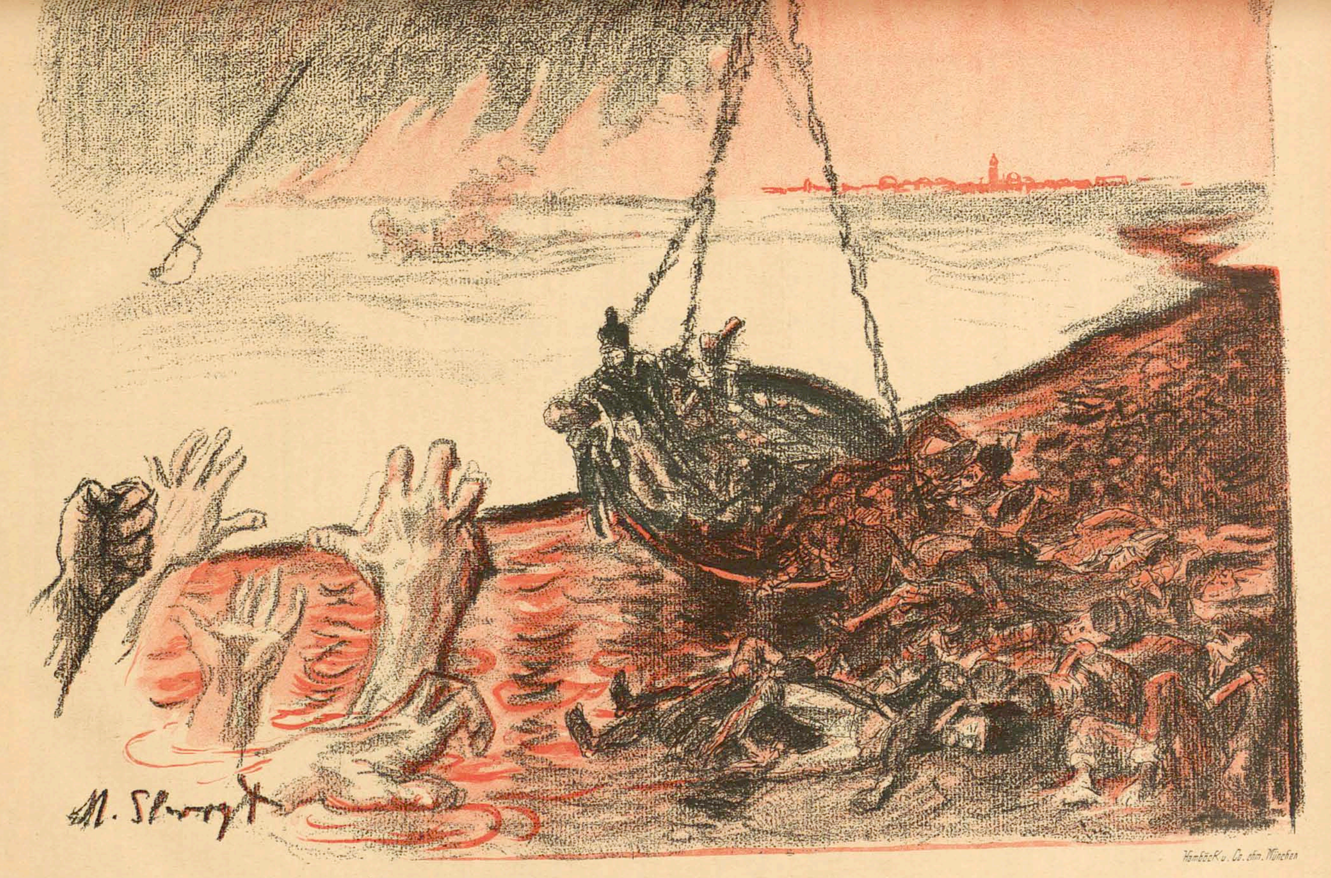
Mikado

Moskau 1812

Von

Max Slevogt





Gewogen und zu leicht befunden

Der greise Freier

Von

Frank Wedekind

(Fortsetzung aus Nr. 15)

Im darauffolgenden Sommer kam Rudolf Elsner nach Lenzburg. Das war wirklich, wie wenn der Himmel zwei Menschen zu einander geführt hätte, die jedes extra nur für das andere geboren und herangewachsen waren und die sonst vielleicht die halbe Welt hätten absuchen können, ohne zu finden, was für sie das Richtige war. Sie war ihm zuerst in der Vorstadt begegnet, als sie zum Baden ging. Aber gleich war es ihr auch aufgegangen wie ein Nordlicht. Sie hatte kaum einen Schritt weiter können. Sie erzählte es mir, als wir am Abend allein waren. Im ganzen Körper hätte sie gefühlt wie ihr das Blut hinauf und hinunter rieselte. Als sie zum Abendbrod heim kam, hatte sie sich nur über das Wasser im Bach beklagt; es sei so lau und trocken gewesen. Dabei war es elf Grad.

Es wurde ihr furchtbar schwer, sich nichts merken zu lassen. Aber ihm war es mit ihr nicht besser gegangen. Am nächsten Mittag kam er schon und kaufte Cigarren. Klara und ich standen oben am Fenster. Es war ein wahrer Herkules. Seine Brust war so voll und gewölbt, man hätte mit einem Steinwagen darüber fahren können. Die Knie drückte er durch. Wir hörten seinen Schritt drüben vom Rathaus zurückhallen. Schnurrbart hatte er noch nicht, er war erst dreiundzwanzig Jahr alt. Um so besser sah man den breiten vollen Mund, nicht viel Lippen, aber Ausdruck darin. Als er durch das untere Thor ging, bückte er sich unwillkürlich. Von hinten war es, als sähe man seine Arme durch die Jacketärmel durch. Den Hut trug er hinten auf dem Kopf; das war das einzig Nachlässige an ihm. Darunter glänzte sein weißer Nacken. Sein Kopf war gedrungen, aber elegant und beweglich. Er trug ihn nicht starr zur Erde wie ein Stier, sondern hoch und stolz wie ein König. Er hatte eben seinen Militärdienst gemacht, ich glaube, die Offiziersschule. Er war bei der Artillerie und nun war er als Kommis in der Eisenhandlung neben dem unteren Thor eingetreten. Ich bebte vor bangem Entzücken, als ich Klara so völlig selbstvergessen und schweratmend neben mir stehen sah. Ich war noch durchaus Kind, aber ich darf wohl sagen, als sie sich vierzehn Tage darauf heimlich verlobten, da habe ich mich gewiß mindestens ebenso sehr darüber gefreut, wie sie selber.

Sie trafen sich am Postschalter, er schrieb eine Postkarte, sie wollte auch eine schreiben, er gab ihr die Feder, dann hatten sie sich verlobt. Geredet hatten sie kaum etwas. Er hatte sich auf die Lippen gebissen und ihr in ihre Seele hinunter gesehen, sie hatte es ebenso mit ihm gemacht, womöglich noch leidenschaftlicher, und dann war alles im Klaren und abgemacht, so fest wie der Himmel über der Erde gebaut ist. Sie kam nach Hause, kniete am Sofa nieder, heulte und schrie vor Wonne und schlug mit den Füßen auf die Dielen.

Öffentlich verloben konnten sie sich noch nicht. Es ging nicht, weil er erst Commis war. Aber er hatte Aussicht, sich als Kommanditair in der Eisenhandlung zu beteiligen. Sein Vater war ein sehr reicher Müller und Klara bekam ja auch Geld mit. Aber sie mußten wenigstens noch ein Jahr warten. Und nun gingen wir jeden Abend, wenn die Eisenhandlung geschlossen wurde, zusammen hinaus in den Wald, Klara und ich, nach dem Römerstein. Sie mußte mich mitnehmen, weil ihr sonst andere Mädchen nachgelaufen wären, um zu sehen, wohin sie ging. Und da küßten sie sich dann oft eine Stunde lang, bis zum Abendessen. Ich saß immer daneben. Klara hatte mir befohlen, sie nie einen Augenblick mit ihm allein zu lassen, und ich glaube, er war ihr aufrichtig dankbar dafür. Wenigstens verstand er sie. Sie wollten sich ihr Lebensglück ungefährdet bewahren. Aber für mich war es keine Kleinigkeit, Abend für Abend mit anzusehen, wie sie beide rot im Gesicht wurden und zu zittern begannen und kein Wort sprachen eine ganze Stunde lang, und nicht satt werden konnten und dabei so ernst und unheilvoll aussahen wie die Wolken, aus denen der Blitz durch den Himmel fährt. Rudolf, wenn er sich einmal umwandte, sah immer freundlich zu mir herüber. Ich hatte mein deutsches Lesebuch mitgenommen, aber manchmal schwirrten mir die Zeilen und die Buchstaben durcheinander. Wenn ich dann zu Klara aufsah, trocknete sie sich die Thränen aus den Augen. Oft, wenn wir heimgingen, hatte ich tiefes Mitleid mit ihr, aber ich war so andächtig, ich wagte nichts zu sagen. So ging es ein volles Jahr, bei Sonnenschein, bei Regen und im Schnee. Im Winter fror ich einmal auf der Bank an, so daß mein Rock zerriß, als ich aufstand, während über den beiden der Reif von den Zweigen thaute.

Als der nächste Sommer zu Ende ging, im September ungefähr, reiste Rudolf dann auf einen Tag nach Hause und machte alles mit seinem Vater ab. In sechs Monaten wollte ihm sein Vater das Geld geben, daß er als Teilhaber ins Geschäft treten könne. Das wäre also im Februar gewesen. Dann dürfe er Klara heiraten und eine Reise mit ihr nach Italien machen. Sofort wurden Karten verschickt, ganz Lenzburg gratulierte und Klara fand ein wenig Zerstreuung dabei. Es erschien ihr das alles so lächerlich, daß sie manchmal ebenso fröhlich und munter wurde, wie es andere Mädchen in der Brautzeit sind. Aber nun kam er jeden Abend zu uns ins Haus. Vater saß im Wirtshaus und ich machte meine Schulaufgaben. Sie gaben sich alle Mühe, nicht mehr so aufgeregt zu sein. Über das Küssen waren sie hinaus, es war doch nicht mehr das gleiche wie zu Anfang; sie waren gescheiter geworden und die Hochzeit rückte mit jedem Tag näher. Sie verschlangen sich nur schon gegenseitig mit den Augen. Ich sehe sie noch einander stumm gegenübersitzen, sie im Sofa und er auf dem Taburett ohne Lehne, aufrecht, regungslos, wie auf Kohlen. Manchmal sah ich von meinem Platz aus unter den Tisch, weil ich erst gar nicht daran glauben konnte, daß das Wetter so ruhig geworden, aber auch da war nichts. Ich erzählte, um ihnen die Zeit zu vertreiben, von dem, was ich gerade las, bis ich merkte, daß mir niemand zuhörte. Da schwieg ich auch und schrieb an meinem Aufsatz. Es war totenstill. Man hörte nur die Lampe und meine Feder und das Atmen.

Am ersten Dezember bekam Klara einen furchtbaren Anfall. Es war gleich nach Tisch. Die Sinne vergingen ihr, ihr Gesicht und ihre Hände wurden blau wie mit Tinte übergossen, vom Atmen merkte man nichts mehr und ihr Herz klopfte so, daß man es, trotzdem sie so stark war, durch das Kleid durchsah. Den ganzen Vormittag hatte sie gefürchtet, an ihrem Hochzeitstage werde Krieg ausbrechen, weil Rudolf dann hätte mit der Artillerie reiten müssen. Ich knöpfte ihr die Taille auf und öffnete ihr das Korsett, aber es half nichts. Als der Doktor kam hatten wir sie schon zu Bett gebracht. Er sagte, sie habe einen schweren Herzfehler. Er gab ihr etwas, daß sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war, als sie die Augen öffnete: „Leonie, o Leonie, ich muß sterben!“

Am Abend kam der Doktor wieder. Rudolf und ich standen an ihrem Bett. Er wußte, daß Klara und Rudolf verlobt waren. Als er fortging, sagte er mir, unter keinen Umständen dürfe ich Rudolf wieder zu ihr hinauflassen. Es rege sie zu sehr auf, er habe es gesehen. Der ganze Anfall rühre überhaupt nur von der entsetzlichen Aufregung her, in der sie sich befinde. Wenn ich ihn nochmal vor ihr Bett lasse, so könne es ihr Tod sein. Dasselbe sagte er dem Vater unten vor dem Laden. Ich wurde beauftragt, es Rudolf mitzuteilen. Natürlich ging ich am andern Tag nicht zur Schule.

Die alte Lisbeth war fort, seit Klara aus der Pension zurückgekommen und in der Wirtschaft mithelfen konnte. Seitdem hatte ich das Bett, in dem die Lisbeth geschlafen seit Mutter tot war. In der ersten Nacht stand ich jede Stunde auf und legte Klara frische Eisumschläge auf ihr Herz. Am anderen Tag, als es nicht besser werden wollte, nahmen wir eine Krankenpflegerin an, die den Tag über dablieb und auch in der Wirtschaft mithalf, damit ich die Schule nicht zu versäumen brauchte. Rudolf war wie in Stein verwandelt, als ich ihm sagte, daß er nicht zu ihr dürfe. Er entgegnete keine Silbe. Mir war, als hätte er mich gar nicht verstanden. Früh am Morgen, am Mittag und am Abend kam er dann in den Laden und fragte, wie es ginge. Es ging nicht gut. Klara hatte die ganze Nacht hindurch Atemnot und schlief keine Minute. Immer erst am Vormittag kam ihr der Schlummer für ein paar Stunden. Schmerzen hatte sie nicht, aber sobald sie das Bett verließ, wurde ihr schwindlig. Dabei sah sie nicht anders aus, als gewöhnlich, eher noch besser. Ihre großen, feuchten Augen glänzten so feurig und ihre Züge hatten etwas so Gewaltiges; eigentlich war sie herrlich anzuschauen. Natürlich sprach sie immer von ihm. Sie bat mich unter Thränen, ihn doch heraufzuholen. Ich sagte ihr, es ginge nicht; bald würde sie besser werden und dann könnten sie ja gleich heiraten. Aber sie sah hinauf an den weißen Plafond, als wisse sie ganz genau, daß es nicht sein werde. Dabei hörten wir Rudolfs Schritt von der Straße herauf. Jede Nacht bis um elf, zwölf Uhr ging er ums Haus herum. Ich fühlte, wie wenn mir etwas die Kehle zuschnürte. Am liebsten wäre ich am Bette niedergesunken und hätte selber mit meiner Schwester geweint. Aber ich sagte mir, du darfst dir nichts merken lassen, damit sie nicht gänzlich den Mut verliert; und würgte es hinunter.

In der folgenden Nacht hatte ich im Traum eine Unterredung mit Rudolf. Ich sah ihn vor mir auf den Knieen liegen, die Hände zu mir erhoben, in denen er, nach unten gekehrt, ein Messer hielt, mit dem er sich umbringen wollte. Ich sagte nur immer: „Nein, nein, nein, nein, nein,“ und freute mich noch, ihn so quälen zu können. Auf einmal war alles voll Blut. Ich erwachte darüber und hörte Klara mit sich selber sprechen. „Barmherziger Gott, erbarme dich mein,“ stammelte sie. „Erbarme dich mein. Womit habe ich das verdient. O Rudolf, Rudolf!“

Ich stand auf und gab ihr ein Pulver. Dann stellte ich mich im Nachthemd an den Ofen und ließ mir, um sie zu beruhigen, alles mögliche von ihr über ihn erzählen, was er ihr aus seinem Militärdienst und der Offiziersschule erzählt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir zuerst Rechenstunde. Die Aufgaben hatte ich gemacht, aber als ich vorn an der Tafel rechnen sollte, da wußte ich nicht einmal, wieviel zweimal vierzig ist. Die anderen Mädchen fragten mich in der Freiviertelstunde, was mit mir sei. Ich konnte nicht antworten. Ich sah sie im Springseil ums Schulhaus herumlaufen, wie wenn es Gespenster gewesen wären, und mußte immer an Rudolf und Klara denken. Mit Marie Hemmann, meiner Freundin, ging ich Arm in Arm nach Hause. Sie war taktvoll genug, mich nicht zu fragen, warum ich kein Wort sprach, und als wir Rudolf vor unserem Haus trafen, ließ sie mich gleich mit ihm allein.

Es war, wie wenn man an einen Eichbaum die Axt angelegt hat, so zitterte er als er vor mir stand. Er griff sich an die Brust und sagte, da fühle er es, wie das Mädchen da oben leiden müsse, und wenn ihr etwas den Tod bringen könne, so sei es die Verordnung, die der Doktor getroffen. Er möchte den Unmenschen totschlagen für seine mörderische Wissenschaft. Ich sagte, er solle es dem Doktor selber sagen; ich verstände ihn wohl, aber ich könne ihm ja doch nicht helfen. Da nahm er meine Hand in die seinige und preßte sie, daß es mir weh that, und mit der anderen streichelte er mir die Haare. „Nein,“ sagte er, „du kannst mich nicht verstehen, du bist ja noch Schulmädchen. Aber helfen kannst du mir. Dein Vater geht ja doch jeden Abend ins Wirtshaus, dann bist du mit Klara allein und dann . . .“

„O Gott,“ sagte ich, „ich kann nicht. Ich kann nicht“ und riß mich los von ihm und lief ins Haus. Ich konnte nicht zu Klara hinauf. Ich saß in der Küche und weinte und weinte, bis die Suppe auf dem Tische stand.

(Schluß folgt in Nr. 17)

Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek.

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens.

In einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbleder gebunden 10 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum. Geheftet 6 Mk.; in Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf.

Geschichte der Englischen Litteratur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk.

Probehefte liefert jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Schnurrbart-Binde fort.

Mein **Universal-Crême** giebt in 5 Minuten schöne, natürliche Façon (nicht geklebt) à Dose mit Anweisung **M. 2.—.** Gegen Einsendung d. Betrages od. Briefm.

G. Weidner, Frankfurt a. M.
Gr. Friedbergerstraße 31.

Soeben erschienen:
Paul Cahrs
Josef Geiger
Roman aus dem Münchener Künstlerleben.
Illustrierter Umschlag von F. Wahle
Preis 2 Mark 50 Pf.

In fünfter, neubearbeiteter Auflage erschien:



Gibt in mehr als 70,000 Artikeln auf jede Frage kurzen und richtigen Bescheid.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgemeinen Wissens.





„Von allen nützlichen Büchern kenne ich kein so unentbehrliches wie dieses.“ (Dr. Jul. Rodenberg.)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Soeben erschienen:
Henrik Ibsen
Catilina
Drama
1 Mark 50 Pf.
Überall zu haben.

Bad Kleinen Mecklenburg — Wasserheilanstalt und medico-mechanisch. Institut

dirig. Arzt **Dr. Steyerthal.** (Bäder, Elektricität und Massage.) Herrliche Lage am Schweriner See. Prospekte gratis. Sommer- und Winterkur.



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches,** vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit **„Loreley“** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley“** erzeugt **Haarwuchs,** wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,—** per Flasche **franko.**

Löthapparat für Jedermann



dient dazu, die Reparatur an einer Menge von Gegenständ. aus Haushalt u. Küche, die undicht, oder sonst defekt geworden sind, selbst vorzunehmen und bereitet viel Unterhaltung und Vergnügen. Preis complet in fein lackirtem Kasten mit Werkzeugen u. allem Zubehör sammt Gebrauchsanweisung **nur Mk. 4.—.** Versand d. **Feith's Neuheiten-Vertrieb, Berlin C.,** Seydelstraße 5.

Wasserdichte Loden-Havelocks, Wettermäntel, Radfahrerkrägen 2c. aus **ächten** Tiroler- und bayrischen Loden fertigt billigst die Lodenmanufaktur **Kd. Wittmann, München,** Holzstr. 2a. Stoffprob. u. Abbild. fr. z. Diensten.

Das

Wunder-Mikroskop

wovon in der Chicagoer Weltausstellung über zweieinhalb Millionen verkauft wurden, ist jetzt bei mir für den geringen

Preis von nur M. 1.50

(gegen Vorhereinsendung von M. 1.80 franko) erhältlich.

Vorzüge dieses **Wunder-Mikroskopes** sind, daß man jeden Gegenstand 400 □mal vergrößert sehen kann, daher **Staubatome** und für das Auge unsichtbare Tiere **wie Maikäfer** so groß sind.

Unentbehrlich zum Unterricht in der Botanik und Zoologie und **ein längst gewünschter Haushaltungsapparat** zur Untersuchung aller Nahrungsmittel auf Verfälschung u. des Fleisches auf Trichinen. Namentlich haben in letzter Zeit **schädliche Bakterien** durch Genuß **verdorbenen Fleisches, Käses etc.,** den Tod eines Menschen herbeigeführt. Die im Wasser lebenden **Infusionstierchen,** welche mit bloßem Auge nicht sichtbar sind, sieht man lustig umherschwimmen.

Außerdem ist das Instrument mit einer **Loupe für Kurzsichtige** zum Lesen der kleinsten Schrift versehen. Genaue Anweisung wird jedem Kistchen beigegeben. Zu beziehen von

J. KANN, Hamburg I.

D. R. G. 922 u. 4143 u. D. R. P. 68499, Oest. Ung. Pat.

Holzfilz-Untersetzer

das Tropfen der Gläser verhindernd, für Reklame vorzüglich geeignet, liefert ab Fabrik unter Nachnahme:

1000	Stück	M. 10,—.	Kiste	M.	1,50.
2000	„	„ 18,—.	„	„	2,—.
3000	„	„ 25,—.	„	„	2,50.
4000	„	„ 30,—.	„	„	3,25.
5000	„	„ 35,—.	„	„	4,—.
10000	„	„ 65,—.	„	„	5,50.

bedruckt mit Sinnsprüchen. Wird statt dieser der Aufdruck einer Firma gewünscht, erhöhen sich obige Preise um M. 6,— für Klischeekosten (ohne etwaige Holzschnitte). **Robert Sputh, Dresden.**

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Melusine

Ein Liebesroman
von **Jakob Wassermann.**
Preis 2 M. 50 Pf.

Über dieses packende Buch sind bereits die ausgezeichnetsten Kritiken eingelaufen.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.

Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Deutsche Orts- und Landeskunde.

Soeben erschien vollständig:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, neubearbeitete Auflage,
mit 31 Städteplänen, 3 Karten und 275 Wappenbildern.

In Halbleder geb. 15 Mk. oder 26 Lieferungen zu je 50 Pf.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, Banken, Behörden, Kirchen, Schulen, die Garnison, Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen.

Prospekte gratis, die erste Lieferung zur Ansicht.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marcel Herwegh
8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Kurort

Teplitz-Schönau

in Böhmen,

seit Jahrhunderten bekannte und berühmte **heisse alkalisch-salinische Thermen** (23—37° R.). **Kurgebrauch** ununterbrochen **während des ganzen Jahres. Hervorragend** durch seine **unübertroffene Wirkung** gegen **Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Neuralgien** und andere **Nervenkrankheiten;** von **glänzendem Erfolge** bei **Nachkrankheiten** aus **Schuss- und Hiebwunden,** nach **Knochenbrüchen,** bei **Gelenksteifigkeiten** und **Verkrümmungen.**

Alle Auskünfte erteilt und **Wohnungsbestellungen** besorgt: für Teplitz das **Bäderinspektorat in Teplitz,** für Schönau das **Bürgermeisteramt in Schönau.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Marcel Prévost	Marcel Prévost	Marcel Prévost
Pariserinnen	**Halbe Unschuld**	**Cousine Laura**
(Lettres de femmes)	(Demi-vierges) Roman	Roman
Illustrierter Umschlag von Chéret	Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine	Illustrierter Umschlag von Th. Th. Heine
Preis 4 Mark	Preis 4 Mark	Preis 3 Mark 50 Pf.

Erfindungen etc.
schützt, verwertet, beutet aus } Civilingenieur Dickmann BERLIN, C. Seydelstr. 5
Gar. f. Reell. u. Erfolg. Honorar f. d. Anmeldg. 10 M.

Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

Gedächtnis.

Der „Pester Lloyd“ schreibt in No. 121 vom 17. Mai 1896:

Poehlmann's Gedächtnislehre. Ihr Wert als solche ist heute von Allen, die einen ehrlichen Versuch damit gemacht haben, anerkannt. Hier und dort finden sich in wenigen und schlichten Worten grosse pädagogische Gedanken eingestreut, wovon wir hier nur ein paar Stellen erwähnen: „Das wahre Ziel der Erziehung ist, uns zu selbständigem Denken zu bringen.“ „Derjenige, der durch Nachdenken nur einen selbständigen Gedanken hervorgebracht hat, steht auf einer viel höheren geistigen Stufe, als der, welcher hundert Gedanken von anderen gelesen hat.“ „Grammatische Regeln etc. wurden ursprünglich in den Schulen eingeführt als eine Anleitung zum Denken; heute freilich wird die Kenntnis dieser Regeln als Endziel, nicht mehr als Mittel zum Zweck betrachtet.“ Diese Sätze dürften zur Genüge zeigen, dass Poehlmann sich nicht zum Ziel gesetzt hat, ein paar unscheinbare Schäden zu flicken, sondern von grossen Gesichtspunkten ausgehend, sich an die Lösung eines grossen Problems gemacht hat.

Prospect mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von

L. Poehlmann, Weinstr. 6, München B. 12.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bunte Reihe

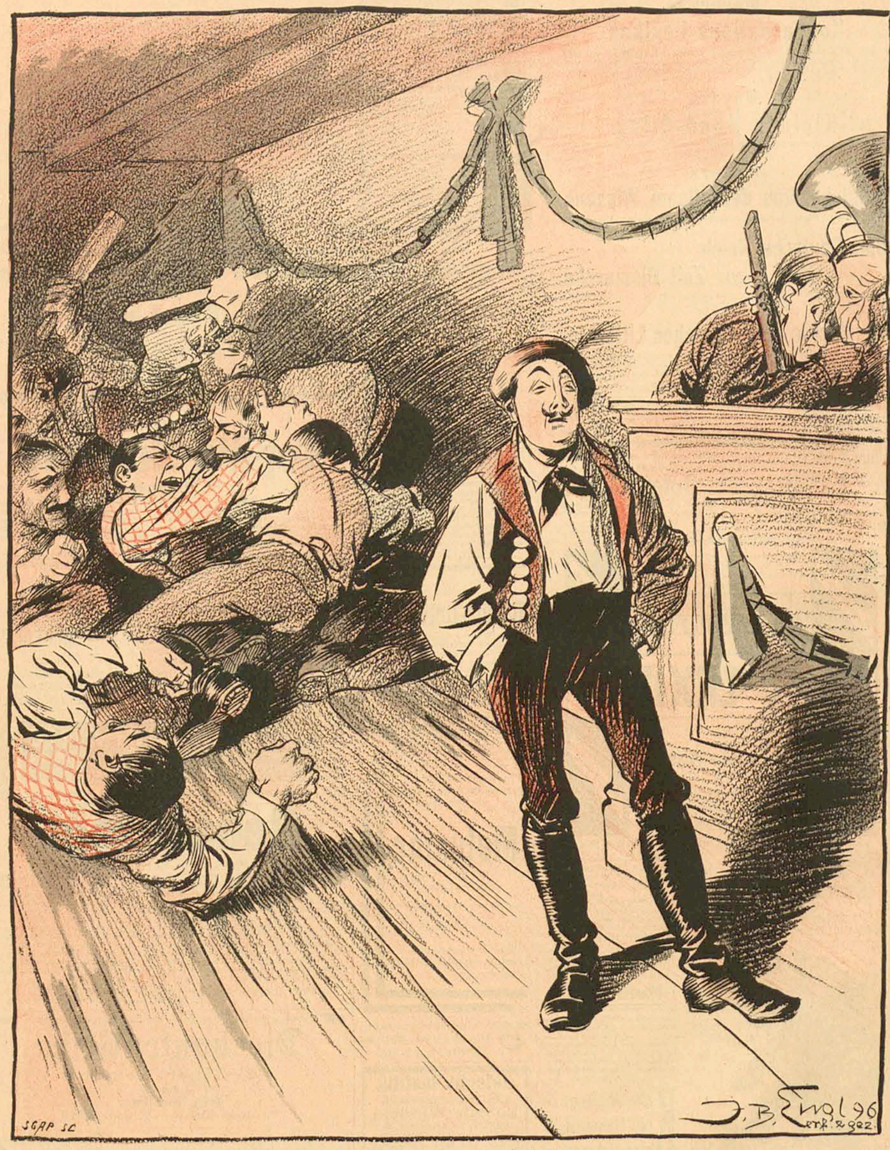
Berliner Roman
von
Fritz Mauthner
8°. ca. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe“ hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Standesvorurteil

(Zeichnung von J. B. Engl)



Erster Musikant: „Du, warum rauft denn der Martl net mit?"
Zweiter Musikant: „Ja, woaßt, der darf nimmer, seitdem er Reserveleutnant ist."

1. Jahrgang Nr. 17 | Preis 10 Pfg. | 25. Juli 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

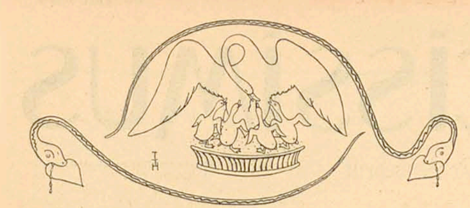
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Amorettenspiel von H. Kastner



(Zeichnung von F. v. Reznicek)



Ballade

(Nach Richepin)

Es war einmal ein armer Wicht,
Der liebte eine, die mochte ihn nicht.

„Und hast du mich lieb, so bringe zur Stund'
Das Herz deiner Mutter für meinen Hund —"

Der ging und schlug seine Mutter tot
Und nahm ihr Herz, das zuckte so rot . . .

Und als er es trug in zitternder Hand,
Da fiel er, — es glitt das Herz in den Sand.

Und als es so vor ihm im Staube lag,
O sieh es sprach.
Es sprach, das hörte wie Weinen sich an:
„Mein Kind hast du dir weh gethan?"

Amorettenspiel

Von H. Kastner

Jungfrisches Lachen schallt durch den Waldweg herauf. Dazwischen trillert jauchzender Gesang, bald anschwellend, bald in die Tiefen des Waldes verschwimmend.

Näher und näher kommt das fröhliche Stimmengewirr. Lichte Gewänder mit bauschigen Ärmeln leuchten aus dem Buschwerk auf. Zwischen den weißgrauen Birken flattern zierliche Mädchengestalten daher, bald mit den Armen die Strohhüte jubelnd in die Luft schwingend, bald zärtlich hinab sich beugend zu einer blütenfreudig grüßenden Waldblume. Das wiegt sich und schwingt sich und schwenkt sich, als neckten sich lose Schmetterlinge durch das Gezweige und über die Moosdecke hin. Die Schwestern stürmen hinaus auf die im Sonnengrün prangende Wiese. Hoch fliegt der in elastischem Schlag geschwungene Ball in die Luft und übermütig tauchen die jugendlichen Gestalten mit dem niederfallenden Spielding in die quellende Kleeflut. (Was schlägt so hart, so kurz, so eintönig, so unaufhörlich, Stein auf Stein?) Mit den oben im Ätherblau schwebenden Lerchen um die Wette jubilieren die Mädchen, Büschel von weißen, gelben und roten Wiesenblumen werfen sie in die Luft empor und strecken mit Scherzen die Köpfchen unter die niederfallenden Blüten. (Gleichmäßig tönt der kurze Schlag auf den Stein.) Sie raffen die Blumen wieder zusammen und flechten sich bunte Kränze ins Haar und um die glühenden, sprühenden Gesichter. (Knack! Knack! klagt der geschlagene Stein.) Müde des Spieles und der Sonnenstrahlen flattern die Mädchen zurück nach dem Waldesschatten, nach dem heimwärts führenden Laubgang.

Unter den sorglich bergenden Zweigen dichtgedrängter Tannen, versteckt in wirrem Staudenwerk, steht ein schmales, schräges, auf vier Stangen ruhendes Holzdach. Eine breite, schief abwärts laufende, aus Brettern zusammengefügte Rinne läßt Steinchen auf Steinchen zur Erde rollen. Vor der Spitze der Rinne sitzt eine jugendliche, schlanke Gestalt. Die aufgekrempelten Hemdärmel lassen zwei runde, weiße, von der Ackersonne unberührte Arme bloß. Hoch wölbt sich die Brust aus dem weißen Linnen hervor. In gleichmäßigem Zug greift die linke Hand in einen Haufen Steine hinein und mit gleichmäßigem Hammeraufschlag zerbröckelt die Rechte den auf die Tenne gelegten Stein. Das blasse, von schwachem Rot angehauchte Gesicht mit dem melancholisch weichen Zug um den Mund, mit der kräftig gebogenen Adlernase und umrahmt von dichten, goldig durchstrahlten braunen Ringelhaaren ist nicht auf die Arbeit geneigt. Es ist gegen die Wipfel der Bäume gerichtet. Aber die Augen schauen nicht in das lenzfrische Grün, nicht in das hellleuchtende Himmelsblau. Sie gehen ins Unendliche, sie haben keinen Zielpunkt. Sie sind blind.

Die Schwestern flattern vorüber, flüchtige Blicke streifen den jungen Mann.

„Ein hübscher Bursche!" lispelt die Jüngste und dreht das Lockenköpfchen nach einer der Schwestern zurück.

„Ein Steinklopfer!" sagt diese gedehnt und zieht die Fältchen um die Nase zusammen. Die zuletzt in die Reihe Kommende, die mit dem langen schwarzbraunen welligen Haar, hält einen Moment inne und schaut nach dem Burschen hinüber. Es war ein kurzer, aber energischer, tieffassender Blick. Dann folgt sie langsam den Schwestern, immer langsamer, dann bleibt sie einen Augenblick stehen und zupft ein Flöckchen Moos aus der Rinde einer Birke. Dann wendet sie sich und eilt zurück nach der Wiese. Immer ferner tönt das Lachen und Singen der anderen; in immer schwächeren Schwingen webt es durch die Wipfel hinaus in den Äther; die Stille des Waldes hat es endlich ganz verschlungen.

Die Schwarzbraune ist leise nach dem Dache unter den Tannen geschlichen. „Der arme Mensch!" flüstert sie vor sich hin. Sie setzt sich auf den Steinhaufen, sie faßt die Linke des Mannes und streichelt liebkosend darüber hin. Die Hand mit dem Hammer hält stille und die großen braunen Augen, die so tiefgründig blicken und nichts sehen, wenden sich dahin, von woher das Ohr die hauchheißen Flüsterworte hört: „Ich habe so viel Mitleid mit dir!"

* *

Es verging ein Tag und wieder ein Tag, gar mancher Tag. Es war Vesperzeit. Allein und flüchtig huschte das schwarzbraune Mädchen durch den Wald nach der Wiese hin. Kein Hammerschlag? Kein Klopfen der Steine?

Es stand und lauschte. Dann lief es ein paar Schritte. Dann stand es wieder, weit vorgebeugt. Es zuckte zusammen, aus dem erbleichenden Gesichte leuchteten die Augen in jähem Zorne auf. Dort lehnte der junge Mann am Tannenstamm und um seinen Hals schlang sich ein blühender Arm, der aus einem blinkenden Seidenkleide sich losgerungen hatte.

Einen Augenblick belauschte die Schwarzbraune die beiden, dann trat sie lautlos vor. Stiller Spott lag um ihre Lippen. Die andere fuhr auf und schüttelte die goldblonden Locken in den Nacken. Lautlos drückte sie den Burschen zurück, dessen Körper ihrer Bewegung folgen wollte, lautlos glitt sie an ihm vorbei zur Schwester hinüber, faßte sie am Arme und zog sie einige Schritte weit in den Wald hinein, dann blieb sie stehen, neigte ihren Mund zum Ohre der andern und flüsterte: „Er kann ja nichts ausplaudern. Er sieht ja nichts."

Schweigend wanderten sie der Fabrik ihres Vaters zu. Der sah sie kommen und nickte ihnen aus dem Fenster seines Arbeitszimmers einen Gruß hinab. Sie eilten hinauf zu ihm. Der Jagdhund sprang ihnen entgegen. Die Goldblonde neckte sich mit dem ungestümen Tiere. Die Schwarzbraune neigte sich über die Lehne des Sessels, auf dem ihr Papa saß und schrieb.

„Wo seid ihr gewesen?" frug er, ohne die Feder innezuhalten.

„Am Birkenbühl! Ach, Papa, dort auf der Wiese ist es so reizend."

„Glückliche Kinder! Euch quälen keine Sorgen!"

„Apropos, Vater. Wer ist denn der Mann, der dort Steine klopft. Huh!" — Sie that, als schauere sie zusammen. — „Ich fürchte mich vor ihm. Er sieht so garstig aus!"

„Ja," rief die Goldblonde, indem sie den Hund von sich stieß und sich aufrichtete, „der Mensch hat einen so bösen Blick. Es überläuft mich kalt, wenn ich ihn sehe."

„Er geniert euch?" entgegnete der Fabrikant, indem er sich aus dem Sessel erhob. „Da kann man leicht helfen."

Er schritt auf das Telephon zu und sprach ein paar Worte hinein.

„So, Kinder," sagte er dann und lachte. „Geht jetzt, ich muß noch arbeiten."

* *

Es war am andern Tag, ein wunderbarer Sonnenmorgen. Jubelndes Lachen schallt durch den Waldweg herauf. Dazwischen trillert jauchzender Gesang, bald anschwellend, bald in die Tiefen des Waldes verschwimmend. Lichte Gewänder mit bauschigen Ärmeln leuchten aus dem Buschwerk auf. Zwischen den weißgrauen Birken flattern zierliche Mädchengestalten daher. Das wiegt sich und schwingt sich und schwenkt sich, als neckten sich lose Schmetterlinge durch das Gezweige und über die Moosdecke hin. Sie stürmen hinauf an den Wiesenrand.

Da schaut die Jüngste nach dem Holzdach unter den Tannen und zu einer der Schwestern gewendet ruft sie: „Der hübsche Bursche ist heute nicht da!"

„Laß mich doch mit deinem Steinklopfer!" erwidert die Angeredete mit wegwerfender Geste. Die Goldblonde und die Schwarzbraune schauen mit keinem Blick nach den Tannen. Sie sehen sich einander an und die Lippen kräuseln sich zu einem spöttischen Lächeln.

Die Schwestern hüpfen hinaus auf die im Sonnengrün prangende Wiese. Hoch fliegt der im elastischen Schlage geschwungene Ball in die Luft und übermütig tauchen die jugendlichen Gestalten mit dem niederfallenden Spielding in die grüne Kleeflut. Mit den oben im Ätherblau schwebenden Lerchen um die Wette jubilieren die jungfrischen Stimmen. Bunte Kränze flechten sich die Mädchen um die glühenden, sprühenden Gesichter.

Den blinden Steinklopfer hatte gestern abend der Gemeindediener hinweggeführt, hinweg nach seinem fernab im unwirtlichen Moor gelegenen armseligen Heimatdörfchen.

Vor Jahren

Frühlingstag. Du warst noch Kind,
Hobst voll Glück das Köpfchen,
Und im leisen Sonnenwind
Flog ein braunes Zöpfchen.

Tauchten all die andern ein
In die Waldeskühle,
Blieb ich stehn mit dir allein
Bei der Sägemühle.

Gab dir meinen Veilchenstrauß,
Lachtest mit den Blicken.
Stieg ein alter Hahn heraus
Brav uns zuzunicken.

Querfeldein den andern nach
Ging's drauf rasch und munter,
Diese rückten allgemach
Schon den Berg hinunter.

Als es dann vor deinem Haus
Gab ein Abschiedsständchen,
Zogst du sacht den Handschuh aus,
Reichtest mir das Händchen.

Hei! Wie Berge schwamm es da
In den trunknen Sinnen;
Mit der Mundharmonika
Rückten wir von hinnen.

Lange Kette dampften wir
Unsern schlechten Knaster,
Lange Kette stampften wir
Übers Straßenpflaster.

Emanuel von Bodman

Ein kleines Mädchen

Von Paul Bourget *)

Es ist 11 Uhr. Die Nacht ist eisig kalt, es stürmt und schneit. In dem kleinen Hotel des Grafen d'Eyssève, das hart an dem Park von Monceau liegt, herrscht in dieser Weihnachtsnacht jene unheimliche Ruhe und Stille, welche von herber Trauer heimgesuchte Häuser zu erfüllen pflegt. Welcher Pariser erinnerte sich bei Nennung des Namens d'Eyssève nicht des tragischen Todes der jungen Gräfin, welche im Frühjahr infolge eines Sturzes vom Pferd gestorben war. Ich meinerseits kann ihrer kaum gedenken, ohne daß gleichzeitig in meinem Gedächtnis auch die Erinnerung auflebt, an die erste Aufführung der „Prinzessin von Bagdad". Ich sehe unwillkürlich im Vordergrund ihrer Loge die junge Frau wieder, vergegenwärtige mir ihre schlicht gescheitelten, kastanienbraunen Haare, welche in einfachen Flechten das längliche Gesicht umrahmen, ihre vornehme Blässe und die ausdrucksvollen braunen Augen. Sie hinterließ drei Waisen; zwei Söhne, von denen Peter elf Jahre, Armand zehn Jahre zählte, und Simone, das kleine Mädchen, das noch kaum ihr achtes Lebensjahr vollendet hatte.

Die Kinder bewohnen das zweite Stockwerk des Hotels. Die beiden Knaben haben ein gemeinschaftliches Zimmer, Simone, die Jüngstgeborene, eines für sich allein. In dieser frostigen Weihnachtsnacht aber, in der auf den öden Straßen in der Regel nur arme Kinder frieren, friert heute in dem behaglichen Zimmer, in welchem erlöschendes Feuer glimmt, auch ein reiches Kind; es friert bis tief hinein in das kleine Herz.

Alles in diesem Raum zeugt von dem ausgesuchten Luxus, mit welchem die Gräfin ihr geliebtes Kind umgeben hat. Sowohl der Teppich, welcher den Boden völlig deckt, als auch die grünen und rosafarbenen Vorhänge, hinter denen das hellbemalte Bettchen steht, sprechen dafür; desgleichen der Schrank, die Kommode und der winzige Schreibtisch aus Rosenholz, nicht weniger endlich auch die vielen wertvollen und gewählten Toilettegegenstände, welche auf Tischen umherliegen. Es hatte die Gräfin stets mit Stolz erfüllt, wenn die sie besuchenden Freundinnen, beim Eintritt in dieses Zimmer ausgerufen: „Ach, Liebste, wir sind in jenem Alter wohl nicht so verwöhnt worden . . . ."

Wie kommt es nun, daß sich Simone in dem reich ausgestatteten Raum, in welchem sie sinnend allein sitzt, so unglücklich fühlt?

Weil sie eben erwägt, daß sich seit dem Tode ihrer Mutter gewisse Dinge anders für sie gestaltet haben, daß ein eisiger Hauch die warme Liebesatmosphäre zerstört hat, welche sie einst umgeben. Das Kind leidet jedoch nicht so sehr durch den Gedanken an den Heimgang der Mutter. In ihrem Alter knüpft sich an das entsetzliche Wort Tod noch nicht die Vorstellung all der tieftraurigen Thatsachen, die er im Gefolge hat; als da sind der kleine Hügel auf dem Perè-Lachaise, eine Gruft, inmitten hundert anderer, ein Sarg, in einer der vielen Abteilungen dieser Gruft, die für immer erstarrte Gestalt, an der die Zersetzung stündlich fortschreitet . . . . . . Nein, ihre tote Mutter ist für sie eben die Mutter, die eingegangen in den Himmel, in jene lichten, weiten Höhen, welche von unbestimmbaren Wonnen erfüllt sind, in welchen Engel wallen, die jenen gleichen, welche ihr Gebetbuch zieren; dort in jener himmlischen Wohnung hofft sie einst die Entschwundene wieder zu finden, von der sie eine so schöne jugendfrische Vorstellung behalten. Simone hat die Tote nicht gesehen, wie sie leichenfahl, mit geschlossenen Augen, geöffnetem Mund und mit blutender Stirn dagelegen. Es war des Grafen erste Sorge gewesen, die Kinder nach Versailles zu seiner Mutter zu schicken. Man hatte ihnen schwarze Kleider angezogen, und als sie nach dem Grunde fragten, verschwieg man ihnen die volle Wahrheit. Nur das Mitleid, das aus den Augen jener sprach, die um sie waren, machte es ihnen klar, daß ein Unglück sie betroffen haben müsse. Andererseits war doch wieder der Park mit seinen Wasserbecken, und zahlreichen Statuen gar zu herrlich grün gewesen! Dann war auch noch Papa dahin gefolgt: „Wo bleibt Mama? . . . . ." hatten sie alle gefragt. Der Graf umarmte sie weinend. Er sah so traurig, ach, so traurig aus! . . . . .

Die kleine Simone aber erinnert sich, daß sie an jenem Tag die unerklärliche, unfaßliche Thatsache wahrgenommen, daß ihr Vater sie nicht mehr liebe wie einst . . . . . . Das aber ist der Grund, weshalb die Ärmste in dieser Weihnachtsnacht noch wach ist, anstatt gleich ihren Brüdern im Nebenzimmer, sanft zu schlummern.

Papa liebt sie nicht mehr! Und alle Bilder, die in ihrem kleinen Köpfchen auftauchen, sie alle fließen zusammen in dem einen verzweifelten Gedanken. Er liebt sie nicht mehr, sie, die doch einst sein Herzenskind gewesen . . . Und sie vergegenwärtigt sich den Laubgang in Versailles, wo sie diesen ersten, entsetzlichen Eindruck empfangen; doch gelingt es ihr heute ebensowenig wie damals zu ergründen, weshalb Papa sich ihr gegenüber mit einemmal so verändert hat, er, der noch kurz vorher nicht müde werden konnte sie zu herzen.

Sie war damals, von Fräulein Marie, der Erzieherin geleitet, eben mit ihren Brüdern Peter und Armand spazieren gegangen, als Papa plötzlich vor ihr stand. Sie wollte ihm mit gewohntem Ungestüm entgegen eilen; doch sagte ihr schon ein einziger Blick in seine Augen und ebenso die Art, mit welcher er ihre Küsse duldete, daß seine Empfindungen ihr gegenüber andere geworden. Vorerst erfaßte sie Staunen hierüber, das jedoch bald in eine Art von Schüchternheit überging. Was hatte sie denn verbrochen? Weshalb befahl er, als hätte sie Tadel verdient: „Geh, geh nur mit dem Fräulein," — während er selbst abwechselnd Peters oder Armands Hand ergriff! Und er hatte sie seither nie mehr anders behandelt. Das hat nun in den tausenderlei Einzelheiten ihres Kinderlebens eine fühlbare Umwälzung, eine vollkommene Veränderung hervorgerufen, welche ihr um so empfindlicher ist, weil sie sich völlig schuldlos fühlt. Als ihre Mutter noch gelebt, da war sie gleich nach dem Erwachen gewohnt gewesen, vorerst diese, dann aber Papa aufzusuchen, und beide hatten sie geherzt und geküßt. Nun haben jene Besuche ein jähes Ende genommen; die Scherzworte sind verstummt, das Lächeln, das einst jedes ihrer Worte auf den Lippen Papas hervorgerufen, ist verschwunden; seine Augen ruhen nie mehr auf ihr. Auch wagt sie seine Blicke nicht mehr zu suchen, seitdem sie in denselben jene eisige Kälte gelesen, welche sie bis ins innerste Mark erbeben machte. Sie findet den Mut nicht mehr, seine Hand an ihre Lippen zu führen, denn Papa hat sie ihr einmal, als sie sich diese Liebkosung erlaubt, gewaltsam entzogen; jene Hand, die sich einst darin gefallen, ihre Locken zu glätten, ihre Wangen zu streicheln! Das geängstigte Kind verdoppelt seine Aufmerksamkeit, um ja keinerlei Tadel der Erzieherin zu verdienen, doch wird ihr Eifer niemals belohnt; es will ihr bedünken, als wären gleich Papa auch alle andern in ihrer Umgebung ungerecht gegen sie; von den Brüdern angefangen, die sie rauh anlassen, bis zu dem Fräulein, die leichter ungeduldig wird als früher . . . . . . Wem sollte sie nun ihr Leid klagen? Die Großmutter in Versailles ist so gebrechlich und taub, auch sieht sie dieselbe nur selten. Sollte sie ihren Kummer vielleicht vor Papa selbst ausschütten? Sie fühlt sich ihm gegenüber fast gelähmt von einer geradezu unüberwindlichen Angst, und vermag sie mit bestem Willen nicht zu meistern. Einst hatte sie einen Freund besessen, Herrn d'Aydie ihren Taufpaten, aber auch er meidet jetzt das Haus. Sie ist ihm einige Male in den Champs Elysées begegnet, und beschränkte sich darauf, das Fräulein zu grüßen, ohne sie auch nur eines Wortes zu würdigen. Sie bemerkte jedoch, daß er ihr — Simone — lange mit den Blicken folgte. Warum hat auch er sie verlassen, er, der ihr ja doch noch in alter Liebe zugethan war, wie sie es in seinen Augen las. Simone litt alle Qualen eines Kindes, das in der Fremde weilt, und das sich verlassen und gehaßt fühlt. Sie horcht auf wie der Wind über das Dach des Hotels fegt, wie er dahinächzt, sich entfernt und wieder zurückbraust, wie der Regenguß die geschlossenen Fensterläden peitscht, und sie stellt sich beklommenen Herzens die Frage, ob denn auch wirklich alle in dem Hause schlafen?

Sie hat nämlich einen großen Plan geschmiedet . . . In dieser Nacht soll ja das Jesuskind herniedersteigen, um die im Lehrzimmer aufgestellten Schuhe mit Spielzeug und Zuckerwerk zu füllen, dem wollte sie nun auch ihren Kummer klagen; vielleicht wird ihr von dieser Seite endlich Erleichterung werden. Das Jesuskind kommt ja aus dem Himmel, wo auch ihre Mutter wohnt. So hat sie denn den Entschluß gefaßt, ihr zu schreiben; sie wird den Brief in ihre Schuhe stecken, das Jesuskind wird ihn finden und ihn sicherlich an seine Adresse bestellen. Es ist ihr in drei bis vier Tagen glücklich gelungen, diesen Brief an ihre Mutter zu schreiben; sie hat ihn in ein Couvert gesteckt und mit zitternder Hand folgende Adresse darauf gesetzt: „An meine Mutter im Himmel . . ." Sie hat jedoch den Mut nicht finden können, ihn vor den Augen der Brüder und des Fräuleins in den Schuh zu stecken . . . Jetzt aber schlafen alle. Es ist mäuschenstill sowohl in dem Zimmer nach rechts, in welchem ihre Brüder schlafen, als auch in jenem nach links, wo das Fräulein wohnt. Leise und vorsichtig erhebt sich Simone von ihrem Bettchen. Sie hat den Brief in der untersten Lade ihres Schrankes versteckt. Im Finstern tastend sucht sie nach ihm . . . Ach, wie ihr Herzchen bei dem Gedanken klopft, sie könnte am Ende an ein Möbelstück anstoßen! Sie bemüht sich, ganz kleine Schritte zu machen, um in dem langen Nachthemd ja nicht zu straucheln . . . Sie öffnet die Thüre am Fußende ihres Bettes, jene welche nach dem Gang führt. Der Wind pfeift gerade schriller und übertönt das Knarren der Angeln. Sie ist im Gang, huscht noch an weiteren zwei Thüren vorbei und betritt dann das Lehrzimmer.

In der Mitte desselben steht ein großer Tisch, rechts an der Wand ein Bücherschrank. Sie streckt die Hand die frei ist aus, stützt sie auf den Marmor des Kamins und bückt sich zur Erde nieder; da steht ein Stiefelchen, dann noch eines . . . . . beide gehören ihren Brüdern. Sie selbst hat es vorgezogen, ihren kleinen Morgenschuh hinzustellen, weil sie annimmt, daß der Brief darin leichter unterzubringen sei. Sie legt diesen recht ins Auge fallend dorthin auf den Schuh und eilt dann, vor Aufregung und Kälte zitternd, zurück in ihr Bettchen, dessen Wärme sie nun doppelt behaglich inne wird. Nun mag der Wind immerhin stürmen, der Regen an die Fensterscheiben anprallen, in ihrem Herzchen glimmt ein Hoffnungsschimmer, der sie erwärmt. Die Mutter kann ihr den Schutz, um den sie fleht, unmöglich versagen.

Es ist ein Uhr morgens. An der dunkeln Vorderseite des Hotels d'Eyssève, leuchtet nur mehr gedämpfes Licht aus dem Fenster des gräflichen Arbeitszimmers. Der Graf sitzt am Kamin und auch er giebt anstatt zu schlafen, seinen Gedanken Audienz. Es ist ein Jahr her, — ein einziges Jahr, — da waren in diesem Gemach noch seine Frau und er gemeinschaftlich damit beschäftigt, die Geschenke für die Kinder zu ordnen. Es ist unendlich bitter, wenn das Gedenken an eine geliebte Tote sich mit der Erinnerung an einen Verrat verbindet! . . . . . .

Der klagend um das Hotel heulende Sturm, welcher Simone endlich in den Schlaf gelullt, erweckt in der Seele dies einsamen Mannes eine an Raserei grenzende Trauer . . . Er sieht seine Frau leibhaftig wieder, sieht ihre sanfte Blässe, ihre braunen Augen und das ewig zögernde Lächeln, das ihre feinen Lippen umspielt. Und doch hat sich hinter diesem Angesicht, diesen Augen, hinter diesem Lächeln der Treubruch verborgen. Wenn er dem keuschen Blick ihrer Augen begegnet war, dann hatte ihn der lebhafte Drang erfaßt, besser zu werden; und sie — sie hat ihn betrogen! Sie hatte ihn seit Jahren hintergangen, ihn, der ihr gegenüber schon den bloßen Verdacht als eine Beleidigung ihrer Person empfunden hätte. Da auch sie, seine Alice, falsch gewesen gleich den andern, so ist eben alles bloß Trug in dieser traurigen Welt. Ach! wie wäre es möglich, jemals Trost dafür zu finden, daß der Mund, vor dessen Lächeln man sich in Anbetung verloren, so oft gelogen hatte?

Wie liebreizend hatte sie doch auf jenem Ball ausgesehen, auf dem er ihr, da sie noch Mädchen gewesen, das erste Mal begegnet war! Er hatte sie von jenem Abend an geliebt. Wie beschämt fühlte er sich damals ob seiner Junggesellen-Erinnerungen! Dann hatte er sie heimgeführt . . . . . . Welch heilige Schauer durchbebten sein Herz, als er mit ihr vor den Altar getreten! Die Kirche war voll Menschen gewesen. Er aber hatte nur Augen für jenes holdselige Geschöpf, das inmitten der weißen Schleier eine geradezu berückende Anmut ausstrahlte. Er hatte sein Glück kaum zu fassen vermocht. Und dies alles war Lüge gewesen, Lüge! Sowohl die Reinheit ihres edlen Profiles, als auch die Keuschheit, welche sie selbst in Augenblicken süßester Liebestrunkenheit zur Schau getragen! Der Graf vergegenwärtigte sich die Traulichkeit des Ehegemachs, und auf dem Kissen dort die Lieblichkeit jenes jungfräulichen Köpfchens mit den gelösten Locken. Daß aber gleich ihm noch ein anderer in diesen seidenweichen Haaren gewühlt, daß ein anderer dieses Engelsangesicht mit Küssen bedeckt, ein anderer diesen holdseligen Mund mit seinen Lippen berührt, das ist eine grauenerregende Vision! Nur die unumstößlich feststehende Gewißheit, daß sie ihn betrogen, ist noch gräulicher, noch tausendmal entsetzlicher. Wie erbärmlich muß doch das Herz des Weibes beschaffen sein, wenn solch ein Geschöpf dem Gatten die Stirne einer Madonna zu bieten vermag, trotzdem in ihr noch die Wonnen kurz vorher getauschter, verbrecherischer Küsse nachzittern? Er hätte weniger gelitten, wenn sie nur nicht jene Larve der Unschuld zur Schau getragen. O, über die schändliche Lüge mit jenen schönen Augen und jenem himmlischen Blick, welchen er selbst jetzt noch in diesem entsetzlichen Augenblick lieben muß, er mag wollen oder nicht.

Viele Tage sind verstrichen, seit der Graf zur Erkenntnis der zerschmetternden Wahrheit gekommen. Er war des Morgens mit seiner Frau spazieren geritten. Er hatte ihrem tragischen Ende in heller Verzweiflung beigewohnt. Er selbst hatte der Sterbenden mit bebenden Händen die erste Hilfe zu bringen versucht. Dann aber, als er am Abend nach dem Begräbnis dieser angebeteten Frau sich in sein Zimmer zurückgezogen, um in schmerzlichen Erinnerungen zu wühlen, da war er plötzlich auf jene entsetzlichen, untrüglichen Beweise gestoßen. Er hatte eine jener kleinen Laden geöffnet, in denen sie ihre wertvollsten Dinge zu verwahren pflegte. Dort aber fand er ein Bündel Briefe, aus denen ihm alles klar geworden . . . . Alice hatte einen Geliebten gehabt! . . . . Und von wem hatte sie sich verführen lassen? Von jenem Manne, dem sie geheiligter gewesen sein sollte, als allen anderen; von jenem Marquis d'Aydie, der sein Jugendfreund war . . . . Er wußte plötzlich um alles, um ihre ersten Kämpfe und wie d'Aydie sie gemieden, geflohen, um rasch wieder zurückzukehren, um die näheren Umstände ihrer verbrecherischen Schwäche, ihre Gewissensbisse und um das Entsetzlichste von allem — um das Geheimnis der Geburt Simones. Ja, jenes Mädchen, das der Graf den anderen vorgezogen, das Kind, das in seinem Herzen diesen bevorzugten Platz eingenommen, es war nicht das seine. Ach, über die blöde, blöde Blindheit! Hätte er denn nicht schon an dem feingegliederten Körperbau jenes zarten Geschöpfchens erkennen sollen, daß die Kleine nicht seines Stammes war, nicht von der Art seiner Söhne, die beide stark und kräftig gleich den d'Eyssève gediehen, während Simone . . .

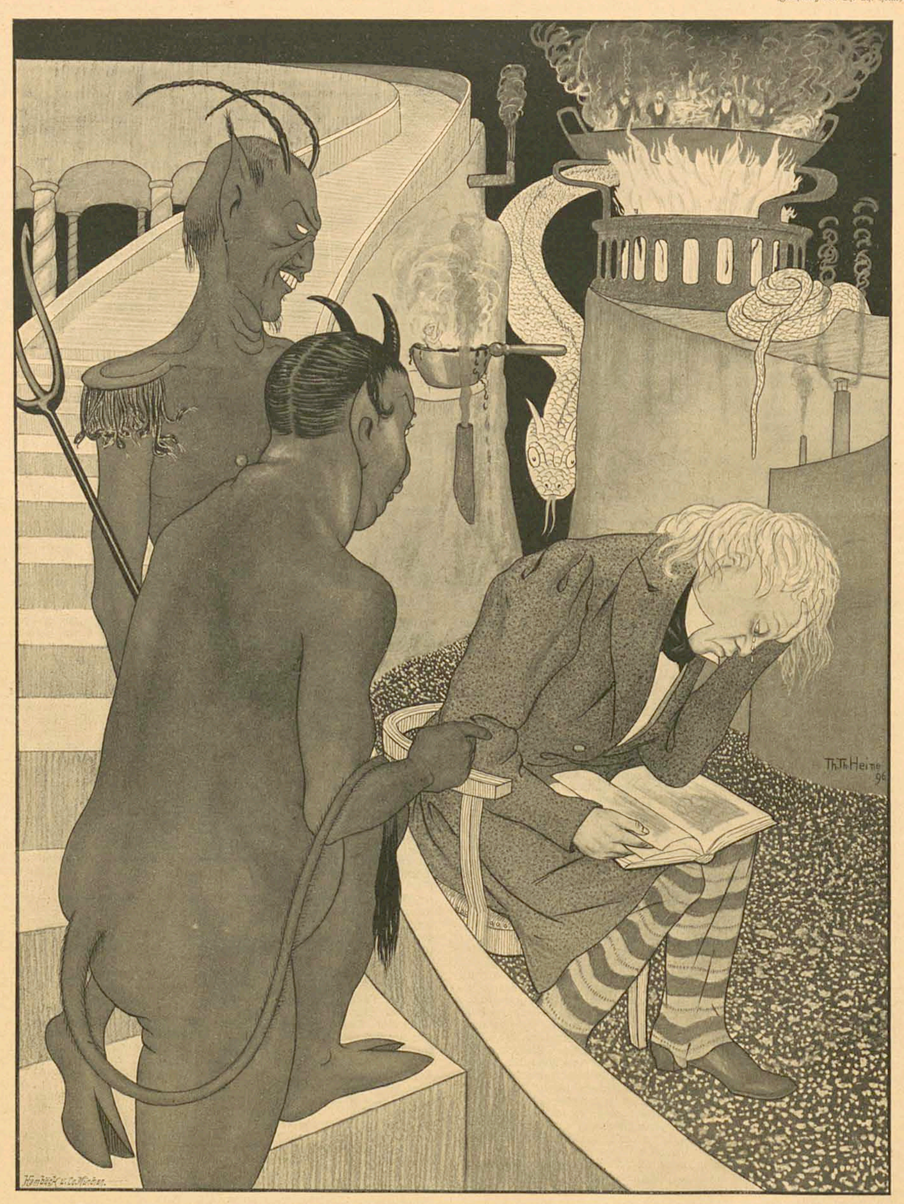
Und gerade jene Zartheit hatte es ihm angethan, weil sie ihn so sehr an das Bild der Mutter erinnerte. Warum hatte Alice, die ihn sieben Jahre lang betrogen,

Fortsetzung auf Seite 5

*) Aus „Pastelle" von Bourget (Albert Langens Verlag).

Höllen-Revision

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Wir kommen jetzt zu den schwereren Sündern, Excellenz. Hier haben wir z. B. einen deutschen Professor der Jurisprudenz. Er muß nun sein neues bürgerliches Gesetzbuch fortwährend durchlesen."

nicht bis ans Ende gelogen? Warum hatte sie jene Liebesbriefe aufbewahrt? Wie innig mußte sie jenen Mann geliebt, wie unbedingt mußte sie ihn vertraut haben! Er hatte sich im ersten Augenblick gesagt: „Ich werde den Verräter töten . . . .“ Dann aber unterließ er es um der Kinder willen. Er wollte den Söhnen die Erinnerung an die verstorbene Mutter nicht trüben. Er hatte sich damit begnügt, dem verräterischen Freund die Thür zu weisen. Er hatte sich, seine Söhne umarmend, gesagt: „Ich bringe ihnen alles zum Opfer, selbst meine Rache . . . .“ Und er hatte weiter gelebt, von jenen Gedanken zermartert, welche der Anblick der Kleinen unausgesetzt in ihm wachrief. Wie oft mußte er sich sagen: „Die Arme ist unschuldig, sie kann doch nicht dafür“ . . . . trotzdem aber fand er die Kraft nicht, ihr den Verrat der Mutter zu verzeihen, jenen Verrat, der dem tiefbeleidigten Manne selbst heute noch in dieser düstern, einsamen Weihnachtsnacht ein Schluchzen entringt — als ob er eben jetzt erst die grausame, vernichtende Wahrheit vernommen.

* *

Die Uhr hatte eben die zweite Stunde geschlagen. Der Graf wischt sich die Thränen aus den Augen, er schämt sich ihrer fast. Er erhebt sich. Sein Blick ist noch ernster als sonst. Blitze flammender Eifersucht leuchten in seinen Augen auf. Er hat eine Sekunde lang die Vision des Treubruches gehabt und denkt nun infolge einer unerklärlichen Ideenverbindung, wie immer an — Simone. Nein, ihr wird er nie, niemals verzeihen. Auf dem Tisch neben ihm liegen Spielsachen, welche er selbst in das Lehrzimmer tragen will, um sie den Kindern auf die Schuhe zu legen. Es widerstrebt ihm, jene Gegenstände zu berühren, welche für das kleine Mädchen bestimmt sind. Er hat die Empfindung, als hasse er das Kind. „Und weshalb auch nicht?“ murmelte er vor sich hin, um die ihn häufig quälenden Gewissensbisse zu beschwichtigen. Übrigens hat er Simone gegenüber denn nicht alle Vaterpflichten erfüllt, so schwer es ihm auch ankam? Kann sein Gewissen noch mehr fordern? Von diesen Gedanken beherrscht, steigt er, in einer Hand das Licht haltend, in der anderen mehrere Päckchen, die Treppe hinan und tritt in das Lehrzimmer. Dort in der Kaminecke fällt ihm alsbald der weiße Fleck auf, der Brief, welchen das Kind hingelegt. Er hebt ihn auf, besieht die Aufschrift, zerreißt das Couvert und liest:

Herzliebste Mama!

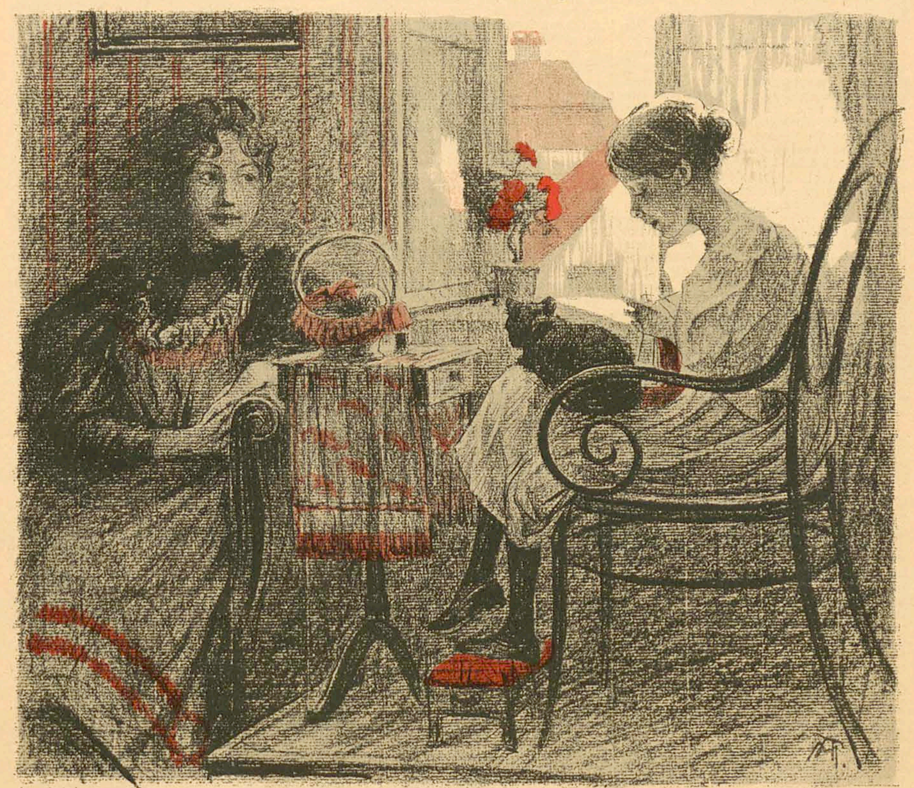
Ich schreibe an Dich, um Dir meine schöne Schrift zu zeigen und um Dir zu sagen, daß ich sehr brav bin seit Du fort bist von mir. Ich gehe aber nicht mehr in das Empfangszimmer. Papa meint, kleine Mädchen müssen bei dem Fräulein bleiben. Das Fräulein ist recht gut, aber weißt Du, Renée, die schöne Puppe, die Du mir geschenkt und auch die anderen Spielsachen langweilen mich. Mich freut nichts mehr, seit Du fort bist. Armand hat man die Locken abgeschnitten und ich trage ein schwarzes Kleid und einen Kamm, weißt Du, einen wie er Dir immer mißfallen hat. Peter trägt schon lange Hosen und neckt mich, wenn ich weine. Armand aber hält zu mir und meint, es sei unrecht von Peter. Das Fräulein sagt mir, Du bist im Himmel und glücklich. Warum hast Du mich nicht mitgenommen? Ich wäre gewiß sehr brav gewesen. Möchtest Du nicht den kleinen Jesus, der im Himmel wohnt und alles kann was er will bitten, er möge machen, daß Papa mich wieder liebt wie zur Zeit, als Du noch bei mir warst? Armand und Peter sind nach den Lehrstunden immer mit Papa beisammen, mich aber schickt er zu dem Fräulein, bei der ich dann mäuschenstill sitzen muß. Ich kann Papa unmöglich in die Augen sehen, ich fürchte mich vor ihm; ich versichere Dich jedoch, daß ich niemals schlimm gewesen bin. Meine Brüder umarmt Papa jeden Abend. Ich höre, wie er die Thür schließt, stelle mich, als ob ich schliefe, und warte mit gefalteten Händen; er aber kommt nicht, nein nie mehr, und ich muß weinen um einzuschlafen. Ach, liebe Mama, Du liebst mich ja noch immer, bitte, sage doch dem Jesuskinde, daß Papa mich nicht mehr gerne hat und daß ich am liebsten sterben möchte! Und ich umarme Dich von ganzem Herzen, ach, es ist mir so schwer zu Mut.“

Und das Kind hatte den Brief mit: „Deine kleine Simone, die Dich sehr lieb hat“, gezeichnet.

Eine Stunde, nachdem der Graf den Brief gelesen, worin die kleine Simone ihren ganzen Kummer geklagt, befand er sich in dem Zimmer des schlafenden Kindes und betrachtete es sinnend. Als Simone den nächsten Morgen erwachte, da wußte sie nicht recht, ob sie bloß geträumt, oder ob jener, den sie mit dem süßen Namen Papa rief, sie wirklich, wie einst, aus ihrem Bettchen weinend in seine Arme genommen und sie mit Küssen bedeckt hatte. Um das Wunder aber voll zu machen, giebt es derzeit am Weihnachtstag kein Kind, das mehr geliebt wird, als Simone von dem Grafen. Ja, diese Zärtlichkeit hat sich nur noch gesteigert, seit er infolge eines Wortwechsels im Klub, den Marquis d'Aydie im Zweikampf getötet hat.

Mutterlied von Mia Holm

(Zeichnung von Münzer)



Katze schließt die Augenlider
Schnurrt und nickt;
Schwesterlein blickt auf sie nieder
Sitzt und strickt.

Strickt im Takte nach dem Schnurren,
Blinzelt sacht;
Und die Fliegen leise surren,
Sonne lacht.

Lacht und tanzt und wirft durchs Zimmer
Gold'nen Schein,
Ueberblitzt mit warmem Schimmer
Schwesterlein.

Doch in mir glänzt schön're Wonne,
Hell'res Licht:
Eine Mutter, arme Sonne,
Bist du nicht.

Der greise Freier

Von

Frank Wedekind

(Schluß)

Gegen Abend kam der Doktor und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, obschon wir gar nichts merken konnten, daß es schlimmer mit Klara ging. Aber er hatte ihr den Puls gefühlt und eine halbe Stunde lang das Herz abgeklopft. „Nur keine Aufregung! Um Gottes willen keine Aufregung!“ sagte er. Nach dem Nachtessen war ich dann wieder mit Klara allein und sie sagte mir ganz dasselbe mit denselben Worten, was mir Rudolf gesagt hatte. Es war gerade so, als wenn sie sich miteinander verabredet hätten. Sie schalt mich lieblos; ich sei nicht ihre Schwester. Dabei schluchzte sie, daß das Kopfkissen durch und durch naß wurde. Ich solle ihn holen, er sei ja unten; sie wolle ja gerne sterben, sie wisse es ja, daß sie verloren sei, aber ich müsse sie mit ihm allein lassen. Sie hielt die Ellbogen aufgestützt und der Schmerz erschütterte ihr alle Glieder. Ich glaubte schon, es werde nicht mehr aufhören. Erst als seine Schritte in der Straße verhallten, wurde sie ruhiger. Mitten in der Nacht erwachte ich dann plötzlich von einem Jammerschrei, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sprang auf und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank die ganze Flasche aus. Sie habe geträumt, sagte sie. Am Morgen, während ich mich wusch und ankleidete, erzählte sie mir dann, was ihr geträumt hatte. Es ist fürchterlich.

Sobald sie die Augen schließe, erzählte sie, sähe sie einen alten Mann. Das erste Mal sei er gekommen, als sie in ihrem Anfall ohne Besinnung war. Er habe eine Glatze bis auf die Ohren hinunter und große, abstehende, blätterförmige Ohren, dazu einen kurzgeschorenen, grauen Bart und eine ganz kleine, winzige Nase. Um die Brust sei er wie ein Kind, und seine gelben Beinkleider seien vorn durchgestoßen von den Knieen. Er komme immer im Cylinder und schwarzen Frack und taste mit einem Krückstock vor sich her. Im Gesicht habe er etwas so Brutales, daß einem das Blut friere. Er habe sich ihr gleich als ihr Bräutigam vorgestellt; in vierzehn Tagen werde er Hochzeit mit ihr machen. Jedesmal küsse er sie; sie stemme sich mit ihren Knieen und Ellbogen gegen ihn, aber er halte ihren Kopf so fest zwischen seinen Händen, daß sie seinen Kuß dulden müsse. Und in der letzten Nacht, da hätte er sie holen wollen. Rudolf hätte sie beschützt, aber der Alte habe ihm eins mit seinem Krückstock über die Augen gezogen. Dann habe er sich über sie gebeugt. Sie habe ganz genau gewußt, daß sie zu Bett liege. Immer näher habe sie seine schielenden, rotumränderten Augen über sich gesehen, und sein gelbes Gesicht mit den braunen Leberflecken: und da, gerade als sie seine dürre Hand unter ihrem Nacken gespürt, da habe sie aufschreien können. „O Rudolf,“ jammerte sie mit gefalteten Händen, „ich sehe dich nicht mehr wieder, ich sehe dich nicht mehr wieder.“

Als ich hinunterkam stand Rudolf beim Vater im Laden, mit gesenktem Kopf, aber so männlich schön, so jugendkräftig und mit so seelenvollem Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen. Er wollte mir nach, aber ich lief, was ich konnte, zur Schule.

Während der ersten zwei Stunden war mir ganz wirr. Ich hatte nur immer das alte Ungeheuer vor Augen, wie es sich über meine Schwester niederbeugt. Dann hatten wir deutschen Aufsatz, da kamen mir nach und nach die Gedanken. Der Lehrer war selber ein alter Mann, aber gutherzig. Jede Stunde lasen wir ihm alle fünfzehn der Reihe nach den gleichen Aufsatz vor, an dem er bei jeder etwas anderes zu loben fand. Das einzige, was er nicht leiden konnte, war, wenn unsere Kleidchen zu kurz waren und wenn wir bunte Schleifen im Haar trugen. Dann nannte er uns eitle Fratzen. Marie Hemmann entgegnete ihm einmal, als er sich über ihr Kleid aufhielt, sie könne nichts dafür, daß sie so lange Beine habe. Da schlich er hinter sein Pult, klappte den Deckel hinauf und kam während einer Viertelstunde nicht mehr zum Vorschein.

Es ist der Tod, sagt ich mir. Es ist der Tod, der sie holen will. Und dann beschloß ich, gleich nach Schluß der Schule zum Doktor zu gehen und ihn zu fragen, ob Klara wieder besser werden würde oder nicht. Es nagte etwas in mir, ich habe das Gefühl seither nicht mehr gehabt, aber ich glaubte jeden Moment, mir würde unwohl vor Schmerz. Ich fühlte nichts anders, als wenn ich selber an Klaras Stelle gewesen wäre. Ich fühlte ihre heiße Sehnsucht nach Rudolf und ihr Grauen vor dem Alten. Du bist ein grausamer Teufel ohne Gefühl und Herz, sagt ich mir; Klara ist so furchtbar aufgeregt, weil sie ihn nicht sieht, es kann sie unmöglich mehr aufregen, wenn er zu ihr kommt, und wahrscheinlich wird es sie doch nur beruhigen. Und wenn sie sterben müßte, wenn sie sterben müßte und könnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen. Und dann sagt ich mir, daß der Alte kein Recht auf sie hat, daß nur Rudolf allein das Recht hat, sie zu küssen. Der Alte, sagt ich mir, ist der Tod, und Rudolf ist das Leben. Wenn Rudolf bei ihr ist, dann wird der Alte sich nicht heranwagen. Und wenn der Alte sie doch bekommen soll, dann macht es ja doch nichts aus, ob sie sich vorher noch einmal an Rudolfs Anblick gefreut hat oder nicht.

Um zwölf Uhr, als die Schule aus war, lief ich zum Doktor. Die Sachen hatte ich in der Schule gelassen. Ich muß ganz vergeistert ausgesehen haben. Er zog mich an sich und sagte, er habe ja längst gewußt, daß sie nicht zu retten gewesen wäre; seine Hilfe sei völlig nutzlos bei ihr gewesen, und ich solle doch nicht weinen, sie sei ja jetzt oben beim lieben Gott. Da stürzten mir die Thränen aus den Augen. Ich sagte, ich habe ihn nur fragen wollen. Da sagte er, sie werde wieder besser werden, aber so trostlos, daß ich jetzt alles wußte.

Ich fürchtete, das Entsetzliche möchte schon geschehen sein, ohne daß sie Rudolf noch einmal gesehen, und lief nach Hause, fand aber Klara gerade so wie sie immer war, schön wie eine Rose in ihrer vollsten Pracht, nur sprach sie sehr lebhaft. „Laß ihn zu mir, Leonie; laß ihn zu mir herauf,“ schluchzte sie, und ich sagte: „Ja, heute abend.“ Da schlang sie mir ihre vollen Arme um den Hals und küßte mich ab und drückte mich an ihre Brust, wie wenn ich selber ihr Rudolf gewesen wäre. Ich mußte dabei an den Doktor denken, was er gesagt, und an das alte Ungeheuer. Ehe sie mich aus ihren Armen ließ, flüsterte sie mir ins Ohr: „Aber du mußt mich mit ihm allein lassen.“ Ich sagte „Ja,“ und dann kam die Krankenwärterin mit der Suppe für Klara und rief mich zum Essen ins Wohnzimmer.

Aber noch während wir bei Tisch saßen, durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke wie ein Dolchstich. Gestern schon hatte sie mir gesagt, ich müsse sie mit ihm allein lassen. Obschon ich noch zur Schule ging, wußte ich schon genug von der Welt, um zu begreifen, was sie wollte. Mir wurde heiß und kalt. Nein, sagt ich mir, das darfst du nicht thun. Klara war bis jetzt ein anständiges Mädchen, und wenn sie das thut, dann ist sie es nicht mehr. O Gott, sagte ich mir, sie will ihm ihre Ehre hingeben. Und dann dachte ich an den Alten, der sie vergewaltigen wollte. Und dann dachte ich daran, daß sie am Ende sterben mußte, sterben mußte, ohne geliebt zu haben, wie es andere Frauen ihr ganzes Leben thun, wenn sie sich verheiraten. Und dann dachte ich, daß der liebe Gott doch furchtbar grausam ist. Wenn ein Mädchen für die Liebe geschaffen war, dann war es doch meine Schwester; das wußte ich ja so gut.

Am Nachmittag um eins hatten wir Konfirmationsunterricht. Vor der Stunde ging ich mit Marie Hemmann im Korridor auf und ab. Die Knaben, die mit uns Unterricht hatten, standen da und gafften uns auf die Füße. Marie trug hohe, gelbe Schnürstiefel, und ich hatte ein Paar nagelneue Halbschuhe an. Sie fragte mich nach meiner Schwester und es drückte und quälte mich, ihr etwas von alledem, was mir auf der Seele lag, zu sagen. Aber nach den ersten Worten merkte ich, daß sie gar nicht begriff, um was es sich handelte. Ich hätte ihr erst alles explizieren müssen, und so schwieg ich lieber. Während der Stunde erklärte uns der Pfarrer, in den die Mädchen alle verliebt waren, wie die Saducäer zu Christus kamen und ihn fragten, wenn ein Mann sieben Frauen gehabt, welche Frau er dann im Himmel haben werde, und wie er ihnen geantwortet, daß es im Himmel weder Frauen noch Männer geben werde, sondern daß der Unterschied ganz wegfalle. Da fiel es mir wie eine Centnerlast vom Herzen. Wenn es im Himmel weder Frauen noch Männer gab, dann konnte es nichts ausmachen, ob Klara noch einmal mit ihm zusammen war oder nicht. Da war mein Entschluß gefaßt. Und da sagte ich, während der Pfarrer weiter sprach, bei mir im stillen folgendes zum lieben Gott: Wenn du willst, daß ich Rudolf nicht zu ihr hinauf lasse, dann laß es bis heute abend besser mit ihr werden. Das kannst du, wenn du willst. Ich werde bis heute abend nicht nach Hause gehen, und wenn es dann nur ein klein wenig besser mit ihr geworden, dann werde ich ihn nicht zu ihr hinauf lassen. Aber wenn es nicht besser geworden, dann werde ich es thun. Du, lieber Gott, sagte ich, kannst mich ja immer noch daran hindern, wenn du nicht willst, daß es geschieht. Du kannst mir einen Ziegelstein auf den Kopf fallen lassen, oder mich von einem Mörder umbringen lassen. Ich will mein Leben gerne aufs Spiel setzen, so jung ich noch bin. Aber wenn das alles nicht geschieht, dann hast du es nicht anders gewollt, denn du kannst alles was du willst.

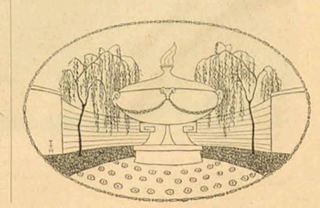
Den ganzen Nachmittag lief ich draußen vor der Stadt zwischen den schneebedeckten Feldern umher. Ich ging auch in den Wald, und als ich zum Römerstein kam, da fürchtete ich wirklich, jeden Augenblick möchte jemand aus dem Gebüsch auf mich losstürzen und mir ein Ende machen. Als es sechs Uhr im Städtchen schlug, kehrte ich heim. Klara lag zu Bett und klagte über Herzklopfen. Er sei wieder dagewesen, der Alte, sagte sie mir. Es sei ein fürchterlicher Kampf gewesen. Als er gegangen, habe er gesagt, diese Nacht sei Hochzeit, und sie habe gesagt: Ja, mit Rudolf, mit Rudolf, aber nicht mit dir!

Um sieben Uhr ging der Vater ins Wirtshaus, und um acht Uhr ging die Krankenwärterin fort. Da schlich ich hinunter, öffnete leise die Hausthüre und ließ ihn herein. Als ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich gar nichts besonderes an ihm. Aber als ich die Thür öffnete und ihn eintreten ließ, da sah ich wie ihm bei jedem Schritt, den er sich dem Bett näherte, die Kraft aus den Beinen schwand, so daß er, wie wenn er hingeschleudert wäre, gegen die Bettstatt fiel. Ich zog die Thür leise zu und ging in die Küche hinunter, wo nur eine Ligorin-Lampe brannte. Da warf ich mich am Herd in die Knie und flehte zum lieben Gott, er möchte nicht Klara entgelten lassen, was sie jetzt that, er möge sie nicht dafür strafen, wie es der Doktor gesagt, sondern er möge sich an mir vergreifen, ich wolle ja gerne alles dulden, alle Qualen, damit Klara am Leben bleibe, weil ich ja doch nur die Schuld trüge, wenn sie sich verging.

Ich hörte es neun Uhr schlagen. Gleich darauf schlug es zehn Uhr. Die Zeit verging mir, als wäre es ein Augenblick gewesen. Um halb elf ging ich mit dem Lichte hinauf. Ich wäre um ein Haar eingetreten, aber ich blieb vor der Thüre. Ich klopfte leise an und sagte es, sei halb elf. Dann verging eine Viertelstunde, ewig lang. Ich hielt den Atem an; ich fürchtete etwas vor dem Hause zu hören, aber ich hörte nur Küsse und Seufzer von innen. Dann klopfte ich wieder. Gleich darauf trat Rudolf heraus, in seinen Mantel gehüllt, den Hut in der Stirn. Ich leuchtete ihm hinunter. Im Gang unten drückte er mir, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Dann ließ ich ihn hinaus.

Ich war darauf gespannt, wie ich Klara finden würde. Es war als läge milder Abendsonnenschein über ihr, und sie war so hoffnungsselig, wie ich sie, soweit ich zurückdenken konnte, nie gesehen. Von Sterben kein Wort. Sie sprach nur von ihrer Hochzeit, und daß sie dann zusammen nach Italien reisen würden. Morgen werde sie wieder aufstehen können, und dann kam sie auf einmal auf die frühesten Zeiten zu sprechen, wie wir als Kinder miteinander gespielt und sie mich manchmal so malträtiert. Da lachte sie, daß ich vor Freude wieder weinte an ihrem Bett.

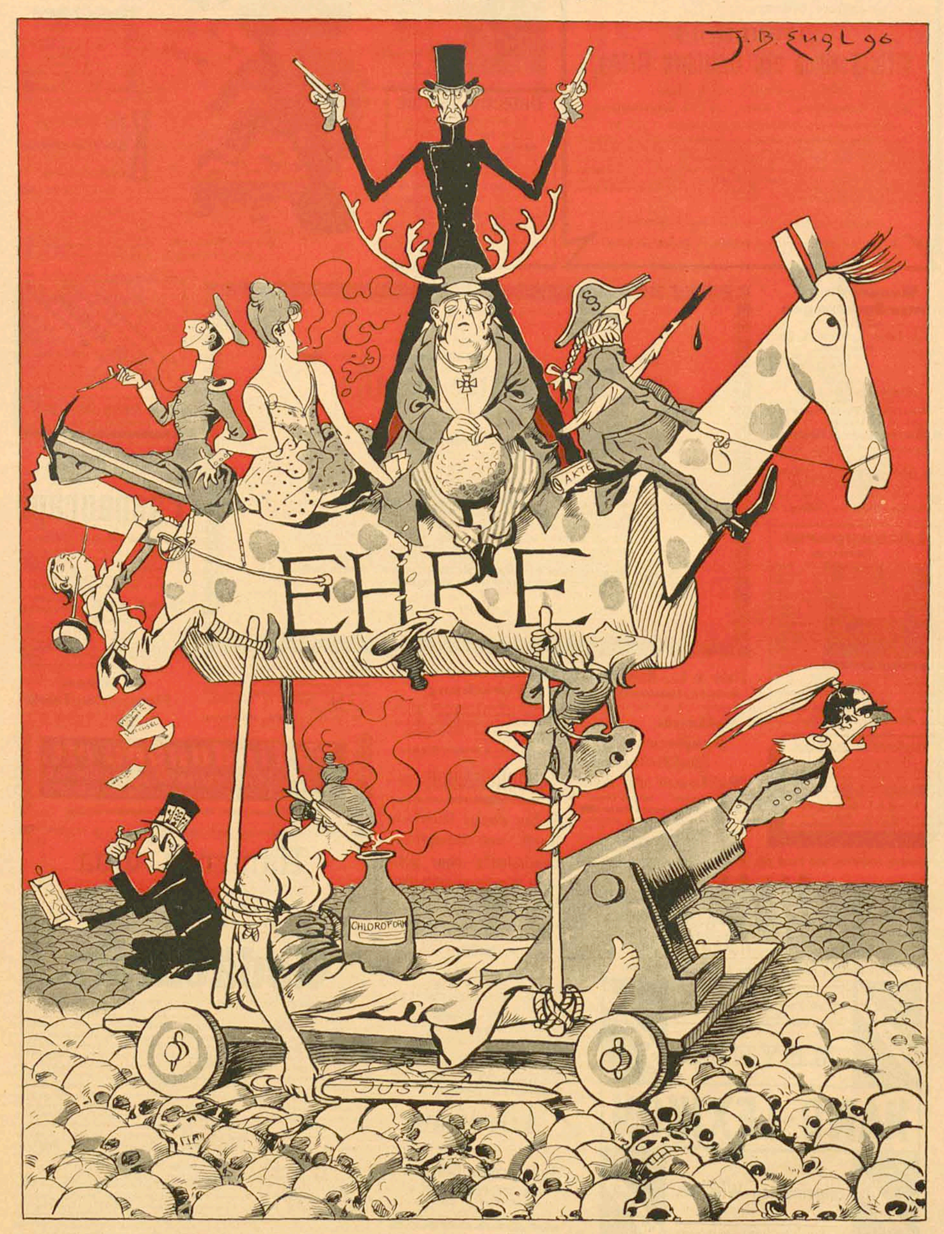
Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Schließlich schlief sie doch ein. Am Morgen, als ich aufstand, lag sie ganz ruhig, und ich dachte, ich wollte sie nicht stören. Sie lag tief in den Kissen, und ich ging auf den Zehen, kam ihrem Bett nicht nahe und schlich leise zur Thüre hinaus. Unten sagte ich, daß sie schliefe. Aber kaum war ich in der Schule, da kam die Krankenwärterin angerannt und holte mich zurück. Als ich ins Zimmer trat, stand der Vater und der Doktor an ihrem Bett. Sie war tot.



Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Das hohe Roß



(Zeichnung von J. B. Engl)

1. Jahrgang Nr. 18

Preis 10 Pfg.

1. August 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

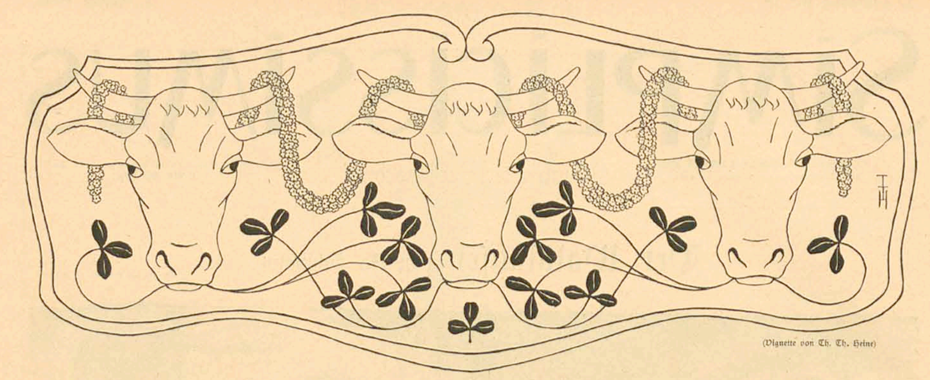
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Der Waldläufer von M. Schwann

(Zeichnung von Reinhold M. Eichler)





(Vignette von Th. Th. Heine)

Der Waldläufer

Von

M. Schwann

„Ich bin nämlich von Schönewaldshusen,“ sagte er jedesmal zuerst, wenn er auf einem seiner Botengänge zu meinem Vater kam. Wir Kinder nannten ihn nur den „Waldläufer“, und so nannte ihn jeder, der ihn kannte. Aber mehr als diesen seinen Namen und daß er existierte, wußten nur wenige von ihm. Für uns Kinder hatte er etwas Geheimnisvolles in seinem Wesen. Schon die Hosen, welche unten in alten abgelaufenen Stiefeln staken und oben mit einer Schnur um den Leib festgebunden waren, das grobe, wohl saubere, aber weit offen stehende Hemd, der alte grüne Jägerrock darüber, der aus dem Tannengrün ins graue Olivengrün abgeschossen war, und der Hut, dieser unbeschreibliche Hut — das alles machte mit dem ganzen Wesen der Person einen tiefen Eindruck auf uns. Nicht daß wir uns fürchteten! Im Gegenteil, über die Vertraulichkeit hinaus, mit der Kinder einen „alten Bekannten“ behandeln, kam es manchmal zu einer kleinen Frechheit. Denn wir lachten und spotteten nach Kinderart über die Seltsamkeiten dieses Mannes. Was uns an ihm am meisten imponierte, war sein großer Stock. Eine junge Esche, wohl zwei Meter lang und entsprechend dick — so lief er im Lande herum.

„Einen schönen Stock habt Ihr da, Waldläufer!“ — hieß es jedesmal von dem einen oder andern.

„Das macht sich. Aber derer giebt's viele da oben herum. Du mußt mal heraufkommen nach Schönewaldshusen mit dem Vater. Dann schneide ich dir einen.“

So wartete er denn unter allen möglichen Reden, bis die Reihe an ihn kam. Doch hinein ging er nicht zu meinem Vater. „Er soll einmal eben herauskommen“ — ließ er melden. Mein Vater trat unter die Thüre, da er die Eigentümlichkeiten des Mannes kannte, und fragte, was er denn wolle?

„Ich bin nämlich von Schönewaldshusen, Herr Doktor. Die Frau ist wieder gar nicht gut.“

„So! Wo fehlt's denn?“

„Ja, wo fehlt's den Weibern nicht immer? Überall! Aber hier — hier auf dem Zettel steht, was fehlt. Ich kann mich mit dem Zeug nicht abgeben.“

Während mein Vater den schriftlichen Krankenbericht überlas, warf der Waldläufer seine Bemerkungen ein: „Munter Wetter heut, Herr Doktor, wa?“ — „Und Ihr sollt auch einmal heraufkommen, wenn Ihr Zeit hättet!“ — „Es wird sich schon machen, Herr Doktor!“ — „Vorgestern ist auch der Schmitze Josef vom Rott gestorben, der so lang krank war.“ — „Aber es wird sich schon machen!“

„So, der Schmitz ist tot. Na, ich schreibe Euch jetzt was auf, mit dem geht Ihr in die Apotheke und laßt's machen. Dann nehmt Ihr's gleich mit. Am Freitag, sagt Ihr, käm' ich hinauf. Die Sache ist nicht gefährlich. Die Frau soll nur im Bett bleiben, bis ich komme. Hört Ihr, daß sie mir ja im Bett bleibt!“

„Schön, schön, Herr Doktor. Es wird sich schon machen. Und dann will ich jetzt wieder laufen. Es wird sich schon machen.“

„Ja, ja, aber zuerst in die Apotheke! Vergeßt das nicht!“

„Nein, nein, wo werd' ich auch? Da kennt Ihr mich schlecht. Kennt Ihr den alten Waldläufer immer noch nicht, Herr Doktor?“

„Ja wohl, den kenne ich schon,“ lachte mein Vater heraus. Und der Waldläufer lachte auch und rannte davon. Wir Kinder hinter ihm her: „Munter Wetter heut, Herr Waldläufer! — Es wird sich schon machen. — Und kommen Sie gut über, Herr Waldläufer!“

„Wird sich schon machen!“ Und fort war er.

Gewöhnlich lachte er mit, wenn wir ihn so hänselten, aber einmal sah ich ihn einen Augenblick böse. Und da kam es aus dem armen Waldmenschen heraus, wie der Schrei eines getretenen Tieres. „Es ist nicht schön, daß du so lachst. Lachen — kannst du ja schon, da hab' ich nichts dagegen, aber spotten sollst du nicht. Mir kann kein Mensch etwas nachsagen. Und die mich abgesetzt haben, haben nicht recht gethan.“

„Abgesetzt?“ Ich war bei dem Worte erschrocken. Für meinen Knabensinn lag etwas ganz Schreckliches, Furchtbares darin. „Was wart ihr denn früher?“ fragte ich schüchtern.

„Ei, Waldaufseher war ich, Förster. Und alles hab' ich gewußt. Da durft' noch keiner einen Vogel schießen oder ein Nest ausheben, so hab' ich's gewußt. Aber angezeigt hab' ich keinen. Gingen die armen Leut' sich dürres Holz holen, so war ich in der Nähe. Doch hier giebt's ja Dürrholz genug daherum, dacht' ich mir und ließ sie. Und wurde in der Nacht einmal ein Baum gefällt und gestohlen, so dacht' ich, es giebt ja noch Bäume genug daherum. Den können wir schon noch entbehren, dacht' ich, deswegen brauchst du keinen Menschen ins Unglück zu treiben. Aber gewußt hab' ich's und dem Oberförster sofort gemeldet. — Und wenn gar einmal ein Schuß fiel, so hört' ich ihn und sah, wer geschossen. Ich ließ ihn heimziehen und ging ein paar Tage später hin: ich würd' ihn anzeigen, wenn er wieder auf die Jagd ginge. Einstweilen hab' ich dem Förster dann nur gemeldet, daß ein Reh geschossen worden sei, aber nicht, von wem! — Na, und dann haben sie mich auf einmal abgesetzt. Und doch hab' ich alles gewußt, gehört und gesehen. Seit der Zeit, bald zwanzig Jahre, lauf' ich mit dem Stecken herum, statt mit der Flinte. Und die Leute verspotten mich. Na, ich gehe ihnen aus dem Wege. Selten kriegt mich einer zu sehen.“

„Ja, wo schlaft Ihr denn?“

„Wo's sich gerad trifft.“

„Und wo eßt Ihr?“

„Na, im Wald.“

„Wo wascht Ihr Euch denn in der Frühe?“

„Wo's ein Wasser giebt. Und derer giebt's ja viel daherum.“

„Wer besorgt Euch denn die Kleider? Die Wäsche?“

„Ich selber! Braucht's dazu überhaupt viel?“

Mir wurde ganz angst und bange, als ich das alles hörte. Und stammelnd fragte ich weiter: „Aber wenn ihr nun einmal krank werdet?“

„Dann sterb' ich.“

„Ja warum denn? Warum schickt ihr denn nicht zum Doktor?“

Da lachte er. — „Für den Waldläufer geht keiner zum Doktor. Er für sie alle. — Ja, für sie alle läuft er bei Tag und Nacht, wie's ist. Dafür krieg' ich dann ein Stück Brot und als einmal einen Kaffee, oder eine Suppe. Ich aber kann keinem eine geben. Wenn ich krank werd', sterb' ich. Aber ich werd' auch nicht krank. Ich bin's ja so gewöhnt.“

„Ja, wenn Ihr aber nun doch krank werdet?“

„Dann sterb' ich. Das geht ohne Doktor viel besser. Hab's oft genug gesehen.“

„Ja aber wo denn? Wo sterbt Ihr denn?“

Und wieder lachte er. „Wo's keiner sieht. Keiner soll mich finden. Ich weiß der Plätzchen daherum viele, wo mich keiner findet, nicht einmal ein Fuchs.“

Mir schauderte. „Ja, wollt Ihr denn nicht eher beichten und kommunizieren?“

Da sah er mich groß an. Als ob er sich auf etwas ganz Fernes besänne, so sagte er leise: „Ja, ja man macht's ja so. Und es ist mir, als hätt' ich's früher vor langen Jahren auch einmal so gemacht. Aber jetzt weiß ich nimmer, wie das Ding geht. Ist auch gleich. Ich sterb' so auch. Gethan hab' ich keinem was, nicht einmal einem Tier. Höchstens hab' ich mir mal einen schönen Stecken geschnitten, wenn ich gerade einen fand. Und das wird wohl keine Schand' sein. So fürcht' ich den Herrgott nicht.“

Ich stand da und wußte keine Antwort mehr. Aber als er meinem Vater seinen Bericht erstattet hatte und davonwollte, lief ich ihm nach:

„Herr Waldläufer, Herr Waldläufer, wenn Ihr Euch einmal nicht gut fühlt, so kommt gleich, gleich zum Papa. Er hilft Euch dann schon wieder.“

„Ja, ja, wird sich schon machen.“

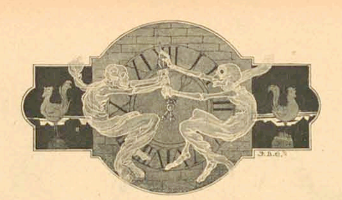
„Und nicht so sterben, nicht so!“ bat ich.

„O, wenn ich sterb',“ lachte er, „da merkt keiner nichts davon.“ — Fort war er. — —

Ich kam von Hause fort. Die Erinnerung an den Waldläufer entschwand mir. Endlich, nach mehr als zehn Jahren fiel er mir plötzlich ein. Ob auch der Waldläufer noch immer komme, fragte ich die Mutter.

„Nein, seit ein paar Jahren nicht mehr. Er ist auf einmal fortgewesen. Man hat nach ihm gesucht, ihn aber nicht gefunden. Der arme Kerl ist sicher im Walde verhungert.“

Verhungert war er sicher nicht, denn seinen Brotsack hatte er immer bei sich. Doch gemerkt hat's kein Mensch, als er starb. Nur der Wald, der schöne, stille, verschwiegene Wald hat ihm in seine letzten Träume gerauscht.



Klösterverkehr

In den alten Klostergängen
Tönt's von dumpfen Nachtgesängen,
Die von den zerfallnen Mauern
Seltsam durcheinanderschauern; —
Über die geborstnen, kalten
Dielen rauscht es wie von Falten,
Schlürft es wie von kleinen weichen
Füßen, die im Dunkeln schleichen,
Und das weiße Mondlicht fällt
Still in eine Geisterwelt.

Auf verkommenen Gartensteigen
Windet sich der Schattenreigen,
Arg zermürbte Nonnenkutten
Flattern durch die Hagebutten,
Herbsttau von den nackten Ästen
Tröpfelt leis den frommen Gästen
Wie in längst vergangnen Tagen
Auf Kapuzen und auf Kragen,
Und manch Nönnlein schüttelt sich
Innerlich und äußerlich.

Aus dem Garten, durch die Koppeln,
Über frühbereifte Stoppeln,
Grabenlängs auf weichen Wegen,
Geht's dem nahen Wald entgegen.
Klostergeister von der andern
Seite sind in gleichem Wandern.
Wunderliches Tongerinnsel,
Meckern, Seufzen, Bußgewinsel.
Nah und näher, wie das klingt,
Mönch und Nonn' im Hause singt.

Prior und Priorin fassen
Sich um ihre nachttaunassen
Gräbergrauen rauhen Hemden
Ohne jegliches Befremden.
Lieber Bruder, liebe Schwester,
Geben die verdammten Nester,
Diese engen Moderzellen,
Wieder einem mondeshellen
Schäferstündchen uns zurück,
Einem kurzen Liebesglück?

Mönch und Mönchlein, Nonn' und Nönnlein,
Alle nach dem Liebesbrönnlein
Durstig, selig, mitzuleiden,
Mitzubüßen, was die beiden
Sünder einst zur Schuld entflammte,
Sie, als Hehler mitverdammte,
Ruhelos in ihren Grüften,
Fallen sich um Hals und Hüften.
Bruder, Schwester, Oh und Ach!
Ja, das liebe Fleisch ist schwach.

Eins! Das fährt durch alle Knochen,
Heimwärts und ins Loch gekrochen!
Abschiedsseufzer, Abschiedsdrücken. . .
Ach, mein Strumpfband! Suchen, Bücken.
Mein Brevier! Das ist ein Hasten,
Gürtelbinden, Glätten, Tasten.
Nächstens wieder, Schwester, Bruder,
Heute Liebster, morgen Luder,
Wurmfraß wieder, was durchwärmt
Eben noch so schön geschwärmt.

Mönche rechts, und Nonnen links ab.
Niemand liest der alten Sphinx ab,
Der verschwiegnen Nacht, was eben
Sich in ihrem Schoß begeben.
Durch die Felder, durch die feuchten,
Flirrt und irrt ein schwaches Leuchten,
Zieht es wie von grauen Linnen,
Wie's die Nebelfrauen spinnen,
Klingt's wie frommer Kirchenchor,
Der im Winde sich verlor.

Gustav Falke

Priester des Todes

Von Ernst Hardt

Es war während meines letzten Winteraufenthalts im Süden in einem kleinen andalusischen Nest. Ich traf jeden Tag auf der Promenade ein Ehepaar, immer an derselben Stelle, immer zur selben Stunde. Er war klein, blond, unansehnlich, vernachlässigt in seinem Anzug. Sie, groß und schlank, feinknochig, immer schwarz angezogen. Und aus dieser großen, ganz schwarzen Gestalt (auch ihre Haare waren schwarz) sah in erschreckender Blässe ein schmales Gesicht heraus, in dem nun wieder die Augen tief dunkel waren.

Und diese Augen waren es, die mich auf das Paar aufmerksam gemacht hatten. Ihr Blick lag immer weit hinten in der Ferne auf irgend einem Punkt, als hätte er sich dort hingelegt, aufgestützt um auszuruhen; er hatte keine Kraft. Ein blinder gestorbener Glanz ruhte in ihm und so hatte sie mich auch einmal angesehen, so fremd mit diesen verwelkten Augen, daß ich darunter erschrak. Diese Augen, die leichenhafte Blässe und die beiden Schatten unter den Augen mochten diesem Gesicht jenen Ausdruck der tiefsten Krankhaftigkeit geben. Wenn ein Maler die Krankheit darstellen wollte, er müßte dies Gesicht malen und diese schlanke Gestalt mit den gebrochenen Gliedern, aber so, daß durch die Gewandung hie und da der Körper mit seinem bleichen Leichenweiß hervorsähe.

Mein Interesse wuchs mit jedem Mal, daß ich die Frau sah. Ich sah im Geiste immer diese lange schwarze Gestalt mit dem bleichen Gesicht. Ich begriff allmählich, daß dieses Gesicht märchenhaft schön sei. Zuletzt kam es bis in meinen Schlaf, in meine Träume. Das erschreckte mich am meisten, denn ich fühle mich für meine Träume verantwortlich.

Ich fragte überall herum, niemand kannte die beiden, niemand hatte je mit ihnen gesprochen. Das einzige, was ich hörte, war, sie seien Italiener und nicht verheiratet. Letzteres stellte sich später als unwahr heraus.

Und so sah ich sie denn weiterhin jeden Tag auf ihrem Spaziergang. Sie mit dem Blick in der Ferne, wie ein wandelnder, kranker Traum, ein Traum vom Tode, während er jedem Vorübergehenden ins Gesicht sah; etwas Jammerndes Hilfesuchendes lag in seinen Augen.

Ich habe die beiden nie miteinander sprechen gesehen, teilnahmlos gingen sie nebeneinander her, oder besser: ging er neben ihr her, wie in herber Pflicht. Etwas Schweres mußte auf ihrem Leben liegen, ein ungeheures Unglück, eine Schuld, etwas schwermütig Ernstes, an dem sie schweigend ergeben trugen. Wenn ich sie so aus der Ferne herankommen sah, schien es mir immer, als schwebte etwas Dunkles, Geheimnisvolles über ihnen. Ich riet und dachte über sie, und doch erfuhr ich nicht mehr, als ich täglich sah. Die Frau hatte einen nicht zu beschreibenden Reiz für mich, ich war glücklich, wenn ich sie sah, ich hatte eine unglaubliche Freude daran, mir ihre Gestalt langsam Glied für Glied im Geist vorzustellen, sie erschien mir als der Ausdruck einer Macht, die auf Erden herrscht über die Menschen. Sicher, etwas Absonderliches, Grausiges schwebte um diese beiden Menschen, eine Gewalt, deren Werkzeuge sie waren, etwas nächtlich Dunkles, etwas wie der Tod.

Es war an einem Montag Morgen. Ich hatte eine entsetzliche Nacht hinter mir. Ein Traum hatte mich gequält, einer von jenen, die noch den ganzen Tag wie ein melancholischer, düsterer Hauch nachwehn. Ich hatte von der schwarzen Dame geträumt. Ich sah sie in einem kleinen halbdunklen Zimmer auf dem Erdboden kauern, gehüllt in eine Verkleidung als Sphinx. Aus dem schwarzen Fell sah ihr märchenschönes, bleiches Gesicht mit den Rätselaugen. Ihre Finger waren schwarze, ringelnde Schlangen, so lag sie auf dem Erdboden. Hinten saß auf der Kante eines Stuhles ihr Mann. Sie fragte ihn in dumpfem Ton: „Wer bin ich?“ — Er: „Wer bist du?“ — „Zwei Fragen und ein Wunsch.“ — „Welches sind die Fragen?“ — „Frage sie.“ — „Welches ist der Wunsch?“ — „Wünsche ihn.“ — „Das kann ich nicht.“ — „Rate es!“ U. s. w.

Diesen Unsinn träumte ich durch die ganze Nacht, stundenlang hörte ich so diese blödsinnigen Wechselreden. Plötzlich schrie sie ganz laut: „So stirb.“ Und mit einem Satz sprang das Sphinxweib auf ihren Mann, so daß er nach hintenüber sank. Ihre Schlangenfinger ringelten sich um seine Glieder und ihr Menschenmund biß in seinen Hals. Dann sah ich, wie sie sog, wie sie sein Blut austrank, ich sah, wie sie schluckte und ich sah an ihrem weißen Hals das Blut bei jedem Schluck rot durchglühen, mich faßte ein Grausen und doch mußte ich hinstarren, das glühende Rot in dem bleichen, blutleeren Hals war so schön. Der Körper ihres Mannes wurde dürr und eingeschrumpft, endlich setzte sie ab, über ihr Kinn rann der letzte Tropfen Blut. Dann gellte mir ein wahnsinniges Lachen in die Ohren und ich war erwacht.

Schaudernd und schwitzend sprang ich aus dem Bett und verwünschte das Weib in den Tod. Ich zog mich an und wusch mich immer von neuem, als könnte ich mir diesen entsetzlichen Traum aus den Augen, aus den Sinnen waschen. Immer wieder sah ich das rote Blut unter der eisigweißen Haut aufglühen. Ich nahm Stock und Hut und ging hinaus.

Es war noch sehr früh am Morgen. Die frische Luft that mir wohl. Um Ruhe und Erholung zu finden, war ich in den Süden gegangen und nun treffe ich da dieses entsetzliche Ehepaar, das mich aufregt und mir den Schlaf stört. Ich war in schlechter Laune. Ich ging zum Meer in ein kleines Pinienwäldchen, in dem ich noch nie gewesen war. Und kaum trete ich ein, da kommt er mir entgegen, allein. Wut stieg in mir auf, sollte ich denn verfolgt werden von diesen Menschen! Doch wie er an mir vorbeiging, da war es wieder vorbei mit allem Auflehnen. Zum Erbarmen sah er aus! Zerwühlte Haare, rotgeweinte Augen, und das Gesicht, als wenn er von verzweifelten, ringenden Händen gedrückt worden wäre. Der Gedanke schoß in mir auf. Hier geht dieser unglückliche Mensch jeden Morgen hin und weint und klagt und kämpft gegen jene Macht an, die ihn und sein Weib beherrscht.

Den Tag verbrachte ich mit Briefschreiben und nebensächlichen Arbeiten; nachmittags ging ich nicht aus. Doch es quälte mich, drängte mich, und nach ein paar Tagen ging ich doch wieder in das Pinienwäldchen, nur noch eine Stunde früher als das letzte Mal.

Plötzlich höre ich ein erschütterndes Weinen neben mir, ich gehe ein wenig vom Wege ab, und da sitzt dieser fürchterliche Mensch auf der Erde, drückt das Gesicht in beide Hände und schluchzt und jammert, daß es mir ins Herz schneidet. Auf einmal schreit er verzweifelt auf.

„Ich kann es nicht mehr ertragen, jeden, jeden Tag dies Entsetzliche seit Jahren. Ich werde noch wahnsinnig darüber. Und ich liebe sie so! Mein Gott, mein Gott, hilf mir doch!

Da faßt mich die Wut, ich stürze auf ihn zu und schreie: „Was ist Ihnen, was können Sie nicht mehr ertragen, mein Herr? Ich kann es auch nicht mehr ertragen, verstehen Sie! Sie verbittern mir meinen ganzen Aufenthalt hier. Und ich bin zu meiner Erholung hergekommen.“

Da zieht er die Hände vom Gesicht und sieht mich an, daß sich mir das Herz dreht. „Um Gottes willen,“ sage ich, „verzeihen Sie mir, aber ich kann es wirklich nicht mehr aushalten. Seit Wochen sehe ich Sie jeden Nachmittag mit Ihrer Frau, seit Tagen weiß ich, daß Sie hier jeden Morgen weinen und verzweifeln. — Ich habe keinen Schlaf mehr, ich denke Tag und Nacht an Sie beide. Ich quäle mich. Kann ich Ihnen denn nicht helfen?“

Da sieht er mich wieder so entsetzlich unglücklich an und ich fasse seine beiden Hände: „Bitte, bitte, kann ich Ihnen helfen? Ich leide so um Sie!“ Da wischt er sich das nasse, zerdrückte Gesicht und steht auf. „Kommen Sie,“ sagt er einfach.

Wir gingen nebeneinander hin, er sagt kein Wort. Mein Herz schlägt mir zum Zerplatzen vor Aufregung. Endlich fasse ich in meine Rocktasche und gebe ihm meine Karte: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle.“

Er sieht auf die Karte. Dann ruft er: „Sie sind Irrenarzt?“

„Wie Sie sehen, ja. Kann ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen?“

Da stürzen ihm wieder die Thränen aus den Augen, und ich merke erst, wie grob ich war: „Um Gottes willen, verzeihen Sie mir, aber ich bin so erregt, ich weiß nicht, was ich sage.“

Er sieht mich an und giebt mir die Hand: „Ich danke Ihnen, sagt er, kommen Sie heute abend um 6 Uhr zu mir. Ich will Ihnen alles zeigen.“ Damit stürzte er davon. Ich rufe ihm nach: „Ja aber, mein Gott, wo wohnen Sie denn?“

Natur und Kultur von J. B. Engl

1

2



Sonett

Denkst du daran? — Wir gingen still zusammen,
Tief durch den Schnee in dämmerige Weite,
Und vor uns her auf die verschneite Haide
Warf noch die Sonne ihre letzten Flammen.

Denkst du daran? — Wir gingen still zusammen,
Und manchmal lächeltest du wie im Traume,
Wie blauer Duft wob es am Waldessaume,
Am dunkeln Himmel lichte Wölkchen schwammen.

Die andern waren weit vorausgegangen,
Wir gingen still und sahen still uns an.
Es hatte sacht zu dunkeln angefangen.

Leis fiel der Schnee in grossen, weissen Flocken,
Wir gingen still und sahen still uns an.
Von ferne läuteten die Abendglocken.

Carl Vollmöller

(Zeichnung von G. Kielland)

„Ach so," sagt er, „Calle de Simouet 9. Name ist nicht nötig."

Wie schrecklich war mir tagüber zu Mut! Immer wieder sagte ich vor mich hin: „Er will mir alles zeigen." Was: Alles? Und das sagte er, als ob er damit ein Opfer brächte. Wundersam! — Und weil ich Irrenarzt bin? — Plötzlich kommt mir der Gedanke: Sie haben ein wahnsinniges Kind, das ist alles. Also eine Konsultation. Sehr gut! Und doch, ich konnte es nicht glauben, es mußte etwas anderes sein, etwas Wunderbares, Schönes.

Ich quälte mich mit Raten herum bis vier Uhr, dann machte ich meinen gewöhnlichen Spaziergang. Ich traf die beiden wie immer. Doch diesmal vermied er es, mich anzusehen, während sie mir ins Gesicht blickte — und sie lächelt, lächelt . . . . In diesem weißen, verzehrten Traumgesichtchen mit den rabenschwarzen Augen blühte an den Lippen ein bleiches, krankes Lächeln, so müde, so mitleidsvoll. Ich kann es dir nicht beschreiben, wie das aussah, aber es war wundervoll. Ich ging weiter, machte die Augen zu und dachte jenem berauschenden Lächeln nach. Endlich wurde es Zeit. Punkt sechs Uhr klopfte ich an die Thür eines kleinen, etwas vor der Stadt gelegenen Häuschens: Calle de Simouet 9.

Ein altes Dienstmädchen öffnete. Da kam er mir auch schon entgegen.

„Guten Tag, Herr Doktor, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Er führte mich in ein kleines Zimmer. Die Fenster waren weit geöffnet. In der Mitte stand sie. Jetzt sah ich erst, welch wunderschönes Haar sie hatte. „Meine Frau" sagte er.

Sie streckte mir die Hand entgegen. Und wieder dieses kranke Thränenlächeln. Ich faßte ihre Hand, und ich glaube, ich habe gezittert. Ein Elfenhändchen, so weich, so zart war es. Dann beugte ich mich hinab und küßte es nach der Sitte meiner Heimat; das Lächeln an den Lippen wurde stärker, mitleidiger.

Und nun fühlte ich ihre Nähe stärker und seltsamer. Diese Frau hätte man irgendwie aufstellen und eine Art Kultus vor ihr verrichten müssen: jeden Tag auf den Knieen.

Ich trat zum Fenster: eine wunderbare Aussicht auf das Meer! Die Sonne neigte sich gerade zum Untergang. „Das ist wundervoll," sagte ich, „hier sehen Sie ja jeden Tag die Sonne untergehn." Ich wandte mich um, da war es mir, als hätte es in den Augen der Frau so sonderbar aufgeglüht, — ich mußte wieder hinausschauen: langsam, langsam sank die Sonne . . . Ich hörte, wie die Frau hinter mir hinausging . . . die Sonne wollte, wollte zum Meer . . . wir standen nebeneinander und sprachen kein Wort . . . Draußen und drinnen war es so still . . . vielleicht zehn Minuten standen wir so. Dann berührte die Sonne das Meer. „O Gott, ist das schön!" sagte ich. Da schrak er zusammen und berührte meinen Arm: „Jetzt ist es Zeit." Mir fuhr's durch den Kopf: „Nun wird er mir alles, alles zeigen" und ich erschrak. Draußen war die Sonne gesunken.

Er öffnete die Thür, durch die vordem seine Frau gegangen war. Wir durchschritten drei Zimmer, vor dem vierten blieb er stehen: „Bitte, verhalten Sie sich ganz still," sagte er. Mein Herz zerklopfte mir die Brust, mein Atem hielt an. Denke dir ein Kind, das ungezogen gewesen ist und am heiligen Abend vor dem Weihnachtszimmer steht. Es fürchtet nichts zu bekommen; es hofft alles zu bekommen; wochenlang hat es herumgeraten, herumgesucht, manches hat es gesehn, es klemmt sich ihm in der Brust und es zittert, wenn die Thür sich öffnet.

Endlich sollte ich nun sehen, was mich seit Wochen zerquälte, endlich jenen dunklen, geheimnisvollen Schatten greifen, der über den beiden waltete; die düstre Macht kennen lernen, die diese Menschen beherrschte, schön machte und unglücklich.

„Bitte, Sie sind leise, nicht wahr?" Damit öffnete er die Thür und zog mich hindurch.

Es war ein kleines, leeres, viereckiges Zimmer, die Fenster waren verhängt, die Wände kahl und weiß.

In der Mitte des Zimmers stand eine mit weißen Laken behängte Bahre, am Kopfende brannten auf hohen, schwarzen Ständern zwei dicke Wachskerzen und warfen ihren gelblichen Schein . . . Auf der Bahre lag mit aufgelösten Haaren, mit den langen, schwarzen Seidenhaaren die Frau, wie ein weißer Blumenkelch ruhte das Köpfchen mit geschlossenen Augen auf ihnen, — marmorkalt und marmorweiß. Tot und unbeweglich ruhten die ausgestreckten Arme auf dem den Körper deckenden Laken. Die kleinen Südwindhände, die ich hatte küssen dürfen, schliefen totenstill. Das alles war von einer so maßlosen, unbezwingbaren Schönheit, daß ich hätte niedersinken mögen. Und der Mann sank ins Knie, — er kniete neben dem Bett nieder und drückte seine Lippen auf eine der bleichen Hände; eine Thräne floß über seine Backe und fiel auf das Händchen nieder. Heiß mußte sie brennen auf der weichen Haut bis hinauf in das Herz der gestorbenen Frau.

Heimlich still war es im Zimmer, nur mein Herz pochte und mein Blut toste. Ich starrte zu dem Gesicht nieder, auf das das Kerzenlicht Blumen malte, ich schaute zu dem Händchen nieder, auf dem die Thräne blinkte, ich irrte mit den Augen an den kahlen Wänden entlang und sah wieder zu der Toten und ich fühlte, wie sich eine Macht auf mich herablegte und mich umfing, eine Gewalt, die ausströmte von diesem düstren Bild. Ein Duft wie von welken Blumen kam, ein Hauch von Meerestiefe und Nachtdunkelheit. Ein unbewingliches, zwingendes Etwas, wunderbar und tief, — traurig — schön und unendlich ernst und heilig: Cypressendunkel und Sternenlicht — — — — — — — — — — — —

Der Mann weinte und schaute zu dem Kopf auf den Haaren, der unbeweglich dalag, beherrscht und gehalten in seiner tiefen Stille von einer starken Macht und ich sah ihn an und der Hauch des Wahnsinns traf mich.

Ich gedachte der Verzweiflung dieses Mannes an jedem Morgen und ich hörte wieder seine Worte: „Ich kann es nicht mehr ertragen, jeden, jeden Tag das Entsetzliche seit Jahren. Und ich liebe sie so!" — — Ich begriff alles: Wahnsinnig war diese Frau, beherrscht vom Tod. Jeden Abend, wenn draußen die Sonne starb, dann legte sie sich nieder mit ihrem Marmorköper in die weißen Linnen und starb auch. Denn sie war tot; menschlicher Wille kann Glieder nicht so stille halten, kann Züge nicht so bleich und starr machen. Aber wie lange blieb sie so? Es fröstelte mich. Und der Mann? Der kniete jeden Tag an ihrem Bett, niedergezwungen von dieser Schönheit, zerquält von dem Gedanken, daß ein Tag kommen mußte, wo sie wirklich tot war, wo ihm seine Sonne wirklich starb. Jeden Tag raste dieser Eindruck auf seine Nerven, jeden Tag drückte der Tod mit seiner Finsternis auf sein Herz.

Ich blickte wieder auf die Frau und es schien mir, als lebte sie jetzt erst, als wäre diese bleiche, starre Stille, als wäre dieses absonderliche Totenspiel die Bestimmung ihres Lebens. Tot hatte ich sie bis dahin gesehen auf der Straße, aber jetzt lebte, lebte sie. Und ich verlor mich in dem Anblick ihrer Gestalt und die Worte kamen auf meine Lippen: „Oh Gott, das ist so wunderbar schön."

Da richtete er sich auf und führte mich aus dem Zimmer. Wieder in dem ersten angekommen, warf er sich auf einen Sessel, drückte die Hände vors Gesicht und stöhnte auf. „Wie lange liegt sie so?" fragte ich leise. — „Bis Mitternacht." „Und seit wie lange ist sie so?" „Seit fünf Jahren." Vor meinen Augen tauchten diese fünf Jahre auf. — — — — — — — —

Er hub leise und matt unter seinen Händen zu sprechen an:

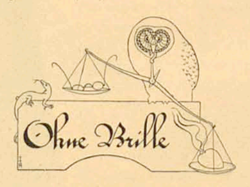
„Sehen Sie, ihr erstes Kind starb gleich nach der Geburt, gerade als die Sonne unterging. Darüber ist sie wahnsinnig geworden. Ich bin überall gewesen, bei allen Ärzten, sie ist unheilbar. Sonst ist sie ganz vernünftig, ganz normal. Nur im Augenblick, wo die Sonne untergeht, sinkt sie hin. Sie haben selbst gesagt, wie wunderbar schön sie ist. Und ich? Langsam, langsam hat es mich gefaßt. Nun kniee ich jeden Tag bei ihr und schaue sie an. Ich werde auch wahnsinnig werden. Immer dieses Spiel mit dem Tode, es ist entsetzlich! Es schwebt über uns wie Schatten langer, schwarzer Flügel, es drückt uns nieder und hält uns die Worte an. Das in dem kleinen Zimmer ist unser Leben, unser Glück; von einem zum anderen Abend schleichen wir nur so hin. Sie wissen, morgens packt mich die Verzweiflung und ich muß hinausgehen und klagen und weinen. Es ist kein freier Wille, hören Sie, ich muß! Ich bin auch krank. Mittags faßt mich die Unruhe und sie steigt und steigt, ich sehne mich nach dem Augenblick, wo ich sie wieder so sehen kann und bei ihr knieen. Das ist unser Leben. Oh Gott, Sie wissen ja wie schön das aussieht? Nicht wahr, es ist gar kein Wahnsinn? Ich weiß nicht, was es ist, ein Fest, eine stete Feier. Dunkel herrscht es über unseren Seelen und zwingt und zieht uns. Und wenn ich morgens weine über sie und abends glücklich bin, ist das nicht auch wie der Tod, den wir hoffen und lieben — und der doch kommt und uns nimmt? Sehen Sie, so ist auch diese Nacht, die in dem liegt, was uns das kleine Zimmer birgt, so ist auch sie gekommen und hat mich geraubt. Ich glaube, wir sind die Priester des Todes.

Dann weiß ich nichts mehr, ich muß gleich fortgegangen sein. Draußen habe ich gedacht: Zwei Wahnsinnige! Er ist natürlich auch wahnsinnig, und er denkt sie ist es, und sie denkt er ist es. Dies Dasein, das die Menschen führten! Bleich und stumm wie die Schemen schwebten sie dahin, wie Werkzeuge außer Gebrauch — doch abends, wenn die Sonne sank, dann begann ihr Leben, in dem kleinen, kahlen Zimmer spielte es sich ab. Und es war wie ein Fest, ein Opfern, bei wilden Völkern mag es so etwas geben: „Priester des Todes" hatte er gesagt.

Am andern Mittag ging ich hin um ihm zu danken. Wir sprachen über das Wetter. Unten in der Thür, als ich fort ging, huschte sie an mich heran und fragte mich leise mit einem Lächeln im Gesicht: „Nicht wahr, er ist sehr krank? Glauben Sie, das muß ich nun jeden Nachmittag machen, sonst kann er nicht leben."

Die nächsten Wochen nun kann ich nicht beschreiben. Traurig und schwermütig war mir zu Mut, so krank und schwach — jene Macht ist gekommen und hat mich geraubt, wie er sagt. Ich ging bleich und leer wie die beiden, gedrückt und beherrscht. Jenes Bild aus dem kleinen, weißen Zimmer kam in meine Träume, — mit seinem Kerzenschimmer und seiner Stille. Ich war nicht mehr mein eigener Herr. Etwas hatte mich erfaßt und zog mich und trieb mich. Ich habe dagegen gekämpft und gerungen, bis ich dann eines Tags unterlag und nach Sonnenuntergang in das kleine Zimmer schlich, dem Manne gegenüber hinkniete und die andere kleine Hand küßte. Er ließ es geschehen, es war als hätte er es gewußt, erwartet, daß es so kommen mußte; als wäre es ganz natürlich, daß ich nun auch zum Opfer fiel und von nun an mit ihm kniete und seiner Frau die Hände küßte. Wir fingen sogar an uns zu lieben, einmal haben wir uns beim Auseinandergehn umarmt und geküßt.

So schlich ich denn jeden Abend zu der bleichen, toten Frau, kniete nieder und weinte und sah sie an. Es war mein Leben, meine Sehnsucht. Ich habe nichts gedacht in jener Zeit, ich war beherrscht von der Macht jener düsteren Schönheit, die der Wahnsinn und der Tod diesen Menschen gegeben hatte. Langsam hatte er mich unterjocht und geknechtet. Ich wurde nun auch wahnsinnig, — ein dritter Priester des Todes; ich wußte es und konnte nicht dagegen ankämpfen. Es dauerte noch Tage um Tage, bis die Frau meines Freundes einmal um Mitternacht nicht wieder aufwachte.



Richard Schaukal. Verse (1892—1896). Brünn. Verlag von Rudolf M. Rohrer. 1896.

Es ist ein Buch voll leiser Trauer und Müdigkeit. Ein weicher Nebel liegt über der Seele des Künstlers und hemmt ihre Flügel zu freierem Fluge. Und sie macht auch gar keine Anstrengungen mehr, ihn von sich abzuschütteln. Höchstens, daß ihr einmal ein ohnmächtiger Erlösungsschrei entbricht:

„Einmal, mähnenschöne Leidenschaft
Schlag mir deine Pranken ins Genick!
Immer dieser artig-leise Blick,
Diese bleiche, müde Seelenhaft!"

Oft weiß Schaukal seine matten Stimmungen, deren Sklave er ist, in Verse von bewundernswerter Gewandtheit und Fertigkeit zu kleiden; ganz echte Töne, wie in dem kleinen Gedicht „Der Traum" findet er selten.

Diesem Künstler fehlt der große Glaube an sich selbst, der Wille zur Gesundheit und inneren Freiheit. Sein Blut fließt nicht mehr rot, und war noch ein frischer deutscher Tropfen in seinem Herzen, dann ist er im Mondschein der jüngeren französischen Lyrik erbleicht.

E. v. B.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Das Brautkind

(zu §§ 1589—92 des neuen bürgerlichen Gesetzbuches)

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Nun hast du im letzten Semester schon wieder dreitausend Mark verbraucht. Da möchte ich dich denn doch darauf aufmerksam machen, daß du nur unser Brautkind und im Grunde genommen gar nicht mit uns verwandt bist.

1. Jahrgang Nr. 19

Preis 10 Pfg.

8. August 1896

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Das Gold von W. Schäfer



(Zeichnung von W. Georgi)



Das Gold

Von Wilhelm Schäfer

Es lachte bei jedem Schritt.

Der Abendwind stand auf zitternden Zehen, und die Gräser reckten ihre spitzen Ohren. Sie lauschten und träumten von Himmelsglocken, die an silberseidenen Fäden hingen und von rosigen Engelpatschhändchen geläutet wurden. Dann war der Wanderer vorüber. Das klingende Lachen verhallte. Der Abendwind schnupperte in die Felder und die Gräser wiegten ihre Häupter gelangweilt wie zuvor.

Der Wanderer lauschte nicht und träumte auch nicht von rosigen Engelhänden. Er fühlte die Schwielen seiner Fäuste, und die wußten, wer das Gold in seine Tasche gebracht hatte. Es war viel Gold, und es lachte bei jedem Schritt.

Es lachte schrill wie leises Messerklirren. Der es trug, war ihm kein Diener. Er hatte sich zum Herrn gemacht, und seine schwarze Tasche war ein schlimmes Gefängnis. Sie hing am Lederriemen unterm Wams und war nicht mehr geöffnet worden, seitdem er drüben sein Fahrgeld entrichtet hatte. Nun war das Meer durchsegelt, das weite Land durchfahren: an der anderen Seite des Berges lag das Heimatsdorf des Wanderers. Dort sollte das Gold bleiben für alle Zeit. Es lachte bei jedem Schritt. In dem Dorfe hatte das Elend seine Sommerwohnung, und im Winter kroch die Verzweiflung in die schmutzigen Kammern. Da brauchte nur einmal das klingende Lachen zu locken, und dem Wanderer erwuchsen so viele Feinde, als stumpfsinnige Menschen in den Lehmhütten hockten.

Vor Jahren war der Wanderer mitten unter ihnen gewesen. Wo jetzt der schwarze Bart ein braunes Antlitz schmückte, hatten magere Wangen ein paar Augen umkleidet, aus denen eine junge Seele ihren Jammer und ihre Sehnsucht schrie. In Schmutz und Lumpen das Elend seiner Geschwister, und er mit dem Vater draußen auf der Landstraße, wo sie Brot aus harten Basaltsteinen klopften, dessen Teile gar so klein wurden, weil zu viele Zähne hineinbissen.

An den Basalthaufen aber und an den Lehmhütten vorbei war das Glück gerollt in glänzenden Wagen mit silbergeschirrten Pferden und seidebeputzten Menschen. Täglich hatten das fröhliche Lachen und der Peitschenknall seine Seele gehämmert, bis sie fester geworden war, als der Stahl der trabenden Hufe.

Da war ihm die Kunde gekommen, daß nichts als ein Beutel voll gelber Plättchen dazu gehörte, um auch sein Lachen durch die Welt zu fahren auf glänzenden Rädern. Und all seine aufgepeitschte Sehnsucht hatte sich an die gelben Plättchen gehängt und die Stahlklammern seiner Seele hatten sich hineingeschlagen mit scharfen Zangen und Spitzen. Er war bei Nacht geflohen und ins Heimatland des Goldes gegangen. Nun trug er's heim in schwerer Tasche. Und mit ihm kam das Glück und das fröhliche Lachen; denn alles ruhte in dem gelben Glanz. Er fühlte, wie es um ihn rauschte, wie es mit ihm ging auf tanzenden Füßen. Und selig stieg er auf zum Berge, von dessen Gipfel er ins Thal des Elendes niedergehen wollte wie ein Liebesgruß des Schöpfers. Es lachte bei jedem Schritt.

Droben am Hang der Tannen saß der lahme Jakob und keuchte, wie er immer gekeucht hatte, wenn er mit seinem Botenbündel hinaufgekrochen war. Er war derselbe geblieben. Nur die knochigen Hände zitterten mehr als sonst und die rotgeränderten Augen stierten blöder, als er nun mit dem Wanderer bergabwärts humpelte und ihm auf all die zitternden Fragen Antwort krächzte.

„Der Steinklopferfritz? Hähä! — Dem macht kein Hammerstiel mehr Schwielen in die Händ'. Und's Wetter färbt sein Gesicht nicht rot — aber der Schnaps. Solang er Geld hat, säuft er. Und wenn er kein's hat, haut er's Kindervolk."

„Und — seine Frau?"

„Längst totgehungert. Seit Weihnacht auf'm Kirchhof. Die Würmer werden nicht mehr viel an ihr zu knabbern gehabt haben. — Wenn die Kinder nur bei ihr lägen. — Der Franz war der schlauste. Er hat sich durchgemacht. Wenn's ihn draußen nicht gekriegt hat, das Elend. Unsereins läuft ihm nicht so leicht aus den Fingern."

Sie waren am letzten Nußgesträuch. Hinter der mageren Wiese hockten die ersten Strohdächer und starrten trostlos auf zum grauen Himmel, in dessen Wolken der Abend sein schweres Blei ergoß. Sie gingen schweigend; denn der Wanderer fragte nicht mehr. Das Gold aber lachte bei jedem Schritt. Die Hände des lahmen Jakob zitterten heftiger, und sein blödes Auge funkelte wie das Auge eines Wolfes, der Schafe wittert. Und als der Wanderer von ihm gegangen war, saß er lange am Wege. In seinen Ohren schrillte noch immer das klirrende Lachen, und durch seine Seele schwankten Gestalten wie blutige Leichen.

* *

Der Wanderer mußte sich bücken, als er die schwarzgefaulte Schwelle überschritt. Und dann stand er lange, ehe sein suchendes Auge in dem bangen Dunkel ein Mädchen entdeckte, das am Boden hockte und ein Kind in Schlaf zu singen suchte, das auf seinem Schoße schrie, während ein anderes halb nackt auf dem zerstampften Lehmboden saß und an einer schmutzigen Rübe kaute. Ein Licht konnte nicht angezündet werden; denn es war keines mehr da. Auch ein Stuhl war nicht zu finden, und doch blieb der Wanderer stundenlang und fragte mit zuckenden Lippen und horchte mit blutender Seele. Bei jedem Worte bekam das Gerippe der ersten Nachricht ein Stückchen Fleisch mehr. Aber das Fleisch blutete und eiterte aus tausend Wunden und Beulen. Und als sie fertig vor ihm stand, war die Gestalt ein Scheusal geworden, das ihn angrinste mit blutgeröteten Augen, und das nach ihm krallte mit messerscharfen Nägeln. Die Füße des Glückes waren schwer wie Eisen und schlotternd hingen die müden Flügel. Er konnte dem Mädchen nicht sagen, noch nicht sagen, wer er war. Er konnte auch nicht fliehen, in den Sonnenschein zurück. Es war dunkel geworden, und auch in seinen Füßen lag die eiserne Schwere.

Er fragte nach einer Kammer, darin er schlafen könne. Das Mädchen führte ihn die kreischende Stiege hinauf. Droben hielt er lange die schmale rauhe Hand. Thränen quollen in ihm empor. Glühende Ringe umschlossen seine Gedanken. Er wollte sprechen — und krampfte die Lippen aufeinander, daß sie weiß wie Linnen wurden; er wollte sich ruhig abwenden — und stöhnte laut wie ein Kind. Er zog die Tasche hervor und öffnete sie mit hastig tastenden Fingern.

Das Gold lachte. Es fühlte seine Macht und jubelnd schrillte sein Lachen in die dumpfe Stille. Eins der gelben Plättchen lag in den bebenden, schmalen Händen, die sich schauernd aneinander preßten und erst unten, beim Licht des Mondes, sich zagend öffneten. Das Lager war hart. Aber der Wanderer hätte nicht besser geschlafen, wenn es weich gewesen wäre, wie federgefüllte Seide. Seine Augen starrten durch den bleichen Mondschein auf zu den schwarzen Balken der niedrigen Decke, die sich tief nach unten bogen und schwer auf die Brust des Müden niederzusenken schienen.

Und als die fiebernden Lider sich endlich schlossen, wurden die Balken zu Riesenfingern, die schwarz und drohend herniederkamen und ihn erdrücken wollten. Schrilles Lachen ertönte. An allen Ecken krochen Gestalten. Alle wankten und lallten. Und alle stachen nach ihm mit breiten, weißglänzenden Schwertern.

* *

Drunten aber erzählten zagende Worte von dem reichen Wanderer, der so gut war, und der das Gold in schwerer Tasche bei sich trug. Gierige Blicke hingen an den zuckenden Mädchenlippen, jedes Wort verschlingend, ehe es gesprochen wurde. Und jedes Wort sank in den sumpfigen Boden der Seele und wuchs zum Giftbaum empor. Der Fremde! Das Goldstück! Die schwere Tasche! In seinem Hause! Und keiner hatte ihn gesehen! Keiner. Und es war Nacht!

Die schweren Fäuste umkrampften das Gold und fuhren wieder auseinander. Das Plättchen fiel zu Boden. Schrill klang sein Lachen, schrill wie fernes Messerklingen. Die tappenden Finger hoben es auf. Sie könnten mehr haben, als das. Sie könnten wühlen in einem Haufen solcher Plättchen, sie könnten das hungrige Maul des Elends stopfen, dessen Zähne an ihm nagten schon ein ganzes Leben, das ihm nichts gelassen hatte, als den schmutzigen Kittel und die zitternden Fäuste.

Das Kind? — Haha! — Er blickte nach der dunklen Ecke, in der es verschwunden war. Es hatte Schweigen gelernt. — Und sonst war keiner, keiner, der ihn gesehen. Und die Tasche! — Das Gold! — Ein Hieb. — Und alles war sein. Alles sein. — Nur vorsichtig. — Aber er schlief ja. — Und dann? — Verscharren. — Nur der Hieb! Der einzige Hieb. —

Da stand das Beil. — Wie die Stiege kreischte! — Wenn er wach wurde! — Still! — Jetzt die Thür! War sie geschlossen? — Sie gab nach. — Leise! Leise! — Da! Da lag er. — Bleich. — War er schon tot? — War ein anderer? Ein wilder Zorn gurgelte in ihm empor. Still! — Er atmete. — Das Mondlicht nur! Das bleiche Mondlicht! — Er hatte schwarzes Haar. Darunter die Stirn, die weiße Stirn. Dahin mußte er schlagen. Bis das Blut kam. Das schwarze, das rotschwarze Blut. — Nein, kein Blut! — Er konnte nicht. —

Wie das bleiche Antlitz ihn angrinste! — Es hob sich. Es drohte! — Nein, nur der Mondschein. — Wenn er jetzt wach wurde! — Wenn — da, da! Er regte sich! Die Finger zuckten. Der Mund schnappte nach Luft. — Er stöhnte. Er wurde wach, wach — und dann — Jetzt! — Er erhob die Hand! — Das war kein Wanderer! Das war ein Gespenst, das ihn narrte, das vor ihm zerstob in den weißen Mondschein! — Und die Tasche! Das Gold! Das Gold! Das glänzende Gold — es entfloh! — Nein! Nein! — Das Beil war seinen Händen entsunken. Er lag auf dem Schlafenden. Seine Fäuste preßten sich um die Kehle wie stählerne Zangen. Wie er sich wehrte! Wie die Hände nach ihm griffen! Wie die Augen sich verdrehten! Wie das Haupt sich hintenüber streckte! Oh, er, er — — —

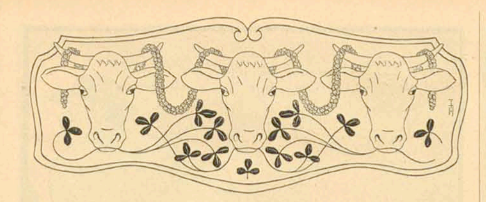
Jetzt! — Warum lag er so ruhig. — Die Augen so starr — so groß — so weiß — und die Hände so gesperrt. — War er tot? — Ja, er war tot — tot —

Nun konnte es nicht mehr fliehen, das Gold, das schwere Gold! — — Die Tasche? — — Unter dem Wams. — Am Lederriemen. Wie schwer sie war! Wie es klirrte! klirrte! Gold! Gold! Klingendes Gold! Und es lachte, lachte! Noch ein Ruck! — Da war die Tasche! Mit beiden Händen hob er sie auf zum Mondlicht, mit beiden zitternden Händen. Sie war schwarz und alt — und — und — ah — sie — Die Hände krampften sich nach vorn, daß die Nähte knirschten, der Kopf legte sich starr zurück, als zöge ihn eine allmächtige Faust, der Unterkiefer sank herab wie schweres Blei — und in den Augen stachen tausend Nadeln. — Die Tasche! — Ein Schreien quoll in seinen Ohren auf. Es gellte laut und lauter, bis alles ertrank in dem einen gräßlichen Tone: — Franz! Franz! Franz! —

Die Tasche klatschte zu Boden. Und schwer wie ein gefällter Baum schlug die Gestalt ihr nach. — Franz! wimmerte es noch einmal leise. — Dann war alles still. Nur der Mondschein quoll vom breitbestrahlten Boden auf als schwerer, bleicher Nebel und legte sich auf's Bett und auf den Toten wie ein Leichengewand.

Halt! Halt! Nein! Der gellende Schrei peitschte die Gestalt empor. — Gnade! — Ich, ich — oh — — Schreiend raste er zur Thür. — Aber der Riemen der Tasche schlang sich um seine Füße. Ein Klirren! — Die Tasche hüpfte in weitem Bogen und schlug klatschend an die Fersen. Ein gräßlicher Schrei stürzte die Treppe hinab. Mit ihm rollten und huschten die glänzenden Plättchen und klirrten und lachten, lachten der Menschen, die zu ihrem Gotte beten und nicht wissen, wem sie dienen. —

Draußen in der Heide aber raste ein dunkler Schatten durch dornige Sträucher, durch Bäche und Sümpfe, durch Föhrengebüsch und Birkengestäude. Mit ihm zog ein Lachen, ein klirrendes, gellendes Lachen wie Geistergeheul durch die Lüfte, bis es fern, fern im Dunkel erstarb.



Ästhetisches von den Kühen

Oh wie glänzt das neue Thor!
Jede Kuh fürcht' sich davor;
Es ist viel zu reine.
Laßt's mit Mist beschmissen sein,
Gehen alle wedelnd ein,
Und es fürcht' sich keine.

Otto Julius Bierbaum

Das erste Tausend

Von Leo Bäck

Eine merkwürdige Geschichte ist es, die ich soeben gehört habe. Wer hätte das geglaubt! Also aus Neigung ist er Lehrer, er liebt seine Thätigkeit leidenschaftlich, er würde für sein Leben nicht von seinem Berufe lassen. Nun ja, er hat recht. In der Schule kann er am besten den einzigen Wunsch befriedigen, den er hat, sich an den Menschen zu rächen für all das Leid, das sie ihm angethan haben. Seinem Haß kann er hier leicht Sättigung schaffen.

Ich habe ihn bis vor sein Häuschen in der stillen Gasse begleitet. Wir standen hier noch einen Augenblick beisammen da. Er hat die altertümliche Thür aufgemacht und stemmt seinen Fuß gegen sie, damit sie nicht zufalle und sieht mich an, als ob er etwas von mir hören wolle. Ich öffne auch ein paarmal meinen Mund, wie um zu sprechen; aber es kommt mir kein Wort über die Lippen. Wir reichen uns stumm die Hand, er mit seinem erzwungenen, hochmütig höhnischen Lächeln, ich mit dem verlegenen Gesichtsausdruck der Geistesabwesenheit.

Nun ist er hineinverschwunden. Der mit Steinchen gefüllte große Beutel, der an einer um ein Rädchen gelegten Schnur hängt, saust wieder herunter, und die Thür schließt sich krachend. Es läßt mich jählings, fast schaudernd zusammenfahren und schreckt mich dann auf. Ist es nur das plötzliche laute Geräusch, oder ist es auch die Gewalt dessen, was ich vernommen habe, und das Entsetzen vor mir selbst, daß ich es mir ruhig habe erzählen lassen? Es schwirrt mir noch ganz wirr im Kopf herum. Fast taumelnd gehe ich die holperige Gasse hinunter und stolpere über jeden hervorstehenden Stein. Die alten Mütterchen, die strümpfestrickend auf der Holzbank vor dem Hause sitzen, lassen die Hände müßig in den Schoß sinken und sehen mir staunend und kopfschüttelnd nach. Die Kinder, die einer bejahrten furchtsamen Katze die Flucht über den Gartenzaun abzuschneiden suchen, stecken bei meinem Anblick neugierig die Köpfe zusammen und geben dem armen Tier den Rückzug frei. Sie beraten jedenfalls, ob sie einen wirklich Betrunkenen vor sich haben, und ob es zu wagen sei, ihn am Rock zu ziehen, oder ihm hinterrücks einen Stock zwischen die Beine zu stecken. Am Ende der Gasse liegt ein Wirtshausgarten, der jetzt, um die Zeit vor dem Abendessen, ganz leer ist. Dort will ich meine durcheinander gewirbelten Gedanken in Ruhe und Ordnung zu bringen suchen.

Was mich denn eigentlich heute aus meinem luftigen Zimmer ins Freie hinausgetrieben hatte? Gerade am heißen Nachmittage mußte einer jener tollen Einfälle geboren werden, die uns so oft mitten in der sauren Arbeit oder im süßen Nichtsthun überraschen. Wahrscheinlich hatte ihn die Gluthitze ausgebrütet. Kommt so einer über uns, dann müssen wir irgend einen unsinnigen Streich verüben, so notwendig und unabwendbar, wie man die Nase zurückzieht, wenn man daran gekitzelt wird. Aus der Ferne winkt uns in nebelhaften Umrissen etwas Verlockendes, Ereignisverheißendes, und wir müssen darauf losstürmen, als ob es uns mit Ketten heranzöge. In der That: das war's, was mich auf die Landstraße hinausjagte.

Kein Mensch war auf dem ganzen schnurgeraden, breiten Wege zu sehen. Allein ich baute fest auf die Unfehlbarkeit meiner Ahnung, die mir ein Abenteuer prophezeit hatte. Ich wollte geduldig warten, bis es käme, — trotz Staub und Sonnenbrand. Ich vertrieb mir die Zeit damit, daß ich das Bild aufmerksam betrachtete, welches eine alte halbverkohlte Weide am Boden abzeichnete. Von allen Seiten besichtige ich es sorgfältig, und alsbald erkenne ich auch den kleinen Körper und den gewaltigen runden Kopf: es ist Herr Nußknacker, der im Schattenriß vor mir liegt. Das ist ein gutes Vorzeichen: er soll die Nuß knacken helfen, die mir versprochen ist. Wie ich die Augen wieder emporhebe, merke ich auch schon, daß sich aus dem Städtchen ein Mann zu mir herbewegt, der mit jedem seiner schlürfenden Schritte eine immer größere Staubwolke vor sich herschickt, bis er schließlich nur noch wie ein Rauchgebilde hinter ihr hervorscheint. Ich weiß es genau, es ist mein Abenteuer. Neugierig frage ich mich, wer wohl der Arme sein mag, den mir ein freundlicher Zufall als gute Beute entgegenführt. Doch da fällt es mir ein: Er wird es sein. Es ist kein Zweifel, er ist's. Und gar keinem Zufall habe ich es zu danken. Es ist eine Regel, streng wie ein Naturgesetz, daß er um diese Stunde seinen Spaziergang macht. Ich bleibe bei meiner Weide stehen. Jetzt erkenne ich auch schon, durch den Staubschleier hindurch, die lange hagere Gestalt mit dem schleichenden Gang, jetzt auch das bartlose Gesicht mit der schmalen Sattelnase. über der die beiden Augen ineinander überzugehen scheinen. Es ist einer meiner früheren Lehrer. Ich hatte schon seit langen Jahren kein Wort mit ihm gewechselt. Er pflegte sich um seine Schüler nicht mehr zu kümmern, wenn sie ihm entronnen waren. Ich begegnete ihm immer mit einem Gefühl, das aus furchtsamer Scheu und Verachtung gemischt war, so etwa, wie es ein kleines Kind einem Schornsteinfeger gegenüber hat. Aber heute war ich nun einmal in eine solche Stimmung gekommen, daß ich selbst einen frisch aus dem Kamin kommenden Rauchfangkehrer hätte umarmen können. Weshalb sollte ich da nicht ein Attentat auf den alten Junggesellen unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, ihm als ein Verrückter zu erscheinen.

Der Mann, der auf mich zukam, war mir, so lange ich die Menschen betrachtete, ein Rätsel, das sich nicht aufknacken lassen wollte, so sehr ich auch daran herumbiß. Er war das Urbild eines Pedanten, der es darauf angelegt hat, Ekel vor den alten Klassikern einzuflößen. Aber dann kamen Augenblicke, wo die Begeisterung ihn erfaßte und fast mit ihm durchging und er ein ganz anderer war. Es waren Wesenshälften, die fest aufeinandersaßen, ohne einen sichtbaren Zusammenhang. In die innerste Persönlichkeit, die sie verband und zusammenhielt, einen Blick zu thun, war mir nie möglich gewesen. Jetzt sollte mir mein Freund, der Nußknacker, dazu verhelfen.

Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich hinter dem Baum hervorsprang, meinen Stock schwingend, mit dem Rufe: „Die Lebensgeschichte oder das Leben!“ Der Professor fährt zuerst erstaunt zurück. Dann aber kommt er auf mich zu, und sein böses Lächeln huscht auch wieder über sein Gesicht, als er mir sagt: „Sie haben Glück, junger Raubritter, es ist heute gerade das erste Tausend voll. Da hätte ich nicht übel Lust, Ihnen zu erzählen, wie das kam.“ Er hieß mich, am Rande des Landstraßengrabens neben ihm hinter meiner alten Weide Platz nehmen, die gerade breit genug war, die Sonne von unser beider Rücken und Köpfen abzuhalten.

„Sehen Sie“, sprach er, „so saß ich oft und erzählte mir selbst die Geschichte meines Lebens, um nicht zu vergessen, was seine Bestimmung ist. Als armer Leute einziges Kind bin ich geboren, und meine Eltern wollten hoch mit mir hinaus. Sie thaten es vielleicht mit einer kleinen Eitelkeit, doch vor allem aus Liebe zu mir. Aber eine Rabenmutter hätte nicht grausamer an mir handeln können. So lange ich auf der Volksschule war unter meinesgleichen, war ich glücklich. Mit jedem konnte ich mich tummeln. Wir gehörten alle zusammen, alle waren wir gleich vornehm, weil wir alle gleich gering waren. Wie stolz wurde ich dann mit einemmal, als ich Gymnasiast war! Mit großem Hochmut blickte ich anfangs auf meine früheren Mitschüler hinab. Als dann allzu schnell die Zeit kam, wo ich mich nach ihnen sehnte, immer stärker und stärker, weil sie allein mir vertraut und bekannt erschienen, und weit besser als meine Kameraden, da war ich ihnen fremd geworden. Sie musterten mich mit jenem unausgesprochenen Mißtrauen, das besonders die niedere Volksklasse gegen den hat, der aus ihr heraustritt. Wie ein fahnenflüchtiger Überläufer wird er betrachtet.

In meiner Klasse war ich der einzige meines Standes. Der eine sah spöttisch auf meinen neuen Rock, auf den ich, meine Eltern und die ganze Verwandtschaft so stolz gewesen waren. Ein anderer fand, daß meine Hosen für die eines Knaben zu lang, für die eines Erwachsenen zu kurz seien. Ein dritter endlich nahm Anstoß an meinen breiten, mit Nägeln beschlagenen Schuhen. Jeder Tag brachte mir eine neue Demütigung. Mein Gemüt wurde ganz wund, so daß jede Berührung doppelt schmerzte. Und allen Zorn, alle Wut mußte ich allein in mir tragen, mit niemand konnte ich sie teilen. Die Meinen hatten mir Böses gethan, aber sie hatten das Beste gewollt, sie brachten für mich große Opfer. Da konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihnen zu sagen, was an mir verbrochen wurde. Denn es wäre ein großes Anklagen geworden. Aber wenn ich allein war, da tobte und raste sich oft mein verschlossener Grimm in den wildesten Schmähungen aus, die ich ins Leere schleuderte. Doch, gar bald auch, nicht ganz ins Leere. Ich hatte einen gefunden, den ich für alles verantwortlich machte — den, welchen sie den Vater im Himmel nannten.

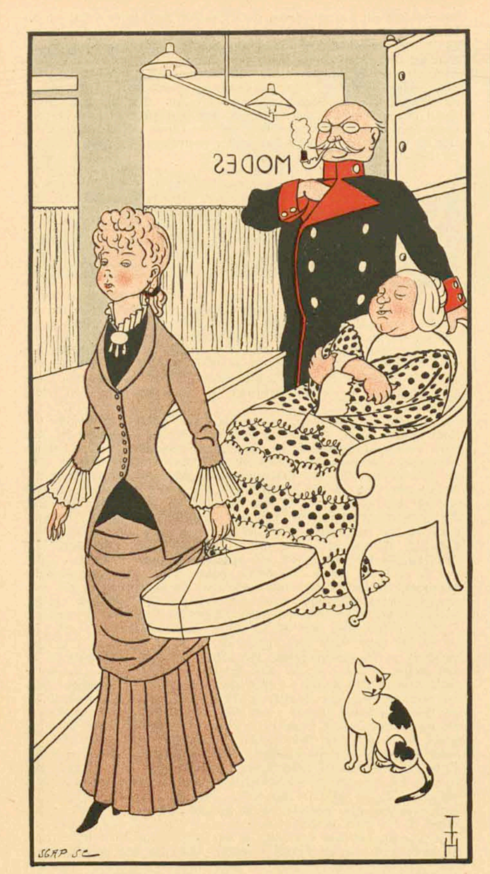
Ich faßte leicht und war fleißig, so daß ich bald meine Mitschüler überragte. Ich wurde gelobt und als Vorbild hingestellt. Eine Zeit lang entschädigte mich dieser Triumph für manche Schläge, die mein Stolz erdulden mußte. Dann aber merkte ich, wie meine Lehrer mich zwar in der Schule nach Gebühr anerkannten, wie mir aber in ihrem Hause, vor den Leuten, in der Gesellschaft manch' einer vorgezogen wurde, der ihnen oft übel mitgespielt hatte, nur weil er zierlicher vor die Welt hintreten konnte. Jetzt bäumte sich auch mein Gerechtigkeitsgefühl auf, da ich merkte, daß schale Äußerlichkeiten genügten, um über die schlimmsten Fehler und Mängel hinwegsehen zu lassen, daß aber kein Vorzug es zu bewirken vermochte, daß ein roheres Gewand mit in den Kauf genommen werde. Auch mein Trotz erwachte jetzt. Mit Absicht und Hochmut trug ich das zur Schau, um dessen willen man mich geringschätzte. Alle Ecken und Kanten meines Wesens, die bei ihnen Anstoß erregt hatten, bildete ich kräftig heraus.

Immer deutlicher trat mir jetzt meine Lebensaufgabe vor die Seele. In den Kreis derer, die mich beleidigten und quälten, mich hineinzudrängen, das sollte mein Bemühen sein. Ich dachte nicht mehr daran, zu denen zurückzukehren, aus deren Stand ich hervorgegangen war. Denn das erkannte ich, daß man der gefährlichste Feind denen sein kann, zu denen man gehört. Ich sah meine Bestimmung vor mir, die ich zu verwirklichen hatte.

Ich studierte und wurde Lehrer, um das zu ahnden, was an mir verbrochen worden war, und vielleicht auch noch an manch anderem, der gleich mir aus seinem natürlichen Nährboden herausgerissen wurde. An denen, die mich einst grausam kränkten, und an allen ihresgleichen, grausame Rache zu nehmen, das ist allein mein Daseinszweck. Ihre Kinder sind in meine Hand gegeben; die sind das Werkzeug meines Strafgerichts. Das erste Tausend derer ist heute voll geworden, denen ich die Schule zur Hölle gemacht habe. Nur nach der Zahl meiner Opfer zähle ich meine Tage. Alles, was das Gemüt heiter stimmt, halte ich von ihnen fern, alles, was den Geist niederdrückt, häufe ich auf sie, alles, was das Herz zurückstößt, trage ich sorgsam herbei. Ihre Väter haben mir die harmlose Fröhlichkeit meiner Jugend geraubt; ihre Kinder sollen es büßen. So ist es gerecht. Ich fange wieder an Gott zu danken.

Bisweilen kommen Tage, wo mich eine Begeisterung des Jugendbildners erfaßt und fortzureißen droht. Dann gehe ich hinaus aus der Stadt, und erzähle mir im Angesicht der gerechten Natur die Geschichte meines Lebens, sowie ich sie

(Schluß auf Seite 6)





Br

Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt,
Fand Stellung dort in einem Laden,
Wo sie gut angeschrieben stand.

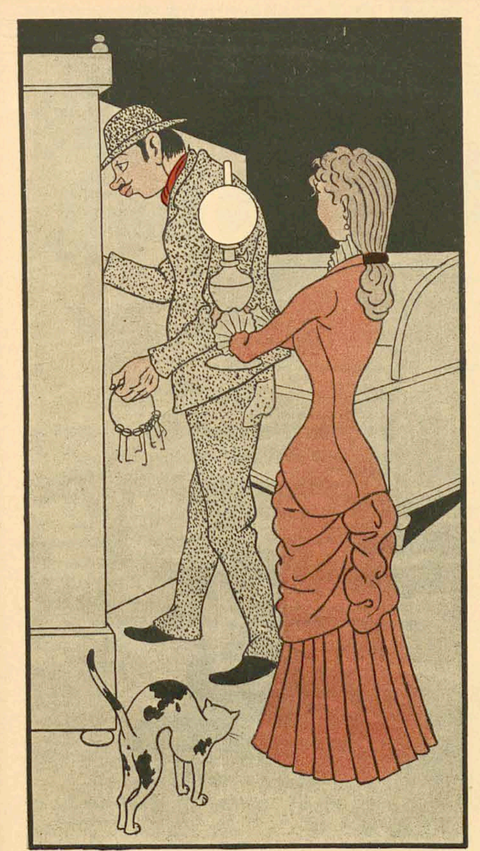
Die Dame, schon ein wenig älter,
War dem Geschäfte zugethan,
Der Herr ein höherer Angestellter
Der königlichen Eisenbahn.

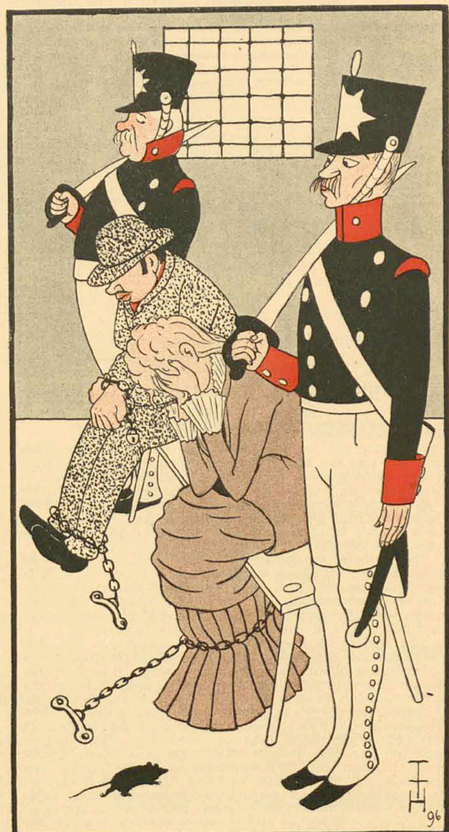
Die Dame sagt nun eines Tages,
Wie man zu Nacht gegessen hat:
Nimm dies Paket, mein Kind, und trag es
Zu der Baronin vor der Stadt.

Auf diesem Wege traf Brigitte
Jedoch ein Individuum,
Das hat an sie nur eine Bitte,
Wenn nicht, dann bringe er sich um.

Das Mädchen, völlig unerfahren,
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.
Drauf ging er fort mit ihren Waren
Und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt' es anfangs gar nicht fassen,
Dann lief sie heulend und gestand,
Was sie sich hat geschehen lassen,
Was die Madame begreiflich fand.





(Zeichnungen von Th. Th. Heine)

tte

)

Daß aber dabei die Tournüre
Für die Baronin vor der Stadt
Gestohlen worden sei, das schnüre
Das Herz ihr ab, sie hab' es satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,
Sie sei gewiß nicht mehr so dumm.
Am Abend aber lief sie wieder
Zu jenem Individuum.

Und als die Herrschaft dann um Pfingsten
Ausflog mit dem Gesangverein,
Lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,
Den Schreibtisch und den Kassenschrank,
Macht die Papiere sich zu eigen
Und zollt ihr nicht mal seinen Dank.

Das Mädchen, als es nun gesehen,
Was sein Verhältnis angericht',
Entwich auf unhörbaren Zehen
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,
Wo, sagt das Redaktionsbureau,
Dem Jüngling, der die That begangen,
Dem ging es gestern ebenso.

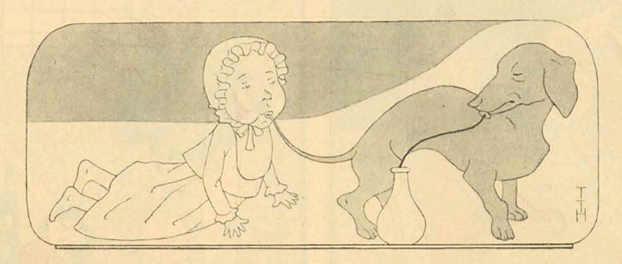
Frank Wedekind

jetzt Ihnen erzähle. Und der Haß kehrt wieder in meine Brust zurück. Ja, junger Raubritter, das erste Tausend ist voll. Ich hoffe, es werden noch manch Hunderte hinzukommen. Dazu wollte ich mich wappnen, dadurch, daß ich zu Ihnen sprach."

Die lächelnde Maske war nach und nach ganz aus seinem Gesichte geschwunden. Der spöttische Ton, mit dem er begonnen hatte, war den Lauten des Ingrimms gewichen. Jetzt kehrte der alte Hohn in Wort und Miene wieder zurück. Wir erhoben uns und stumm gingen wir nebeneinander bis vor sein Haus.

Ich sitze nun hier allein unter den Bäumen, in meine Gedanken versunken. Wie ein böser Traum ist es, was ich an meinem Geiste wieder vorüberziehen ließ. Der Schatten des alten Weidenbaumes will nicht von mir weichen. Aber ganz anders erscheint er mir jetzt, als vor den wenigen Stunden, wo ich bei ihm stand und auf mein Abenteuer wartete. Wie ein drohend ausgestreckter Arm mit geballter Faust steht er vor mir.

Die Zeit des Abendbrotes ist im Städtchen vorüber. Die Leute kommen in den Garten, in dem ich träume. Mühsam erhebe ich mich, um heimzugehen.



Das Milchmädchen vom Reichstagsgebäude

Eine Berliner Geschichte

Von Donald Wedekind

Eine ganze Zeit lang hatte ich Geschäfte unten in Moabit und fuhr jeden Tag so gegen zwei Uhr mit der Pferdebahn über den Königsplatz hinter dem neuen Reichstagsgebäude durch. Und jedesmal, wenn ich vorbeifuhr, es war im Hochsommer, zeigte sich hinter den Scheiben eines kleinen Milchladens ein schwarzer Lockenkopf mit blassen Pausbacken und einem kirschroten Mund, dessen aufgeworfene Lippen die weißen Zähne nie ganz verbargen. Zwei prächtige Rehaugen schmachteten unter der niedrigen, aber wohlgeformten Stirne. Es war die Milchhändlerin.

Und seit einiger Zeit begnügte sie sich nicht mehr damit ihr reizendes Köpfchen zu zeigen, sie lachte auch noch und lachte so vertraut als wollte sie sagen: „Guten Tag, wie geht es dir, und du wirst heute abend nicht verfehlen." — „Ei der Tausend, dachte ich, glücklich derjenige, der dies kostbare Geschöpfchen sein eigen nennt, abgesehen von dem Milchladen und seinem nährhaften Inhalt." Und ich hielt Umschau im Pferdebahnwagen, wo er wohl sein könnte.

Aber abgesehen von einigen alten und jungen Damen, die natürlicherweise von vornherein ausgeschlossen waren, konnte ich niemand entdecken. Die paar Reichstagsabgeordneten zählten nicht, denn sie waren mit der Politik verheiratet, eine Frau, die bekanntlich keine Maitressen neben sich duldet. Ein alter Gerichtsbeamter, der sich in die Ecke des Wagens drückte und über Zugluft schimpfte, sah nicht so aus als wenn ihm überhaupt je etwas in seinem Leben gelacht hätte, und ein junger Gymnasiast hatte die Nase im Buch und sein Herz sehr wahrscheinlich in irgend einer Mädchenschule. Als ich noch beobachtete, wie zwei Studenten in so verliebter Weise ihre feudalen Schmisse musterten, daß kaum etwas tiefere Empfindung für das Milchmädchen übrig bleiben konnte, und daß ein Offizier die goldene Kuppel des Reichstages anglotzte als ob die Augen der kleinen Händlerin nicht hundertmal schöner geblitzt hätten, atmete ich auf und sagte mir: „Da haben wir's wieder, eine Eroberung."

Übrigens war es durchaus natürlich, daß die Kleine ihre Augen auf mich geworfen hatte, denn ich war damals ein hübscher Junge und gerade gemacht um einem Milchmädchen zu gefallen. Und ich nahm mir vor ihre Liebe zu erwidern. Aber heute konnte es nicht sein, und weder morgen noch übermorgen, denn ich durfte nicht abspringen und meine Geschäfte in Moabit vernachlässigen, wie ich wohl Lust gehabt hätte. Dann aber dispensierte ich mich einen Nachmittag, rannte geradewegs von der Pferdebahn in den Laden hinein und verlangte ein Glas Milch. Und sie lachte, gab mir noch Cognac dazu, es schmeckte herrlich und kostete dreißig Pfennig. Dann schlug ich ihr vor eine Spazierfahrt nach Grünau, Friedrichshagen oder sonst einem Tummelplatz für Berliner Nachmittagsliebschaften zu machen, und sie acceptierte. Eine Freundin kam ihre Stelle zu versehen, und wir machten uns auf den Weg nach dem Friedrichsbahnhof.

In der Eisenbahn, zweiter Klasse, sprach sie wenig, es war das erklärlich, denn die Sonne brannte und die Polster waren heiß. In Grünau kehrten wir in einer Gartenwirtschaft ein, wir saßen am Seeufer und genossen Milchkaffee mit Butterbrot. Sie aß und trank sehr viel, drei Portionen, wenn nicht irre, aber ich ließ es mich nicht gereuen und hatte meine Freude daran. Dann als wir aufbrachen, hätte ich beinahe meine kostbare Meerschaumpfeife liegen lassen, wäre das Mädchen nicht so aufmerksam gewesen sie einzustecken. Ein kleiner Dampfer nahm uns nach Sonnenuntergang nach Berlin zurück.

Es waren viel Leute an Bord, eine Musikgesellschaft spielte Vaterlandslieder, während die Fahrgäste bisweilen einstimmten. Wir saßen Seite an Seite, den Rücken dem Wasser zugewandt. Es war schon dunkel, Sterne flimmerten am sommerlichen Firmament, und der Schornstein, der vor jeder Brücke umkippte als hätte ihn der Schlag getroffen, ließ eine lange Spur schwarzen Rauchs hinter sich. Es war sehr idyllisch.

Dann kamen wir Berlin näher und es fiel mir ein, daß ich sie noch nicht gefragt, ob sie mich liebte, ob sie mit mir nach Hause käme oder ob ich sie in ihre Wohnung begleiten dürfte, und ich holte das Versäumte schleunigst nach. Aber sie gab mir lachend zur Antwort: „Das können Sie sich gerade einbilden. Was denken Sie überhaupt von mir!" Und da hatte sie ganz recht, denn der Ton, den ich gebraucht hatte, war nicht derjenige, den man einem ehrlichen Milchmädchen gegenüber anschlägt.

„Aber Sie lieben mich doch. Sie haben mir seit vierzehn Tagen beständig Blicke, ja sogar Kußhände zugeworfen?"

„Herr du meine Güte, das galt ja meinem Schatz, meinem Bräutigam, dem Pferdebahnkutscher!"

„Ach so, an den hatte ich allerdings nicht gedacht," fand ich endlich die Fassung zu sagen. Dann griff ein tiefes und langes Stillschweigen Platz.

Als wir uns beim Friedrichsbahnhof trennten, ging sie nach dem Norden, ich nach dem Westen der Stadt. Aber die Nacht und die Friedrichsstraße waren noch lang, und als ich am Morgen aufwachte, hatte ich Katzenjammer, einen so großen Katzenjammer wie man ihn nur in Berlin haben kann. Und ich dachte, während ich mir den Kopf hielt: „Liebes, gutes Milchmädchen, wenn du doch gewollt hättest, es wäre besser gewesen!"

Von da ab setzte ich mich in der Pferdebahn immer mit dem Rücken gegen den Laden, damit ich sie nicht sehen mußte, das Milchmädchen vom Reichstagsgebäude.

Aber auch den Pferdebahnkutscher vermied ich ins Auge zu fassen, denn er rauchte meine kostbare Meerschaumpfeife und das ärgerte mich.



Was nun?

Von Felix Heinemann

Woher kommst du, in der Nacht,
Lieber Blondkopf, Schelmenkind?!
Hatt' die Thür doch zugemacht
Gegen Weib und Wunsch und Wind!
Traf dich gestern auf der Stiegen, —
Möchtest Kopf und Hälschen biegen,
Hab' dich doch kaum angesehn,
Ohne Gruß ließ ich dich stehn, —
Gestern, auf der Stiegen.

Pochst heut' Morgen bei mir an,
Als ich emsig schrieb und las,
Borgst vom ernsten, fremden Mann
Feder, Zündholz, irgend was,
Bringst es mir schon Mittags wieder,
Blicktest stumm verlegen nieder, —
Dann verstohlner Seitenblitz,
Wangengrübchen, Mutterwitz — —
Kamst schon Mittags wieder!

Und nun halt ich dich im Arm,
Bin dir recht von Herzen gut,
Werde froh und liebeswarm,
Bist ein frisches, junges Blut!
Will, wo unsre Herzen schlagen,
Nicht nach Nam' und Heimat fragen,
Du kennst mich, das ist genug,
Küsse mich! und Zug um Zug —
Laß die Herzen schlagen!

Was ist das? So ungeschickt?
Kind, das war ein Schülerkuß!
Bist in Thränen fast erstickt,
Daß ich mich erschrecken muß!
Nächtlich bist du hergekommen,
Hab' ich dich in Arm genommen,
Bist noch immer stumm und weinst —
Spielst du Kind? — Du bist — Du scheinst —
Bist doch hergekommen!

Sei nun lieb! Was Schüchternheit!
Dunkel ist's ja um uns her.
Kamst in Nacht und Einsamkeit,
Wußtest wohl was Liebe wär'.
Mach' dem Kinderspiel ein Ende,
Laß mir deine süßen Hände,
Und genießen wir die Nacht!
Was hast du dir sonst gedacht?
Laß mir deine Hände! —

Und ich hab' dich doch gekränkt!
Nie hätt' ich mir das gedacht!
Hast noch nie dein Herz verschenkt?
Keine Liebesnacht durchwacht?
Doch wie soll ich's dann begreifen,
Wagst du, Nachts hierher zu streifen?" —
„Weiß nicht, bin in deinem Bann,
Sah dich doch nur einmal an,
Kann es nicht begreifen.

Wollt' nur einmal bei dir sein,
In dein klares Auge sehn,
Nur dir lauschen, ganz allein, —
Und dann still von dannen gehn.
Tags mocht ich hier nicht verweilen,
Dich nicht mit den Menschen teilen,
Kam drum jetzt — du schienst so gut . . .
Läßt mich nun dein wildes Blut
Nicht in Frieden weilen?"

„Du erschreckst mich, und ich seh',
Alle seid ihr doch nicht gleich.
Zitterst noch, mein armes Reh?
Ja, das Leben ist doch reich!
Sieh, schon brennt die Lampe wieder, —
Nestle doch nicht mehr am Mieder,
Setz dich auf des Bettes Rand,
Und wir plaudern Hand in Hand — —
Aber, komm nicht wieder!"



Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches**, vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit **„Loreley“** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley“** erzeugt **Haarwuchs**, wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bunte Reihe

Berliner Roman
von
Fritz Mauthner
8°. ca. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe“ hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**



Bad Brunnthal

in München.
Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechsel-krankheiten und chronischen Katarrhen.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

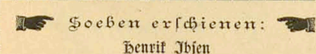
1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marçel Herwegh
8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Bad Brückenau.

Altbewährtes Stahl- und Moorbad, am südwestlichen Abhange des bayerischen Rhöngebirges, 300 Meter über dem Meere, inmitten prächtiger Buchenwälder idyllisch gelegen (Bahnstation). Besitzt **drei heilkräftige Mineralquellen,** Stahl-, Sinnberger- und Wernarzer Quelle zur Trinkkur. Musterhaft eingerichtete Stahl-, Moor-, Sole- und Douchebäder. Milch-, Kefyr-, Molkenkur; Inhalation und Massage. Wohnungen in 10 kgl. Kurhäusern. Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise. Komfortables, neues Kgl. Kurhaus, Kurkapelle, Unterhaltungen, Jagd und Fischerei. Berühmtes von König Ludwig I. erbautes Konversationshaus. Saison Mai bis September.

Prospekte und Auskünfte gratis und franko durch
Die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.



Henrik Ibsen

Catilina

Drama * 4. Tausend * Preis 1 Mark 50 Pf.

Catilina ist Ibsens erstes Drama. Die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlichen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort mitgegeben, das einen interessanten Beitrag zu seiner Biographie bildet.

Ueberall zu haben.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Das

Wunder-Mikroskop

wovon in der Chicagoer Weltausstellung über zweieinhalb Millionen verkauft wurden, ist jetzt bei mir für den geringen
Preis von nur M. 1.50
(gegen Vorhereinsendung von M. 1.80 franko) erhältlich.

Vorzüge dieses **Wunder-Mikroskopes** sind, daß man jeden Gegenstand 400 □mal vergrößert sehen kann, daher **Staubatome** und für das Auge unsichtbare Tiere **wie Maikäfer** so groß sind.

Unentbehrlich zum Unterricht in der Botanik und Zoologie und **ein längst gewünschter Haushaltungsapparat** zur Untersuchung aller Nahrungsmittel auf Verfälschung u. des Fleisches auf Trichinen. Namentlich haben in letzter Zeit **schädliche Bakterien** durch Genuß **verdorbenen Fleisches, Käses etc.,** den Tod eines Menschen herbeigeführt. Die im Wasser lebenden **Infusionstierchen,** welche mit bloßem Auge nicht sichtbar sind, sieht man lustig umherschwimmen.

Außerdem ist das Instrument mit einer **Loupe für Kurzsichtige** zum Lesen der kleinsten Schrift versehen. Genaue Anweisung wird jedem Kistchen beigegeben. Zu beziehen von

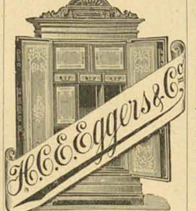
J. KANN, Hamburg I.

Holzfilz-Untersetzer

das Tropfen der Gläser verhindernd, für Reklame vorzüglich geeignet, liefert ab Fabrik unter Nachnahme:

1000	Stück M.	10,—.	Kiste M.	1,50.
2000	„ „	18,—.	„ „	2,—.
3000	„ „	25,—.	„ „	2,50.
4000	„ „	30,—.	„ „	3,25.
5000	„ „	35,—.	„ „	4,—.
10000	„ „	65,—.	„ „	5,50.

bedruckt mit Sinnsprüchen. Wird statt dieser der Aufdruck einer Firma gewünscht, erhöhen sich obige Preise um M. 6,— für Klischeekosten (ohne etwaige Holzschnitte). **Robert Sputh, Dresden.**



Hamburg-Eilbek.
Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Bad Kleinen

Mecklenburg
Wasserheilanstalt und medico-mechanisch. Institut
dirig. Arzt **Dr. Steyerthal.** (Bäder, Elektricität und Massage.) Herrliche Lage am Schweriner See. Prospekte gratis. Sommer- und Winterkur.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinetbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf.
S. Recknagel Nachf. München.

Gedächtnis.

Das **„Leipziger Tageblatt“** schreibt in No. 266 vom 28. Mai 1896:

Gedächtnislehre. Ihre Regeln und deren Anwendung auf das praktische Leben von Christoph Ludwig Poehlmann, München. Dass von Generation zu Generation die Elasticität und Kraft des Gedächtnisses im steten Abnehmen begriffen sei, ist zwar eine vielgehörte, aber durchaus unberechtigte Klage. Der Verfasser dieser eigenartigen, höchst beachtenswerten Gedächtnislehre hat unsere vollste Zustimmung, wenn er behauptet, dass unser Gedächtnis noch dieselbe geistige Aufnahme- und Reproduktionsfähigkeit früherer Geschlechter besitze, nur dass wir es durch Mangel an Aufmerksamkeit und Uebung vernachlässigt hätten. Nicht die geistige Begabung, sondern die früher fleissiger geübte Schulung der Gedächtniskraft ist eine geringere geworden und verschuldet die leider nicht in Abrede zu stellende mehr und mehr schwindende Rezeptivität dieses wichtigsten Faktors aller geistigen Vermögen. In scharfer, klarer und streng logischer Weise erklärt der Verfasser den Begriff „Gedächtnis“ und verbreitet sich sodann über die Funktionen desselben, deren Erfüllung von einem gesunden Körper, einem gesunden Geist und einer vernünftigen Anleitung zur Schulung des Gedächtnisses. In einer Anzahl Lektionen giebt der Autor Anleitung, durch eine höchst originelle Gedächtnislehre eine Schulung, Stärkung und Sicherheit des Gedächtnisses herbeizuführen, an der Wort- und Sachgedächtnis in gleicher Weise partizipieren. Seine Gedächtnis-Lektionen erstrecken sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit: Sprachen, Astronomie, Chemie, Botanik, Anatomie, Telegraphie, Medizin, Rechtskunde, Geographie, Monatsdaten, Gehörsgedächtnis, Geometrie, Buchhaltung, Reden, Predigten etc. Wir empfehlen die neue Gedächtnismethodik, — wenn wir die originelle Schrift so nennen dürfen, — auf das Angelegentlichste. Sie verdient die vollste Beachtung.

Prospekt mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen gratis von

L. Poehlmann, Weinstrasse 6, **München B. 12.**



Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von **lieblichem Wohlgeruch;** erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis in's Alter zart und geschmeidig.**

Nur ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Wiesbaden

Aegir-Hotel

Haus ersten Ranges.
Besitzer Fritz Richert,
früher Director des Hôtel Kaiserhof Wiesbaden u. Hôtel Beau Rivage Luzern.

Neu eröffnet.
Inmitten der Parkanlagen, in nächster Nähe des Kurhauses und des königl. Theaters, in **ruhiger vornehmer Lage. — Comfort. eingerichtet, electr. Licht, Niederdruckdampfheizung.** Grosse luftige Wohnräume, zum Teil mit Balkons und gedeckten Veranda's. Auf Wunsch abgeschlossene Familien-Appartements. Garten beim Haus.
Bei längerem Aufenthalt Arrangements.

Schnurrbart-Binde fort.

Mein **Universal-Crême** giebt in 5 Minuten schöne, natürliche Façon (nicht geklebt) à Dose mit Anweisung **M. 2.—.** Gegen Einsendung d. Betrages od. Briefm.
G. Weidner, Frankfurt a. M.
Gr. Friedbergerstraße 31.

Wasserdichte Loden-Havelocks, Wettermäntel, Radfahrerkrägen 2c. aus **ächten** Tiroler- und bayrischen Loden fertigt billigst die Lodenmanufaktur
Kd. Wittmann, München, Holzstr. 2a.
Stoffprob. u. Abbild. fr. z. Diensten.

Gicht und Rheumatismus

Hexenschuß, Podagra, rheumatischer Kopf- und Gesichtsschmerz (Migräne) Gelenk-Rheumatismus 2c. wird in fast allen Fällen, auch den hartnäckigsten durch den vegetab. Balsam

seit 16 Jahren erprobt **Kohinoor sicher geheilt** gesetzl. geschützt.

Kein Geheimmittel, keine Arznei, nur äußerlich anwendbar.

Bestandteile: Succus Urgineae — Mucil. Tragacanthi alcalin. — Ol. Chamomillae — Natr. salicyl. — Lithion. salicyl. — Ol. Gaulther. procumb. Nur in den Apotheken, oder im Haupt-Depot **Dresden-N., Kronenapotheke** in $^1/_2$ und $^1/_1$ Flaschen à 2.75 und 5 Mk. käuflich.

und 5 Mk. käuflich. **Broschüre:** Behandlung und Heilung von Gicht, Rheumatismus 2c. durch „Kohinoor“ auf Wunsch gratis und franko, vom Verleger **M. Korber, Dresden-N.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Björnstjerne Björnson

Über unsere Kraft

Schauspiel in zwei Teilen
Preis 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

„Über unsere Kraft“ ist wohl das bedeutendste Drama des letzten Jahrzehnts. Denn in einer wahrhaft dramatischen Form haben darin all jene Ideen Gestalt angenommen, die die Zeit und ihre bevorzugten Geister erfüllen.

Früher erschienen: Neue Erzählungen. Preis 3 M. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Emmy

Da sagtest du leise: „Nimm mich denn hin,
Ich weiss ja selbst nicht mehr wie ich bin,
So müd' an Leib und Seele!“
Und zwei glanzlose Augen blickten empor,
Und der Sommer sang im Binsenrohr:
„Wähle, Geliebter, wähle!“

Wie Abendduft lag's über dem Klee,
Es standen in Glanz und Blütenschnee
Am Weg die Apfelbäume,
Nur ein fremder einsamer Vogel sang
Zuweilen im schmalen Gartengang —
Träume, selige Träume.

So ward die Liebe der Liebe zur Wacht,
Kein Engel nahte in dieser Nacht
Auf goldener Himmelsleiter.
Wie hatte das Glück uns den Sinn verwirrt!
Und dann sind wir traurig hinausgeirrt
Weiter und immer weiter . . .

Martin Boelitz

1. Jahrgang Nr. 20 15. August 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

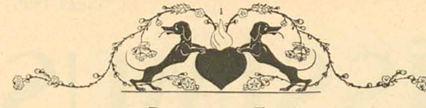
Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Im Nacht-Café



Sie: Ach, lassen's mich gehn — ich bin müd'.
Er: Dann komm' mit mir — da kannst du ausschlafen.

(Zeichnung von Steigerwaldt)



Der neue Topf

(Hinterlassene Aufzeichnungen des Pudels Jaromir)

Von **Jakob Wassermann**

Ihr, meine lieben Freunde, die ihr dies Hundeleben noch nicht bis zur Neige geleert habt, ihr kennt nicht die Fülle von Schlaflosigkeit, die einem ein nach Speise verlangender Magen bereiten kann. Nicht unbegründet ist daher mein Haß gegen die Kätzin Deuteröna, die mit blinzelnden Augen Tag für Tag in der Sonne saß und sich den Freuden der Verdauung hingab. Ihr alle wißt, welche blinden Zufälle das Leben eines Hundes zu verändern pflegen, so daß er von den Zinnen der Macht in die Schluchten der Not fallen kann wie ein Apfel vom Baum fällt; aber mein Leben war nichts als ein einziger Hungertag. Ich weiß wohl, deshalb waren meine Tage nicht verdienstlos: ich habe euch eine neue Philosophie gegeben, ich war euch ein Lehrer, ein Prophet, ein Freund, aber ihr habt nichts gethan, einen tiefsinnigen Forscher vor Mangel und Verbitterung zu bewahren. Ich habe euch die Menschen verachten gelehrt, diese seltsamen Geschöpfe, die sich Häuser bauen, die sich bei Nacht in Tücher einhüllen, um schlafen zu können, die sich einander betrügen und belügen, die je glücklicher sind, je mehr sie von gewissen glänzenden Metallstücken besitzen und die, wenn ein Männchen ein Weibchen haben möchte, mit merkwürdigen Satzgebilden und schönrednerischen Phrasen die gute Natürlichkeit dieser Thatsache zu verblümen suchen.

Ich kenne dieses Geschlecht genau: nicht umsonst habe ich zwei Jahre lang in dem Mauerloch am Hallerthor gewohnt, wo ich das Treiben von fünf oder sechs Familien zu gleicher Zeit studieren konnte; nicht umsonst bin ich, der ich seit meinem zweiten Lebensjahr herrenlos war und nur der Wissenschaft gelebt habe, durch die endlosen Gassen der Stadt gewandert und habe unermüdet gegraben, um die Wurzel aller Dinge aufzudecken. Und besonders dies eine gab mir stets aufs neue zu denken: wie die Wesen der Schöpfung in erbarmungslosem Kampf sich mühen und mühen um einen Fleck Erde, um ein bißchen Glück und Wohlbehagen und die Natur siehet zu, still und unbekümmert, läßt ihre Produkte toben und streiten, und die Sonne sieht gleichgültig herab und verfinstert sich nicht, wenn der Krieg Felder und Wälder mit Blut düngt.

Ein Haus an der Mauer bildete vorzugsweise den Gegenstand meines Interesses und meines Nachdenkens. Es war ein einstöckiges Gebäude, eine Idylle für sich beinahe. Schneeweiße Vorhänge schmückten die Fenster und zwei zierlich verschnörkelte Erkerchen mahnten an die alten Zeiten und grüßten hinaus über die Mauer, wo zarte Bäume den Graben einfaßten und sich hinunterneigten, um wiederum den Blumen und Gräsern in der Tiefe zuzunicken. Ja, meine Freunde, es war ein gar anmutiges Flecklein Erde, und wer da sorgenlos hätte leben können, hätte auch die Philosophie seiner Schmerzen Andern überlassen.

Die Herrscherin dieses Hauses war eine dicke, vornehme Frau, die stets dreinsah, als sei sie Königin über das ganze Land. Und wenn sich die blendenden Gardinen einmal lüfteten, so gewahrte ich lachende Mädchengesichter, gewahrte ich rote Mieder oder gelbe Mieder, die mit Spitzen besetzt, waren und feine schmale Hände, an denen die feurigen Brillanten erstrahlten. Aber erst am Abend schien dies geheimnisvolle Gebäude aufzuwachen; da schallten lustige Stimmen und Gläserklang und Lachen und neckische Zurufe und Gesang und Musik; da sah ich junge Herren und alte Herren hineingehen und sie blieben manchmal länger darin, als es mir nötig schien, um ein Glas Wein zu trinken. Und dann fiel mir auf, daß sie beim Verlassen des Hauses so scheu um sich blickten, als hätten sie eine große Sünde verübt und dürften sich nun vor Menschen nicht mehr sehen lassen. Besonders die älteren Männer gebärdeten sich wie Leute, die sich vor Gespenstern fürchten, und einmal sah ich einen, der sich wie ein Wahnsinniger an den Kopf griff und dann zu weinen anfing, daß sich das Herz in meinem Leibe umdrehte. Das Morgenrot strahlte schon um den großen runden Turm am Thor und bald vergoldeten die Sonnenstrahlen die schwarzen Lettern über der Thüre des seltsamen Häuschens: „Zur süßen Zuflucht“.

Ich fand bald, daß fast alle Männer der kleinen Stadt zur süßen Zuflucht gingen. Was suchten sie dort? Suchten sie Heilung von den Schmerzen, die ihnen der Tag gebracht? Gab es dort ein Mittel, jünger zu werden oder besser zu werden? Erhielt man dort Einsicht in geheime Wissenschaften und Kenntnis von überirdischen Kräften? Ach, meine Freunde, ich habe niemals Klarheit über diesen Punkt erlangt. Nur eine Gewißheit ist es, die ich meiner Beharrlichkeit und meiner Umsicht zu verdanken habe, nämlich die, daß jene dicke und so vornehm aussehende Dame einen überaus häßlichen Charakter besaß. Ihre Gesinnung war so niedrig und verwerflich, daß ein Hund sich kaum eine Vorstellung davon machen könnte

Eines Abends, so machte ich diese trübe Entdeckung, saß ich, heiteren Betrachtungen hingegeben, vor meiner Wohnung und blinzelte lächelnd vor innerem Behagen in die Glut der untergehenden Sonne. Ich hatte mich seit langer Zeit. wieder einmal ordentlich satt gegessen, denn es war mir gelungen, einem Fleischerknaben zwei Würste zu entwenden, die sowohl saftig als auch dick und nahrhaft waren. Mir war an jenem Abend so innig wohl zu Mut, daß ich sogar das Treiben der Menschen mit freundlichen Blicken zu prüfen begann. Damals war es, wo die letzte teilnehmende Empfindung für dieses mißratene Geschlecht in meiner Seele aufflackerte. Die Bäume ringsumher schienen eine rosige Glut auszuatmen, die Zinnen der Mauer waren wie vergoldet und auf den Gesichtern der spielenden Kinder lag eine fremde Freude, ein Frohsinn, der gleichsam Erlösung suchte in wildem Geschrei und Gebalge. Dann kam die Nacht. Es war eine dumpfe und schwere Nacht, wie ich noch selten eine erlebt habe. Gegen elf Uhr öffnete sich die Thür der süßen Zuflucht und ein junges Mädchen trat heraus. Schon vorher hatte sie einem jungen Mann, der außen auf sie wartete, etwas zugerufen, aber ich hatte dem keine Beachtung geschenkt, denn mein Sinn war weit weg von irdischen Dingen. Bald aber fiel mir das verstörte Aussehen des Mädchens auf. Als sie in den schwachen Mondschein heraustrat, sah ich, daß sie noch halb ein Kind war. Und nun warf sie sich dem jungen Menschen an den Hals und begann zu weinen, daß mir die Nacht noch einmal so still erschien. Der junge Mann führte die Trostlose auf den Rasen an der Mauer und dort ließen sich beide nieder. Und nun fing das Mädchen an zu erzählen und wohlgeborgen, wie ich war, hörte ich mit gespitzten Ohren zu. Ich habe nie Ähnliches gehört. Ich habe niemals geglaubt, daß sich eine solche Summe von Qualen auf einen einzigen Menschen häufen könnte. Ist es möglich, daß in einem dieser Geschöpfe, die die Erde bevölkern, solch eine Fülle von Niedrigkeit wohnen kann, wie in jener Beherrscherin der süßen Zuflucht? Denn auch von Menschen könnte man ja schließlich erwarten, daß sie gut gegeneinander seien und ein wenig barmherzig.

Der junge Mann, offenbar ein Handwerker und ein ganz armer Mann, ballte die Faust und stieß schreckliche Verwünschungen gegen die süße Zuflucht aus. Er zitterte am ganzen Körper und suchte dann die Arme an seiner Seite zu trösten. Niemand kam während dieser ganzen Zeit vorbei und das Licht des Mondes wurde immer reiner und die Schatten auf allen Seiten und an allen Ecken wurden klarer und schärfer. Flüchtig schwammen die Wolken hin am hohen Himmel und einsame Schatten von ganz rätselhafter Herkunft lagen schwer auf den Dächern.

Immer noch weinte das junge Mädchen. Und dann entfernte sie sich mit ihrem Gefährten, den sie erst seit kurzem zu kennen und der sie nun aus jenem Hause befreit zu haben schien. Was mich betrifft, so fühlte ich den unwiderstehlichen Drang in mir, ihnen zu folgen, denn meine Sympathie wie mein Wissenseifer waren gleicherweise für sie erwacht. Ich bellte freudig und war sehr treuherzig, und sie sahen mich und streichelten mich freundlich.

Viele Tage vergingen, und ich blieb bei dem jungen Mädchen. Wir schlossen Freundschaft miteinander und so ärmlich es auch herging, bisweilen sprang doch ein fetter Bissen für mich ab. Anna Dorn, so hieß meine Herrin, wußte meine Klugheit wohl zu schätzen; und in allen wichtigen Schritten fragte sie mich um meinen Rat. Sie beschränkte mich nicht in meiner Freiheit, und so konnte ich meine Kenntnis von dem Leben der Menschen aufs förderlichste vermehren. In alle Gassen habe ich geschaut, in alle Seelen habe ich einen tiefen Blick gethan. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß Heuchelei und Habgier die Elemente sind, von denen die Städte und die Staaten aufgebaut und erhalten werden. Sie sind ein elendes, ein schwächliches Geschlecht, diese Zweifüßler. Hunger und Krankheit und, wie sie es nennen, die Liebe richten sie zu Grund, und nichts ist ihnen herrlicher, als im Spiel um goldne Plättchen und papierene Fetzen ihr Leben zu vertändeln, sei es auch um den Preis der Selbstverachtung.

Einst irrte ich ziellos auf den Gassen umher, als es heftig zu regnen begann. Es war gerade die Zeit der Messe und viele Leute waren unterwegs. Ich mochte eine sehr traurige Rolle spielen, wie ich so mit triefendem Fell einherkam; ein alter Herr erbarmte sich meiner und hatte nichts dagegen, daß ich hinter ihm den Omnibus bestieg und mich dankbar knurrend und bescheiden zu seinen Füßen niederkauerte. Schwarze Regenwolken hatten sich eilig dem Zenith genähert und verfinsterten die Erde. Es war ein warmer Maitag und Menschen und Dinge schienen in einen dicken Nebel von Verstimmung gehüllt.

Folgende Personen saßen im Innern des Wagens: ein junger Offizier mit überaus blödem Gesichtsausdruck; eine Schwester von den englischen Fräulein mit blauem Nonnenhabit und blendend weißem Kopftuch unter der Kapuze; neben sich hatte sie zwei Mädchen von fünfzehn und siebzehn Jahren, die ihre Zöglinge sein mußten, denn sie blickten die Schwester furchtsam und förmlich erwartungsvoll an, die mit entsagenden Mienen in den schwülen Frühlingstag hinaussah. Dann kam eine alte Dame, die sich beständig schnäuzen mußte und die ein Gesicht machte, als sei sie im Begriff, den Umsitzenden fromme Ermahnungen zu geben. Neben ihr in der Ecke saß mein glatzköpfiger alter Herr, den Hut auf den Knieen; er bewegte die Lippen in unaufhörlichem Gemurmel und war vielleicht ein Kirchenrat oder ein Beamter im Schuldienst.

Auf der gegenüberliegenden Bank befanden sich nur fünf Passagiere: eine junge, sehr schöne und sehr elegante Dame, ein Gymnasiast, der seine schwarze Ledermappe so krampfhaft unter dem Arm festhielt, als fürchte er, sie könne ihm entrissen werden; er schielte fortwährend zu seiner schönen Nachbarin hinüber, hielt die Nase in die Luft und atmete den Duft ihrer Nähe mit der schülerhaften Begehrlichkeit seines Alters ein. Neben ihm lehnte mit müden Blicken ein sehr vornehm gekleideter Herr in mittleren Jahren; er starrte gelangweilt und mit gezierter Lässigkeit auf den Plafond des Wagens, wo er seine Augen von Plakat zu Plakat gleiten ließ. Zu seiner Rechten befand sich ein pfiffig aussehender Junge und als letzter ein Arbeiter in Leinenbluse, der zu schlafen schien.

All diese Leute sahen aus, als kümmerten sie sich nicht umeinander, während doch die meisten mit innigem Interesse die Reisegefährten studierten, mit denen sie vielleicht nie im Leben wieder in Berührung kamen und die nun für die Dauer einer halben Stunde vor ihnen saßen, gleichwie verschlossene Bücher, voll von Geheimnissen, erfüllt von den Widerwärtigkeiten ihres Lebens, erfüllt von den Hoffnungen des Lebens, gequält von Angst oder von Not oder von Langeweile, fanatisch einem Irrglauben anhängend oder vertrauenslos ein blindes Schicksal fürchtend. So waren sie, die ein cynischer Zufall so blind zusammengewürfelt hatte, heuchelten Interessen, die sie nicht besaßen, spielten die Komödie ihres Daseins auch im Omnibus weiter, und die einen sahen golden und rosig die Zukunft heraufblühen, während die anderen schwermütig und verbittert einer süßen Vergangenheit ihre Erinnerung weihten.

Da hielt der Wagen und zu meiner Überraschung betrat Anna Dorn, meine junge Herrin, den Raum. Der Schaffner wies ihr den letzten freien Platz an und sie setzte sich zwischen den müden Mann und den Gymnasiasten. Ich versteckte mich vor ihr, ich weiß nicht weshalb. Doch ich will offen sein: ich schämte mich ein wenig ihrer ärmlichen Erscheinung, ihrer schlechten und geflickten Kleider.

Kaum jedoch hatte sie Platz genommen, als eine seltsame Bewegung durch den Raum ging. Alle sahen auf einen einzigen Punkt: auf einen Gegenstand, den Anna Dorn in ihrer Rechten gehalten hatte und den sie nun auf ihren Schoß niederstellte, da kein Platz war, um ihn neben sich verbergen zu können. Meine Freunde, wüßtet ihr, was es für ein Gegenstand war, ihr würdet vielleicht die Existenz eines solchen Dinges für höchst merkwürdig halten und darüber die Köpfe schütteln, sofern ihr nicht etwa Schoßhunde seid, die bei Nacht auf der Herrin Bett schlafen; aber man muß gestehen, wenn ein solcher Gegenstand einmal vorhanden ist, so ist er da und man nimmt es hin, es ist eben eine tote Sache, philosophisch genommen: ein Objekt zur Befriedigung des Luxusbedürfnisses. Offenbar hatte Anna Dorn das Geschirr (denn ein Geschirr war es) eben erst auf dem Jahrmarkt

gekauft: es befand sich noch zum größten Teil in seiner Strohverpackung. Meine Herrin schien nicht zu ahnen, welch eine außerordentliche Wirkung ihr Erscheinen hervorbrachte. Sie sah nicht die Blicke, die auf das unschuldige Gefäß gerichtet und die von Verlegenheit, Angst, Empörung und Scham erfüllt waren. Der Lieutenant in der Ecke lächelte etwas unsicher und sah auf die Spitzen seiner Stiefel herab, als ob dort eine auffallende und höchst wissenswerte Veränderung vor sich ginge. Die englische Schwester zog die Brauen zusammen und eine tiefe Falte zeigte sich über ihrer Nase. Ihre beiden Zöglinge wurden rot wie Kirschen und rückten näher aneinander heran; es sah aus, als ob sie sich zu verstecken wünschten. Die alte Dame richtete sich straff empor, blickte erstaunt auf das anstößige Gefäß und sie öffnete den Mund zu einem Schrei, den ihre Kehle ihr versagte. Mein Kirchenrat hörte plötzlich auf zu murmeln; er zog die Mundwinkel so nahe zusammen, daß sein Mund nur ein winziges Löchlein bildete, und schüttelte sehr langsam und gestrenge den Kopf. Der Arbeiter, der bis jetzt geschlummert hatte, grinste breit und wohlgefällig und vermehrte dadurch jedenfalls den Zorn der alten Dame und die Unzufriedenheit meines Protektors, der etwas von verrotteten Zuständen brummte.

Das freche Bürschlein daneben ließ sich in seiner unparteiischen Prüfung der Dinge nicht hindern; es steckte mit Kennermiene seine Nase in das Innere des neuen Geschirrs, beklopfte es sogar mit dem Knöchel des Zeigefingers von außen und machte Anna Dorn auf einen Sprung im Porzellan aufmerksam. Der elegante, müde Herr legte ostentativ die Beine übereinander, und kniff verächtlich die Lippen zusammen, als wollte er sagen: mit diesen niederen Klassen ist es eben unverbesserlich, man kann ihnen nicht die einfachsten Prinzipien der Bildung begreiflich machen.

Der Gymnasiast blickte von einem zum andern, räusperte sich beständig, scharrte mit den Füßen, knipste mit den Fingern, strich sich durch den Haarwald, machte ein nachdenkliches, ja sogar ein tiefsinniges Gesicht und schien endlich dadurch mit sich ins Reine zu kommen, daß er die Augen schloß und den Kopf träumerisch an die Glasscheibe legte. Was endlich die junge Dame anbetrifft, so errötete auch sie; doch war es nur der Zorn, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Sie fand es niedrig und gemein, daß man über ein solch unbedeutendes Ereignis den Mund verzog oder die Nase rümpfte oder schamhaft dreinsah. All das war ihr sicherlich in hohem Grade peinlich, aber sie vermochte nicht, darüber hinwegzusehen und das Benehmen der andern schüchterte sie ein, machte sie gleichsam verzagt und nahm ihr all ihre Unbefangenheit.

Dies alles hätte zweifellos erregungslos und in Frieden geendet, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das die Situation peinlicher, ja unerträglich gemacht hätte und den meisten der Anwesenden wie eine Katastrophe erschien. Der Wagen hielt und eine sehr dicke, vornehm gekleidete Dame stieg keuchend ein; es war die Oberin der süßen Zuflucht. Der Ausdruck von Verworfenheit und Niedrigkeit, den ich sonst stets auf ihrem Gesicht bemerkt hatte, schien durch eine dicke Schicht von Schminke verhüllt, vertüncht. Ich empfand einen solchen Haß in meiner Seele gegen sie, daß ich unwillkürlich knurren mußte. Sie machte ein zorniges Gesicht, weil man ihr nicht sogleich Platz anbot, und als sie endlich saß, fächelte sie sich mit dem Taschentuch Luft zu. Kaum hatte sie der Lieutenant gesehen, als er leichenblaß wurde. Der müde Herr versteckte sein Kinn rasch in dem Ausschnitt seines Rockes. Die süße Zuflucht sah sich gebieterisch um, zog finster die Brauen zusammen und gewahrte plötzlich durch eine Biegung des Kopfes Anna Dorn, die an allen Gliedern zitternd und mit zusammengepreßten Lippen dasaß. Auf ihren Knieen zitterte das neue Geschirr. Die süße Zuflucht zuckte zusammen, als fühle sie einen körperlichen Schmerz. Ihr Gesicht, das alle Spuren menschlicher Grausamkeiten und Ausschweifungen trug, verzerrte sich plötzlich in Abscheu und Zorn. Sie stieß einen unterdrückten Ruf des Erstaunens aus und wandte sich dann mit dem ganzen Körper dem Mädchen zu, wobei sie den Gymnasiasten, der in Schweiß gebadet und mit niedergeschlagenen Augen neben ihr saß, heftig in die Seite stieß. Sie nahm ihre Lorgnette, fixierte den Topf, und ihre Wangen wurden braunrot. Ist es möglich, daß so etwas in einem civilisierten Staat sich ereignet? rief sie aus und nahm eine stolze, ja eine fast verzückte Haltung an. Sie sonnte sich offenbar in dem Gefühl des Ekels vor einer solch unerhörten Thatsache, d. h. sie schien glücklich zu sein, daß sie öffentlich gegen eine derartige Verletzung des Anstandsgefühls zu protestieren Gelegenheit habe. Der Kirchenrat ließ ein befriedigtes Grunzen hören, der Lieutenant war nahe daran, seinen Schnurrbart zu zerbeißen, der Knirps jedoch schien von unsäglicher Neugierde erfüllt, was kommen würde. Nein, dies ist unerhört, fuhr die süße Zuflucht fort. Fürchtet man denn nicht, diese zarten jungen Pflänzchen, sie deutete auf die zwei niedlichen Mädchen, die ihr gegenüber saßen, mit solcher Fäulnis zu vergiften? Ist denn unter diesen Proletariern jedes Keuschheitsgefühl erstickt? Hat man denn hier vergessen, was man der Ehre seiner Mitbürger schuldig ist? Was fällt der Dirne eigentlich ein?

Ein allgemeines Kopfnicken entstand und, jedenfalls ermutigt durch diese Zeichen des Beifalls und der Zustimmung, packte die süße Zuflucht das arme junge Mädchen so heftig am Handgelenk, daß es laut aufschrie vor Schmerz und den neuen Topf zur Erde fallen ließ, wo er in viele Scherben zersprang. Der müde Herr stieß die Stücke finster mit der Spitze seines Stiefels zur Seite, als seien sie etwas, das zu schmutzig war, um es ansehen zu können und wie um zu beweisen, daß er mit der empörten Dame in seinem Herzen völlig einverstanden sei. Ich aber konnte mich nicht länger halten. Ich sprang hervor aus meinem Versteck, stürzte auf die süße Zuflucht los und fing an zu bellen, — ach meine lieben Freunde, so habe ich noch nie gebellt in meinem Leben. Das verletzte Gerchtigkeitsgefühl der ganzen Hundewelt lag in meiner Stimme, und auch aus eurem Herzen, aus dem Herzen der Nachwelt, habe ich gesprochen. Aber man hat mich mit den Füßen gestoßen und ich zog mir an diesem bittern Tage eine schmerzliche Wunde an meinem linken Vorderfuße zu. O meine Freunde, warum ist es das Schicksal der Gerechtigkeit auf dieser Erde, daß sie sich mit Fußtritten traktieren lassen muß?

Ich weiß nicht mehr, wie ich auf die Straße gekommen bin. An der Kirche am Markt hörte ich die Stimme der dicken Dame hinter mir; sie ging einen Augenblick an der Seite des müden, eleganten Herren und ich hörte sie mit affektiert schmeichlerischer Stimme fragen: Nun Sie eitler Prinz, Sie kommen doch heute abend ein wenig zu uns?

Ach meine lieben Freunde, wie weh war mir's ums Herz. Ich fühlte den Riß, der durch das ganze Universum geht und auch durch meine Seele. Und dazu blutete meine Pfote und färbte das verregnete Pflaster rot.

Zeitgenossen

Von

Emanuel v. Bodman

Sagt: wandelt ihr noch immer
Im trüben Müßiggang?
Lockt euch sein grauer Schimmer
Ein ganzes Leben lang?

Wühlt ihr in euren Seelen
Noch so verzückt herum
Mit Federmessern? Stählen
Soll dies euch? Nickt nur stumm:

Ihr zehrt von einem Jammer,
Der Lust und Weh vergällt.
Wir griffen längst zum Hammer
Und bauen an der Welt.

Ja, unsre grauen Tage
Verbluten sanft und fern.
Hoch unserm Hammerschlage
Leuchtet ein klarer Stern.

Und wollen wir uns stählen,
Daß unser rotes Herz
Sich bäume, — seht, dann wählen
Wir einen großen Schmerz.



Das Karussell

Von E. Brausewetter

An dem Stützpfahl eines kleinen Karussells steht ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren. Auch sie ist im Sonntagsstaat, einem aus roten Plüschstücken und rotem Tuch zusammengeflickten Kleidchen, aber die schmutzigen, lehmbraunen Füßchen sind nackt und kein Hütchen bedeckt die flachsgelben Locken, die wirr um das braungebrannte, rotwangige Gesichtchen herumhängen.

Der eine Arm hat den Holzpfahl umschlungen, während die andere braune Hand von Zeit zu Zeit eine hervorgequollene Thräne aus den ernsten, großen Augen wegwischt. Der Mund verzieht sich bisweilen in schmerzvoll welligen Linien, als wollte auch er dem Seelenweh Ausdruck verleihen.

Sie steht hier schon so lange und sieht zu, wie all' die andern Kinder jauchzend froh auf den Pferden oder stillvergnügt lächelnd in den Schwanenwagen herumfahren.

Nur dieses kleine, einfache Karussell erregt ihr Interesse, nicht drüben die prächtigen und großen, in denen auf- und abwogende Schiffe oder hinauf- und hinabsausende Hörnerschlitten mit der wilden Schnelle der Elektricität herumsausen. Dies hier ist für sie bisweilen erreichbar, hier kostet es ja nur drei Pfennige, drüben aber bedarf es für eine Fahrt eines Zehners. Freilich auch drei Pfennige! Wo sie hernehmen, wenn man sie nicht hat? Dieses Lebensrätsel entlockt hier, vielleicht zum ersten Male in diesem kurzen Menschenleben, bittere Thränen.

Ein Herr tritt herzu und fragt: „Warum weinst du?“

Schüchtern schmiegt sie sich fester an ihren Pfahl, bohrt den Blick in den Boden und steckt den schmutzigen Finger in den Mund. Aber ein neben ihr stehender kleiner, brauner, barfüßiger Junge ist schon mutiger. Er blickt den Herrn vertrauensvoll an und sagt ohne alle Umstände: „Se kann nich fahren?“

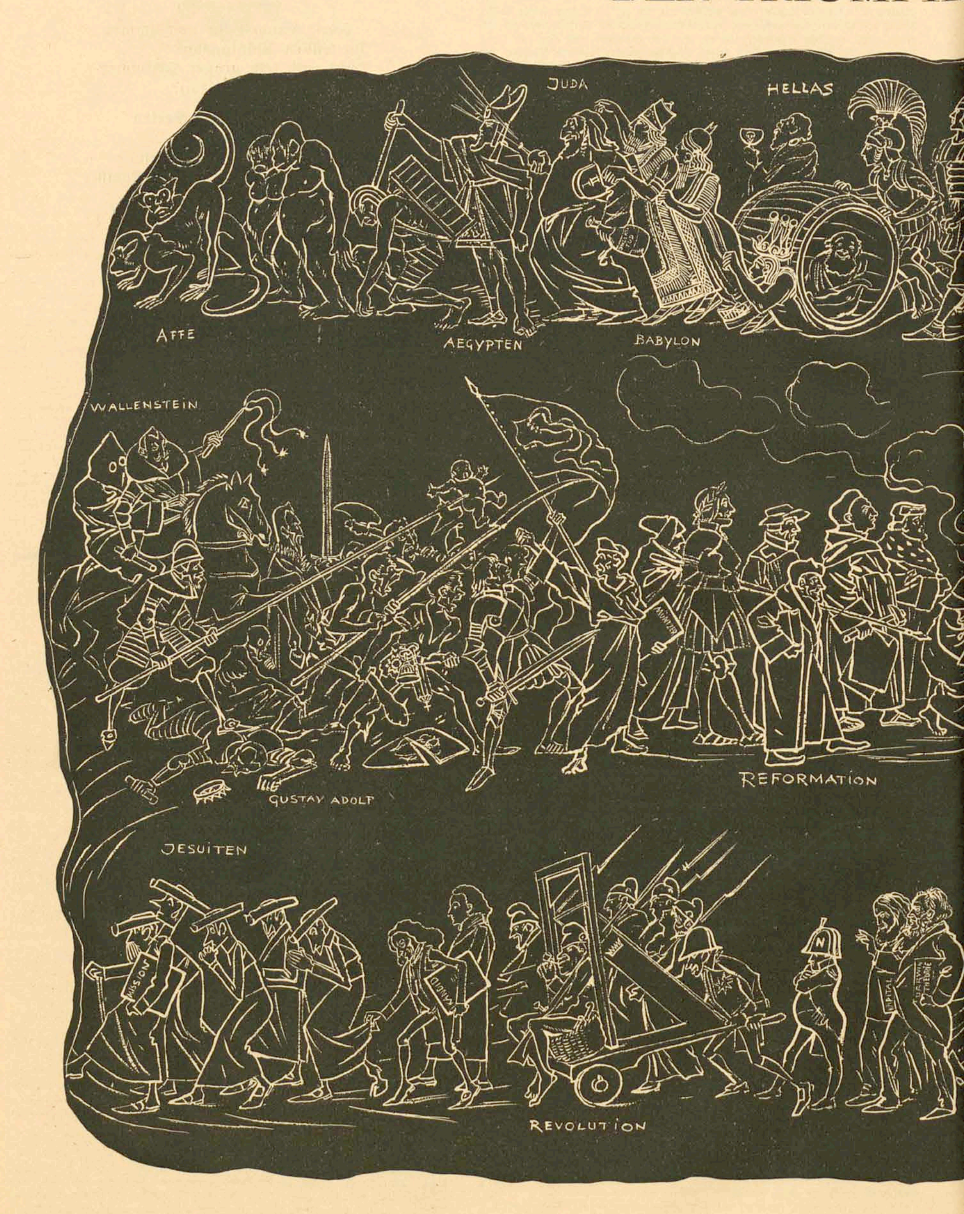
„Möchtest du denn so gern fahren?“ Ein stummes, energisches Nicken, ein prüfender Seitenblick. Er reicht ihr ein kleines Geldstück.

Nur zögernd, ängstlich fragend, greift ihre Hand darnach, nicht im Bedenken der Scham, nur in dem des zweifelnden Staunens. Solche Güte erscheint ihr ungewöhnlich. Das Karussell hält an. Wie die Augen der Kleinen verlangend hinüberblicken, wie unruhig die nackten Füßchen sich aneinander reiben, aber sie wagt noch nicht hinzugehen. Vielleicht ist das Geld ihr doch nicht geschenkt?

„Ja, du darfst nun fahren, sogar zweimal!“ sagte der hinter ihr stehende Herr freundlich.

Sie springt behende auf das Trittbrett hinauf, geht aber erst verlegen zu dem Karussellmann und bezahlt die Fahrt: er möchte sie sonst vielleicht hinunter jagen. Dann steigt sie auf eins der kleinen Pferde. Als sie sich zurechtgesetzt hat und den Zügel in die Hand genommen, schaut sie sich nach dem Spender um, und nun tritt auf das schmutzige Gesichtchen im Schein der untergehenden Sonne zum ersten Male an diesem Frühlingstag ein Kinderlächeln.

DER TRIUMPHZ



DER KULTUR



(Zeichnung von J. B. Engl)



Die Freundinnen

(Aus einer Sommerkorrespondenz)

Von **Gustav Gugitz**

A madame la Baronne Sp. . . . ., Ischl.

Pörtschach, 10. Juli 1895.

Meine liebste Freundin!

. . . . Ja das nenn' ich einmal eine Saison! Erstens regnet es schon eine Woche lang nicht, zweitens hört man jeden Tag eine neue Geschichte. Ich möchte Ihnen davon, meine liebe Freundin, mehrere Seiten voll schreiben, aber man hat das ja dort wie hier, und amüsant wird es nur, wenn man die Agierenden kennt. Eine Geschichte ist freilich recht ärgerlich. Denken Sie sich, liebe Lola, der junge polnische Fürst, den man in dem reizenden Verdacht mit der kleinen Alice von Wansberg hatte — Sie wissen wohl, meine Beste, daß ich sie bis zu ihrer Heirat bevormundete — also dieser Fürst geht mit einer jungen Schauspielerin, die sich da neulich berühmt machte. Quelle impudence! Aber man soll niemand sein Himmelreich rauben. Man muß es sich ohnehin teuer erwerben.

Beste Lola, das Schönste hier bleibt doch noch der See. Man träumt bei den herrlichen Kahnfahrten so gottlos verboten. Sie müssen aber auch wissen, daß ich vier aimable Ruderer habe, und so meint auch der gute Seiler — Sie kennen ja den freundlichen Abbé? — daß das von nichts anderem als eben von dem komme. Aber mit dem Seiler kennt man sich nie aus. Er lügt so reizend, wie er die Wahrheit spricht. Es ist auch gleich. Ich finde dieses Leben an einem See so prächtig und fast pikant. Ich muß Ihnen, wenn Sie wieder zu meinem Jour in Wien kommen, auch meine Badeanzüge zeigen. Es ist übrigens nicht viel daran, denn ich halte auf Einfachheit.

A propos, weiß meine Lola, daß Ihr Herr Gemahl sich unter meinen vier Ruderern befindet? Er will der aimabelste werden. Schreibt er Ihnen auch oft nach Ischl? Aber Sie müssen ihn noch hier lassen, die Luftveränderung schlägt ihm gut an. Doch bitte keine Eifersucht, er weiß ja auch, was er der besten Freundin seiner Frau schuldig ist. Sie müssen ihm wirklich diesen Aufenthalt gönnen. Mit dieser kleinen Neckerei schließt für heute . . . .

Ihre Sie vielmals umarmende Lizzi.

PS. Soeben holt mich Ihr Herr Gemahl zur Fahrt nach Loretto. Ich bin aufrichtig?!

* *

A madame la Baronne Sp. . . ., Ischl.

Pörtschach, 20. Juli 1895.

(Fragment.)

. . . . und zugleich entnehme ich denn Ihrem wunderlieben Schreiben, daß Sie sich, meine beste Lola, sehr agreabel befinden und Ihre Strohwitwenschaft nicht allzu schmerzvoll ist. Auch Ihr Gemahl, Liebste, ist in seiner schönsten Laune und er wird fast übermütig. Neulich trug er mich ins Boot. Man wird das jetzt in die Mode bringen und alle Landungsstege wegreißen. Ich bin nur auf die Hofrat Bohler neugierig. Die trägt doch keiner.

Sie sehen, so unterhalten wir uns. Und wenn Sie sich nach Rolfs Gesundheit erkundigen — wie schön, daß Sie, liebe Lola, von mir die beste Auskunft über Ihren Herrn Gemahl erhoffen! — so ist nur das Angenehmste zu sagen. Leider gedenken Sie ihn nur noch zwei Wochen hier zu lassen. Da heißt es nun freilich keine Zeit verlieren. Übrigens, man sollte dem Armen mehr Zeit lassen, wenn etwas gründlich betrieben werden soll. Und seine Kräfte sind wahrhaftig nicht die früheren. Ich weiß ja das von seinem Rudern. Oft fahren wir zwei hinaus, dann muß er plötzlich mitten im See einhalten. Wir bleiben dann eine Weile ruhig am Platz, und dann rudere ich zurück. Er hat übrigens keine Sehnsucht nach Ischl, nur nach Ihnen, liebe Lola.

Sie schreiben mir also, er möge sich nur erholen. Ob ihm das auch möglich wird . . . .? Ich meine eben in dieser kurzen Zeit, liebe Lola! Man muß sich da sehr bedenken und Sie kennen mich da, als meine beste Freundin, wie ich bin. Ganz gewiß nur um beide Teile besorgt.

Nicht wahr, der junge Hofmeister für Ihren herzigen Maxl trifft ihren Geschmack? Ich weiß noch, wie Sie ratlos waren. Aber warum haben Sie sich nicht gleich an mich gewendet. Ich bin ja so gern behilflich.

Der Baron macht mir natürlich sehr den Hof als Dank für meine Bemühungen. Es gilt das natürlich der Freundin seiner geliebten Frau. Sollte da meine liebe Lola eifersüchtig werden . . . .

Ihre Sie vielmals umarmende und herzlich küssende Lizzi.

* *

A madame la Baronne Sp. . . ., Ischl.

Pörtschach, 26. Juli 1895.

(Fragment.)

. . . . es verrät das besorgte Herz einer Gattin, daß Sie, liebste Lola, Ihrem Mann den Urlaub auf eine Woche verlängern. Das ist doch schon etwas. Er sieht leider jetzt etwas bläßer aus. Vielleicht bin da wirklich nur ich schuld. Er bemüht sich zuviel um mich. Seine Dankbarkeit, mit der er mich überschüttet, ist zu groß. Er hat eben niemand hier als mich, der ihm die Langeweile vertreibt. Zudem regnet es hier abscheulich, man ist im Zimmer und weiß wahrhaftig nichts anzufangen. Dann erneuern wir die schönen Erinnerungen an die schönen Rudertage.

Mein Mann hat mich diese Tage da besucht, ist aber gleich fort, weil es für ihn hier gar nichts giebt. Es ist ja wahr, der findet in Wien mehr Unterhaltung, und das muß man ihm vergönnen. Und was machen jetzt Sie, meine Süße? Ich bin nur vergnügt, daß Sie mit dem neuen Hofmeister zufrieden sind. Ich weiß, das ist ein recht brauchbarer Mensch. Er ist beinahe hübsch. Ach und Sie wissen ja, man erzählt sich da öfters Geschichten . . . . Aber mir scheint, ich will da nur eine kleine Neckerei als Rache für Ihren plaisanten Scherz verüben. Sie meinen wirklich, daß ich den Baron Ihnen, der besten aller Freundinnen, abspenstig machen will? Fast möchte ich das, denn er ist so liebenswürdig. Aber seit einiger Zeit läßt mein Favori den Kopf hängen und ist traurig. Er hat Heimweh. Ich habe es schon heraus. Ihnen schreibt er freilich nichts davon. Und er will jetzt fort, fort zu Weib und Kind. Man sollte ihm eigentlich befehlen, daß er hier bleibt. Mir freilich wird er kaum folgen. Und er sieht jetzt, wie gesagt, schlechter aus als im Anfang. Aber das Wohlbefinden kommt gewöhnlich erst bei der Nachkur, meint der gute Seiler.

Also und Ihnen, beste Lola, schlägt Ischl heuer recht gut an. Maxl freut sich sehr über seinen Hofmeister, er ist mit ihm also auch zufrieden. Das gute Kind! Sie werden es doch nicht zu sehr anstrengen? Ja richtig, da frazelt mir ja der Maxl ganz reizend, daß ihn der Hofmeister immer allein läßt und daß er machen kann, was er will! Man soll wirklich die Kinder nicht anstrengen!

Ein nächster Brief folgt bald.

Ihre Sie unendlich liebende und vielmals küssende Lizzi.

PS. Sollte man Rolfs Kur nicht verlängern?

* *

A madame la Baronne Sp. . . ., Ischl.

Pörtschach, 27. Juli 1895.

(Fragment.)

. . . . Und unsere Briefe müssen sich auf diese Art gekreuzt haben. Das ist schade. Bitte, namentlich PS. zu beachten, Liebste!

Wie ich höre, regnet es jetzt in Ischl auch. Das ist abscheulich. Pauvre Esplanade! Ach, aber dort! Und man erfindet sich so viel Unterhaltung. Sie haben also an eleganten Versen, meine beste Lola, reichliches Vergnügen. Und er liest sie so hübsch. Das sollte mich von einem Philologen nicht verwundern. Und so kommt meine Lola, wie sie versichert, nirgends hin und widmet sich nur der Erziehung des lieben Maxls — Sie müssen mir den süßen Fratzen einmal leihen — und widmet sich ebenso den schönen Künsten, wo es nur gut ist, daß man einen solchen Hofmeister gefunden.

Das ist doch ein friedliches Zusammenleben! Diese Regentage sind so recht wunderbar für die Familie! Nicht wahr? Habe ich nicht recht? Und nichts stört Sie darin, nichts, nichts. Denken Sie nur manchmal an Ihre arme Freundin, die nun bald verlassen sein wird, da Rolf — Sie erlauben, daß ich ihn immer so freundschaftlich nenne — da Rolf nun bald in den Schoß der Familie zurückkehren und dem Zusammenleben erst die rechte Weihe verleihen wird. Oh und ich weiß, wie meine Freundin das ersehnt!

Ihre Sie heißliebende Lizzi.

PS. Rolf packt soeben ein, Rolf will abreisen. Er sieht noch sehr, sehr angegriffen aus. Aber ich will nicht länger das ersehnte Glück, wo der Gatte fehlt, stören.

* *

A madame la Baronne Sp. . . ., Ischl.

Pörtschach, 31. Juli 1895.

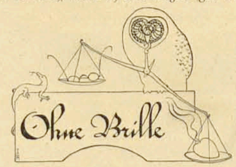
Beste Freundin!

Nur in Eile. Dank für das besorgte eilige Telegramm. Schreibe gleich. Rolf schon am Bahnhof gewesen und nur mit schwerem Herzen umgekehrt. Aber der Befehl von höchster Instanz . . .! Der Gattin natürlich hat er gehorcht.

Der alte Hubersepp verspricht für ganz Mitteleuropa das schönste Wetter. Da muß es ja kommen. Rolf wird sich sichtlich erholen. Grüßen Sie mir Maxl. Man wird froh sein, wenn man wieder das Zimmer verlassen kann. Ich fürchte das Zimmer wie einen Skandal. Meine liebste Lola wird wohl keine Langeweile gelitten haben? Ich hoffe, daß mein Hofmeister sich auch hier bewährt hat.

Ihre allerbeste, Sie vielmals umarmende Lizzi.

PS. Wenn meine Lola irgend eines Rates bedarf, möge Sie sich nur an ihre beste Freundin wenden. Rolf behalte ich natürlich den ganzen Sommer da. Entschuldigen Sie mich, wenn ich nun längere Zeit nichts schreibe.



Verweibt, Novellen von Johannes Cotta. **Ehefolter**, Roman von Johannes Cotta. Kollektion Dieckmann.

Der «Simplicissimus» will keine Tageskritik treiben; er will nur exceptionelle Erscheinungen der Litteratur seiner Betrachtung unterziehen. Aber es giebt auch eine Exception im Schlechten. Cotta gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die man ernst nehmen kann. Sein Reich ist die Phrase; sein Stil ist Bombast und Verlogenheit; seine Gestalten sind die Schatten von Schatten; seine Tendenz ist eine aufdringliche und mit komischer Prätension werden Trivialitäten zu einer tieftragischen Bedeutung erhoben. Cottas Manier gleicht dem Gebahren von Schein-Athleten auf einem Spezialitätentheater: bei näherem Zusehen überzeugt man sich, dass diese schweren Klötze, die keuchend emporgehoben werden, aus Holz bestehen. Es ist nicht möglich, auf diese Bücher im einzelnen einzugehen: man würde sowohl Geduld, wie auch Höflichkeit und Ruhe verlieren. Der Autor gebärdet sich auf jedem Blatt seiner Werke wie ein Löwe, aber wie schnell sieht der Kundige hier die Grösse zur Gravität und den Ernst zur Aufgeblasenheit werden! Dieser angebliche Löwe ist nichts als ein ganz kleines, selbstgefälliges Tierchen, das mit vielem Anstand und mit vieler Würde übers Pflaster zu schreiten versucht: aber auch die kleinsten Hündchen werden noch Mühe haben, an ihn zu glauben und ihn für das gefährliche Raubtier zu halten, für das er sich ausgiebt. Man braucht in «Ehefolter» nur die Anschauungen des Autors über Schriftstellerei und über dichterisches Schaffen zu lesen — denn dass es seine eigenen Ansichten sind, ist bei der unkünstlerischen Subjektivität, die durchaus in diesen Schriften herrscht, nicht zu bezweifeln — und man wird nie mehr im Leben nach einem Buch dieses Mannes Verlangen haben. Es ist eine eigene Sache um die Erfindung der Buchdruckerkunst.

J. W.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871 von **Octave Mirbeau**

Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark

Überall zu haben.

Kontinental-Phonograph

Deutsches Reichs-Patent A. Költzow

übertrifft laut Urteil von wissenschaftlichen Kapazitäten alle andern Systeme an Deutlichkeit und Tonstärke. Keine kreisförmigen Schreibmesser, keine kugeligen Sprechspitzen.

Ganz neu Mikro-phonograph System: Költzow

Mod. 1896, ausgestellt ab 1. Mai 1896, auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung (Vergnügungspark) im eigenen Pavillon. Kataloge, sowie Auskunft gratis. Garantie auch in patentrechtlicher Hinsicht

Költzow Phonographen-Fabrik
Berlin S., Bärwaldstr. 48.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, grösste u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinetbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf.

S. Recknagel Nachf. **München.**

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Gicht.

Zur Bereitung der so heilsamen (ärztlich empfohlenen) Kiefernadelbäder bei **Gicht,** rheumat. Leiden und **Nervenschwäche** ist das

Latschenkiefer-Bade-Extract

von absolut sicherer Wirkung. Nur aus **frischsaftigen** Kiefernadeln hochalpiner Lage Tirols gewonnen, ist dieses L.-B.-E. von grossem Balsamreichtum und sind die vorzüglichen Erfolge damit bekannt. **1 Flacon** (für 1 Bad **Mk. 1.—** (für Kinder die Hälfte.)

F. Mayrhofer, München, Corneliusstrasse **10.**

Prospekte, Anweisung gratis u. franko.

H. C. E. Eggers & Co.

Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik, Eisenkonstruktionswerkstatt, Kunst- u. Bauschlosserei.

Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Künstlerisches Geigenspiel

(Violine, Bratsche, Cello) mit ideal-schönem Klange und absolut reiner Tongebung wird **Jedem in kürzester Frist ermöglicht** durch die neu erfundene, patentirte **Pedal-Geige.** Beschreibung etc. gratis u. franko.

Henry F. Müller-Braunau, Hamburg 13.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu **Ermittlungen u. Observationen etc.** (unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung. Sprechzeit von 4—7 Nachmittags. On parle français. English spoken.

Empfehle mein reichhaltiges Lager in

Cigarren von 4—25 Pfg. per Stück.
Importe v. 25 Pfg. bis M. 1.— per Stück.
Russische, Türkische und Aegyptische Cigaretten in der Preislage von 1—10 Pfg. per Stück.
Offene Cigaretten-Tabake in verschiedenen Preislagen.

Versandt nach Auswärts gegen **Nachnahme** oder **Voreinsendung** des Betrages.

Jos. Graefle, München, Amalienstr. 33.

Loreley

Nach 35jähriger, wissenschaftlicher Arbeit ist es gelungen, ein für die **Kopfhaut unschädliches,** vollständiges **alkoholfreies**

Pflanzen-Präparat

herzustellen. Nach 1—2 maligem Einreiben mit **„Loreley"** ist sofort eine vollständige Vernichtung des **Kopfschinnes** und ein Stillstand des **Haarausfalles** erfolgt. **„Loreley"** erzeugt **Haarwuchs,** wenn noch **keimfähige** Wurzeln vorhanden sind. Also

Kein Kahlkopf
Kein Haarausfall
Keine Schinn- u. Schuppenbildung.

Ausführliche Prospekte mit Gutachten hervorragender Ärzte und vereid. Gerichts-Chemiker gratis und franko. **Versand gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages von Mk. 3,— per Flasche franko.**



Steinbacher's Kur- u. Wasser-Heilanstalt prämiirt London 1893 Wien 1894.

Bad Brunnthal in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.** Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Simplicissimus-Album

Soeben erschienen!

No. 1—13 elegant broschiert

farb. Umschlag. Zeichnung von Reznicek

Preis: 1 Mk. 25 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Herren-

Cheviot, Kammgarn u. s. w. lief. zu *! Fabrikpreis! Wilkes & Cie., Aachen 41.* Grosse Musterauswahl *franco. Zahlr. Empfehlungen.* Directer Versandt vom Fabrikort *Aachen, berühmt durch vorzügliche Tuchwaaren.* Specialität: *Monopol-Cheviot,* 3½ Mtr. zum Anzuge *10 Mark!*

Das

Wunder-Mikroskop

wovon in der Chicagoer Weltausstellung über zweieinhalb Millionen verkauft wurden, ist jetzt bei mir für den geringen **Preis von nur M. 1.50** (gegen Voreinsendung von M. 1.80 franko) erhältlich.

Vorzüge dieses **Wunder-Mikroskops** sind, daß man jeden Gegenstand 400 □mal vergrößert sehen kann, daher **Staubatome** und für das Auge unsichtbare Tiere **wie Maikäfer** so groß sind.

Unentbehrlich zum Unterricht in der Botanik und Zoologie und **ein längst gewünschter Haushaltungsapparat** zur Untersuchung aller Nahrungsmittel auf Verfälschung u. des Fleisches auf Trichinen. Namentlich haben in letzter Zeit **schädliche Bakterien** durch Genuß **verdorbenen Fleisches, Käses etc.,** den Tod eines Menschen herbeigeführt. Die im Wasser lebenden **Infusionstierchen,** welche mit bloßem Auge nicht sichtbar sind, sieht man lustig umherschwimmen.

Außerdem ist das Instrument mit einer **Loupe für Kurzsichtige** zum Lesen der kleinsten Schrift versehen. Genaue Anweisung wird jedem Kistchen beigegeben. Zu beziehen von

J. KANN, Hamburg I.

Allgemeine Schwäche

Dr. med. Hommel's Haematogen

Herr **Dr. med. Rosenfeld** in **Berlin** schreibt: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. *Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte."*

Herr **Dr. med. Offergeld** in **Köln a. R.:** „Was mir an der Wirkung besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark appetitanregende Wirkung und *insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesammten Organismus."*

ist konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin. (D. R. Patent No. 81391). Haemoglobin ist die *natürliche* organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. *Preis per Flasche* (250 gr.) *Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.* Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versandt durch uns. *Litteratur* mit hunderten von ärztlichen Gutachten *gratis* und *franko.*

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Schnurrbart-Binde fort.

Mein **Universal-Crème** giebt in 5 Minuten schöne, natürliche Façon (nicht geklebt) à Dose mit Anweisung **M. 2.—.** Gegen Einsendung d. Betrages od. Briefm.

G. Weidner, Frankfurt a. M. Gr. Friedbergerstraße 31.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Björnstjerne Björnson

Über unsere Kraft

Schauspiel in zwei Teilen

Preis 5 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

„Über unsere Kraft" ist wohl das bedeutendste Drama des letzten Jahrzehnts. Denn in einer wahrhaft dramatischen Form haben darin all jene Ideen Gestalt angenommen, die die Zeit und ihre bevorzugten Geister erfüllen.

Früher erschienen: Neue Erzählungen. Preis 3 M. Geb. 4 M. 50 Pf.



Modellbauanstalt, Rat und Prospekte gratis.

The Continental

Bodega Company.

Gesetzlich geschützt.

Direction für Deutschland, Oesterreich, Skandinavien und die Schweiz:

Frankfurt am Main
Rossmarkt 14, II.

Filialen:

Berlin, Ecke Friedrich- u. Mittelstrasse, Alexanderstrasse 71, Jerusalemerstrasse 14, Prinzenstrasse 81.
Bremen, Obernstrasse 50.
Breslau, Schweidnitzerstrasse 27, Ecke Zwingerplatz.
Dresden, Ecke Prager- u. Waisenhausstr.
Düsseldorf, Königsplatz 32.
Frankfurt a. M., Schillerplatz 2, Ecke Gr. Eschenheimerstr.
Hamburg, Ecke Plan u. Rathhausmarkt, Ecke Ness u. Brodschrangen.
Hannover, Georgstrasse 38.
Special-Filiale: Braunschweig, Bohlweg 30.
Köln, Hochstrasse 164.
Königsberg i. Pr., Ecke Kantstrasse u. Altstädter Langgasse.
Leipzig, Grimmaische Strasse 8, gegenüber Naschmarkt.
Magdeburg, Alte Ulrichsstrasse 10.
München, Neuhauserstrasse 12, Platzl 7.

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen

Catilina

Drama + 4. Tausend + Preis 1 Mark 50 Pf.

Catilina ist Ibsens erstes Drama. Die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlichen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort mitgegeben, das einen interessanten Beitrag zu seiner Biographie bildet.

Ueberall zu haben.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marcel Herwegh
8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Nocturno

Der Nachtwind zittert schmeichelnd durch das Rohr.
Vom Garten duften schwer Jasmin und Flieder.
„Ich harre dein im Kahn — o komm hernieder,
Zur Marmortrepp'." Leis geht das Gitterthor.
Der Nachtwind zittert schmeichelnd durch das Rohr.

Der Nachtwind flüstert kosend um das Boot.
Der See liegt still. „Ergieß dich meiner Lust,
Den schlanken Leib, die junge, weiße Brust,
Den süßen Nacken, deine Lippen rot —"
Der Nachtwind flüstert kosend um das Boot.

Der Nachtwind schauert weinend durch das Rohr.
Die Stunden fliehn: „komm weine nicht, mein Kind,
Wie blaß und kalt die lieben Wangen sind —"
Der Mond scheint grell. Leis geht das Gitterthor.
Der Nachtwind schauert weinend durch das Rohr.

Karl Vollmöller

(Zeichnung von F. v. Reznicek)

1. Jahrgang Nr. 21

Preis 10 Pfg.

22. August 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

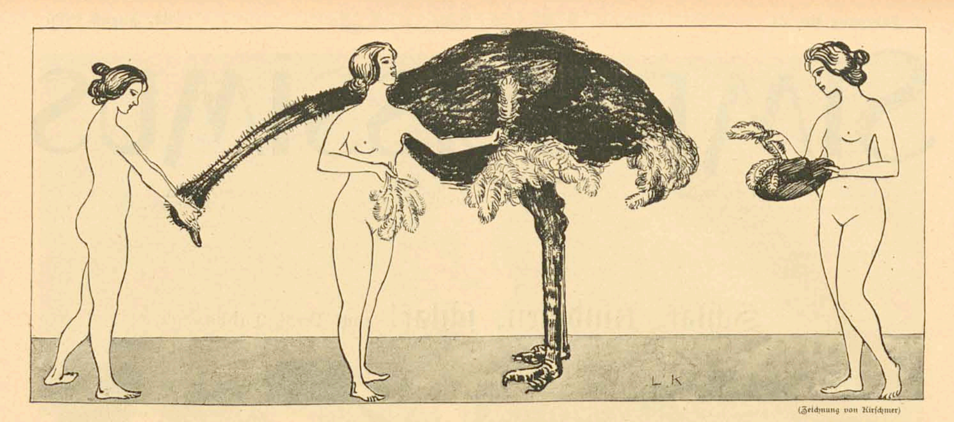
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Schlaf, Kindchen, schlaf! von Paul Cahrs



(Zeichnung von Louis Corinth)



(Zeichnung von Kirschner)

Schlaf, Kindchen, schlaf!

Von

Paul Lahrs

Scene.

Elegantes Wohnzimmer. Hinten eine breite Thür, die geöffnet ist; ein altdeutsch eingerichtetes Speisezimmer ist sichtbar, auf dem gedeckten Tisch Unordnung nach beendetem Mittagsmahl. Die zwei Fenster sind weit geöffnet, so daß die schweren Übergardinen zur Seite gedrängt werden. Vorn in geringer Entfernung vom Fenster ein Schaukelstuhl. In ihm sitzt zurückgelehnt ein älterer Herr, bartlos bis auf zwei schmale, schwarze Streifen an den Ohren, große Glatze, das Haupthaar grau meliert, er ist korpulent, das Gesicht etwas aufgeschwemmt. Neben ihm steht eine junge Frau im grünen Kleid mit mattbraunem Einsatz. Ihr Haar ist blond ins Rote spielend. Sie ist nicht groß, die Figur voll; zarter, weißer Teint, schmale Lippen, graue Augen. Sie beugt sich über den Herrn, mit beiden Händen auf die Armlehnen des Schaukelstuhles gestützt und bewegt langsam den Schaukelstuhl hin und her; ohne zu sprechen, ihr Gesicht immer dicht über dem des Mannes.

Jetzt flüstert die Frau: Hast du mich lieb?

Der Mann schlingt die Arme um ihren Hals und küßt sie. Sie will sich losmachen; er hindert sie keuchend daran.

Die Frau. Nicht, du schwitzt so.

Er läßt sie sogleich los; sie richtet sich auf und trocknet sich mit ihrem kleinen Taschentuch das Gesicht.

Der Mann (entschuldigend). Es ist so warm.

Die Frau. Mir nicht. Aber du schwitzt ja fürchterlich. Nimm doch den Kragen ab.

Der Mann. Aber, Mariechen, das liebst du doch gar nicht.

Marie. Ach, nimm ihn nur ab. So. — Soll ich dir helfen?

Der Mann (sich abmühend den Kragen abzuknöpfen). Oh nein, nein, ich kann schon alleine. So! (Sie nimmt den Kragen mit spitzen Fingern und legt ihn beiseite.) Ich danke schön.

Marie. Und nun die Weste aufgemacht.

Der Mann. Aber Mariechen.

Marie (nachahmend). Aber Karlchen.

Karl (schelmisch mit dem Finger drohend). Du!

Marie. Du schämst dich wohl vor mir?

Karl. Vor dir? vor meinem lieben, kleinen Frauchen! (Er sieht sie listig vertraulich an.)

Marie. Nun also.

Karl. Du hast es doch nicht gern, wenn ich mich dekolletiere. (Er lacht.)

Marie. Weil du ein kleines Kartoffelbäuchlein hast? Deswegen? — Das ist ja gerade nett. Geniere dich nur nicht.

Karl. Na, wenn du gestattest. (Er knöpft sich die Weste auf; aufatmend.) Ah — die Hitze ist zu unerträglich.

Marie (steht vor ihm und sieht ihn aufmerksam an; dann beugt sie sich plötzlich zu ihm und schlägt ihm leicht auf den Bauch).

Karl. Oh, mein voller Magen.

Marie (lustig). Das befördert die Verdauung. Bum (sie schlägt immer wieder) bumdidibum, bumdidibum.

Karl (schreiend). Mein Magen, mein Magen! (Sie hört endlich auf; kopfschüttelnd sieht er sie an.) Tolles Mädchen.

Marie. Frau, meinst du, nicht Mädchen. Nicht?

Karl (lachend). Nun natürlich Frau.

Marie. Ich bin doch deine Frau?

Karl. Natürlich.

Marie. Ja oder Nein?

Karl. Ja.

Marie. Und du bist mein Mann?

Karl (erstaunt). Ja.

Marie. Und wir sind verheiratete Eheleute?

Karl (laut lachend). Giebt es denn unverheiratete Eheleute? Ha, ha, ha.

Marie (streng). Ja oder nein sollst du doch antworten.

Karl (verwundert). Ja.

Marie. Nun also.

Karl (schüttelt lächelnd den Kopf).

Marie. Oh, wie du wieder schwitzt, Papachen, dein Hals ist ganz feucht. Wart, ich pudere dich ein bißchen. (Sie läuft ins Nebenzimmer, während er ruhig lächelnd nachsieht, bald kommt sie mit einer Puderbüchse zurück. Sie beugt sich über ihn und pudert ihm sorgsam tupfend den Hals.) So — thut das wohl? ja, das ist hübsch, so und — (sie tupft ihm auf die Nase) so. (Beide lachen. Dann richtet sie sich plötzlich auf und blickt nachdenklich auf die Puderbüchse in ihrer Hand; leise sagt sie vor sich hin:) Kleine Kinder pudert man alle Tage paarmal.

Karl. Ich bin doch kein kleines Kind.

Marie (immer nachdenklich). Nein.

Karl. Wie kommst du darauf?

Marie (schmerzlich lächelnd). Wie? — Du lieber Gott, im Anfang unserer Ehe habe ich mir doch auch so ein Buch gekauft mit all den Ratschlägen. Das Pudern erinnerte mich so daran.

Karl (traurig). Mein armes Frauchen. (Sie trägt langsam den Puder auf den Tisch vor dem Sofa und zieht sich einen Stuhl neben den Schaukelstuhl, setzt sich und starrt vor sich hin. Pause. Dann:)

Marie. Vielleicht bekommen wir doch noch ein Kind.

Karl (seufzt tief).

Marie. Meinst du nicht? — Ob es an mir liegt? — Meinst du?

Karl (schüttelt den Kopf).

Marie. Nein? — (Nach einer Pause nachdenklich.) Vielleicht weil du schon über fünfzig bist?

Karl (seufzend). Ja.

Marie. Na — es geht auch so.

Karl. Wenn du es nicht nur so empfinden würdest.

Marie (affektiert gleichgültig). Ach, so schlimm ist das nicht. Und dann — (schelmisch) vielleicht — bei Gott ist alles möglich. Nicht? — Aber du machst ja so kleine Augen; schlaf nur, schlaf nur armes Papachen.

Karl. Ach, ich bin gar nicht müde.

Marie. Schlaf nur, es ist deine Zeit jetzt. Schlaf nur. (Pause. — Er blinzelt schläfrig mit den Augen; sie sitzt zurückgelehnt in ihrem Stuhl, die Arme unter der Brust gekreuzt, die Beine ausgestreckt und — sie lächelt.)

Marie. Du.

Karl (schläfrig). Ja?

Marie. Nicht wahr? Im September wirst du 54 Jahr.

Karl. Ja.

Marie. Und ich bin einundzwanzig. Eigentlich ein großer Unterschied. Bist du denn gar nicht eifersüchtig?

Karl (erstaunt). Ich?

Marie. Ja du. Ältere Männer sind immer auf ihre jungen Frauen eifersüchtig. Du läßt mich tagelang allein, machst große Reisen.

Karl. Das Geschäft, Liebchen, das Geschäft.

Marie. Ja, aber bist du denn gar nicht eifersüchtig?

Karl. Nein. — Ach, mein kleines Frauchen ärgert sich, daß ich nicht eifersüchtig bin. Das wird dir nicht gelingen. Eifersucht kenne ich nicht. (Sehr ernst.) Es ist für mich undenkbar, unmöglich.

Marie. Auf keinen der jungen Leute, die bei uns verkehren?

Karl. Auf wen denn? Vielleicht der o-beinige Assessor oder (lachend) Leopold mit den Storchbeinen, wie du sagst, oder — nun siehst du, du lachst selbst.

Marie. Ja, die alle, aber, aber einer.

Karl (wegwerfend). Wer denn?

Marie (geheimnisvoll). Er ist ganz jung, zwanzig Jahre alt, rote Backen hat er, ach, so frisch und rot, und weiches, volles Haar, und seinen Vornamen liebe ich so. Ro — Ro — Robert, wie das klingt, so kräftig.

Karl (setzt sich im Stuhl auf und starrt sie an).

Marie (steht vom Stuhl auf und spaziert im Zimmer umher; schwärmerisch). Robert — Robert, und ein Künstler ist er, ein großer Mann. (Sie dreht sich nach ihrem Mann um; als sie dessen geängstigtes Gesicht sieht, fängt sie laut an zu lachen.) Hab' ich dich, hab' ich dich. — Ich denke, du hast keine Angst?

Karl (lacht mit). Du, du, du bist! (Er schüttelt den Kopf.)

Marie. Na, bist du nun eifersüchtig?

Karl. Nein, mein Kind, noch nicht. Zu dumm war ich! Der Grünschnabel.

Marie. Er ist ein sehr hübscher Junge. Das ist übrigens Geschmacksache. Ich finde ihn sehr hübsch, so frisch.

Karl. Marie, diese Scherze sind mir wirklich unangenehm.

Marie (versunken vor sich hin). Mein süßes Bübchen.

Karl (schreiend). Marie!

Marie (affektiert erschrocken). Ach — um Gotteswillen, jetzt habe ich mich verraten. (Sie schlägt die Hände vors Gesicht und blinzelt lustig durch die Finger nach ihrem Mann. Er sieht sie halb ungläubig, halb ängstlich an. Sie nimmt plötzlich die Hände vom Gesicht und lacht hell auf.) Bist du hineingefallen, bist du hineingefallen! Ach, der gute, gute Robert. (Mit Pathos.) Wie ich ihn liebe, herzinniglich liebe, meinen lieben, guten, süßen Robert. (Sie läuft auf ihren Mann zu, wirft sich auf ihn und küßt ihn ab.)

Karl. Du schlechtes Weibchen du, mich so zu ängstigen!

Marie (macht sich von ihm los und setzt sich wieder auf den Stuhl neben ihm). So, jetzt ist's genug, jetzt muß Papachen endlich doch schlafen; noch eine halbe Stunde, dann bekommt Papachen Kaffee, und dann geht er ins Geschäft (ihm das Kinn streichelnd), das Papachen; viel, viel Geld verdienen für sein kleines Frauchen. Nicht wahr?

Karl. Ach du mein Glück.

Marie. Wart, ich bringe dir eine Schlummerrolle. (Sie geht nach dem Sofa.) Die lederne, weil Papachen so schwitzt. So — und noch ein bißchen pudern. (Sie thut es.) So, jetzt schlaf.

Karl. Danke, danke, mein Liebling.

Marie. Bißchen schaukeln? Ja? (Er nickt. Sie schaukelt ihn leise, auf dem Stuhl neben ihm sitzend.)

Karl (schläfrig). Singe mir, bitte, was.

Marie (singt). „Schlaf, Kindchen, schlaf!"

Karl. Nein, das nicht; was anderes, bitte.

Marie (hart). Nein. —

„Schlaf, Kindchen, schlaf,
Im Garten stehn zwei Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes,
Wenn das Kind nicht artig ist,
Kommt das schwarz' und beißt es.
Schlaf, Kindchen, schlaf."

(Sie hört auf zu schaukeln und steht leise auf. Er schnarcht. — Vorsichtig, auf den Zehenspitzen, geht sie nach hinten und öffnet ein Fach in dem zierlichen Damenschreibtisch. Man hört das Knacken des Schlosses. Leise kommt sie wieder nach vorn; in der Hand hält sie eine Photographie. Heimlich spricht sie:) Mein süßes Bübchen; mein Robert (sie küßt das Bild) Ah — (preßt es an ihre Brust) So — so mein Robert. (Vorsichtig beugt sie sich über ihren Mann und hält ihm das Bild vor die Augen.) Sieh mal den Grünschnabel, sieh mal, sieh mal. — Sieh nur, sieh (sie bringt die Photographie immer näher an das Gesicht des Schlafenden). Schau ihn dir nur genau an, ganz genau. (Dann mit einer plötzlichen Bewegung drückt sie das Bild dem Schlafenden aufs Gesicht; schnell zieht sie die Hand zurück und versteckt die Hand mit dem Bilde hinter ihrem Rücken.)

Karl (aufwachend). Nanu, was ist denn?

Marie. Ach verzeih, ich wollte dich küssen und stieß dabei an deine Nase. Dein Näschen ist etwas dick.

Karl (lachend). Ja, ja, da hast du recht.

Marie. Verzeih. Schlaf nur weiter, schlaf — ich singe schon wieder (sie schaukelt ihn). „Schlaf, Kindchen, schlaf."

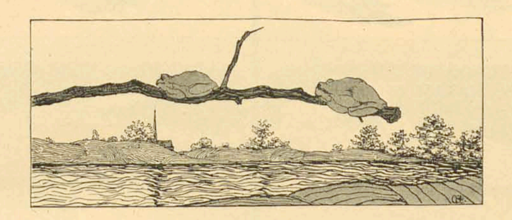
Karl. Immer das.

Marie. Ist mal mein Lieblingslied. (Singt.)

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Du bist ein großes Schaf.

Karl (lacht schläfrig).

Ein schwarzes und ein weißes.
Wenns Kind nicht artig ist,
Kommt das schwarz' und beißt es.



Hochsommer

Nachmittag im Sommer. Die sengende Glut
Erdrosselt die Erde und all' ihre Brut.
Mit schimmernden Armen — zur Hüterin bestellt —
Umfängt sie die Weite: das fernste Feld,
Umfängt sie den Wald, den Fluß und die Stadt —
Ermordete Leichen, so liegen sie matt!

Es dorren die Gräser; die Blüten, bestäubt
Von weißgrauem Sande, sie ruhn wie betäubt;
Es schlummert der Wald; es wandert der Fluß
Unlustig und träg nur, weil wandern er muß;
Und lautlos schlafen in schweigender Pein
Die ragenden Massen von Kalk und von Stein . . .

Und wie nun so Stunde auf Stunde verrinnt,
Hersegelt ein Lüftchen, das möchte zum Wind
Sich blähen — und zaudert doch — wagt es noch nicht —
Es zuckt und erbebt vor dem grausamen Licht.
Aufatmet die Sonne und malt an die Wand
Gigantische Schatten mit kunstloser Hand.

Das Lüftchen, neugierig, nun naht es behend —
Will alles noch lernen, was noch es nicht kennt.
Die Schatten, sie wechseln: bald klein und bald groß
Erschrecken das Kind sie — schnell macht es sich los
Und ruft nach den Schwestern: da rauschen sie all'
Hernieder, die Wolken, in segnendem Fall!

Gebrochen der Zauber! — Der Wald atmet auf;
Der Strom eilt dahin in beflügeltem Lauf;
Es duften die Gärten; zum Leben erwacht
Und Schönheit in Lichtern die steinerne Pracht! . . .

Nun trinke, was durstet, nun lebe, was mag,
Der Feind liegt erschlagen, der tötliche Tag! —
Und der Sturm braust daher, wutschnaubend und blind.
„Nein, Vater, halt ein, denn dein reizendes Kind,
Das allen uns eben Erlösung gebracht,
Floh längst in die Arme der Mutter, der Nacht!" —

John Henry Mackay



Enkel und Urahn



(Zeichnung von J. B. Engl)

Kathja

Hetz deine Meute weit über die Berge hin,
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gieb ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin,
Sieh, wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke springt,
Eh' die Brut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn klingt,
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen Schrei,
Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing deine Peitsche! — Dein gellendes Hallali
Tönt wie des Todes wilder Triumphgesang.
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,
Späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie…

Frank Wedekind



(Zeichnung von Max Slevogt)

Der Wille zum Glück

Novelle von

Th. Mann

Der alte Hofmann hatte sein Geld als Plantagenbesitzer in Südamerika verdient. Er hatte dort eine Eingeborene aus gutem Hause geheiratet und war bald darauf mit ihr nach Norddeutschland, seiner Heimat, gezogen. Sie lebten in meiner Vaterstadt, wo auch seine übrige Familie zu Hause war. Paolo wurde hier geboren.

Die Eltern habe ich übrigens nicht näher gekannt. Jedenfalls war Paolo das Ebenbild seiner Mutter. Als ich ihn zum ersten Male sah, das heißt, als unsere Väter uns zum ersten Male zur Schule brachten, war er ein mageres Bürschchen mit gelblicher Gesichtsfarbe. Ich sehe ihn noch. Er trug sein schwarzes Haar damals in langen Locken, die wirr auf den Kragen seines Matrosenanzuges niederfielen und sein schmales Gesichtchen umrahmten.

Da wir es beide zu Hause sehr gut gehabt hatten, so waren wir mit der neuen Umgebung, der kahlen Schulstube und besonders mit dem rotbärtigen, schäbigen Menschen, der uns durchaus das ABC lehren wollte, nichts weniger als einverstanden. Ich hielt meinen Vater, als er sich entfernen wollte, weinend am Rocke fest, während Paolo sich gänzlich passiv verhielt. Er lehnte regungslos an der Wand, kniff die schmalen Lippen zusammen und blickte aus großen, thränenerfüllten Augen auf die übrige hoffnungsvolle Jugend, die sich gegenseitig in die Seiten stieß und gefühllos grinste.

In dieser Weise von Larven umgeben, fühlten wir uns von vornherein zu einander hingezogen und waren froh, als der rotbärtige Pädagoge uns nebeneinander sitzen ließ. Wir hielten uns fortan zusammen, legten gemeinschaftlich den Grund zu unserer Bildung und trieben täglich Tauschhandel mit unserem Butterbrot.

Er war übrigens schon damals kränklich, wie ich mich erinnere. Er mußte dann und wann längere Zeit die Schule versäumen, und wenn er wieder kam, so zeigten seine Schläfen und Wangen noch deutlicher als gewöhnlich das blaßblaue Geäder, das man gerade bei zarten brünetten Menschen häufig bemerken kann. Er hat das immer behalten. Es war das erste, was mir hier bei unserem Wiedersehen in München auffiel und auch nachher in Rom.

Unsere Kameradschaft dauerte während all der Schuljahre ungefähr aus demselben Grunde fort, aus welchem sie entstanden war. Es war das „Pathos der Distanz" dem größten Teile unserer Mitschüler gegenüber, das jeder kennt, der mit fünfzehn Jahren heimlich Heine liest und in Tertia das Urteil über Welt und Menschen entschlossen fällt.

Wir hatten — ich glaube wir waren sechszehn Jahre alt — auch zusammen Tanzstunde und erlebten infolgedessen gemeinsam unsere erste Liebe.

Das kleine Mädchen, das es ihm angethan, ein blondes, fröhliches Geschöpf, verehrte er mit einer schwermütigen Glut, die für sein Alter bemerkenswert war und mir manchmal direkt unheimlich erschien.

Ich erinnere mich besonders *einer* Tanzgesellschaft. Das Mädchen brachte einem anderen kurz nacheinander zwei Kotillonorden und ihm keinen. Ich beobachtete ihn mit Angst. Er stand neben mir an die Wand gelehnt, starrte regungslos auf seine Lackschuhe und sank plötzlich ohnmächtig zusammen. Man brachte ihn nach Hause, und er lag acht Tage krank. Es erwies sich damals, — ich glaube, bei dieser Gelegenheit — daß sein Herz nicht das gesündeste sei.

Schon vor dieser Zeit hatte er begonnen zu zeichnen, wobei er starkes Talent entwickelte. Ich bewahre ein Blatt, das mit Kohlenstift hingeworfenen Züge jenes Mädchens recht ähnlich zur Schau trägt, nebst der Unterschrift: „Du bist wie eine Blume! — Paolo Hofmann fecit." —

Ich weiß nicht genau, wann es war, aber wir waren schon in den höheren Klassen, als seine Eltern die Stadt verließen, um sich in Karlsruhe niederzulassen, wo der alte Hofmann Verbindungen hatte. Paolo sollte die Schule nicht wechseln und ward zu einem alten Professor in Pension gegeben.

Indessen blieb die Lage auch so nicht lange. Vielleicht war das folgende nicht gerade die Veranlassung dazu, daß Paolo eines Tages den Eltern nach Karlsruhe nachfolgte, aber jedenfalls trug es dazu bei.

In einer Religionstunde nämlich schritt plötzlich der betreffende Oberlehrer mit einem paralysierenden Blick auf ihn zu und zog unter dem Alten Testament, das vor Paolo lag, ein Blatt hervor, auf welchem eine bis auf den linken Fuß vollendete, sehr weibliche Gestalt sich ohne jedes Schamgefühl den Blicken darbot.

Also Paolo ging nach Karlsruhe, und dann und wann wechselten wir Postkarten, ein Verkehr, der nach und nach gänzlich einschlief.

Nach unserer Trennung waren ungefähr fünf Jahre vergangen, als ich ihn hier in München wieder traf. Ich ging an einem schönen Frühlingsvormittag die Amalienstraße hinunter und sah jemanden die Freitreppe der Akademie herabsteigen, der von weitem beinahe den Eindruck eines italienischen Modells machte. Als ich näher kam, war er es wahrhaftig.

Mittelgroß, schmal, den Hut auf dem dichten schwarzen Haar zurückgesetzt, mit gelblichem, von blauen Äderchen durchzogenem Teint, elegant aber nachlässig gekleidet, — an der Weste waren zum Beispiel ein paar Knöpfe nicht geschlossen — den kurzen Schnurrbart leicht aufgewirbelt, so kam er mit seinem wiegenden, indolenten Schritt auf mich zu.

Wir erkannten uns ungefähr gleichzeitig, und die Begrüßung war sehr herzlich. Er schien mir, während wir uns vorm Café Minerva wechselseitig über den Verlauf der letzten Jahre ausfragten, in gehobener, beinahe exaltierter Stimmung zu sein. Seine Augen leuchteten, und seine Bewegungen waren groß und weit. Dabei sah er schlecht aus, wirklich krank. Ich habe jetzt freilich leicht reden; aber es fiel mir thatsächlich auf, und ich sagte es ihm sogar gradezu.

„So, noch immer?" fragte er. „Ja, ich glaube es wohl. Ich bin viel krank gewesen. Noch im letzten Jahre lange sogar schwer krank. Es sitzt hier."

Er deutete mit der linken Hand auf seine Brust.

„Das Herz. Es ist von jeher dasselbe gewesen. — In letzter Zeit fühle ich mich aber sehr gut, ganz ausgezeichnet. Ich kann sagen, daß ich ganz gesund bin. Übrigens mit meinen 23 Jahren — es wäre ja auch traurig . . ."

Seine Laune war wirklich gut. Er erzählte heiter und lebendig von seinem Leben seit unserer Trennung. Er hatte bald nach derselben bei seinen Eltern es durchgesetzt, Maler werden zu dürfen, war seit etwa Dreivierteljahren mit der Akademie fertig, — soeben war er nur zufällig dort gewesen — hatte einige Zeit auf Reisen, besonders in Paris gelebt und sich nun seit ungefähr fünf Monaten hier in München niedergelassen . . . „Wahrscheinlich für lange Zeit — wer weiß? vielleicht für immer . . ."

„So?" fragte ich.

„Nun ja? Das heißt — warum nicht? Die Stadt gefällt mir, gefällt mir ausnehmend! Der ganze Ton — wie? Die Menschen! Und — was nicht unrichtig ist — die sociale Stellung als Maler, auch als ganz unbekannter, ist ja exquisit, ist ja nirgends besser . . ."

„Hast du angenehme Bekanntschaften gemacht?"

„Ja. — Wenige, aber sehr gute. Ich muß dir zum Beispiel eine Familie empfehlen . . . Ich lernte sie im Fasching kennen . . . Der Fasching ist reizend hier —! *Stein* heißen sie. *Baron* Stein sogar."

„Was ist denn das für ein Adel?"

„Was man Geldadel nennt. Der Baron war Börsenmann, hat früher in Wien eine kolossale Rolle gespielt, verkehrte mit sämtlichen Fürstlichkeiten und so weiter . . . Dann geriet er plötzlich in Décadence, zog sich mit ungefähr einer Million — sagt man — aus der Affaire und lebt nun hier, prunklos aber vornehm."

„Ist er Jude?"

„Er, glaube ich, nicht. Seine Frau vermutlich. Ich kann übrigens nicht anders sagen, als daß es äußerst angenehme und feine Leute sind."

„Sind da — Kinder?"

„Nein. — Das heißt — eine neunzehnjährige Tochter. Die Eltern sind sehr liebenswürdig . . ."

Er schien einen Augenblick verlegen und fügte dann hinzu:

„Ich mache dir ernstlich den Vorschlag, dich von mir dort einführen zu lassen. Es wäre mir ein Vergnügen. Bist du nicht einverstanden?"

„Aber gewiß. Ich werde dir dankbar sein. Schon allein, um die Bekanntschaft dieser neunzehnjährigen Tochter zu machen —"

Er blickte mich von der Seite an und sagte dann:

„Nun schön. Schieben wir es dann nicht lange hinaus. Wenn es dir paßt, komme ich morgen um 1 Uhr herum oder halb 2 und hole dich ab. Sie wohnen Theresienstraße 25, erster Stock. Ich freue mich darauf, ihnen einen Schulfreund von mir zuzuführen. Die Sache ist abgemacht."

In der That klingelten wir am nächsten Tage um die Mittagszeit in der ersten Etage eines eleganten Hauses in der Theresienstraße. Neben der Glocke war in breiten, schwarzen Lettern der Name Freiherr von Stein zu lesen.

Paolo war auf dem ganzen Wege erregt und beinahe ausgelassen lustig gewesen; jetzt aber während wir auf das Öffnen der Thür warteten, nahm ich eine seltsame Veränderung an ihm wahr. Alles an ihm war, während er neben mir stand, bis auf ein nervöses Zucken der Augenlider, vollkommen ruhig, — von einer gewaltsamen, gespannten Ruhe. Er hatte den Kopf ein wenig vorgestreckt. Seine Stirnhaut war gestrammt. Er machte beinahe den Eindruck eines Tieres, das krampfhaft die Ohren spitzt und mit Anspannung aller Muskeln horcht.

Der Diener, der unsere Karten davontrug, kehrte zurück mit der Aufforderung, einen Augenblick Platz zu nehmen, da Frau Baronin sofort erscheinen werde, und öffnete uns die Thür zu einem mäßig großen, dunkel möblierten Zimmer.

Bei unserem Eintritt erhob sich im Erker, von dem aus man auf die Straße hinausblickte, eine junge Dame in heller Frühlingstoilette und blieb einen Augenblick mit forschender Miene stehen. „Die neunzehnjährige Tochter" dachte ich, indem ich unwillkürlich einen Seitenblick auf meinen Begleiter warf, und: „Baronesse Ada!" flüsterte er mir zu.

Sie war von eleganter Gestalt aber für ihr Alter reifen Formen und machte mit ihren sehr weichen und fast trägen Bewegungen kaum den Eindruck eines so jungen Mädchens. Ihr Haar, das sie über die Schläfen und in zwei Locken in die Stirn frisiert trug, war glänzend schwarz und bildete einen wirksamen Kontrast zu der matten Weiße ihres Teints. Das Gesicht ließ zwar mit seinen vollen und feuchten Lippen, der fleischigen Nase und den mandelförmigen, schwarzen Augen, über denen sich dunkle und weiche Brauen wölbten, nicht den geringsten Zweifel aufkommen über ihre wenigstens zum Teil semitische Abstammung, war aber von ganz ungewöhnlicher Schönheit.

„Ah — Besuch?" fragte sie, indem sie uns ein paar Schritte entgegenkam. Ihre Stimme war leicht verschleiert. Sie führte eine Hand zur Stirn, wie um besser sehen zu können, während sie sich mit der anderen auf den Flügel stützte, der an der Wand stand.

„Und sogar sehr willkommener Besuch —?" fügte sie mit derselben Betonung hinzu, als ob sie meinen Freund erst jetzt erkannte; dann warf sie einen fragenden Blick auf mich.

Paolo schritt auf sie zu und beugte sich mit der fast schläfrigen Langsamkeit, mit der man sich einem auserlesenen Genuß hingiebt, wortlos auf die Hand nieder, die sie ihm entgegenstreckte.

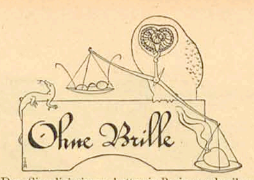
„Baronesse," sagte er dann, „ich erlaube mir Ihnen einen Freund von mir vorzustellen, einen Schulkameraden, mit dem ich das ABC erlernte . . ."

Sie reichte auch mir die Hand, eine weiche, scheinbar knochenlose Hand, ohne Schmuck.

„Ich bin erfreut —" sagte sie, während ihr dunkler Blick, dem ein leises Zittern eigen war, auf mir ruhte. „Und auch meine Eltern werden sich freuen . . . Man hat sie hoffentlich benachrichtigt."

Sie nahm auf der Ottomane Platz, während wir beide ihr auf Stühlen gegenüber saßen. Ihre weißen, kraftlosen Hände ruhten beim Plaudern im Schoß. Die bauschigen Ärmel reichten nur wenig über den Ellbogen hinüber. Der weiche Ansatz des Handgelenks fiel mir auf.

(Fortsetzung in Nr. 22)



Der «Simplicissimus» hatte ein Preisausschreiben für ein sangbares Volkslied und für eine Anekdote erlassen, dessen Resultat nunmehr bekannt gegeben werden kann. Wenn das Ergebnis der Novellenkonkurrenz ein betrübendes war, so ist das der jetzigen geradezu niederschmetternd und lässt uns in die Zukunft schauen wie in einen grauen Regentag. Ach, wir wollten all denen, die auf die Erfüllung unserer Versprechungen, auf die Erfüllung unserer Hoffnungen harrten, frisches, wohlschmeckendes Brot reichen, aber die Bäcker, von denen wir es beziehen sollen, haben kein Mehl und haben keine Milch; sie sind arme Leute, die Bäcker; und die Semmeln, die sie uns schicken, sind Semmeln von vorgestern, aus ganz jämmerlichem Material bereitet und selbst unsere Hoflieferanten können selten mit gutem Frühgebäck dienen, so dass es noch warm ist und nur so kracht, wenn man es in den Mund nimmt. Was bist du für ein armer Teufel, «Simplicissimus»? Wie ein junges Mädchen hast du dich auf deinen Hausstand gefreut und nun bist du in ein Land geraten, wo es für dich keine Bäcker giebt!

Die Wahl in der Krönung des besten Volkslieds hat nur zwischen zwei Autoren geschwankt: Richard Dehmel und Emanuel von Bodman. Dehmel hat mit seinem «Arbeitsmann» den Preis erhalten. Das betreffende Gedicht Bodmans wird gleichfalls im Blatt zum Abdruck gelangen. Den übrigen Versen, von wannen sie auch kommen mögen, wäre mit Schweigen am besten gedient, denn die Herren Preisrichter waren nach der Lektüre dieser seltsamen Produkte wie gerädert und man musste sie in die freie Luft führen, damit sie sich erholen konnten. Aber da der socialdemokratische «Vorwärts» geruht hat, unsere Vorliebe für dekadente Litteratur zu betonen, so mag das folgende nicht ungesagt bleiben. Ja, wäre es nur gute Dekadenz, was der «Simplicissimus» an Liedern «aus dem deutschen Volksleben» erhalten hat! Hunderte und hunderte von Arbeiten hat er bekommen, jawohl, aber das ist immer das Lied aus Urväterzeiten her: Herr Dräseke reimt Mädel auf Gretel, und Herr Blumke reimt Herzenskämmerlein auf Fensterlein. Soll dies schale abgestandene Zuckerwasser ein Trank fürs Volk sein, meine Herren Dräseke und Blumke? Soll eure nichtswürdige Süsslichkeit für Innigkeit, eure läppische Geziertheit für Naivität, eure dilettantischen Liebesseufzer für Leidenschaft gelten? O, dann bringe man uns lieber Dekadenz, selbst auf die Gefahr hin, dass uns der «Vorwärts» in Acht und Bann thut.

Über die Anekdoten-Konkurrenz (ein erfreuliches Zeichen war es, dass sich ein preussischer Generalleutnant im aktiven Dienst an dieser Konkurrenz beteiligt hat) ist überhaupt kein Wort zu verlieren. Zahllose Beiträge sind eingelaufen, aber keiner ist der Lektüre, viel weniger der Preiskrönung würdig. Hier reichen sich Borniertheit, Stümperhaftigkeit und Lüderlichkeit die Hand zum lieblichen Bunde. Auch nicht ein Quentchen wirklichen Humors, auch nicht ein Titelchen Gemüt und nicht eine Spur von Kunst. Das ist wahrlich betrübend!

Der «Simplicissimus» setzt nun einen Preis von 300 Mark aus für die beste Novelle, in der die sexuelle Liebe keine Rolle spielt. Er weiss wohl, dass er damit eine Art von litterarischem Scherz macht; denn was ist im Grunde wichtiger und was ist grösser, als die Behandlung der Liebe? Sie ist die treibende Kraft des Universums, Zeitalter auf Zeitalter, Generation auf Generation schiebt sie heran und macht das Leben zu einer Perspektive neuen Lebens. Aber dazu müssen Dichter kommen, und der «Simplicissimus» verzweifelt jetzt an der Ankunft dieser Dichter; darum will er den andern Gelegenheit geben, mit ihm auf einem festen heimatlichen Boden zu kämpfen. Er will nicht wiederum in die Lage versetzt sein, zweihundert Novellen zu lesen, in denen das «Verhältnis» und die litterarische Zote zu einem ausschliesslichen Gegenstand der Darstellung erhoben wird.

Der Einlieferungstermin der Arbeiten ist der 15. Oktober dieses Jahres (verschlossenes Kouvert und Kennwort). Der Raum der Novelle darf einen Umfang erreichen bis zu 350 Druckzeilen des Blattes.

Simplicissimus

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „**Simplicissimus**“ bez. zu wollen.



Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Eine unverschämte Person von Th. Th. Heine



„Bitt' schön — wenn der Herr Hund vielleicht nicht alles auffessen kann . . ."

1. Jahrgang Nr. 22

Preis 10 Pfg.

29. August 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Der Fiskusfranz von W. Schäfer



(Zeichnung von A. Langhammer)

Der Fiskusfranz

Von W. Schäfer

Der Eimer war zuerst hinaus geflogen, dann die Hasellies und dann ihr triefender Schrubber. Drinnen aber wütete der Fiskusfranz und weidete sich an jedem Klumpen Dreck, den er auf den frischgescheuerten Boden stampfte. Wohl zwanzigmal schon war er um den großen Eichentisch gerast, und längst bezeichnete eine lehmgelbe Spur seine Bahn. Jetzt blieb er stehen und rüttelte an der wurmzerstochenen Wanduhr, daß die schwarzen Gewichte klirrend durcheinander hopsten und das gelbe Pendelblech klatschend gegen die Rückwand schlug.

„Verfluchte Ordnung: Unordnung! Wenn's alle drei Tage naß sein sollt', wär' kein Dach nötig. — Aber das! das! — Das!"

Noch einmal raste seine gekrampfte Faust vor ihm her um den Tisch. Wieder stand er vor der Uhr und starrte auf den fettgemalten Posaunenengel des grünen Zifferblatts, in dessen Lachen das ganze Braunfeld zu höhnen schien. Und wütender rüttelten seine Knochenfinger an dem morschen Bauwerk.

Krach! da lag das Gewicht.

Der Rattenfänger war erschreckt vom Stuhl gefallen. Racheschnaubend schoß er unter dem Tisch hervor und bellte gegen die alte Uhr, daß seine schwarzen Augen weit aus den struppigen Höhlen quollen.

„Prahlhans! So beiß doch!"

Winselnd kroch der Getretene unter den Tisch zurück.

„Bellen! Bellen! Und doch alles stehlen lassen! Aber ich werd' beißen! Und wenn's tausendmal der Fiskus ist! Ich werd' —

Das Quieken der Thüre zerschnitt seine Zornrede. —

„Na?"

Scharf wie Messerspitzen zuckten die Blicke der Hasellies mitten ins rote Gesicht. Sie wich einen Schritt zurück und blieb in der geöffneten Thür stehn.

„Was giebt's?"

Ihr geübtes Ohr spürte den Hauch von Versöhnung in der grimmigen Frage. Sie trat einen Schritt vor, hielt die Thür aber noch auf.

„Ich wollt' nur fragen," — es lag immer ein verborgener Jammer in ihrem Sprechen — „ob das denn wahr ist?"

„Was denn?" Die Stimme gellte schon wieder schärfer.

„Ob der Jakob wirklich nach Amerika geht?"

„Wa—s?" Grenzenloses Staunen warf den Zorn zu Boden.

Die Alte fühlte ihren Sieg. Mutig riß sie den Blick von dem gelben Lehmkranz und hob ihn spürend empor. Die ganze hagere Gestalt des Fiskusfranz war ein Fragezeichen. Selbst die knochigen Finger krallten sich, als wollten sie die Lösung des Rätsels umklammern.

„Er hat's gesagt — eben. — Weil er den Hof nun doch nicht kriegt."

„Weil — weil, weil — weil! — Er kriegt den Hof! Verstanden? Er kriegt den Hof! — Ich soll mein Sach nicht geben können, wem ich will? — Hehe! — ‚Wenn ich ein Kind hätt', ein eigen Kind hätt'!' Mir das zu sagen! Mag für die Braunfelder gut sein, 'nem Dutzend Bälg die Lutschbeutel in den Schnabel zu thun. Ich hab' kein' Lust dazu! Ich nicht! Verstanden! Verstanden!"

Die Hasellies wich erschreckt vor den krampfenden Knochenfäusten zurück. „Ja, ja! Aber —"

„Was Aber? He? — Dreihundert Jahr hat ein Schmelz den Hof — und nun will der Fiskus sein Maul aufreißen und alles verschlucken. — Weil ich keinen leiblichen Erben hätt'! So ständ's in den Akten! Hehe! In den Akten!" — Seine Finger durchwühlten die Luft, als wollten sie alle Akten der Welt zu Fetzen reißen. — „Nach Amerika, sagst du?"

„Ja — und die Kattrin will er sitzen lassen!" Dicke, mütterlich dicke Tropfen rannen in die Worte. „Und sie — ist doch — sie hat — er hat doch —" Sie schien die Lehmklumpen des Bodens zu zählen.

„Wa— der Jakob?"

„Ja, der Jakob, und jetzt will er nach Amerika."

„Hol ihn her!"

Er stand am Fenster und sah hinaus. Das Sonnenlicht schien fast durch seinen schmächtigen Körper.

Wenn's gar ist, muß man essen! Und wenn das Höllenfeuer im Fiskusfranz einmal nicht in wilden Flammen lohte, mußte man ihm beikommen. Vorsichtig fühlend krochen die Worte zum Fenster: „Wenn er geht — und läßt die Kattrin sitzen — man kennt ja die Braunfelder — Die Schand —"

„Hol ihn her!" Zwei Sprünge, und die gelbweißen Locken des hageren Gesichts flatterten dicht vor ihren erschreckten Augen.

„Hol ihn her!"

Sie fühlte die Finger des Wütenden in ihren Schultern. „Ja, ja, ja!" Mit verzweifeltem Ruck entriß sie ihr gefährdetes Fleisch den wilden Fängen. Ein Satz gab ihr die Thür, und ein kräftiger Stoß warf sie zu.

Der Fiskusfranz war allein mit seinem Höllenfeuer und dem Rattenfänger, der noch immer mit vorgesperrtem Hals wie rasend die Thür ankläffte. Ein Tritt brachte ihn zum zweitenmal unter den Tisch zurück, wo er sich den schmerzlichsten Betrachtungen über den Wert eines Hundelebens hingab, bis ihm die Verzweiflung in dicken Rattenfängerthränen aus den borstigen Lidern tropfte.

Das Höllenfeuer flackerte noch ein paarmal auf in wildem Lachen. Dann war es stiller und nur noch vereinzelt drohte ein unterirdisches Grollen, wenn der Alte an irgend einem Punkt des Lehmkreises stehen blieb und in heißem Haß nach dem lachenden Posaunenengel stierte. — Die Schande? — Hehe! Diese Braunfelder mit ihrer Moral, die jeden Sonntag in der Kirche geschmiert werden mußte, damit sie eine Woche weiter lief: sie sollten wieder mal lachen und mit Fingern zeigen und groß thun und verdammen! Ein Mädchen, das auf seinem Hof diente, auf dem Hof des Fiskusfranz! Und der Jakob, den sie alle am liebsten aufgefressen hätten, weil er ihr Gemeinde-Sauhirtamt verachtet hatte, und der darum bei ihm war, und dem er gerade darum den Hof verschreiben wollte. Gerade darum! Weil er nichts hatte und den Braunfeldern nichts recht machte! Gerade darum! — Diese Aktenmenschen!

Das Grollen wurde drohender und die Flammen flackerten wilder.

Wenn er daran dachte, wie sie heute vor ihm gestanden hatten, diese vertrockneten Staubseelen! — — Nachgeben? Er nachgeben, er, der Fiskusfranz? Der sein ganzes Leben gelebt hatte im Kampf gegen das Du, das breite, allgemeine Du, das seinem Willen den Weg vorschreiben wollte mit tausend Stachelzäunen? Dessen Antlitz ein einziges Schlachtfeld war, wo jede Falte einen Leichenstein bedeutete? — — Aber sein Nacken stand noch immer als stolzes Siegesdenkmal. Und das sollte stehen bleiben; auch diesmal! Der Jakob bekam den Hof und wenn er den Rest seines Lebens nach einem Mittel suchen, wenn er seinen alten Kopf zergrübeln mußte, bis alles vertrocknet war und nichts mehr blieb, als der eine Gedanke.

Noch viele Lehmklümpchen fielen auf den gelben Kreis. Immer krampfhafter, immer schwerer wurde sein Gang, bis er eine lange, lange Minute brütend stand. Dann prasselte sein Zorn hernieder, wie ein schwerer Hagelschauer. Er rannte um den Tisch, so rasend, so oft, daß der arme Rattenfänger, der ringsum nichts mehr sah, als zappelnde Glieder und stampfende Nagelschuhe, sich breit auf seine vier kurzen Beinchen stützen mußte, um nicht im Schwindel hinzusinken wie eine tollgetanzte ältere Jungfrau.

Endlich kam ihm Rettung. Die Thür wurde geöffnet, und vor dem massigen Körper der Hasellies zeichnete sich ein langer blauleinener Streifen ab. Er nahm bestimmte Formen an. Jetzt sah er auch das strohblonde Haar unter der schiefen Mütze, die hängenden Schultern, die breiten, roten Fäuste.

Der Jakob! — Das konnte schön werden! Wenn's der Fiskusfranz erst mit seinem Liebling hatte, war's besser, beiseit zu gehen. Vorsichtig kroch der zitternde Rattenfänger unter den Schrank. — —

„Na?"

Unheimlich gleichgültig kam das Wort vom Fenster her.

Der Jakob steckte erwartend die Hände unter den Kittel.

„Also nach Amerika will man gehn!"

Die Gleichgültigkeit des Tons wurde immer drohender.

„Ja."

Träumend war das Wort gesprochen, und träumend blickten die großen tiefblauen Augen an der leinenen Hose hinunter. Am Knie war ein Flicken eingesetzt. Wie eine Raupe kroch die Naht quer über das Bein. So lange Raupen gab's hier nicht. Aber drüben in den Urwäldern! — Da wurden aus den Raupen Schmetterlinge, größer als ein Suppenteller und bunt wie ein Gewirk aus lauter Regenbogen. Und die Schmetterlinge naschten von Blumen, die so schön waren, daß eine Rose zur Seite stehen mußte wie ein armseliger Bettler.

„Warum will man nach Amerika?"

Das klang wie Kriegsruf! Die blauen Augen fuhren empor. Der Alte hatte sich zu ihm gewandt. Wie scharf sich die Nase nach vorn bog, wie starr der dürre Hals sich aufreckte und wie wild die weißen Strähnen ihn umflatterten! Und das Auge! Das scharfe, kleine, schlitzäugige Kriegerauge! Das war ein Häuptling, der da vor ihm stand, ein Häuptling, dessen Arm den Bären erdrückte, und dessen Schlauheit schärfer war als sein Messer.

„Warum will man nach Amerika?"

Wie bekannt das klang? Und wie — das war ja der Alte! Der Fiskusfranz! — Ob der was von ihm wollte? — Er mußte wohl antworten? — Aber was? —

Die Hasellies lud seine Mühe auf ihre fetten Schultern.

„Weil der Fiskus den Hof nicht" —

„Hehe! — Der Fiskus!" Der ganze ölreiche Jammer der Alten ertrank in dem Wutausbruch: „'nen Sohn, 'nen leiblichen Erben!" — Da müßt' ich noch heiraten! — Hehe! — Zweiundsiebzig Jahr das unnütze Weibsvolk nicht angeguckt! Hehe!

„Wenn er ihn" — die Hasellies benutzte die Pause.

„Red' nicht!!"

Der Rattenfänger zog erschreckt sein borstiges Haupt noch tiefer unter den Schrank zurück. So hatte der Alte selbst eben nicht gestampft.

„Nein, ich red' doch!" Die Worte quietschen eine rasende Tonleiter hinauf, bis sie hinter der Schürze in wilden Thränen ertranken. „Wenn er geht, — dann — kommt die Kattrin in Schand. — Ist schon bald zwei Monat — und — dann" —

„Hehe!" Der Alte begann wieder auf und ab zu laufen. Da ist's ein Unglück, daß es da ist und — bei — mir — — — Er blieb stehn. So plötzlich, daß die anderen mit ihm erstarrten und der Rattenfänger schwerer Ahnungen voll die Ohrborsten aufwärts sträubte. —

Auf das Höllenfeuer war neues Höllenpech gegossen worden. Weit vorgebeugt stand die hagere Gestalt des Fiskusfranz. Immer spitzer wurde der Winkel zwischen dem gekrümmten Oberkörper und den einknickenden Beinen. Immer mehr krampften sich die gespreizten Finger zu Fäusten, als wollten sie etwas fassen, etwas halten. Jetzt fuhren sie mit gewaltigem Ruck zurück. Der Oberkörper schnellte empor. Die Gestalt straffte sich hoch auf: Dann prasselte Gelächter hernieder, ein Gelächter so grell, so fürchterlich grell und doch so jubelnd, daß die Hasellies mit Entsetzen nach seinen Augen blickte. Sie hatte den wahnsinnigen Küster damals gesehen, wie er den Pastor in der Kirche an das Altarkreuz hatte binden wollen. Die Augen damals, und —. Mit einem Ruck war sie an der Thür. Der Rattenfänger hielt endlich seinen Augenblick für gekommen. Vor Erregung überpurzelnd schnellte er unter dem Schrank hervor und bellte die zweite Stimme zu dem gellenden Gelächter des Alten.

„Halt's Maul!"

Der Köter erhielt einen Tritt, daß sein klägliches Geheul mit einem Ruck die führende Stimme nahm.

„Hol die Kattrin!"

„Wa—" das Wort blieb der Hasellies im Mund stecken wie ein zu dicker Kloß.

„Hol die Kattrin!"

So eigentümlich ungewohnt klang der Befehl, daß selbst der Jakob aufhörte zu grübeln, ob der gelbe Punkt am Boden ein Käfer oder einer von den vielen Lehmklumpen war. Doch ehe sein Geist den Weg zur Wirklichkeit ganz zurück gefunden hatte, preßten neben ihm schon zwei runde braune Händchen das Schürzenleinen in vielen Falten gegen die Augen.

Die Hasellies schob ihre Kattrin noch dichter an den erstaunten Jakob und brachte mit einem kundigen Griff das schwere Flechtwerk der Tochter in die Mitte des straffen Nackens. Dann fand die erwartungsvolle Stille auch bei ihr eine Ruhebank. Sie faltete die beiden Hände, und die Lust zum Apfel siegte auch in ihr über die Furcht vor der Schlange. Es mußte nun etwas kommen. Und wenn's das Schrecklichste war: es kam, es geschah doch etwas!

Aber es kam nichts, gar nichts als eine große, lange Stille. Die Stille einer Saite, die immer mehr und mehr gespannt wird, und die doch an einem Punkt mit lautem Knall zerspringen muß. — Der Fiskusfranz lachte nicht mehr. Er betrachtete die weinende Kattrin, vom breitgescheitelten, leicht gelockten Haar an der geknitterten Schürze hinunter bis zum herben Schuhwerk.

Was er nur wollte? — Die Hasellies mußte wieder an den wahnsinnigen Küster denken.

Jetzt! — Wie sie dastand, die kleine sehnige Gestalt. Beide Hände in den Hosentaschen. Das war ja Hohn! Offenbarer Hohn! — Was —

„Ja!" Die Hände der nach unten gestoßenen Arme fuhren fast durch die Tasche. „Ja! — Jetzt sperrt die Ohren auf! Kommt was Neues! — 'nen Erben muß ich haben, Sohn oder Tochter! Einerlei! — Aber ich hab' keinen! — Da muß ich heiraten. He?"

Wieder lag der seltsame Hohn in seinen Blicken, wie er die andern der Reihe nach betrachtete vom mageren, zitternden Rattenfänger bis zur fetten, zitternden Hasellies.

„Die da darf noch keinen Erben haben, aber sie kriegt einen. — Muß auch heiraten! He? —"

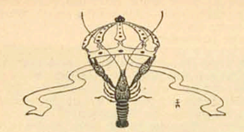
Nur die Hasellies wagte schüchtern zu nicken.

„Also, Hasellies, du wirst meine Schwiegermutter?"

Was?

Von keinem wurde die Frage gesprochen. Aber sie lag in der ganzen ver-

(Schluß auf Seite 4)



Die Krone

(Ballade)

Es gleisst der Stahl
Im heissen Strahl,
Die Flamme sprüht
Im roten Saal.
Und in Rauch und Funken glüht
Die Krone,
Die Krone für den König.

Der bleiche Meister, die bleichen Gesellen
Stehn hämmernd um des Feuers Hellen.
Und als sie ihr gaben den letzten Schlag,
Die Krone springklingend am Boden lag,
Die Krone,
Die Krone für den König.

Ein blonder Bursch, der jüngste Gesell,
Ergreift die Krone und taucht sie schnell
Ins zischende Wasser, schwingt hoch sie empor
Und stülpt sie sich lachend aufs linke Ohr.
Mit der Rechten den Eisenhammer er schwingt
Und jubelnd er singt:
„Mein ist die Krone,
Die Krone für den König!"

Der Meister und die Gesellen zusammen
Stehn bleich um des Feuers rotzuckende Flammen.
Der aber, den Hammer in starker Hand,
Jubelt hinaus ins lachende Land:
„Mein ist die Krone,
Die Krone für den König!"

Und fern auf seinem Königsthrone
Da sass ein König ohne Krone.

Wilhelm von Scholz

Filou

Von Kory Towska

I.

Lisa Hoffmeister an Emmy Busse.

Berlin, 4. März 1894.

Liebste Schwesterseele!

Kaum vier Monate sind darüber vergangen, seit Deine Hochzeit uns getrennt hat, uns, die Unzertrennlichen, und schon ist Lisa gezwungen, zu bekennen: Hier stehe ich — ich kann nicht weiter — rate Du mir, Emmy, Amen! Nicht allein, weil Du, die jüngere von uns beiden, die Verheiratete bist, sondern auch weil Du in jeder Hinsicht die Erfahrenere bist, weil Du es von jeher warst und nach meiner Schätzung es immer bleiben wirst.

Ich komme ohne weitere Umschweife zur Sache. Der Fall ist der: Du entsinnst Dich wohl noch jenes Malers, von welchem ich Dir in meinem zweiten oder dritten Briefe schrieb. Ich habe ihn damals in einer Abendgesellschaft bei Frau Tengo-Richters kennen gelernt, derselben, in deren Salon so schrecklich viel Musik gemacht wird.

Wenn es wahr ist, daß die schönen Seelen sich finden, so finden sich die Hetzer noch viel leichter zusammen, zumal bei Sonaten in Moll. Wir — der Maler und ich — drückten uns sachte aus dem Musikzimmer und fanden eine hübsche Ecke, wo wir leise über die Renaissance plauderten.

Wir waren dabei untereinander keineswegs einig. Aber es war ein höchst unterhaltlicher Zank, so wie ich ihn grade gern mag, zwischen ebenbürtigen Gegnern.

Es gab nur einen einzigen Punkt, in welchem wir zusammenkamen, das war das Porträt der Frau Gioconda, genannt Mona Lisa. Sie war eine vornehme Florentinerin. Lionarda da Vinci hat sie gemalt. Ich glaube, Du kennst das Bild auch. In Reproduktionen hast Du es sicherlich schon oft gesehen. Es ist die Dame, die so ausgemacht spitzbubenhaft lächelt.

An diesem Bilde der Mona Lisa (sie hieß auch Lisa) soll Lionardo da Vinci acht Jahre lang gemalt haben. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, Emmy, was das heißt. Du hast noch zu keinem Bilde gesessen. Ich dagegen weiß ein Lied davon zu singen, ich werde jetzt gemalt. Drei Monate dauert die Geschichte schon. Erst machte mir die Sache Spaß und schmeichelte meiner Eitelkeit, denn mein Lionardo fängt an, berühmt zu werden und hat eine Zukunft. Aber allmählich begann das Ding mich zu langweilen und ich vertrieb mir die Zeit mit allerhand Allotria, welche ihn ärgerten und in der Arbeit störten. Schon ging ich mit dem Gedanken um, die Sitzungen aufzugeben, als ich eine Entdeckung machte, die mich ungemein amüsierte.

Beiläufig bemerkt, sind wir beide stets allein im Atelier. Zuerst begleitete mich Fräulein Kiesling, welche, wie Du weißt, seit Deiner Verheiratung unserm Haushalt vorsteht. Sie ging außerordentlich gern in das Atelier und es machte mir Spaß, daß sie mit dem Maler kokettierte. Mein Gott, sie ist noch jung, und lebenslängliche „Stütze" bei Bankier Hoffmeister zu sein, ist gewiß nicht ihr einziger Gedanke.

Leider imponierte sie dem Maler nicht sehr, und seit sie das gemerkt hat, bringen sie keine zehn Pferde mehr dazu, sein Atelier zu betreten. Und wenn Gründe so teuer wären wie Brombeeren im Januar, sie würde welche auftreiben, um sich davon zu drücken. Seitdem gehe ich allein zu den Sitzungen. Ich weiß ganz gut, daß es Leute giebt, welche diese Thatsache auf ihre Weise kommentieren. Aber wann haben wir, Du und ich, je nach dem Urteil der Leute gefragt!

Eines Tages machte ich die Entdeckung, daß mein Maler verliebt sei. Und wenn ich sage verliebt, so meine ich das, was wir beide in unserer Praxis „Akute Manie" zu nennen pflegten. Von leichtem Delirium bis zu schwerer Lyrik fehlte auch nicht ein Symptom.

Ich habe mich großartig benommen. Unter anderm sagte ich zu ihm, er möge versuchen, seine Gefühle um seiner Arbeit willen zu beherrschen.

„Daß ich andernfalls Ihr Atelier für immer verlasse," fuhr ich fort, „ist ausgemacht. Was ich für Sie fühle, ist Freundschaft. Mögen Sie sie nehmen oder zurückweisen, Sie werden mich nicht hindern können, Ihrer gerne zu gedenken als eines Künstlers, den ich bewundre und eines Mannes, den ich achte." Es klang großartig.

Das Drollige an der Geschichte ist, daß ich die reine Wahrheit sagte. Ich fühle so etwas wie Freundschaft für ihn. Nichts mehr! Vor Dir würde ich nicht leugnen. Wozu überhaupt leugnen? Lieben ist menschlich. Oder sagen wir besser „Verliebtsein". Ich mag die großen Worte nicht, voran das Wort Liebe. Ich habe nie geliebt. Jedenfalls erinnere ich mich dessen nicht mehr. Verliebt aber bin ich öfter gewesen.

Ich erwähnte vorhin, daß Lionardo da Vinci acht Jahre am Bildnis der Mona Lisa gemalt habe. Die Kinder des sechzehnten Jahrhunderts hatten mehr Geduld als wir, und mehr Zeit obendrein. Madonna Lisa besaß gewiß die große Begeisterung und das feine Verständnis für die Kunst, die ihre Nation und ihr Jahrhundert so berühmt gemacht haben. Und was da Vinci betrifft, so war er kein Pfuscher, sondern vielmehr der Mann der Gründlichkeit, der Gelehrte, der jeden Muskel kannte und modellierte.

Ich will nicht Übles von den Leuten sagen. Aber acht Jahre sind acht Jahre! Man wird mir niemals einreden können, daß im Cinquecento nicht mit Wasser gekocht worden sei. Mag die Frau lächeln über wen sie will, daß es der Maler nicht ist, das ist eine Thatsache, die für mich fest steht. Sie werden sich die Zeit schon vertrieben haben.

In solche Gedanken versunken saß ich eines Tages da und sah mir meinen Lionardo von oben bis unten an, objektiv, vergleichend, nachdenklich, beschäftigt mit dem Problem: warum liebe ich diesen nicht? was ist das wundersame Ding Liebe?

Auf einmal läßt der Maestro seine Pinsel fallen, wirft die Palette weg, stürzt vor mir auf die Knie und ruft: —

Erlasse mir die Scene, Emmy! Du weißt, was Männer sagen, wenn sie uns anbeten, und was Frauen antworten, wenn sie die Glut dieser Anbetung dämpfen wollen, wobei sie übrigens klug genug sind, sie nicht zu löschen.

Nun hätte ich also gehen müssen. Ich that es aber nicht. Ich war entzückt von dem Bilde und fest entschlossen, bis an das Ende auszuhalten. Darin unterscheide ich mich von Dir, meine liebe Emmy, daß Du nie übermäßig für die Kunst geschwärmt hast. Ein Kunstwerk bedeutet für mich ein organisches Wesen. Wer es vernichtet, ist ein Mörder, wer es verletzt, ein Schänder. Mir würde die Hand verdorren und das Herz in der Brust stille stehen. Viel wahnsinniger als die wahnsinnigsten Cäsaren Roms war der Haufe der germanischen Vandalen-Soldateska. Von den neueren und neuesten Bilderstürmern rede ich gar nicht. Sie haben für ihre Blamage nicht einmal den Vorwand einer Völkerwanderung.

So begnügte ich mich denn damit, den Künstler auszulachen. „Wenn das nicht hilft, hilft gar nichts mehr," dachte ich mit dem alten Couplet-Kehrreim, und machte mich über ihn lustig

Und nun, Emmy, gieb acht; dies ist der Punkt, um welchen es sich handelt: ich hatte die Rechnung ohne Adam gemacht! Eine Frau kann eitel sein, es ist wahr. Sie wird indessen stets von dem Manne darin übertroffen werden. Der Mann glaubt, was er sieht, und sieht, was er wünscht. Ich hatte seine Liebeserklärung zurückgewiesen. Bon. Was beweist ihm das? Antwort: Daß ich ihn liebe! Ich hatte ihn ausgelacht. Gut; was weiter? Ich bin trotzalledem in ihn verliebt, oder vielleicht gerade infolgedessen — was weiß ich? Genug, es ist für ihn eine Thatsache, besser! Er hat die Logik seines Größenwahns — nun mache was dagegen, wenn du kannst!

Ich eile zum Schlusse meines Briefes, und wenn meine Hand dabei zittert, so ist es vor Wut. „Lisa," sagte ich zu mir selber, „Du hast ohnehin noch eine alte Schuld an ihm zu rächen. Sie besteht darin, daß er durch Dich sein intensivstes Leben lebt. Um so schlimmer für ihn. Warum beweist er Dir nicht, daß du ein Herz hast. Du brauchst kein Mitleid zu haben mit denen, die im Paradiese sind. Du hast ihm dieses Paradies aufgeschlossen, welches Du selber nie betratest. Arme Lisa! Was hast Du gesündigt, um all das zu leiden?"

So sagte ich im stillen. Und nun will ich meine Doppelrache haben, und mag es kosten, was es will. Und nun gieb Du mir ein Mittel, Emmy, aus Deiner reichen Erfahrung, um dem Manne dauernd die Lust zu benehmen, seine Wünsche zu Bankier Hoffmeisters ältester Tochter zu erheben. Aber kein Hausmittel! Das wirkt nicht in dem Fall. Ist er doch Er, der Mann, vor dem die Berge der Erde niedersinken, und die Thäler sich heben, wenn er sein Liebchen sehen will. Ist er doch der Erbfeind, den wir verachten, und der doch ewig stärker ist als wir!

Nein, Gift soll es sein, scharf wie Bilsenkraut, oder noch besser eins, das toll macht, wie Belladonna. Ein Filou will ich sein — wie, das ist mir ganz egal, wenn ich ihn nur einseifen kann, ihn feierlich betrügen kann, um unsterblich über ihn zu lachen!

Mona Lisa.

II.

Emmy Busse an Lisa Hoffmeister.

Hamburg, 6. März 1894.

Liebe Lisa, Du bist ein Närrchen! Muß ich es Dir sagen, was Du zu thun hast? Es giebt für Dich nur dieses Einzige: Erhöre Deinen Lionardo! Wenn Du ihn heiratest, wird er Dich vier Wochen später für den größten Filou unter der Sonne halten, was Du, mein Schwesterchen, unter uns gesagt, auch bist.

Mein Vorschlag soll übrigens kein Scherz sein. Du liebst ihn nicht. Gut. Habe ich „Willy Busse" geliebt? Und ich versichre Dich, daß ich außerordentlich glücklich mit ihm bin. Du und ich, wir sind nicht die großen Emotionen für die dramatischen Accente geschaffen, weder in der Liebe noch im Haß. Ergo!

Sollte Dein zartes Gewissen jedoch diesen Rat für frivol halten, so erinnre Dich an das, was ich Dir immer gesagt habe: jede Frau ist genau so schlecht, wie der Mann, der sie dazu macht! Und heute füge ich hinzu: Jede Ehe ist das Werk zweier Charaktere.

Ich umarme Dich und wünsche Dir Glück zur Verlobung.

Deine Emmy.

III.

Lisa Hoffmeister an Emmy Busse.

Berlin, 8. März 1894.

Ich danke Dir, liebe Emmy. Du hattest recht wie immer. Nur in einem Ding hattest Du unrecht. Nicht ich war der größte Filou unter der Sonne, als ich Deinen Rat befolgte, sondern ein weit größerer warst Du, die Du mir diesen Rat gegeben hast. Der allergrößte aber ist Lionardo, der zum Stamme jener Asra gehört, welche zwar sterben, wenn sie lieben, als lieber sterben als heiraten.

Ich habe ihm eine Ohrfeige rechts gegeben, die er links auch gespürt hat. Das war die Quittung für den Kuß, den ich für den Verlobungskuß hielt.

Darauf sah ich mich im Atelier nach einem Messer um, womit ich mein Bildnis zerstören könnte. Es war keins da. Ich bin nicht für die tragischen Accente geschaffen. Infolgedessen begnügte ich mich damit, einen dicken Pinsel voll Farbe zu nehmen und damit in die frischen Lasuren auf der Leinwand hineinzufuhrwerken, mit der Wollust der Vandalin, quer über das schöne Gesicht. Ich höre seinen Aufschrei noch.

Es war Berliner Blau. Und warf ihm den Pinsel vor die Füße.

Leb wohl, Emmy! Wieder einmal beuge ich mich vor Deiner überlegenen Weisheit: Jede Frau ist der Filou, den der Mann aus ihr macht

Lisa.



Mutterlieder

Von Mia Holm

1

Dicht am Fenster steht sein Bett,
Ich betrete sacht das Stübchen,
Lösch' die Lampe, schmeichle leis:
Schlaf im Dunkeln ein, mein Bübchen!

Aber Bübchen zeigt empor,
Wo die Sterne strahlend funkeln:
Nein Mama, der liebe Gott
Schläft ja auch nicht gern im Dunkeln.

2

Sonne, Blumen, Vögel, Kinder
Schlummern alle fern und nah:
Schlaflos nur, mit großen Augen
Liegt mein kleiner Bube da.

Seines Vetters denkt er zornig,
Der ihn ewig neckt und plagt;
Gott erhört der Kinder Bitten,
Hat Mamachen heut gesagt.

Und die Fäuste hebt er plötzlich,
Betet laut, voll Leidenschaft:
„Ihn nur einmal durchzuprügeln,
Gott im Himmel, gieb mir Kraft!"

3

Seine Augen hebt mein Bübchen,
Hebt sein Stimmchen hell und klar:
„War denn Christus wirklich Jude?
Sag, Mama, ist's wirklich wahr?"

„Ja, mein Kind." Da schaut mein Bübchen,
Ganz betrübt, betroffen drein —
Plötzlich blitzt durch seine Züge
Wieder heller Sonnenschein.

Und die Augen hebt er wieder,
Hebt sein Stimmchen hell und klar:
„Doch der liebe Gott, Mamachen,
Ist ein Deutscher doch, nicht wahr?"

räucherten Stube, selbst in dem Traumblick des Jakob. Nur der Rattenfänger schüttelte den borstigen Kopf. Er verstand seinen Herrn nicht mehr.

„Na, Alte! Nun schwätz ein Wort! — Und du, Kattrin! — Wann machen wir los mit der Hochzeit?

„Jessas, Ihr — die Hasellies setzte an wie zu einer großen Rede. Aber sie verschluckte sich an ihren eigenen Worten.

„Ja, ich!“ Seine Fäuste bohrten immer tiefer in den Taschen. „Ja, ich: der Fiskusfranz! Das ist das letzte! Dann hab' ich den Fiskus an seinem eigenen Gesetz aufgehängt und die Braunfelder mit ihrer Moral dazu. Hehe!“

„Fiskusbauer!“ Der Traum war aus dem Wort gewichen. „Fiskusbauer! Die Kattrin wird *mein* Frau.“

„Hehe! Döschädel! Glaubst du, ich werd' mit zweiundsiebzig Jahren noch einmal verrückt wie'n Hengst im Frühjahr? — Was ich da mach', ist für den Fiskus und für die moralischen Braunfelder und dafür, daß du nicht nach deinem Amerika trampelst! Verstanden? — Was du mit deiner Kattrin treibst und wieviel Kinder du — aufziehst, kümmert mich nicht. Verstanden? — Und nun ist's genug! Marsch! — An die Arbeit! — Ist kein Feiertag heut'!“

„Aber —“ Die Alte versuchte zu stammeln.

„Marsch! — Na!“ — —

Gehorsam tappten sie zur Thür und schleppten einen schweren großen Gedanken hinaus, der aus dem trotzigen Schädel des Fiskusfranz auf sie gesunken war. —

Dem Alten aber war's leicht ums Herz wie nie seit zweiundsiebzig Jahren. Das war das Beste von allem. Der Rachen des Fiskus! Er sah ihn vergeblich schnappen in hungriger Gier. Und *die* Gesichter der Braunfelder!

Ja, *die* Gesichter der Braunfelder! — Die zogen sich nach einigen Wochen in ehrfürchtige Falten, wenn die Frau Gutsbesitzerin Kattrin bei ihren Einkäufen zu ihnen kam. — Ob geschwätzt wurde? — Natürlich! Aber nur im Dunkeln! Den Tag entweiht kein Braunfelder durch schlechtes Gerede.

„Dirne Tod“



(Zeichnung von Steigerwaldt)

„Die Dame geht mit mir!“

„„Nein, mit mir!““

„Ich sage Ihnen —“

„„Ruhig! Die Dame geht mit mir, sage ich — — — —““

Dame: „Keinen Streit, meine Herren, Ihr kommt beide an die Reihe.“

Sein erster Gedanke von Th. Th. Heine



Fatal! Jetzt kann ich nicht mehr Reserveoffizier sein.

Der Wille zum Glück

Novelle

Von **Th. Mann**

(Fortsetzung)

Nach ein paar Minuten öffnete sich die Thür zum anliegenden Zimmer und die Eltern traten ein. Der Baron war ein eleganter, untersetzter Herr mit Glatze und grauem Spitzbart; er hatte eine unnachahmliche Art, sein dickes goldenes Armband hinter der Manschette zurückzuwerfen. Es ließ sich nicht mit Bestimmtheit erkennen, ob seiner Erhebung zum Freiherrn einst ein paar Silben seines Namens zum Opfer gefallen waren; dagegen war seine Gattin einfach eine häßliche kleine Jüdin in einem ziemlich geschmacklosen grauen Kleid. An ihren Ohren funkelten große Brillanten.

Ich wurde vorgestellt und in durchaus liebenswürdiger Weise begrüßt, während man meinem Begleiter wie einem guten Hausfreunde die Hand schüttelte.

Nachdem über mein Woher und Wieso einige Fragen und Antworten gefallen waren, begann man von einer Ausstellung zu sprechen, in der Paolo ein Bild hatte, einen weiblichen Akt.

„Eine wirklich feine Arbeit!“ sagte der Baron. „Ich habe neulich eine halbe Stunde davor gestanden. Der Fleischton auf dem roten Teppich ist eminent wirkungsvoll. Ja, ja, der Herr Hofmann!“ Dabei klopfte er Paolo gönnerisch auf die Schulter. „Aber nicht überarbeiten, junger Freund! Um Gotteswillen nicht! Sie haben es dringend nötig, sich zu schonen. Wie steht es denn mit der Gesundheit? —“

Paolo hatte, während ich den Herrschaften über meine Person die nötigen Aufschlüsse erteilte, ein paar gedämpfte Worte mit der Baronesse gewechselt, der er dicht gegenüber saß. Die seltsam gespannte Ruhe, die ich vorhin an ihm beobachtet hatte, war keineswegs von ihm gewichen. Er machte, ohne daß ich genau zu sagen vermöchte, woran es lag, den Eindruck eines sprungbereiten Panthers. Die dunklen Augen in dem gelblichen, schmalen Gesicht hatten einen so krankhaften Glanz, daß es mich nahezu unheimlich berührte, als er auf die Frage des Barons im zuversichtlichsten Tone antwortete:

„Oh, ausgezeichnet! Verbindlichen Dank! Es geht mir sehr gut!“

— Als wir uns nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde erhoben, erinnerte die Baronin meinen Freund daran, daß in zwei Tagen wieder Donnerstag sei, er möge ihren Five o'clock tea nicht vergessen. Sie bat bei dieser Gelegenheit auch mich, diesen Wochentag freundlichst im Gedächtnis zu behalten . . .

Auf der Straße zündete Paolo sich eine Cigarrette an.

„Nun?“ fragte er. „Was sagst du?“

„Oh, das sind sehr angenehme Leute!“ beeilte ich mich zu antworten. „Die neunzehnjährige Tochter hat mir sogar imponiert!“

„Imponiert?“ Er lachte kurz auf und wandte den Kopf nach der anderen Seite.

„Ja, du lachst!“ sagte ich. „Und da oben dünkte es mich zuweilen, als trübe — geheime Sehnsucht deinen Blick. Aber ich bin im Irrtum?“

Er schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

„Wenn ich nur wüßte, woher du . . .“

„Aber sei so gut! — Die F r a g e ist für mich nur noch, ob auch Baronesse Ada . . .“

Er sah wieder einen Augenblick stumm vor sich nieder. Dann sagte er leise und zuversichtlich:

„Ich glaube, daß ich glücklich sein werde.“

Ich trennte mich von ihm, indem ich ihm herzlich die Hand schüttelte, obgleich ich innerlich ein Bedenken nicht unterdrücken konnte.

Es vergingen nun ein paar Wochen, in denen ich hin und wieder gemeinsam mit Paolo den Nachmittagsthee in dem freiherrlichen Salon einnahm. Es pflegte dort ein kleiner, aber recht angenehmer Kreis versammelt zu sein: Eine junge Hofschauspielerin, ein Arzt, ein Offizier — ich entsinne mich nicht jedes einzelnen.

An Paolos Benehmen beobachtete ich nichts Neues. Er befand sich gewöhnlich trotz seines besorgniserregenden Aussehens in gehobener, freudiger Stimmung und zeigte in der Nähe der Baronesse jedesmal wieder jene unheimliche Ruhe, die ich das erste Mal an ihm wahrgenommen hatte.

Da begegnete mir eines Tages — und ich hatte Paolo zufällig zwei Tage lang nicht gesehen — in der Ludwigstraße der Baron von Stein. Er war zu Pferde, hielt an und reichte mir vom Sattel aus die Hand.

„Erfreut Sie zu sehen! Hoffentlich lassen Sie sich morgen nachmittag bei uns blicken?“

„Wenn Sie gestatten, zweifellos, Herr Baron. Auch wenn es irgendwie zweifelhaft wäre, daß mein Freund Hofmann wie jeden Donnerstag kommen wird, mich abzuholen . . .“

„Hofmann? Aber wissen Sie denn nicht — Er ist ja abgereist! Ich dachte doch, S i e hätte er darüber unterrichtet.“

„Aber mit keiner Silbe!“

„Und so vollkommen à bâton rompu . . . Das nennt man Künstlerlaunen . . . Also morgen nachmittag! —“

Damit setzte er sein Tier in Bewegung und ließ mich höchst verdutzt zurück.

Ich eilte in Paolos Wohnung — Ja, leider; Herr Hofmann sei abgereist. Eine Adresse habe er nicht hinterlassen . . .

Es war klar, daß der Baron von mehr als einer „Künstlerlaune“ wußte. Seine Tochter selbst hat mir das, was ich ohnehin mit Bestimmtheit vermutete, bestätigt.

Das geschah auf einem Spaziergang ins Isarthal, den man arrangiert hatte, und zu dem auch ich aufgefordert worden war. Man war erst nachmittags ausgezogen, und auf dem Heimwege zu später Abendstunde fügte es sich, daß die Baronesse und ich als letztes Paar der Gesellschaft nachfolgten.

Ich hatte an ihr seit Paolos Verschwinden keinerlei Veränderung wahrgenommen. Sie hatte ihre Ruhe vollständig bewahrt und meines Freundes bis dahin mit keinem Worte Erwähnung gethan, während ihre Eltern sich über seine plötzliche Abreise in Ausdrücken des Bedauerns ergingen.

Nun schritten wir nebeneinander durch diesen anmutigsten Teil der Umgebung Münchens; das Mondlicht flimmerte zwischen dem Laubwerk, und wir lauschten eine Weile schweigend dem Geplauder der übrigen Gesellschaft, das ebenso einförmig war, wie das Brausen der Wasser, die neben uns dahinschäumten.

Da begann sie plötzlich von Paolo zu sprechen, und zwar in einem sehr ruhigen und sehr sicheren Ton.

„Sie sind seit früher Jugend sein Freund?“ fragte sie mich.

„Ja, Baronesse.“

„Sie teilen seine Geheimnisse?“

„Ich glaube, daß sein schwerstes mir bekannt ist, auch ohne daß er es mir mitgeteilt.“

„Und ich darf Ihnen vertrauen?“

„Ich hoffe, daß Sie nicht daran zweifeln, gnädiges Fräulein.“

„Nun gut!“ sagte sie, indem sie den Kopf mit einer entschlossenen Bewegung erhob. „Er hat um meine Hand angehalten, und meine Eltern haben sie ihm verweigert. Er sei krank, sagten sie mir, sehr krank — aber gleichviel: Ich l i e b e ihn. Ich darf so zu Ihnen sprechen, nicht wahr? ich . . .“

Sie verwirrte sich einen Augenblick und fuhr dann mit derselben Entschlossenheit fort:

„Ich weiß nicht, wo er sich aufhält; aber ich gebe Ihnen die Erlaubnis, ihm meine Worte, die er aus meinem eigenen Munde schon vernommen hat, zu wiederholen, sobald Sie ihn wiedersehn, sie ihm zu schreiben, sobald Sie seine Adresse ausfindig gemacht haben: Ich werde niemals einem anderen Manne die Hand reichen, als ihm. Ah — wir werden sehen!“

In diesem letzten Ausruf lag neben Trotz und Entschlossenheit ein so hilfloser Schmerz, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu ergreifen und sie stumm zu drücken.

Ich habe mich damals an Hofmanns Eltern brieflich mit der Bitte gewandt, mich über den Aufenthaltsort ihres Sohnes zu benachrichtigen. Ich erhielt eine Adresse in Südtirol, und mein Brief, der dorthin an ihn abging, gelangte an mich zurück mit der Bemerkung, der Adressat habe, ohne ein Reiseziel anzugeben, den Ort schon wieder verlassen.

Er wollte von keiner Seite behelligt sein, er war allem entflohen, um irgendwo in aller Einsamkeit zu sterben. Gewiß, zu sterben. Denn nach alledem war es mir zur traurigen Wahrscheinlichkeit geworden, daß ich ihn nicht wiedersehen würde.

War es nicht klar, daß dieser hoffnungslos kranke Mensch jenes junge Mädchen mit der lautlosen, vulkanischen, glühend sinnlichen Leidenschaft liebte, die den gleichartigen ersten Regungen seiner früheren Jugend entsprach? Der egoistische Instinkt des Kranken hatte die Begier nach der Vereinigung mit blühender Gesundheit in ihm entfacht; mußte diese Glut, da sie ungestillt blieb, seine letzte Lebenskraft nicht schnell verzehren?

Und es vergingen fünf Jahre, ohne daß ich ein Lebenszeichen von ihm erhielt, — aber auch ohne daß die Nachricht von seinem Tode mich erreichte!

Im vergangenen Jahre nun hielt ich mich in Italien auf, in Rom und Umgegend. Ich hatte die heißen Monate im Gebirge verlebt, war Ende September in die Stadt zurückgekehrt, und an einem warmen Abend saß ich bei einer Tasse Thee im Café Nazionale. Ich blätterte in meiner Zeitung und blickte gedankenlos in das lebendige Treiben, das in dem weiten, lichterfüllten Raume herrschte. Die Gäste kamen und gingen, die Kellner eilten hin und her, und dann und wann tönten durch die weit offenen Thüren die langgezogenen Rufe der Zeitungsjungen in den Saal hinein.

Und plötzlich sehe ich, wie ein Herr von meinem Alter sich langsam zwischen den Tischen hindurch und einem Ausgang zu bewegt . . . Dieser Gang —? Aber da wendet er auch schon den Kopf nach mir, hebt die Augenbrauen und kommt mir mit einem freudig erstaunten „Ah!?“ entgegen.

„Du hier?“ Wir riefen es wie aus einem Munde, und er fügte hinzu:

„Also wir sind beide noch am Leben!“

Seine Augen schweiften ein wenig ab dabei. — Er hatte sich in diesen fünf Jahren kaum verändert; nur daß sein Gesicht vielleicht noch schmaler geworden war, seine Augen noch tiefer in ihren Höhlen lagen. Dann und wann atmete er tief auf.

„Du bist schon lange in Rom?“ fragte er.

„In der Stadt noch nicht lange; ich war ein paar Monate auf dem Lande. Und du?“

„Ich war bis vor einer Woche am Meer. Du weißt, ich habe es den Bergen immer vorgezogen . . . Ja, ich habe, seit wir uns nicht sahen, ein gutes Stück Erde kennen gelernt. —“

Und er begann, während er neben mir ein Glas sorbetto schlürfte, zu erzählen, wie er diese Jahre verbracht hatte: Auf Reisen, immer auf Reisen. Er hatte in den tiroler Bergen gestreift, hatte ganz Italien langsam durchmessen, war von Sizilien nach Afrika gegangen und sprach von Algier, Tunis, Ägypten.

„Schließlich bin ich einige Zeit in Deutschland gewesen,“ sagte er, „in Karlsruhe; meine Eltern wünschten dringend mich zu sehen und haben mich nur ungern wieder ziehen lassen. Jetzt bin ich seit einem Vierteljahre wieder in Italien. Ich fühle mich im Süden zu Hause, weißt du. Rom gefällt mir über alle Maßen! . . .“

Ich hatte ihn noch mit keinem Worte nach seinem Befinden gefragt. Jetzt sagte ich:

„Aus alledem darf ich schließen, daß deine Gesundheit sich bedeutend gekräftigt hat?“

Er sah mich einen Augenblick fragend an; dann erwiderte er:

„Du meinst, weil ich so munter umherwandere? Ach, ich will dir sagen: Das ist ein sehr natürliches Bedürfnis. Was willst du? Trinken, Rauchen und Lieben hat man mir verboten, — irgend ein Narkotikum habe ich nötig, verstehst du?“

Da ich schwieg, fügte er hinzu:

„Seit fünf Jahren — s e h r nötig.“ —

Wir waren bei dem Punkte angelangt, den wir bis dahin vermieden hatten, und die Pause, die eintrat, redete von unserer beiderseitigen Ratlosigkeit. — Er saß gegen das Sammetpolster zurückgelehnt und blickte zum Kronleuchter empor. Dann sagte er plötzlich:

„Vor allem, — nicht wahr, du verzeihst mir, daß ich so lange nichts von mir hören lassen . . . du verstehst das?“

„Gewiß!“

„Du bist über meine Münchener Erlebnisse orientiert?“ fuhr er in beinahe hartem Tone fort.

„So vollkommen wie möglich. Und weißt du, daß ich mich die ganze Zeit mit einem Auftrag für dich getragen habe? einem Auftrag von einer Dame?“

Seine müden Augen flammten kurz auf. Dann sagte er in demselben trocknen und scharfen Tone von vorher:

„Laß hören, ob es etwas Neues ist.“

„Neues kaum; nur eine Bekräftigung dessen, was du von ihr selbst schon gehört hast . . .“

Und ich wiederholte ihm, inmitten der schwatzenden und gestikulierenden Menge, die Worte, die an jenem Abend die Baronesse zu mir gesprochen hatte.

Er lauschte, indem er sich langsam über die Stirne strich; dann sagte er ohne irgend ein Zeichen von Bewegung:

„Ich danke dir.“ —

Sein Ton fing an, mich irre zu machen.

„Aber über diese Worte sind Jahre hingegangen,“ sagte ich, „fünf lange Jahre, die sie und du, ihr beide durchlebt habt . . . Tausend neue Eindrücke, Gefühle, Gedanken Wünsche . . .“

Ich brach ab, denn er richtete sich auf und sagte mit einer Stimme, in der wieder die Leidenschaft bebte, die ich einen Moment für erloschen gehalten hatte:

„Ich — h a l t e diese Worte!“

Und in diesem Augenblick erkannte ich auf seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung den Ausdruck wieder, den ich damals, als ich die Baronesse zum ersten Male sehen sollte, an ihm beobachtete: diese gewaltsame, krampfhaft angespannte Ruhe, die das Raubtier vor dem Sprunge zeigt.

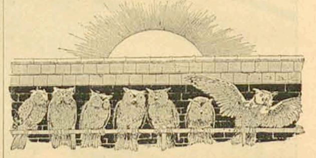
Ich lenkte ab, und wir sprachen wieder von seinen Reisen, von den Studien, die er unterwegs gemacht. Es schienen nicht viele zu sein; er ließ sich ziemlich gleichgültig darüber aus.

Kurz nach Mitternacht erhob er sich.

„Ich möchte schlafen gehn; oder doch allein sein . . . du findest mich morgen vormittag in der Galleria Doria. Ich kopiere mir Saraceni; ich habe mich in den musizierenden Engel verliebt. Sei so gut und komme hin. Ich bin sehr froh, daß du hier bist. Gute Nacht.“ —

Und er ging hinaus, — langsam, ruhig, mit schlaffen, trägen Bewegungen.

(Schluß in Nr. 23)



An den Simplicissimus

Du krankst an Lebensüberdruß,
Blasierter Junggeselle!
O komm, im Simplicissimus
Fließt der Verjüngung Quelle!

Entflieh' der Säle Moschusduft,
Der Heuchler falschem Lächeln!
Bei mir wird frische Waldesluft
Die Wangen dir umfächeln.

Hier giebt es keine Heuchelei,
Hier zeigen sich die Musen,
Wie sie geschaffen, frank und frei,
Mit unverhülltem Busen.

Und schimpft auch mancher Kritikus
Und mancher dumme Gimpel —
Es schreibt der Simplicissimus
Doch nicht für jeden Simpel!

Mikado



Der «Simplicissimus» setzt einen Preis von **300 Mark** aus für die beste Novelle, in der die sexuelle Liebe keine Rolle spielt. Der Einlieferungstermin der Arbeiten ist der 15. Oktober d. J. (verschlossenes Kouvert und Kennwort). Der Raum der Novelle darf einen Umfang erreichen bis zu 350 Druckzeilen des Blattes.

Die ernsthaften Bemühungen des «Simplicissimus», seinen Lesern — gegenüber den feindlichen Anschuldigungen — begreiflich zu machen, dass er nichts mit den «pikanten illustrierten Unterhaltungsblättern» gemein hat (wobei er von dem grössten Teil der deutschen Presse unterstützt wurde), sind durch die neuerdings erfolgte Konfiskation der No. 19 in der «Kunststadt» München und in «Klein-Paris» Leipzig höhererseits in uns unverständlicher Weise vereitelt worden.

Wer die betreffende Nummer gesehen hat und von der Konfiskation erst jetzt erfährt, wird diese Nummer drehen und wenden, schütteln oder gar gegen das Licht halten, und diese Massregel ebenso unerklärlich finden wie der «Simplicissimus».

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Eva du!


EVA DU!
Sie kommt die lange Strasse her,
Wie liegt die Strasse weiss und leer,
Es fliesst ihr grünes Kleid.
Ein wirres Sehnen dämmert,
Mein Herz erschrickt und hämmert
Nach einer Trunkenheit.
Sie biegt ins stille Gartenhaus.
Die Glasthür schliesst. Sie wirft heraus
Noch einen grossen Blick.
O Du! .. Die Sonne funkelt,
Nur eine Wolke dunkelt,
Geht dies auf mein Geschick?
Nun lehnt sie über'n Fensterrand,
Hat einen Apfel in der Hand,
Der ist so rot und rund:
Mich fragt ein jung Verlangen:
Hält sie dir einst mit Bangen
Den Apfel vor den Mund?
Emanuel von Bodman
HAMBÖCK u. Co.

1. Jahrgang Nr. 23 **Preis 10 Pfg.** 5. September 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Luisina von V. Hoffmann





Luisina

Von P. Hoffmann

Daß ihre Heimat der Süden ist, sieht man an der Grazie ihrer schlanken Glieder; am schönsten ist sie, wenn sie tanzt. Sie tanzt leidenschaftlich aber stets nur solo; ein langer Schleier schlingt sich dann um den feinen Hals, das liebliche dunkle Köpfchen mit dem tiefschwarzen Haar und Brauen und abwechselnd um ihre Hände und Arme. Der blasse Teint ist so zart, als hätte ihn nie die Sonne berührt. Sie flieht auch die Sonne, wie ihre größte Feindin; sie kann sie nicht ertragen, weil sie eine Blüte ist, die nur im Schatten gedeihen kann. Das ist, weil sie ihre Schuljahre im Kloster verbracht hat, in dessen düstere Hallen und Korridore selten ein Sonnenstrahl dringt. Und jetzt verlebt sie ihre Tage im Elternhaus, das in einer engen Gasse steht, in welcher sich die hohen schmalen Häuser, echt italienisch, fast mit den Dachrinnen berühren. Den ganzen Tag sind die Jalousien an den Fenstern geschlossen, so daß nur ein matter Lichtschein in die Zimmer dringt, und in diesem Dämmerlichte gleitet das schöne schlanke Geschöpf auf zierlichen Pantöffelchen über die Marmorfließen und weiß vor Langeweile nicht, wie sie den Tag hinbringen soll. Abends geht sie, von der Mutter oder einer Magd begleitet, in die Kirche zum Rosenkranz und kniet eine halbe Stunde im Betstuhl der matt erleuchteten Hallen. Das ist ihr einziger Ausgang. So lebt sie in ewiger Dämmerung dahin, ein Traumleben, apathisch, ohne Teilnahme an dem Treiben der Außenwelt.

Von Zeit zu Zeit aber faßt sie irgend ein glühender, unbezähmbarer Wunsch, der ihr ganzes Wesen von Grund aus erfüllt. Dann fühlt sie, daß sie sterben würde, wenn ihr dieser Wunsch versagt bleiben sollte. Was sie sich wünscht? Alles Erdenkliche; das eine Mal irgend eine leckere Speise, das nächste Mal einen Papagei oder ein Hündchen oder eine Drehorgel. Wenn ihr Wunsch erfüllt ist, beachtet sie das Gewünschte nicht mehr; gestern noch so heiß ersehnt, ist es ihr heute gleichgültig, und sie verfällt von neuem in einen Zustand apathischer Träumerei.

Im letzten Sommer bemächtigte sich ihrer auf einmal der Wunsch, einen der hohen Berge zu besteigen, welche ihre Heimatsstadt in weitem Kreise umgeben. Da sie es versteht unter allen Umständen ihren Willen durchzusetzen, so wurde ihr schließlich auch dieser Wunsch erfüllt. Onkel Alfonso, der Mitglied der „Società degli Alpinisti“ ist, versprach sie zu begleiten. Ein Führer wurde aufgenommen und in sternheller Nacht, lang vor Tagesanbruch, der Marsch angetreten. Vorher gab es noch einen Kampf. Luisina war in Thränen ausgebrochen, als man ihr zugemutet hatte derbe Bergschuhe anzulegen und einen eisenbeschlagenen Stock in die Hand zu nehmen. Sie bestand darauf so zu gehen, wie es ihr gefiel: leichte Spangenschuhe mit hohen Absätzen, Schleppkleid, Fächer und ein leichtes Tüchlein um die Schultern und Nacken. Als Proviant hatte sie eine Orange zu sich gesteckt. Kopfschüttelnd betrachtete sie der Führer, ein junger Riese, blondbärtig, hoch und kräftig wie eine Bergtanne, der das schlanke Kind, das thränenvollen Auges zu ihm aufsah, um zwei Kopflängen überragte. Nach längerem Parlamentieren setzte sie natürlich ihren Willen durch, und nun war sie bemüht durch tapferes Ausschreiten alle Befürchtungen zu widerlegen. Es ging auch ganz vortrefflich. Wie eine Gemse erklomm sie leicht und elastisch an der Seite des Führers die steile Felsenlehne. Die kühle Morgenluft schien sie zu beleben und ihre Kräfte zu verdoppeln. Onkel Alfonso blieb weit hinter den beiden zurück, die im Dämmerlichte des anbrechenden Tages immer höher und höher hinanklommen. Fern in der Tiefe lag in Dämmerung und Nebeldunst gehüllt die Stadt. Mit einem Freudenrufe deutete sie hinab und blieb einen Augenblick, tief atmend, auf den Arm des Führers gelehnt, stehen. Dann aber wendete sie sich wieder der Höhe zu. Ihre Brust keuchte, die Augen glühten: „Höher, immer höher!“ rief sie und mit zwei Sätzen flog sie den nächsten Abhang hinan. Aber nun kam eine böse Stelle: ein schmaler Felsengrat, rechts und links schwindelerregende Tiefen. Sie zaudert, Totenblässe schleicht über ihre Wangen; stieren Blickes sucht ihr Auge die Tiefe. Aber schon hat sie der Riese emporgehoben, wie eine Feder so leicht ruht sie in seinem Arm und mit zehn Schritten, so fest als ginge es auf ebener Heerstraße, ist er drüben.

Endlich ist der Gipfel erreicht und eben steigt glührot über dem Horizonte die Sonnenscheibe empor. In rosigem Frühschimmer glänzen ringsum bis in unabsehbare Ferne die Gipfel der Berge, während in der Tiefe noch azurblaue Finsternis lagert. Nun ist ihr Wunsch erfüllt; sie steht oben auf der stolzen ersehnten Höhe und — nun mit einem Male verläßt sie ihre Energie. Kalt und klar liegt die weite Welt vor ihr da; wie leer und öde alles ringsum: nur Felsen und Schnee und Schnee und Felsen; hoch über allem der wolkenlose Himmel mit seiner unerbittlichen einförmigen Bläue. Weshalb ist sie denn eigentlich heraufgestiegen? Sie weiß es selbst nicht mehr. Und da drüben steigt ihre Feindin, die Sonne, die glühende Sonne immer höher und höher hinan; kein Schutz auf der kahlen Spitze vor ihren versengenden Strahlen. Da überfällt sie mit zwingender Macht eine unendliche Trostlosigkeit. Wie kahl, wie öd und leer alles ist! Das ganze Leben nichts als eine Wüste voll Trümmergestein. Und laut aufschluchzend liegt sie am Halse des Führers, der bestürzt auf sie niederschaut. In diesem Augenblicke aber erfüllt wieder ein großer brennender Wunsch ihre ganze Seele und mit leidenschaftlicher Innigkeit klammert sie sich an die Hünengestalt, als wolle sie nimmermehr von ihm ablassen. In der Tiefe unten aber taucht über den Felsen die Glatze des Onkels auf, der keuchend zur Höhe hinanstrebt.



Das Kirchenfenster von St. Julien

Von

Marcel Prévost*)

Madame de Vineuil an Herrn Jacques Lethillier.

Lesen Sie diesen Brief hier recht ernsthaft, lieber Freund! Es ist nicht eins meiner gewöhnlichen kleinen Billets, die Sie zu einem Rendezvous bestellen. Es ist auch nicht eine meiner unangenehmen, in letzter Zeit leider recht häufigen Kritzeleien, in denen ich Ihnen von den Rechnungen meiner Schneiderin und Modistin spreche. Es soll ganz einfach meine eigene, persönliche Verteidigungsrede (nur zwei Seiten!) und gleichzeitig eine kleine psychologische Lehre für Sie sein — (Verzeihen Sie diese Pedanterie: Bourget hat uns alle verdorben!)

Es sind jetzt drei Monate, daß wir uns lieben. Ich bewahre für die Anknüpfung unserer Beziehungen die angenehmste Erinnerung.

Wir kannten uns schon lange. Ich als Frau eines alten Mannes durfte auf die Nachsicht der Welt rechnen, wenn ich außer dem Hause mich etwas zu entschädigen suchte. Sie galten für einen Frauenjäger, und ich habe mich nie für eine Tugendheldin ausgegeben. Man flüsterte sogar ziemlich laut über mich und nannte den Namen meines damaligen Geliebten. Als er sich verheiratete, wurde ich fast offen bemitleidet. Sie boten sich mir quasi zum Trost an, ohne große Redensarten, wie ein Liebhaber, der seinen Wert zu schätzen weiß und der, wenn ich sagen darf, gute Liebes-Referenzen besitzt. Sie gefielen mir; ich erhörte Sie vielleicht schneller, als ich es selber gewünscht hätte, auf der andern Seite wollte ich nicht die Penelope spielen und siehe da, — ich liebte Sie sofort.

Ich habe eine Schwäche. Das ist: die Eindrücke, die ich auf meinen neuen Freund bei näherer Bekanntschaft mache, genau zu analysieren. (Das kommt wieder von Bourget!) Man macht bei einem jeden Liebesabenteuer verschiedene Etappen durch, und auf jeder dieser Etappen wechselt der Horizont der beiden Liebenden. Sie dagegen kommen mir vor wie ein großer Forschungsreisender, so eine Art „Stanley im Reich der Liebe“. Für Sie giebt es keine Überraschungen mehr. Ich las an jeder der bewußten Etappen die blasierten Worte auf Ihren Lippen: „Sehr schön, kenne das!“

Ich aber, die ich mich mehr und mehr an Sie gefesselt fühlte, fing an mich zu beunruhigen. „Liebt er mich wirklich?“ oder um nicht dies große Wort zu gebrauchen: „Liegt ihm etwas an mir?“ Bin ich in seinem Liebesleben nur eine Vorübergehende, die er schnell vergessen wird, wie jene Mädchen, die er mit seiner Begierde beehrte? Er hat sich zweimal für derartige Frauenzimmer ruiniert; also lag ihm doch an ihnen ......

Sie mögen es mir nun glauben oder nicht, — ich beneidete Blanche d'Aubrac und jene Georgette Descormiers (Sie sehen, ich kenne sogar ihre Namen), für die Sie zweimal, ohne zu rechnen, Ihr Vermögen verschwendet haben. Die hatten doch die Gewißheit, von Ihnen geliebt zu werden, denn sie konnten Ihre Empfindungen für sie an dem gewöhnlichen Maßstab der männlichen Opferfähigkeit messen, am Gelde. — Ich fragte mich, ob Sie dieselben Geldopfer auch für mich bringen würden, mein lieber Freund, und wagte nicht, mir darauf zu antworten. Sie können sich nicht vorstellen, wie qualvoll es für eine Frau ist, sich einzubilden, ein „bequemes Verhältnis“ zu sein, so eine Art „Großvaterstuhl“ in der Liebe. Ich nahm mir also vor, Sie auf die Probe zu stellen.

Die Damen Blanche und Georgette hatten Ihnen, wie die Welt sagt,

*) Aus „Pariserinnen“, Albert Langen's Verlag.

ungefähr zwölfmalhunderttausend Francs gekostet, eine nach der andern, in drei Jahren. Das macht, wenn ich nicht irre, viermalhunderttausend Francs per Jahr und dreißigtausend Francs per Monat. Es handelte sich also für mich darum, zu wissen, ob Ihnen meine Zärtlichkeit ebensoviel wert sei.

Ich nahm allen meinen Mut zusammen und bat Sie eines Abends, nachdem ich meine ganze Liebe in einen langen Kuß gelegt hatte, um zehntausend Francs .... Sie benahmen sich ausgezeichnet! Ohne auch nur die geringste Erklärung zu verlangen, sagten Sie sofort: „Sie erhalten das Geld morgen früh, liebe Freundin, ich danke Ihnen, daß Sie sich an mich gewandt haben.“ Ihre Lippen sagten das, in Ihren Augen aber, lieber Jacques, las ich ein geheimes Lächeln und den Gedanken: „Sieh da, da kommt sie auch, ganz wie die andern!“ Und von dem Tage an war Ihr Benehmen ein klein wenig verändert. Ach, nur sehr wenig, aber doch bemerkbar für mich. Ich erriet, daß Sie mir böse waren, nicht etwa, weil ich so große Ansprüche an Ihre Freigebigkeit stellte, sondern weil ich Ihnen anfangs Illusionen über die Selbstlosigkeit meiner Gefühle gemacht hatte. Ich litt darunter, und es bedurfte meiner ganzen Willenskraft, um die Prüfung fortzusetzen. Während eines Monats habe ich Sie mit meinen fortwährenden Geldforderungen gequält; ich teilte sie so ein, daß ich Sie damit schließlich aufbringen mußte. Aber Sie zögerten nie einen Augenblick, meinen Wünschen nachzukommen und boten mir sogar an, mir eine feste Summe auszusetzen, wie Sie es für Fräulein Blanche und Georgette gethan hatten. (Es giebt also Frauen in der guten Gesellschaft, die so etwas annehmen.) An dem Tage war ich zu gleicher Zeit wütend und hoch erfreut. Ich hätte Sie schlagen und küssen mögen!

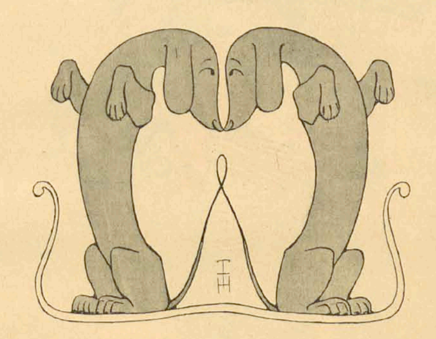
Der Monat ist zu Ende, mein lieber Jacques, und mit ihm die Prüfung. Ich habe, wie jene Damen, dreißigtausend Francs von Ihnen bezogen. Ich habe also dieselbe Berechtigung, mich von Ihnen geliebt zu glauben. Ich nehme mit Freuden die Maske ab, mein Geliebter, und sage Ihnen, daß nach meiner Ansicht Geld die Liebe beschmutzt. Sobald wir einem Manne die höchste Gunst schenken, die Hingabe unseres Körpers, dürfen wir, wenn wir ihn lieben, nie etwas von ihm annehmen. Nun, mein lieber „Stanley“, gestehen Sie es nur ein, — das ist eine Etappe, die Sie noch nicht mit einer andern Frau erreicht haben?

Und doch, — vielleicht wundern Sie sich gar nicht ... Vielleicht lächeln Sie bei diesen Zeilen, drehen an Ihrem Schnurrbart und sagen sich als echter Pariser: „Ganz amüsant, aber die Sache ist sehr einfach, sie brauchte eben nur dreißigtausend Francs.“ Nein, mein lieber Jacques, erfahren Sie hiermit, daß Ihre dreißigtausend Francs nicht mehr in meinen Händen sind.

In dem Dorf Laparade, dicht neben unserem Schloß, hat der Pfarrer durch zwanzigjährige Sammlung frommer Spenden eine neue hübsche Kirche bauen lassen, die dem heiligen Julien gewidmet ist. Sie ist fast vollendet, nur die großen, achteckigen Fenster sind aus ganz gewöhnlichem Glas. Dank Ihrer dreißigtausend Francs wird bald eine prachtvolle moderne Glasmalerei eines der Fenster zieren, den heiligen Julien darstellend, wie er mit seinen Pfeilen nach wilden Tieren schießt.

Ich bin sehr glücklich, mein Geliebter, durch meine Probe Ihre Liebe zu mir erkannt zu haben und gleichzeitig die Veranlassung gewesen zu sein, daß Sie ein frommes Werk gestiftet haben. Und sollte je, was der Himmel verhüten möge, eine Trennung zwischen uns eintreten, so habe ich mir vorgenommen, bei Ihrem Nachfolger dasselbe Mittel anzuwenden.

Aber hoffen wir, mein Herzens-Jacques, daß Ihr Fenster noch lange das einzige bleibt in der Kirche des heiligen Julien. —



Sonntagslyrik

Wir waren so angenehm banal,
So ohne Zwang und Genieren,
Wir saßen im Eckchen im ländlichen Saal
Und tranken von unseren Bieren.

Ich schlang den Arm um die Hüfte ihr
Und draußen schwangen die Paare
Sie lehnte so voll und so innig an mir
Mein Atem bestrich ihre Haare.

Das war im Dorfe, und Sonntag war's,
Im ländlichen, schändlichen Saal,
Und das Bier war so fad, und das Mädel so dumm,
Und ich so göttlich banal.

Karl Rosner

Im Walde

Zwei Brüste prall im Mieder,
Die Backen rotgesund,
Den Schnabel voller Lieder
Und vorn und hinten rund.

Zwei Augen glutend blaue
Und eine kleine Hand,
Wohl mir, waldwilde Fraue,
Daß ich dich einstens fand.

Es war im tiefen Walde,
Und Sommers war die Zeit,
In einem Wipfel balde
Nesthockten wir zu zweit.

Und niemand hat gesehen
Das sondre Vogelpaar,
Das hoch im Windewehen
Vor Glücke schwindlig war.

O. J. Bierbaum

Der kleine Teufel

Mit dir will ich tanzen du lustige Kleine,
Du wiegst dich und biegst dich im Arme wie keine.
Und manchmal blitzt es in deinem Gesicht,
Du fürchtest Gott und den Teufel nicht.

Wir reden von gestern, wir reden von morgen
Und reden von Lebens- und Liebessorgen
Und, eh wir beide es noch gedacht,
Reden wir leise von heute Nacht.

Du willst nach Hause; ich darf dich begleiten,
Zwei Wege; wir wählen natürlich den weiten.
Und endlich stehn wir vor meinem Haus,
Und lachend zieh' ich den Schlüssel heraus.

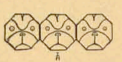
F. v. Delft

Stelldichein

Regen in Strömen. — „Gott, wohin sollen
Wir nun? Was meinst du, — ins Gasthaus?“ — „Nein.“
„Kirchen sind zu schon. — Da fällt mir ein:
Droschke, vorwärts, wohin Sie wollen!“

Elender Kasten. Ein halblahmer Schimmel,
Der uns querüber zu werfen droht.
Vorne der Kutscher, vom Fluchen rot,
Und in der Droschke: du, — ich und — der Himmel.

René Maria Rilke



Kinder der Liebe



(Zeichnung von Bachrach-Barée)

Das Lieblingskind

(Zeichnung von Tschuppik)



„Marie, ziehen Sie den Joli an, ich will ausgehen . . . und dann können Sie das Kleine an die Luft tragen."

Der Wille zum Glück

Novelle

Von Th. Mann

(Schluß).

Während des ganzen nächsten Monats habe ich mit ihm die Stadt durchwandert; Rom, dies überschwänglich reiche Museum aller Kunst, diese moderne Großstadt im Süden, diese Stadt, die voll ist von lautem, raschem, heißem, sinnlichem Leben, und in die doch der warme Wind die schwüle Trägheit des Orients hinüberträgt.

Paolos Benehmen blieb immer das gleiche. Er war meistens ernst und still und konnte zuweilen in eine schlaffe Müdigkeit versinken, um dann, während seine Augen aufblitzten, sich plötzlich zusammenzuraffen und ein ruhendes Gespräch eifrig fortzusetzen.

Ich muß eines Tages Erwähnung thun, an dem er einige Worte fallen ließ, die erst jetzt die richtige Bedeutung für mich bekommen haben.

Es war an einem Sonntag. Wir hatten den wundervollen Spätsommermorgen für einen Spaziergang auf der Via Appia benutzt und rasteten nun, nachdem wir die antike Straße weit hinaus verfolgt hatten, auf jenem kleinen, cypressenumstandenen Hügel, von dem aus man einen entzückenden Blick auf die sonnige Campagna mit dem großen Aquädukt und auf die Albanerberge genießt, die ein weicher Dunst umhüllt.

Paolo ruhte halbliegend, das Kinn in die Hand gestützt, neben mir auf dem warmen Grasboden und blickte mit müden, verschleierten Augen in die Ferne. Dann war es wieder einmal jenes plötzliche Aufraffen aus völliger Apathie, mit der er sich an mich wandte:

„Diese Luftstimmung! — Die Luftstimmung ist das Ganze!“

Ich erwiderte etwas Beistimmendes, und es war wieder still. Und da plötzlich, ohne jeden Übergang, sagte er, indem er mir mit einer gewissen Eindringlichkeit das Gesicht zuwandte:

„Sag mal, ist es dir eigentlich nicht aufgefallen, daß ich immer noch am Leben bin?“ —

Ich schwieg betroffen, und er blickte wieder mit einem nachdenklichen Ausdruck in die Ferne.

„Mir — ja,“ fuhr er langsam fort. „Ich wundere mich im Grunde jeden Tag darüber. Weißt du eigentlich, wie es um mich steht? — Der französische Doktor in Algier sagte zu mir: ‚Der Teufel begreife, wie Sie noch immer umherreisen mögen! Ich rate Ihnen, fahren Sie nach Hause und legen Sie sich ins Bett!‘ Er war immer so geradezu, weil wir jeden Abend zusammen Domino spielten.

„Ich lebe doch noch immer. Ich bin beinahe täglich am Ende. Ich liege abends im Dunkeln, — auf der rechten Seite, wohlbemerkt! — Das Herz klopft mir bis in den Hals, es schwindelt mir, daß mir der Angstschweiß ausbricht, und dann plötzlich ist es, als ob der Tod mich anrührte. Es ist für einen Augenblick, als stehe alles still in mir, der Herzschlag setzt aus, die Atmung versagt. Ich fahre auf, ich mache Licht, ich atme tief auf, blicke um mich, verschlinge die Gegenstände mit meinen Blicken. Dann trinke ich einen Schluck Wasser und lege mich wieder zurück; immer auf die rechte Seite! Allmählich schlafe ich ein.

„Ich schlafe sehr tief und sehr lange, denn ich bin eigentlich immer todmüde. Glaubst du, daß ich, wenn ich wollte, mich hier einfach hinlegen könnte und sterben?“

„Ich glaube, das ich in diesen Jahren tausendmal schon den Tod von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Ich bin nicht gestorben. — Mich hält etwas. — Ich fahre auf, ich denke an etwas, ich klammere mich an einen Satz, den ich mir zwanzigmal wiederhole, während meine Augen gierig alles Licht und Leben um mich her einsaugen . . . Verstehst du mich?“

Er lag regungslos und schien kaum eine Antwort zu erwarten. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm erwiderte; aber ich werde niemals den Eindruck vergessen, den seine Worte auf mich machten.

Und nun jener Tag — oh, mir ist, als hätte ich ihn gestern erlebt!

Es war einer der ersten Herbsttage, jener grauen, unheimlich warmen Tage, an denen der feuchte, beklemmende Wind aus Afrika durch die Straßen geht und abends der ganze Himmel unaufhörlich im Wetterleuchten zuckt.

Am Morgen trat ich bei Paolo ein, um ihn zu einem Ausgange abzuholen. Sein großer Koffer stand inmitten des Zimmers, Schrank und Kommode waren weit offen; seine Aquarellskizzen aus dem Orient und der Gipsabguß des vatikanischen Junokopfes waren noch an ihren Plätzen.

Er selbst stand hoch aufgerichtet am Fenster und ließ nicht ab, unbeweglich hinauszublicken, als ich mit einem erstaunten Ausruf stehen blieb. Dann wandte er sich kurz, streckte mir einen Brief hin und sagte nichts als:

„Lies.“

Ich sah ihn an. Auf diesem schmalen, gelblichen Krankengesicht mit den schwarzen, fiebernden Augen lag ein Ausdruck, wie ihn sonst nur der Tod hervorzubringen vermag, ein ungeheurer Ernst, der mich die Augen auf den Brief niederschlagen ließ, den ich entgegengenommen hatte. Und ich las:

„Hochgeehrter Herr Hofmann!

„Der Liebenswürdigkeit Ihrer Herren Eltern, an die ich mich wandte, verdanke ich die Kenntnis Ihrer Adresse, und hoffe nun, daß Sie diese Zeilen freundlich aufnehmen werden.

„Gestatten Sie mir, hochgeehrter Herr Hofmann, die Versicherung, daß ich während dieser fünf Jahre stets mit dem Gefühle aufrichtiger Freundschaft Ihrer gedacht habe. Müßte ich annehmen, daß Ihre plötzliche Abreise an jenem für Sie und mich so schmerzlichen Tage Zorn gegen mich und die Meinen bekunden sollte, so wäre meine Betrübnis darüber noch größer, als das Erschrecken und tiefe Erstaunen, daß ich empfand, als Sie bei mir um die Hand meiner Tochter anhielten.

„Ich habe damals zu Ihnen gesprochen als ein Mann zum andern, habe Ihnen offen und ehrlich, auf die Gefahr hin, brutal zu erscheinen, den Grund mitgeteilt, warum ich einem Manne, den ich — ich kann es nicht genug betonen — in jeder Beziehung so überaus hochschätze, die Hand meiner Tochter versagen mußte; und ich habe als Vater zu Ihnen gesprochen, der das dauernde Glück seines einzigen Kindes im Auge hat und der das Aufkeimen von Wünschen der bewußten Arten auf beiden Seiten gewissenhaft vereitelt hätte, wenn ihm jemals der Gedanke an ihre Möglichkeit gekommen wäre!

„In den gleichen Eigenschaften, mein verehrter Herr Hofmann, spreche ich auch heute zu Ihnen: als Freund und als Vater. — Fünf Jahre sind seit Ihrer Abreise verflossen, und hatte ich bis dahin noch nicht Muße genug zu der Erkenntnis gehabt, wie tief die Neigung, die Sie meiner Tochter einzuflößen vermochten, in ihr Wurzel gefaßt hat, so ist kürzlich ein Ereignis eingetreten, das mir völlig darüber die Augen öffnen mußte. Warum sollte ich es Ihnen verschweigen, daß meine Tochter im Gedanken an Sie die Hand eines ausgezeichneten Mannes ausgeschlagen hat, dessen Werbung ich, als Vater, nur dringend befürworten konnte?

„An den Gefühlen und Wünschen meiner Tochter sind diese Jahre machtlos vorübergegangen, und sollte — dies ist eine offene und bescheidene Frage! — bei Ihnen, hochgeehrter Herr Hofmann, das Gleiche der Fall sein, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß wir Eltern dem Glücke unsres Kindes fernerhin nicht im Wege stehen wollen.

„Ich sehe Ihrer Antwort entgegen, für die ich Ihnen wie sie auch lauten möge, überaus dankbar sein werde, und habe diesen Zeilen nichts hinzuzufügen, als den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung.

Ergebenst
Oskar Freiherr von Stein.“

— Ich blickte auf. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und sich wieder dem Fenster zugewandt. Ich fragte nichts als:

„Du reist?“

Und ohne mich anzusehen erwiderte er:

„Bis morgen früh müssen meine Sachen bereit sein.“

Der Tag verging mit Besorgungen und Kofferpacken, wobei ich ihm behilflich war, und abends machten wir auf meinen Vorschlag einen letzten gemeinsamen Spaziergang durch die Straßen der Stadt.

Es war noch jetzt fast unerträglich schwül und der Himmel zuckte jede Sekunde in jähem Phosphorlichte auf. — Paolo schien ruhig und ermüdet; aber er atmete tief und schwer.

Schweigend oder in gleichgültigen Gesprächen waren wir wohl eine Stunde umhergewandert, als wir vor der Fontana Trevi stehen blieben, jenem berühmten Brunnen, der das dahineilende Gespann des Meergottes zeigt.

Wir betrachteten wieder einmal lange und mit Bewunderung diese prächtig schwungvolle Gruppe, die, unaufhörlich von grellblauem Leuchten umspielt, einen nahezu zauberhaften Eindruck machte. Mein Begleiter sagte:

„Gewiß, Bernini entzückt mich immer aufs neue. Ich begreife seine Feinde nicht. — Freilich, wenn das Jüngste Gericht mehr gehauen als gemalt ist, so sind Berninis Werke sämtlich mehr gemalt als gehauen. Aber es giebt einen größeren Dekorateur?“

„Weißt du eigentlich,“ fragte ich, „was für eine Bewandtnis es mit dem Brunnen hat? Wer beim Abschied von Rom daraus trinkt, der kehrt zurück. Hier hast du mein Reiseglas —“ und ich füllte es an einem der Wasserstrahlen — „du sollst dein Rom wiedersehen!“

Er nahm das Glas und führte es an die Lippen. In diesem Augenblick flammte der ganze Himmel in einem blendenden, lang anhaltenden Feuerscheine auf, und klirrend sprang das dünne Gefäßchen am Rande des Bassins in Scherben.

Paolo trocknete mit dem Taschentuch das Wasser an seinem Anzug.

„Ich bin nervös und ungeschickt,“ sagte er. „Gehen wir weiter. Hoffentlich war das Glas nichts wert?“

Am nächsten Morgen hatte sich das Wetter aufgeklärt. Ein lichtblauer Sommerhimmel lachte über uns, als wir zum Bahnhof fuhren.

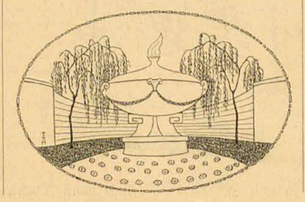
Der Abschied war kurz. Paolo schüttelte schweigend meine Hand, als ich ihm Glück wünschte, viel Glück.

Ich sah ihm lange nach, wie er hochaufgerichtet an dem breiten Aussichtsfenster stand. Tiefer Ernst lag in seinen Augen — und Triumph.

Was habe ich noch zu sagen? — Er ist tot; gestorben am Morgen nach der Hochzeitsnacht, — beinahe in der Hochzeitsnacht.

Es mußte so sein. War es nicht der Wille, der Wille zum Glück allein, mit dem er so lange den Tod bezwungen hatte? Er mußte sterben, ohne Kampf und Widerstand sterben, als seinem Willen zum Glück Genüge geschehen war; er hatte keinen Vorwand mehr zu leben.

Ich habe mich gefragt, ob er schlecht gehandelt, bewußt schlecht an der, welcher er sich verband. Aber ich habe sie gesehen, bei seinem Begräbnis, als sie zu Häupten seines Sarges stand; und ich habe auch in ihrem Antlitz den Ausdruck erkannt, den ich auf seinem gefunden: den feierlichen und starken Ernst des Triumphes.





Jugend

Mein Schatz und ich wir haben
Kein Geld und auch kein Gut,
Wir haben nur schwere Arbeit
Und junges heißes Blut.

Wir liegen uns in den Armen
Und schwelgen in Lieb' und Lust
Und sind trotz allen Pfarrern
Uns keiner Sünd' bewußt!

Und reden sie noch so lockend
Von Himmel und Ewigkeit:
Der Himmel liegt gar weit droben,
Zum Schatz komm' ich noch heut'!

Der Fluß fließt, wie er fließet,
Der Wind bläst, wie er bläst:
Wen rechte Lieb' betroffen
Nicht von einander läßt!

Mag's kommen, wie es komme,
Ich fürcht' mich nicht davor:
Wer's Glück nicht greift, bleibt ewig
Vor seines Himmels Thor!

Ernst Auff



Neera, Einsame Seele. Aus dem Italienischen von Lothar Schmidt. (Berlin, Schuster u. Löffler, 1896.)

Ein bedeutendes und seltenes Buch, weil alles darin echt erscheint. Wenn man sich allmählich übersatt gelesen hat an Frauenbeschreibungen, die sich kühn nennen und nur cynisch sind, die sich ideal nennen und nur sentimental sind, die alle unwirklich werden, weil sie um zu erschrecken oder um zu rühren, doch immer um zu dogmatisieren geschrieben sind: dann ist es eine Erquickung, sich in Neeras kleines Buch zu vertiefen. Hier werden Naivität und Tiefsinn, Überschwänglichkeit und klare Reflektionen, unwillkürliche Sehnsucht und unwillkürlicher Trotz offenbar: Alles unzusammenhängend und so geformt, als ob es zum ersten Male das Licht des Tages sähe; alles frisch und schmerzlich, alles unberührt und unbewusst: Hier liegt zum ersten Male eine Frauenseele offen. S. L.

* *

Der „Simplicissimus“ setzt einen Preis von 300.— Mk. aus für die beste Novelle, in der die sexuelle Liebe keine Rolle spielt.

Der Einlieferungstermin der Arbeiten ist der 15. Oktober d. J. (verschlossenes Kouvert und Kennwort). Der Raum der Novelle darf einen Umfang erreichen bis zu 350 Druckzeilen des Blattes.

Allen an uns gerichteten Einsendungen von Beiträgen und Konkurrenzarbeiten zu unseren Preisausschreiben muss genügendes Rückporto beigefügt sein, da wir sonst nicht in der Lage sind, etwaige Reklamationen erledigen zu können.

Simplicissimus

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Im Damenbad von Th. Th. Heine



Frau Geheime Ober-Zensurrätin, jetzt verstehe ich die grundsätzliche Abneigung Ihres Herrn Gemahls gegen alle Nuditäten.

Preis 10 Pfg.

1. Jahrgang Nr. 24 12. September 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

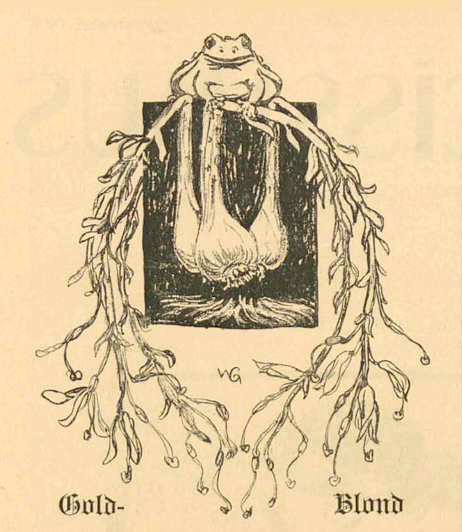
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Goldblond von Ludwig Wolff



(Zeichnung von W. Georgi)



Gold- Blond

Ein Regensonntag. Gestern abends hat es zu regnen begonnen, und vor morgen wird es wohl nicht aufhören. Endlos dehnen sich die Stunden hin, wie ein träger Teig. Ich habe schon alles versucht, habe gelesen, geschrieben, musiziert und immer noch lastet dieser öde Tag mit seiner dumpfen Beklemmung auf mir. Nun habe ich die Geige fortgeschleudert und gehe ruhelos wie ein gereiztes Tier im Zimmer umher. Dann trete ich zum Fenster, wohl das hundertste Mal, und starre, die Stirne an die kühle Scheibe gepreßt, in den Regen hinaus. Der bleierne Himmel hängt tief über den Schornsteinen, um den Wald tanzen die Nebel wie Feen mit langen, wallenden Schleiern und die Bäume auf der Landstraße stehen gebückt und demütig gleich reuigen Sündern da. Manchmal fegt ein Regensturm einher und schlägt klatschend die Tropfen an das Fensterglas.

Ich laufe von neuem im Zimmer herum, hungernd nach einer Zerstreuung, nach einer Ablenkung. Da fällt mein Blick auf die große Schachtel, die in der Ecke des Raumes steht und den Nachlaß meiner Mutter birgt. Ich schiebe das Ungetüm zu meinem Sessel und hebe den Deckel auf, um wieder einmal die alten, Dinge durchzustöbern. Ein milder, märchensüßer Duft streicht mir entgegen wie aus fernen, verklungenen Zeiten. Ich nehme ein großes Bündel von Briefen heraus. Briefe aus der Brautzeit meiner Mutter. Alle so rührend unbeholfen und verlegen. Sie stammeln und stottern nur die Liebesbeteuerungen, die zwischen den Zeilen glühen. Die Briefbogen tragen zum Schmucke ein kleines Herz oder ein Vergißmeinnicht oder einen rosigen Liebesgott, in höchst kunstloser Ausführung. Aber es liegt so viel Poesie in diesen armen Zeichen. Und all die wunderlich verschnörkelten, altfränkischen Redewendungen! Es ist mir, als sähe ich ein Paar langsam und gravitätisch Menuett tanzen, während das alte Spinett leise eine verschollene Melodie dazu zirpt.

Dann sind alte Photographien da, Tanzschuhe vom ersten Ball, Zeitungsausschnitte, in denen die Geburt von uns Kindern angezeigt war, und Zeugnisse und Dokumente. Jetzt fällt mir noch ein geschlossenes Couvert in die Hand, das ich nie bemerkt hatte. Ich öffne es und erblicke ein Büschel goldblonder Haare, so weich, so köstlich, so königlich, daß mir eine leise Rührung durch das Herz zieht. Jedes einzelne Haar ist zart und fein wie ein Seidenfaden und leuchtet mit einem matten Goldschimmer. Ob es wohl wirklich solches Haar giebt, frage ich mich. Da entdecke ich noch einen kleinen Zettel in dem Couvert. Darauf steht: Haare von unserem Erstgeborenen, als er sechs Monate alt war.

Meine Haare!

Und ich sehe mich, so rein und klein und doch so groß, um so viel größer als jetzt, und auf meinem Haupte wie eitel Licht und Sonne diese goldene Strahlenkrone. Lange sitze ich so da, in einem holden Traum eingesponnen, und starre die Goldfäden in meiner Hand an.

Die Dämmerung schleicht leise durch das Zimmer. Ich erhebe mich und trete vor den Spiegel. Und ein heißes Weh steigt in meiner Brust auf. Da, dieses dunkle, dicke, mißfarbige, schuppendurchsetzte Haar, das ist dieses selbe weiche, keusche Haar, über das ich meinen süßen Traum geträumt habe?

Traurig wende ich mich ab. Und ein unsäglicher Ekel vor meinem armen Menschen kriecht mir durch die Seele.

Ludwig Wolff

Marianne

Episode aus dem Aufstand im Quartier Latin im Juli 1893

Von Sven Lange

„Jetzt sollten sie es nur wagen, uns anzugreifen; da würden sie einen Gehörigen auf den Riecher bekommen!" meinte Marianne.

Wir hatten allerdings unsere Stellung mit großem strategischen Talent gewählt: Oben auf einem mächtigen Haufen schwerer eiserner Balken, die am Luxemburger Park entlang aufgestapelt lagen, hatten wir uns hinter drei von den Bänken des Boulevards verbarrikadiert, die wir da hinaufgeschleppt und so solide zwischen den Balken befestigt hatten, daß sie unerschütterlich dastanden und uns gegen die Knittel und Wurfgeschosse der Polizei deckten. Im Rücken waren wir durch das den Park umschließende Gitter geschützt, und vor uns hatten wir den herrlichsten Überblick über einen großen Teil des Kampfplatzes; denn gerade hier erweitert der Boulevard St. Michel sich zu einem kleinen Marktplatz, auf den mehrere Straßen münden; u. a. die breite Rue Soufflot, die eine Aussicht auf die hohe Kuppel des Pantheons gewährte, deren Form sich in der Ferne schwarz gegen den Abendhimmel abhob. Überall wogte die dunkle Menschenmenge unter Rufen und Heulen, zuweilen zerstreut durch einen rücksichtslosen Ausfall der Polizei, die sich in einer ansehnlichen schwarzberockten, mit weißen Beinkleidern versehenen Masse oben in der Rue Soufflot, uns gerade gegenüber, gesammelt hatte. Dies alles war infolge der Dunkelheit nur undeutlich zu erkennen, denn jede Laterne war ja längst zertrümmert; nur hie und da brannte eine große, unruhig flackernde Flamme aus dem Ende eines Laternenpfahles, dessen Kopf ganz abgeschlagen war.

Außer mir und Marianne befanden sich nur zwei Männer auf der Schanze. Der eine war Gaston, Mariannens Freund, ein schöner und eleganter Bursche, nach der letzten Mode gekleidet mit gelben Handschuhen und Lackschuhen und Gamaschen; er lachte unaufhörlich und schleuderte fleißig Rufe und Witzworte über den Platz hinaus; seinen Cylinderhut hatte er auf die Spitze einer der Stangen des Parkgitters hinter uns gehängt, so hoch befanden wir uns. Der andere war ein armer Student aus dem Viertel; aus irgend einem Grunde nannte man ihn la gueule (die Schnauze); er saß meistens allein da und gab acht auf unsere Wurfgeschosse: Steine, Eisenstücke und die schweren porzellanenen Streichholzständer, die wir aus einem Café erobert hatten. Wir wußten alle, daß er in Marianne verliebt war, sie aber machte sich nichts aus ihm.

Sie war ein schönes, dunkeläugiges Mädchen mit vielen schlagfertigen Worten und munteren Bewegungen, ein wenig salopp in schöne Stoffe gekleidet. Sie hatte die Gewohnheit, den Kopf nach demjenigen, mit dem sie sprach, ein wenig vornüber zu beugen, dadurch erhielt das, was sie sagte, etwas eigentümlich Eindringliches. Sie hatte großen Einfluß auf uns alle. Gaston lächelte sie oftmals zu, und auch mit mir verkehrte sie sehr freundschaftlich; an la gueule dahingegen richtete sie nur sehr selten das Wort.

Lange hatten wir uns damit beschäftigt, aus der Entfernung zu verfolgen, was auf dem anderen Bürgersteig vor sich ging; dort herrschte große Unruhe, weil sich die Polizei so in der Nähe befand; die schwarze Menschenmenge floh zuweilen schreiend die Straße hinab, auf uns zu, vor einer Reihe galoppierender weißer Hosenbeine her. Jedesmal, wenn so etwas eintraf, gerieten wir alle in die heftigste Bewegung; wir sprangen auf die Bänke und riefen und schrieen nach dem Tumult hinüber und schwenkten heftig die Arme. Namentlich beteiligte sich Gaston hieran, Mariannens laute, scharfe Stimme machte sich aber auch bemerkbar.

Allmählich aber hatte dies keinen Reiz mehr für uns; wir waren zu weit entfernt von den Ereignissen, und all unser Spektakel griff leider nicht im geringsten in den Gang der Dinge ein; nur die Allernächststehenden, die gerade unter der Schanze zusammengestaut waren, konnten hören, was wir riefen; sie lachten dann zuweilen zu uns hinauf und klatschten in die Hände, aber das war nicht der Rede wert.

Da war's, daß Marianne aussprach, was wir alle dachten: „Jetzt sollten sie es nur wagen, uns anzugreifen, sie würden einen Gehörigen auf den Riecher bekommen!"

Gaston aber beschloß, daß etwas Ernsthaftes geschehen müßte, um die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken: aus unserm Munitionshaufen nahm er eine Anzahl kleiner Steine und warf unter lautem Geheul, in das Marianne und wir mit einstimmten, einen nach dem andern auf die Schutzleute auf der andern Seite der Straße. Nach jedem Wurf klopfte er seine behandschuhten Finger gegeneinander, um sie vom Schmutz zu befreien.

Das half denn auch endlich. Wir sahen plötzlich eine Anzahl weißer Hosenbeine sich von der Abteilung, die in der Rue Soufflot aufmarschiert stand, loslösen, und gleich darauf stürzten sie auf den Platz hinaus, zu uns hinüber, indem sie die Leute vor sich hertrieben. Ehe sie aber ganz bis zu uns gelangten, rannten sie gegen einen großen Haufen Menschen, die nicht schnell genug aus dem Wege gehen konnten; die gezogenen Säbel hielten sie in der Hand und hieben nieder, was ihnen in den Wurf kam. Es sah schauerlich aus. Man schrie und stöhnte, und die Menschenmenge schloß sich um die Säbelschwinger. Ein Schuß ertönte, es klang, als sei ein Revolver abgeschossen.

Oben auf der Schanze war Marianne auf eine Bank gesprungen; sie stand ganz vorne an, über den Tumult unter sich gebeugt; auch Gaston war vorgetreten, und ich ebenfalls; wir standen da und schrieen, und alles in uns zitterte.

Unten hatte sich die Polizei bald von den Angreifern befreit, die sich um sie zusammendrängten. Eine Anzahl stürmte wieder vor, zwischen sich hatten sie ein Paar junge Burschen, die sie vorwärts schleudernd mit schleppten. Hinter ihnen schrie und heulte man. Nach einer Weile kamen zwei andere Weißhosen gelaufen; die Uniform des einen war aufgerissen und hing in Fetzen herab; er hinkte stark. Als er an der Schanze vorüberkam, griff er in die Tasche und warf ein Stück Eisen zwischen uns hinauf; es sauste an uns vorbei und schlug klirrend gegen die Gitterstäbe hinter uns. Er stieß eine Drohung gegen uns aus und lief weiter. Wir sahen ihnen schweigend nach. La gueule ging in den Hintergrund und machte sich mit unseren Wurfgeschossen zu schaffen.

„Sie kommen wieder!" sagte Gaston und zitterte.

Ich lachte und zitterte: „Ja, was dann? Wir sind drei Mann stark, und Marianne gilt für drei, das macht sechs."

„Ach, du siehst ja," sagte sie laut, „la gueule können wir nicht mit rechnen. Der bleibt im Hintergrund. Er ist feige."

La gueule hielt plötzlich mit seiner Beschäftigung inne, und eine ganze Weile herrschte tiefes Schweigen unter uns.

Ich wandte mich um. La gueule stand mit dem Rücken zu uns gewendet und sah in den Park hinab.

„Sind Sie feige?" fragte ich.

„Nein," sagte er, ohne sich umzuwenden.

Wir standen nun eine Weile still da und beobachteten die Bewegung der Polizei und waren auf alles gefaßt.

Unten auf dem kleinen Platz war die Stimmung nun nach dem letzten Eingreifen der Polizei stark erregt. Die Menge hatte sich sehr verdünnt, aber diejenigen, die zurückgeblieben waren, scharten sich unter heftigen Drohungen hinter Bänken und Pflastersteinhaufen zusammen, zur Verteidigung bereit. Die Polizei schien verschwunden, und man wurde nervös. Jetzt galt es, die Augen überall zu haben, um ihnen jeden Hinterhalt abzulauern.

Auf dem Boulevard St. Michel stand die Menge dicht zusammengestaut, Kopf an Kopf, so weit wir von der Schanze aus sehen konnten, dunkel, unruhig beleuchtet von den flackernden Flammen der vereinzelten Laternen.

Man schwieg, und der großen Menschenmenge entstiegen nur einzelne verworrene Laute. Aller Gesichter waren bleich, und ein Beben der Angst oder der Erwartung machte sich durch den ganzen Haufen bemerkbar.

Plötzlich gewahrten wir ein Wogen in der zusammengepreßten Menge, und auf einmal entstand ein lautes Gemurmel, das sich fortpflanzte: ganz unten auf dem Boulevard mußte etwas vor sich gehen, das wir von der Schanze aus nicht entdecken konnten.

Ja, seht doch, aller Gesichter waren plötzlich nach einer Richtung hingewendet, und das schwache Murmeln stieg und stieg mit jeder Minute; auf den Bürgersteigen wurden die Massen gewaltsam durcheinander geschoben.

Unsere Nerven waren gespannt wie Bogensehnen, und als ein Junge auf dem Platz unter uns plötzlich ein gellendes: „Attention!" ausstieß, durchfuhr es uns wie ein Stoß: Jetzt geht 's los!

Wir sahen einander an.

„Wollen wir auskneifen?" fragte Gaston halblaut.

Marianne aber trat dicht an ihn heran, schlang ihre Arme um seinen Hals und bog den Kopf vor, so wie sie es zu thun pflegte; sie schaute ihm eine Weile in die Augen und küßte ihn dann auf den Mund, ohne etwas zu sagen. Gleich darauf kam sie zu mir, und mit mir machte sie es genau ebenso.

Dann stellten wir uns wieder auf unsere Plätze und warteten.

Unten auf dem Boulevard hatten sich der Lärm und die Erregung jetzt sehr gesteigert; wie rasend schlug man mit den Armen um sich und schrie einander etwas zu, ohne Antwort zu bekommen. Und was bedeutete denn das? Draußen auf dem Fahrwege begannen die Massen, sich in fortschreitende Bewegung zu setzen, aufwärts, auf uns zukommend; zuerst langsam, dann schneller und schneller; es sah aus, als flöhen sie, als würden sie getrieben.

„Sie kneifen aus, die Elenden!" flüsterte Marianne. „Habt ihr die Revolver?"

Unablässig strömte die Menge unter Geschrei vorwärts.

Da tauchte plötzlich eine Kette von Reitern in blitzenden Kürassen vor uns auf. Noch eine Kette, und noch eine. Langsam ritten sie vorwärts auf starken, unruhigen Pferden, mitten auf dem Boulevard, die Menge vor sich hertreibend. Der Wiederschein der flackernden Laternenflammen leuchtete auf ihren Helmen, ihren Brustharnischen und auf den Säbeln, die sie gezogen in der Hand hielten. Ein lautes Geschrei brach von allen Seiten los. Man kannte sie. Das waren die Kürassiere aus Versailles, das war die Armee! Und die Menge, die auf den Bürgersteigen stand; die in allen Fenstern sichtbar wurde, und die den Platz vor uns anfüllte, die hob plötzlich ihre Tausende von Armen in die Höhe, die Hüte flogen von aller Köpfen, und die Hände schlugen klatschend gegeneinander:

„Vive l'armée!" donnerte überall der Ruf hervor, „vive l'armée! vive la France, vive la France!"

Vorwärts, durch die dunkle Volksmenge hindurch, die schrie und schrie und mit den Taschentüchern wehte, zogen nun ohne Unterbrechung Reihen der ernsten Reiter mit ihren gezogenen Säbeln und ihren blitzenden Brustharnischen.

Oben bei uns auf der Schanze war Marianne auf eine Bank gesprungen. Wild vor Erregung rief auch sie gell und laut den Soldaten zu: „Vive l'armée! Vive la France."

Und plötzlich hörten wir eine wunderliche Stimme, heiser, halb erstickt, hinter uns: „Vive l'armée!" rufen.

Es war la gueule, der da stand und schrie und seine alte Sammetmütze schwenkte, während seine Augen strahlten.

Marianne aber wandte sich blitzschnell nach ihm um, maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, blutrot vor Zorn. Heftig zuckte sie die Achseln und schwieg. Auch er schwieg plötzlich.

Gaston, der jetzt wieder zufrieden und erleichtert aussah, trat an ihn heran und klopfte ihn fröhlich auf die Schulter.

„Du hast recht, mein Junge, es ist allemal leichter, seinem Feind ein Hurra Hoch! zuzurufen, als mit ihm zu kämpfen," sagte er und lachte. „Ich verstehe dich, mein Junge."

La gueule schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht.

Marianne aber sah ihren Freund mit großen, erzürnten Augen an. „Und ich?" rief sie aus.

Er warf ihr statt einer Antwort eine Kußhand zu.

Nach einer Weile redete ich la gueule an, der uns den Rücken zugekehrt hatte und in den Park hinabschaute. „Sind Sie feige?" fragte ich ihn.

„Nein," murmelte er, ohne sich umzudrehen.

Nach Verlauf einiger Zeit beschlossen wir, die Schanze zu verlassen, der Aufstand schien für diesmal beendet zu sein. Die Kürassiere hatten den ganzen Boulevard in Besitz genommen; in Abteilungen aus zwanzig Mann bestehend, hielten sie in kleinen Zwischenräumen, soweit wir sehen konnten, auf ihren Pferden; die Leute drängten sich jetzt freundschaftlich um sie, man streichelte die Pferde und knüpfte Unterhaltungen mit den Reitern an. Sie antworteten würdig und ernsthaft, während sie ihre Bärte strichen.

Die Polizei war ganz verschwunden. Gaston begann nun pfeifend die Schanze hinabzuklettern, vorsichtig, um sich nicht zu beschmutzen, und ich wollte ihm eben folgen, als ich sah, wie sich Marianne la gueule näherte. Ihre Augen blitzten ihn voll Zorn und Rachbegier an.

Als sie bei ihm angelangt war, beugte sie den Kopf nach ihm vor, mit einem Lächeln.

„Wollen wir Freunde sein?" fragte sie.

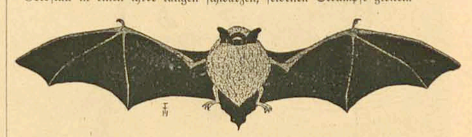
„Ja," sagte er und lachte.

„Dann beweise es: Du hast ja zwanzig Francs bei dir, wir sind zu Anfang des Monats, nicht wahr? Gieb mir die!"

Schnell und eifrig durchwühlte er seine Taschen. Ja, er fand den Louisdor und gab ihn ihr.

Und während ein unhörbares Lachen seinen ganzen Körper erbeben machte, kehrte er seine leeren Taschen um.

Marianne aber nickte mit ihrer gestrengen Miene, und ließ heimlich das Goldstück in einen ihrer langen schwarzen, seidenen Strümpfe gleiten.



Des Dichters Schlummerlied an sich selbst

Nun sinkt die Dunkelheit gemach
Und gleitet sacht von First und Dach
Zur Tiefe nieder.
Nun sinkt, was seine Pflicht gethan,
Das Mieder und der falsche Zahn,
Auch du thatst deine Pflicht, wohlan,
So sinke nieder!

Weit war dein Weg. Du kamst dahin,
Wo friedlich sanfte Lämmer ziehn,
Und auch zu Füchsen.
Zieh aus die Schuhe ohne Trutz,
Was blieb von ihrem Glanz und Putz?
Sie sind bestaubt und voller Schmutz;
Man muß sie wichsen.

Sei brav, mein Freund, wie dein Gedicht,
Und lasse deinen Weizen nicht
Bei Spreu und Häcksel.
Merk, was dir für die Woche frommt:
Zweimal bekommst du Strümpfe prompt;
Wenn Mittwoch oder Sonntag kommt,
Ist Kragenwechsel.

Zum Meer des Grolles wächst gar oft,
Eh sich's dein milder Sinn verhofft,
Ein Unmutströpfchen.
Ich weiß, du hast schon oft geflucht,
Wenn dein Gedächtnis falsch gebucht;
Drum sei ein Plätzchen ausgesucht
Den Hemdenknöpfchen.

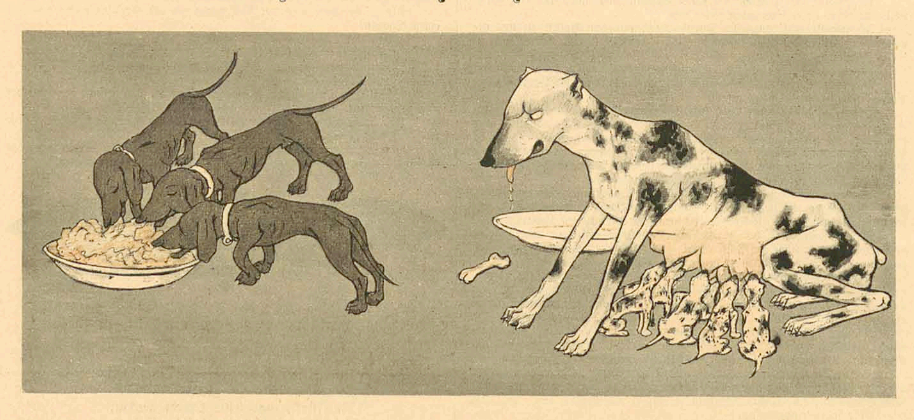
Die heil'ge Ordnung, lieber Christ,
Die eine höhere Tochter ist,
Darfst du nicht meiden;
Die höhere Tochter liebt dein Sinn,
Drum wirf nicht so die Weste hin,
Denn deine Nickeluhr steckt drin,
Sie könnte leiden.

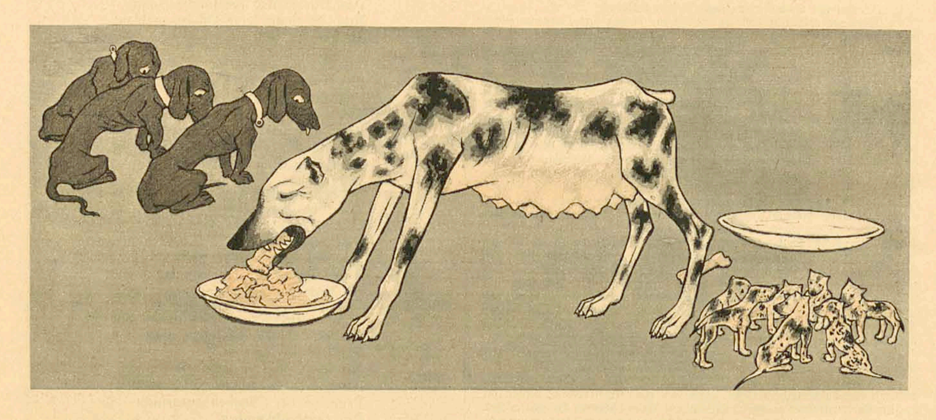
Die Hose fällt mit stillem Hohn,
Sie zahlt dir keinen Trägerlohn —
Getrost mein Herze.
Die Bosheit siegt ja auf der Welt,
Sie hat dir manchen Spaß vergällt,
Drum leg dich schlafen als ein Held,
Lösch aus die Kerze.

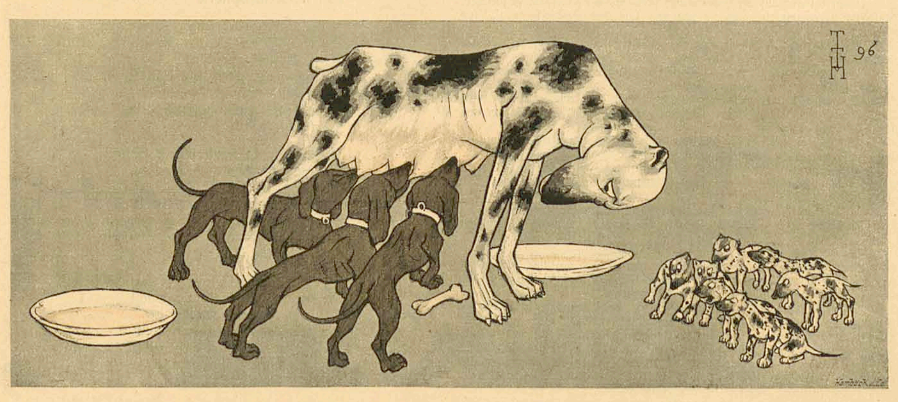
Schlaf ruhig, Freund, jetzt tagt die Nacht;
Die Grille, die dir Ärger macht,
Ist schon zu faul jetzt.
Wo alles in die Kissen kroch,
Flohtier und Mensch, was gröhlst du noch?
Leg dich aufs Ohr und schnarche doch
Und halt dein Maul jetzt!

Bernhard Schäfer

Das Recht des Schwächeren von Th. Th. Heine





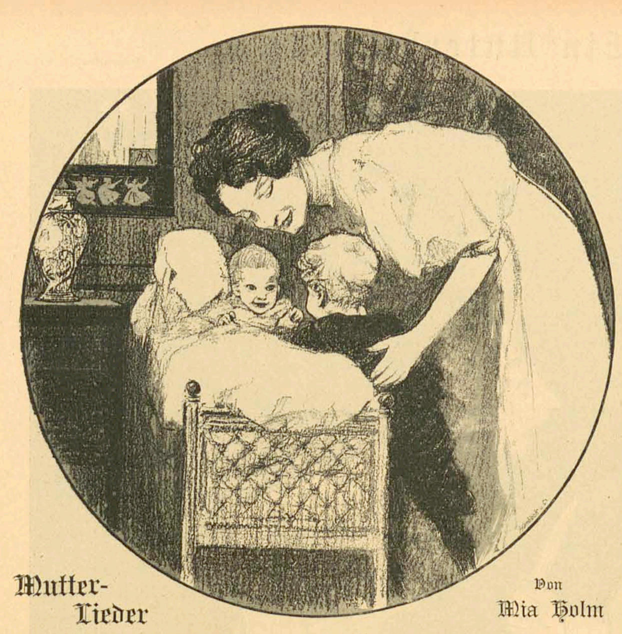


Ein Unterschied

(Zeichnung von J. B. Engl)



Wechsel präsentieren, das können Sie! Aber mit der Waffe, da jeht's nich!



Mutter-Lieder

Von **Mia Holm**

Lieber Knabe, hörst du nicht,
Was der Baum zum Strauche spricht?
Weiter lacht's der Sonnenschein:
Schwesterlein! Schwesterlein!

Hörst du nicht, wie froh bewegt
Jedes Blumenherzchen schlägt?
Und die Vögel, groß und klein,
Jauchzen alle: Schwesterlein!

Ja, ein Schwesterlein im Haus,
Deine Einsamkeit ist aus;
Lachst und spielst nicht mehr allein:
Schwesterlein! Schwesterlein!

Komm herein und küß sie sacht,
Weil sie eben aufgewacht;
Sie ist dein und sie ist mein:
Schwesterlein! Schwesterlein!

Sonne neigt sich und verscheidet,
Langsam weicht ihr letzter Glanz —
Dämmrung schleicht — in graue Schleier
Hüllt sie unser Stübchen ganz.

Alles um uns tief verschattet,
Farblos, wie gestorben liegt;
Wir doch fühlen, daß wir leben,
Aneinander festgeschmiegt.

Haben uns den trauten Winkel
Dicht beim Ofen ausgewählt:
Dies die Stunde, da mein Pärchen
Mich um Märchen täglich quält.

Elfen, Zwerge, Spukgestalten
Huschen geisterhaft vorbei,
Und wir freuen uns und lachen
Und erschauern alle drei.

An Norda

Ich trat aus dem Thore und schritt über die Straße. Das ganze Haus war finster, nur aus dem einen Fenster fiel ein rötlicher Schimmer auf die Straße herab. Dann ging ich. Ich stand und wartete. In meinem Herzen schluchzte es — du hast mir nicht nachgeblickt!

Der Schnee fiel leise, die nächtigen Gassen schienen blau unter ihrer weißen Decke. Der Obelisk ragte in die Höhe, und der geschmolzene Schnee rieselte feucht über die ehernen Platten zum Sockel nieder, die düstere Masse des Propyläenthores versperrte mir den Weg.

Ich blieb stehen und blickte zurück. Der rote Schein aus deinem Fenster war wie eine blutende Wunde der Nacht.

Hastige Gruppen kamen mir entgegen, Männer in schneeverbrämten Pelzen, Frauen in wallenden Theatermänteln, eng vermummt. Sie eilten ins Konzert, in ihren Augen sah ich den Glanz des hellbeleuchteten Saales voraus, auf ihren Lippen schwebten liebliche Melodien.

O hättest du den Vorhang nur leise gestreift, o wärest du nur an dem Fenster vorbeigeschritten und dein Kleid hätte den Vorhang gestreift . . . ich hätte es gesehen, meine ganze Seele starrte empor zu deinem Fenster!

Ich muß fort. Ich werde dich nicht wiedersehen. Jahre werden vergehen, Ewigkeiten. Und du hast mir nicht nachgeblickt.

Es schneite nicht mehr, doch eine Wolke von Schnee lag in den Gassen. Das beleuchtete Zifferblatt einer Turmuhr blickte wie ein Kyklopenauge starr vor sich hin, in den Nebel.

Ein Paar schritt an mir vorbei, ein junger Mann und ein junges Weib. Er hatte seinen weiten Mantel um ihre Schultern geschlagen, und so schritten sie an mir vorbei, eng aneinandergeschmiegt, wie ein einziger Körper.

Mich fror. Mein Atem ging kalt, ich konnte den Hauch aus meinem Munde nicht sehen. Ich wollte heim und hatte den Weg verfehlt. Ich eilte blind vorwärts, die Nacht that sich auf vor mir . . .

In meinem Herzen schluchzte es laut — du hast mir nicht nachgeblickt!

Arthur Holitscher.

Der Handel

Nach dem Holländischen des Multatuli

Hassan verkaufte Datteln in den Straßen von Damaskus, oder richtiger gesagt, er verkaufte keine, denn sie waren so klein, daß kein Mensch sie haben wollte. Bekümmert und eifersüchtig sah er, wie alle Welt bei seinem Konkurrenten, dem reichen Auled kaufte, der neben ihm auf einer Binsendecke wohnte. Man saß nämlich in Damaskus immer auf Binsendecken, und die Wohnung war sehr hoch, weil das Dach fehlte.

Das Vermögen Auleds bestand hauptsächlich aus Binsendecken, aber er besaß auch noch einen Garten, dessen Boden so fruchtbar war, daß die Datteln, die er hier erntete, so groß waren, wie drei gewöhnliche Datteln.

Eines Tages kam ein Derwisch nach Damaskus, der zu viel Weisheit und zu wenig Geld besaß.

„Gieb mir zu essen," sagte er zu Hassan, „und ich werde für dich thun, was ein Kalif nicht zu thun imstande wäre. Ich werde das Volk zwingen, deine Datteln zu kaufen, indem ich sie größer mache, als die Auleds; wie groß sind sie?"

„Weiser Derwisch, Gesandter Allahs, ich küsse dir die Füße. Die Datteln Auleds sind dreimal größer, als gewöhnliche Datteln. Habe die Güte, einzutreten und dich auf meine Binsendecke zu setzen; kreuze die Beine, sei gesegnet und lehre mich, meine Datteln groß zu machen und das Volk zu zwingen, sie zu kaufen."

Hassan hätte eigentlich fragen können, warum der Derwisch, wenn er so gelehrt war, nichts zu essen hatte. Aber Hassan grübelte niemals. Er setzte seinem Gaste ein Stück gekochtes Fleisch vor; das war alles, was ihm von einer jungen Ziege übrig geblieben war, die er erst kürzlich gestohlen hatte. Der Derwisch aß, und als er sich gesättigt hatte, sagte er:

„Wie groß sollen deine Datteln werden, Hassan, Sohn eines Mannes, den ich nicht kenne?"

„Allah gebe dir Frauen und Vieh," rief Hassan, „ich möchte, daß meine Datteln dreimal größer werden, als du sie überhaupt machen kannst."

„Gut," versetzte der Derwisch. „Siehst du den Vogel, den ich aus Indien mitgebracht habe? Sage ihm, daß deine Datteln dreimal so groß sind, wie drei Datteln."

„Ich wünsche dir Houris und Kameele, Derwisch, denn du duftest wie das Öl der Oliven. Doch was soll es für einen Zweck haben, daß ich diesem Vogel etwas sage, was ja gar nicht ist?"

„Thue, was ich die sage," fuhr der weise Mann fort, „ich bin Derwisch, darum verstehst du mich nicht."

Hassan wünschte dem Vogel lange Flügel und nannte ihn Rock.*) Doch der Vogel war kein Rock, er sah eher einem Raben ähnlich und hatte eine sehr lose Zunge. Der Derwisch hatte ihn aus Sumatra mitgebracht, wo ihn europäische Kaufleute ausgesetzt hatten.

Um dem Vogel zu schmeicheln, nannte ihn Hassan Rock.

„Ich bin dein Sklave," sagte er zu ihm, „meine Datteln sind größer, als drei Datteln."

„Gut," erklärte der Derwisch, „fahre nur so fort."

Hassan fuhr fort und hörte nicht auf, dem Vogel zu erzählen, daß seine Datteln so groß wären, wie drei Datteln.

Die Belohnung ließ nicht lange auf sich warten. Bald rief der Vogel aus freien Stücken:

„Die Datteln Hassans sind dreimal größer, als alle anderen Datteln."

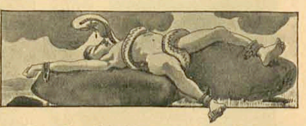
Die Stimme des Vogels drang durch die Lüfte, sein Ton hatte etwas prophetisches an sich und die Datteln wuchsen in den Augen aller Vorübergehenden. Der Vogel hörte nicht auf zu schreien und die Leute fanden die Datteln schließlich so groß, daß sie sich die Kinnbacken ausreckten, wenn sie sie verzehrten.

Auled wurde magerer; doch Hassan kaufte jetzt viel Ziegen und Lämmer. Er ließ auch ein Dach über seine Binsendecke errichten. Nach einiger Zeit wurde er äußerst rechtschaffen und that sehr entrüstet, wenn man ihm von Zeit zu Zeit ein Lamm stahl. Er lebte nach wie vor in der Furcht Allahs.

Alle Welt hielt die Datteln Hassans für die größten, alle Welt kaufte sie und aß sie — — mit Ausnahme von Hassan selbst, der seinen Bedarf im geheimen von Auled entnahm, dessen einziger Kunde er jetzt war.

---

*) Rock, der Riesenvogel der orientalischen Mythologie.



Der „Simplicissimus" setzt einen Preis von **300 Mark** aus für die beste Novelle, in der die sexuelle Liebe keine Rolle spielt. Er weiss wohl, dass er damit eine Art von litterarischem Scherz macht, denn was ist im Grunde wichtiger und was ist grösser, als die Behandlung der Liebe? Aber er will nicht wiederum in die Lage versetzt sein wie bei dem letzten Preisausschreiben, zweihundert Novellen zu lesen, in denen das „Verhältnis" und die litterarische Zote zu einem ausschliesslichen Gegenstand der Darstellung erhoben wird.

Der Einlieferungstermin der Arbeiten ist der 15. Oktober d. J. (verschlossenes Kouvert und Kennwort). Der Raum der Novelle darf einen Umfang erreichen bis zu 350 Druckzeilen des Blattes.

Simplicissimus

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hexensteige

(Zeichnung von Schulz)



„Gretel, Gretel, ein Gang im Korn!“
Wo, Mutter? zeig!
„Grad zur Laube im Hagedorn
Führt er dort vorn.“
Mutter, ein Hexensteig!

„Gretel, und gestern Nacht der Blitz!“
Mutter, mein Schreck!
„Hinter der Hecke auf stillem Sitz
Saß Nachbars Fritz.“
Mutter, und lief nicht weg?

„Gretel, das Hexlein trug Rock und
Schuh —“
Mutter, du spaßt!
„Trug zwei lange Zöpfe dazu
Grade wie du!“
Mutter, was du nur sahst!

Mutter, kein Hexlein durchzog die Flur —
„Red'st du's mir aus?“
Äsend drückte ein Hase nur
Ins Korn seine Spur —
„Gretel, bis hier vor's Haus?!“

Mutter, der Has' ist ein kecker Tropf!
„Gretel, ei nein!“
Zwei Ohren, lang wie ein Mädchenzopf
Trägt er am Schopf.
„Gretel, du Schelm, wie fein!“

„Aber den Schuh hier, Gretel, im Gras?“
Mutter, ach der!
„Trug ein verliebtes Hexlein, kein Has' —
Gretel, ich sah's!“
Mutter — — ich lieb' ihn so sehr!

Wilhelm Arminius

1. Jahrgang Nr. 25 Preis 10 Pfg. 19. September 1896

SIMPLICISSIMUS

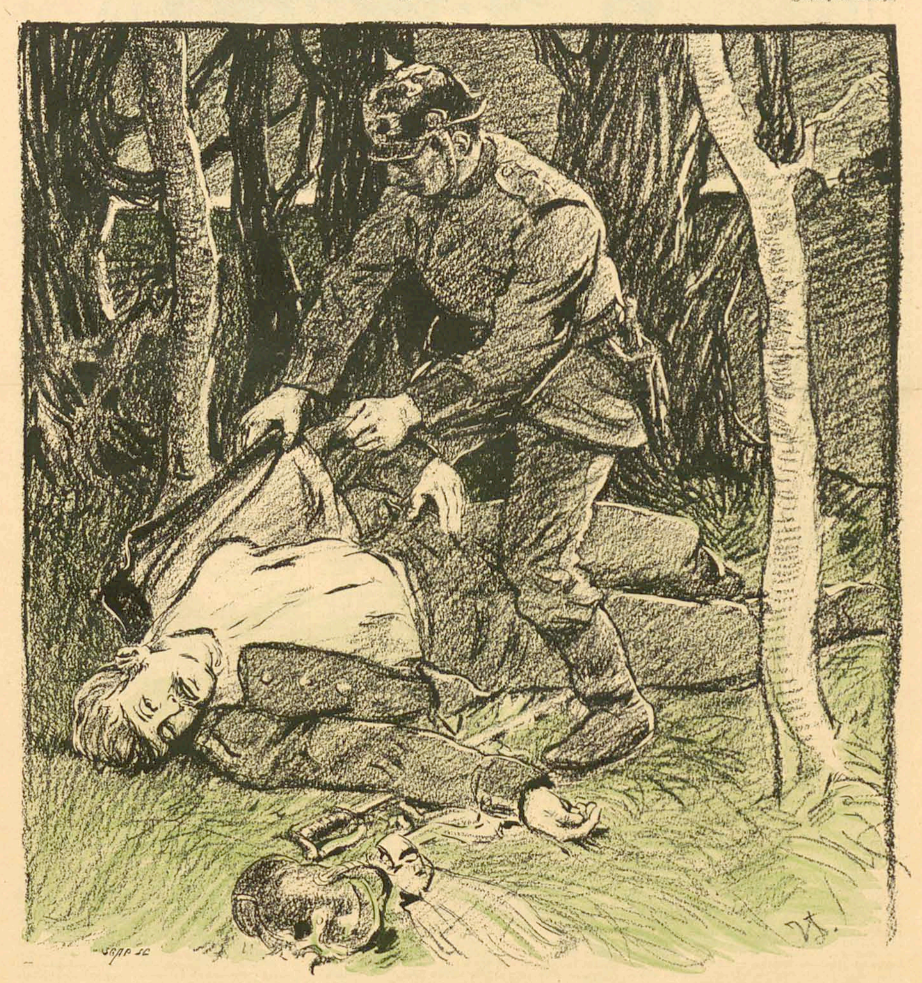
Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Die Mächtigen von Jakob Wassermann*)

(Zeichnung von Damberger)



*) Wir bemerken zu dieser Novelle folgendes: Da die Versuchung für jede winkelpatriotische Seele nahe liegt, die Arbeit von einem politischen Standpunkt aus zu betrachten, wollen wir betonen, daß hier lediglich ein poetisches Gemälde vorliegt, ohne jegliches Schielen nach Tendenz, ohne jegliche sozialistische Klangfarbe. Eine solche Erklärung erscheint dem Unbefangenen zweifellos lächerlich und komisch, und auch wir würden es verschmähen zu solchen Protesten a priori zu greifen, wenn uns die Erfahrung nicht gelehrt hätte, mit Böswilligkeit und Verständnislosigkeit in vielerlei Gestalt zu rechnen.

Die Redaktion des Simplicissimus



Die Mächtigen

Von Jakob Wassermann

Wenn ein Gewitter im Anzug ist, darf die Kompagnie auf Heimkehr ins Quartier hoffen. Die Posten werden zusammengezogen, der Lieutenant nimmt den Rapport entgegen, die Unteroffiziere versammeln ihre Korporalschaften um sich, die Kolonne wird formiert und setzt sich in dumpfem Trab in Bewegung. Die Soldaten sind müde und staubbedeckt; sie sollen singen, damit ihnen der Marsch müheloser werde, aber sie können nicht singen. Es ist eine schwere und schwüle Stimmung in der Natur und es ist, als ob diese rohen Söhne des Dorfes und der Fabrik zum Nachdenken gezwungen würden, über etwas, das bisher nur als dumpfe Sehnsucht oder als starrer Groll in ihrer Brust gewohnt. Der Lieutenant fragt den Sergeanten, warum nicht gesungen würde; der Sergeant giebt einigen Unteroffizieren freundschaftliche Rippenstöße und diese fluchen leise in die Sektionen hinein und kommandieren das Lied: Der Feind, der kommt von Frankreich her. Aber kaum begonnen, ersterben die unwillig hingemurmelten Laute wieder und der Lieutenant verzichtet für heute auf den Gesang. Tief und dunkel hängen die Wolken, und die Schwalben fliegen mit einem fast klagenden Zwitschern am Rand der Felder hin. Und der Wald in der Ferne, ist es nicht, als ob er zu fliehen versuchte vor dem Anmarsch der Kolonne? Leiser Donner rollt über den Wald und der dicke Staub liegt über und zwischen den Reihen und der Wind erhebt sich und treibt ihn den Männern ins Gesicht, und alle sind sie so stumpf geworden, daß sie sich nicht einmal bemühen, ihn von den Augenlidern oder von den Lippen zu wischen. Und es geht durch ein Dorf, wo aus kleinen, schmutzigen Fenstern neugierige oder mitleidige oder finstere Gesichter schauen und dralle Mägde stehen an den Scheunen und lachen ziemlich grundlos. Und dann kommt wieder die Ebene und die Landschaft wird trüber und der Donner zieht heran, langsam hallend, gleichsam Gehör fordernd. Eine bissige Bemerkung wird laut unter den Soldaten oder eine derbe Zote, dann ist es wieder lange Zeit hindurch still. Sie denken an die Nacht: da können sie schlafen; manche wünschen immer schlafen zu dürfen, bis die Jahre des Dienstes vorbei sind. Viele haben einen Schatz und sie denken an den Urlaub des letzten Sonntags und an das einsame Liebesbett in einem stillen Waldwinkel oder auf einem hohen Scheunenboden. Die meisten aber denken an gar nichts; wie eine Decke hängt es vor ihren Augen und ihre Füße sind gar schwer. Das Gewehr drückt die Schulter und der Tornister drückt den Rücken. Der Schweiß hat die Gewänder an den Leib festgeklebt und alle Sinne sind erschlafft und abgestorben. Sie sind keinem Eindruck mehr zugänglich außer dem gleichmäßigen Geräusch der Schritte; und es klingt wie ein schwerer Rhythmus in die Unermeßlichkeit hinein: eins zwei, eins zwei...

Der Wald kam näher und leichte Dünste hoben sich von ihm. Die ersten Regentropfen fielen, als die Spitze unter den Schutz der dichten Wipfel einzog. Jetzt geht's der Heimat zu, dachte Frank Aschenbrenner und er allein lächelte in diesem großen Haufen müder und gleichgültiger Männer. Und wenn auch der Schweiß in heißen Perlen von der Stirn und von den roten Haaren troff, er hörte doch nicht auf, an Veni Escher zu denken. Eigentlich hieß sie Juvenia, das wußte er, und es kam ihm so seltsam und der Bewunderung würdig vor, daß eine Bauerntochter Juvenia heißen konnte. Stets zwinkerte er so eigen vertraulich mit den Augen, wenn er an sie dachte, an ihre dicken Zöpfe, an die weißen, schönen Zähne, an die festen starken Arme, an ihren Trotz, an ihren Hochmut, an ihre Wildheit und an ihre guten Küsse. Und das ganze Dorf sah er im Innern, so wie es damals beim Abschied gewesen war: wie es still und feierlich am See ausgebreitet lag, ein wenig gehoben durch die sanfte Krümmung der Hügel; und in der Ferne flimmerte der Mondschein auf dem Wasser wie ein Schleier, der leise flattert im leisen Wind. Und ein wohlthuender Frieden war allenthalben und in manchem Häuschen war noch ein Fenster rot und dann kamen lange Wolken und legten den Mond gleichsam in ein Grab, und die Wellen plätscherten ans Ufer, daß die Kieselsteine klirrten wie geschwätzige Gnomen, und es war auch wie eine Klage, wenn die Äste knisterten und sich furchtsam niederbogen vor dem schwellenden Nachtwind. Oder wenn er an den Morgen dachte! Wie frisch erschien das ganze Dorf, gleichsam gebadet! Am Anger blökten die Schafe und am Haus der Veni roch es so angenehm nach neugebackenem Brot, (denn ihr Vater war der Bäcker des Orts) und da kam sie oft unters Thor und lachte aller Welt keck ins Gesicht.

Fort mit den Träumen —: er erhielt von hinten einen Stoß mit dem Gewehrkolben, weil er den Schritt verloren hatte. Auf allen Seiten rief es: Tritt fassen! Tritt fassen! Es war, als wolle sich die Ordnung des Marsches im Nu auflösen vor der Macht des Gewitters. Donnerschlag auf Donnerschlag durchdröhnte den Wald und die Luft zitterte, und es war so schwer und beängstigend, taktmäßig weiter zu marschieren. Manche bittere Anspielung wurde laut, von den Unteroffizieren geflissentlich überhört; mancher Fluch drängte sich durch zusammengepreßte Zähne. Aber selbst dazu waren sie zu müd, diese Männer: mit ihren Gedanken bei ihrem Groll zu bleiben; vielmehr wurde die krankhaft erregte Phantasie beschäftigt von den Bildern der Rast, von den Bildern des Schlummers auf einem guten Strohsack, von einem fetten Glas Milch und einem saftigen Stück Fleisch bei den Bauern des Quartiers. Aber der Wald wurde immer dichter und die Dämmerung nahm zu und der Regen strömte herab und rann von den Helmen auf die Riemen des Tornisters, und rauschte und trommelte in den Kronen und die Blitze erleuchteten die Tiefen des Forstes, daß es aussah, als ob eine gespenstige Rotte hinter fernen Stämmen vorbeiraste.

Frank Aschenbrenner, erregt von dem Bild der Heimat, vergaß die Vorgänge der Umgebung und wie ein Schlumernder, dessen Schlaf unterbrochen wurde, alsbald von neuem die Augen schließt, versank er beinahe hilflos und ganz selbstvergessen in eine Folge von phantastischen Vorstellungen, von wunderbaren Zufällen und Ereignissen, die von den Wünschen und von der Erwartung in uns erweckt werden. Warum empfand er im Innern seines Herzens ein bitteres Gefühl, einen Zweifel, wenn er an Veni dachte? Und gerade dies trieb ihn dazu, kindische Luftschlösser zu bauen, die seiner bäuerischen Natur sonst ganz fremd waren.

Die Kompagnie sollte in Sankt Heinrich übernachten und den nächsten Tag, der ein Rasttag war, dort verbringen. Der Hauptmann und drei Offiziere ritten mehrere Kilometer hinter der Abteilung und dem Lieutenant Baron Gerlach war die Führung während des Marsches anvertraut worden. Er war ein hübscher und sympathischer junger Mann, der es wohl zu meinen glaubte mit der Mannschaft, und der sich jene von den Vorgesetzten so wohlgelittene Schneidigkeit angeeignet hatte, die den Untergebenen gleichsam in Atem hält. Er stammte aus einer alten und angesehenen Familie, war jedoch ganz arm und besaß keine Garantien für die Zukunft als seinen Degen und seinen Ehrgeiz. Etwas von einem Träumer war in ihm. Still und in sich gekehrt, schien er mit einer wachsenden Verachtung des Lebens zu kämpfen und die Unerfüllbarkeit seiner Wünsche schien er nicht länger zu bezweifeln. Der Wald lichtete sich und die erschöpfte Kompagnie sah das Dorf vor sich liegen, eingehüllt in einen zarten, grauen Regenschleier, mit regenglänzenden Ziegeldächern, mit plumpen Schlöten, aus denen sich bläulicher Rauch langsam in die reine, kühle Luft erhob; und dahinter lag der See, matt schimmernd wie eine Eisenplatte. Alles war so voll Frieden in dieser Weltabgeschiedenheit, und die Soldaten atmeten freier und manche wurden wieder froher Laune in der Hoffnung auf ein gutes Stück Fleisch und auf einen Tag der Ruhe. Denn bei den Bauern hatten sie es immer am besten, wenn sie nicht durch die boshafte Parteilichkeit des Quartiermachers gleich dutzendweise in den Stadel eines armen oder eines geizigen Mannes geworfen wurden.

Frank Aschenbrenner wohnte mit zwei Kameraden bei seinen Eltern. Die beiden alten Leute standen unterm Thor und ihre Gesichter leuchteten vor Stolz. Es gab keine Redensarten und keine langen Erzählungen: nachdem die drei Soldaten sich ihres Gepäcks entledigt hatten, nahmen sie auf der Bank hinter dem riesigen Tisch Platz und der Bauer brachte Brot und sauren Rahm. Dann setzte er sich den erschöpften Männern gegenüber und sah mit breitem Lächeln zu, wie es ihnen schmeckte. Und bald fiel der Abend nieder über das Dorf. Frank, der noch nicht gewagt hatte, nach Veni zu fragen, weil ihn eine seltsame Angst daran hinderte, zog, als es schon ziemlich spät war, den frischgewaschenen Drillichrock an, setzte die Mütze auf und ging lässigen Schritts die Dorfstraße entlang. Er spähte scheu nach den Mädchen, die am Brunnen standen, — doch er fand die nicht, die er suchte. Vor manchem Thor blieb er stehen und begrüßte die Freunde und die Bekannten und oft ließ man ihn kaum weitergehen; man wollte sich etwas von ihm erzählen lassen, man sagte ihm Komplimente und alle waren stolz darauf, daß ein so schmucker Soldat ein Sohn des Dorfes war. Doch seine Sehnsucht trieb ihn gebieterisch zum Ziel, und schnell schritt er zum Haus des Bäckers Escher. Entschlossen wollte er hineingehen, da sah er sie träumerisch im Flur stehen und vor sich hinstarren. Sie blickte überrascht auf, als er ihre Hand nahm; erst schien sie nicht zu wissen, wer es sei, dann wurde sie feuerrot und stotterte eine verlegene Begrüßung. Wie verändert ist sie, dachte Frank, und er vergaß, daß er sie stürmisch in die Arme hatte schließen wollen. Da standen sie nun schweigend beisammen und wußten sich nicht ein einziges Wort zu sagen. Bist du mir denn bös? fragte endlich der junge Soldat. Sie schüttelte den Kopf und wollte unbefangen lächeln. Aber selbst in der Dunkelheit gewahrte er wohl, daß ihr Lächeln gezwungen war, und er fühlte, daß sie ein beklommenes Herz hatte. „Geh fort," sagte das Mädchen plötzlich eindringlich und voll Hast, „der Lieutenant kommt gleich wieder. Der braucht dich doch da nicht zu sehen; morgen wollen wir uns treffen, ich geh' morgen nach Dürnbach, da wollen wir mitsammen gehn, — aber jetzt geh fort, hörst?" — „Der Lieutenant?" murmelte Frank und sah bestürzt vor sich hin; er konnte noch nicht begreifen, was vorging, er wollte Veni umarmen und wollte sie zwingen, daß sie ihn küsse, aber sie entwand sich seinem Arm und huschte im dunkeln Flur lautlos davon.

Der junge Mensch dachte nicht ans Heimgehen, obgleich kein Soldat nach zehn Uhr mehr auf der Straße sein durfte. Noch immer hatte er nichts begriffen und er schlich ums Haus herum, die Hände in den Taschen und die Blicke an den Boden geheftet. Es roch so gut nach Heu und Dünger; das Gewitter und auch alle Wolken hatten sich verzogen, die Sterne schimmerten am Himmel wie reine, klare Perlen und es war wieder so schwül wie am Abend vorher.

Zwei Nachtfalter flatterten durch den Hof und über die Schultern Frank Aschenbrenners, und wie er sie mit den Augen verfolgte, sah er, daß ein Fenster oben erleuchtet war und er wußte aus früherer Zeit, daß dies Venis Fenster war. Dann sah er zwei Schatten dort droben; da begann sein Herz zu klopfen und er wußte sich fast keinen Rat mehr, so beklommen war ihm zu Mute. Was soll ich nun thun? dachte er, und da in der Nähe ein alter Birnbaum stand, kletterte er rasch daran hinauf und bald konnte er in die Kammer hineinschauen, wo der Lieutenant von Gerlach saß und die junge Veni umschlungen hielt. Sie sträubte sich nicht, nein, sie ergab sich seiner Umarmung, sie suchte seine Umarmung, sie hatte das Gesicht an seiner Brust verborgen und wie stolz mußte sie sein, daß ein Lieutenant, ein solch hübscher und vornehmer Herr sie begehrte. Das ist aber schnell gegangen, dachte der Soldat in seinem Stumpfsinn, und der Ast, auf dem er saß, wollte schier brechen. Die reifen Früchte des Baumes schienen um ihn herumzutanzen; unten lief eine Katze über den Hof und stieß ein klagendes und sehnsüchtiges Geschrei aus; eine Fledermaus schwirrte vorbei. Da auf einmal löschte der Lieutenant das Licht aus, und Frank starrte noch immer und wußte nicht wie lange, da auf einmal erscholl die Trommel, die die Kompagnie zum Appell rief. Oho, dachte Frank Aschenbrenner und brach zornig einen Zweig mitten durch, gönnen sie uns nicht mal die Rast? Das bedeutet Nachtübung, — Brigadebefehl . . . und er lachte höhnisch vor sich hin, stieg herab vom Baum, trottete nach Haus, wo die beiden Eltern mit Bangen auf ihn warteten, und begann sich marschfertig zu machen wie die andern auch.

Das ganze Dorf war in Bewegung. Die Korporalschaften ordneten sich und in den Gesichtern der Mannschaft lag ein düsterer Verdruß. Schwer und schleppend setzten sich die Züge in Bewegung, um sich zu sammeln und der Mond stieg groß und glühend über der Landschaft auf, — eine halbvollendete Scheibe. Der Hauptmann ritt vor die Front und feuerte in einer pathetischen Ansprache die Soldaten an. In kurzen Zügen gab er dann den Plan des nächtlichen Manövers kund. Die Ordre ging vom Armeekorps aus: die dritte Brigade sollte den Waldrand von Heumödern besetzen und die Position bis Tagesanbruch zu halten versuchen. Die Offiziere orientierten sich auf ihren Karten und die Korporäle machten sich Notizen, weniger weil es notwendig war, als um ihr waches und unermüdetes Interesse deutlich zu zeigen.

Während all dem standen die Dorfbewohner schweigend um die Kompagnie und beobachteten neugierig all das fremdartige Thun. Die Nacht war voll von einer bedrückenden Schwülnis und über den Feldern lagerte ein seltsamer Dunst, und heimliche Lichter schienen oft aufzublitzen unter dem schweren Mantel der Nacht. Endlich wurde der Marschbefehl erteilt, und dumpf und echolos ertönten die gleichmäßigen Schritte der Kolonne auf der Dorfstraße. Hinter ihnen lag der See; stumm und langen Schleiern gleich glitten zarte Nebel über die glatte Fläche. Es war wie eine geheime Empörung unter den Leuten, die aus ihrer Nachtruhe aufgescheucht, neuen Müdigkeiten und Erschöpfungen preisgegeben waren. Alle Vorgesetzten fühlten es, daß hier ein Geist der Widersetzlichkeit zu Gast war, jener stumme Unwille, der wie ein mühsam eingedämmtes Feuer weiterlodert und weiterlodert, bis er alle ergriffen hat und der vernünftigen Zurückhaltung unfähig macht. Weithin glänzte die Landschaft in der Nacht und der zitternde, dämmerige Mondschein beleuchtete etwas gespenstig die bewegliche Schlange, die auf der Chaussee fortschlich, langsam und anscheinend ohne Ziel, wie eine seltsame Maschinerie. Und die Gewehrläufe und die Knöpfe der Uniform blitzten sanft und keiner in der Kolonne hatte Lust zu plaudern. Nur wenn einer im Marsch nachließ und den Schritt verlor, wurde ein boshaftes Murren laut und die ganze stille Empörung der Gequälten kehrte sich gegen den unschuldigen, frühzeitig ermatteten Kameraden. Viele hatten sich offenbar schon die Füße wund gelaufen, denn ihr Gang war zag und vorsichtig; sie traten nur noch mit der Sohle des Stiefels auf, und manche waren wund zwischen den Schenkeln und schritten mit gespreizten Beinen dahin.

Auf dem langen Marsch bis zum Wald von Heumödern vereinigten sich die zwölf Kompagnien des Regiments, und kurz vor Erreichung des Ziels traf das andere Regiment ein, und die Brigade konnte nun plangemäß das Terrain besetzen. Lautlos ging all dies vor sich, und der Mond stieg immer höher und ein schwüler, leichter Wind kam von der Seegegend her. Gedämpfte Kommandorufe: ausschwärmen! langsam! niederlegen! zurück! u. s. w. störten den Nachtfrieden des Waldes. Und Frank Aschenbrenner wollte sich eben niederlegen, beglückt, daß er nun endlich ruhen könne, und unfähig, an etwas anderes zu denken als an diese zerstörende Müdigkeit, die den Körper förmlich aushöhlte; da vernahm er, wie man ihn und zwei Kameraden dazu bestimmte, mit dem Lieutenant von Gerlach einen Patrouillengang anzutreten. Er dachte nicht mehr an seine Erschöpfung.... Er hätte lachen mögen und die Begierde, jemandem seine Befriedigung mitzuteilen, überkam ihn; die seltsame Fügung des Zufalls, die gerade ihn mit dem Lieutenant auf einen einsamen Wachtposten stellte, veranlaßte ihn nicht einmal zum Nachdenken, sondern machte ihn nur froh und erwartungsvoll.

Der Lieutenant hatte die wichtige Aufgabe erhalten, die Stellung des Feindes an seinem linken Flügel auszukundschaften und marschierte nun mit seinen drei Leuten am Wald entlang und dann gegen die Ebene hinüber. Er verfolgte eine Zeitlang den Lauf des Zonhofer Baches, streifte das herzogliche Jagdrevier Birkenfeld und dann breitete sich ein weites flaches Land vor der müdhinschleichenden Patrouille aus. Durch Wiesenwege ging's und durch den Rain der Felder, und bald war es so einsam rings, daß kein Baum und kein Strauch mehr zu sehen war. Und im Osten zogen weißliche, dünne Wolken empor, gefärbt vom Licht des Mondes; oft huschte ein scheuer Nachtvogel vorbei und die Grillen wurden laut und lauter: ein wechselloser Rhythmus war es, gleichsam die Melodie des Schweigens; und dabei fielen den Soldaten ganz alte, fast vergessene Volkslieder ein, vom Leid der Liebe und vom Leid der Trennung, und Jürg Kohlmann summte sogar die „stille Wacht“ vor sich hin. Unfern von Obermödern war ein Kreuzweg, und am Wegweiser dort teilte Lieutenant von Gerlach seine Patrouille: Jürg Kohlmann und Stephan Weyh sollten langsam und mit großer Vorsicht bis zur Staatsstraße vordringen, er selbst wollte mit Frank Aschenbrenner in nördlicher Richtung rekognoszieren. Frank lachte heiser, fast unhörbar vor sich hin. In seltsamer Glut starrten die Herbstzeitlosen aus den Wiesen und der Mond wurde schon rot und neigte sich dem Horizonte zu. Die nachttaunassen Gräser feuchteten die Stiefel, und die Sterne schienen mit den beiden Einsamen zu wandeln. Die Ebene schien gar kein Ende nehmen zu wollen: in sanften Linien malte sich der Horizont vom schwarz-blauen Himmel ab, und bisweilen ragte ein Baum hinein in die Dunkelheit. Plötzlich lachte Frank Aschenbrenner mit einem sonderbar glucksenden Lachen: der Lieutenant blieb stehen und sah ihn an; es war ein unsicherer Blick, ein Blick voll Schuldbewußtsein und Unmut. Frank erwiderte ihn furchtlos, ja, er bohrte seine Augen tief in die seines Lieutenants, und er preßte dabei die Lippen zusammen und rührte sich nicht von der Stelle, bis der Lieutenant sich umkehrte und wortlos weitermarschierte. Aber es war von diesem Augenblick an, wie wenn der junge Offizier die düsteren und haßerfüllten Augen seines Soldaten beständig auf sich ruhen gefühlt hätte: als ob er dabei einen körperlichen Schmerz empfände. Und dies Unbehagen nahm zu und nahm zu. Frank Aschenbrenner, todmüde und so erschöpft wie er noch nie im Leben gewesen war, kam gleichwohl nicht eigentlich zum Bewußtsein dieser Müdigkeit, sondern sein Kopf war ausgefüllt von einem einzigen Gedanken, der ihn weit über alles Ungemach des Leibes hinwegtrug und ihn heiß machte vor Begierde. Als der Lieutenant vor einem mageren Weidengebüsch Halt machte, nahm Frank das Gewehr ab und hörte wie im Traum, daß ihm der Offizier befahl, niederzuknien und hinüberzuspähen nach der Chaussee, während er selbst sein Taschenbuch zog und sich anschickte, Notizen zu machen. Aber Frank gehorchte dem Befehl nicht und der Lieutenant that, als habe er das nicht bemerkt. Er schien sehr vertieft in seine Beobachtungen; aber in Wirklichkeit empfand er eine unbestimmte, aber intensive Angst. Er war noch jung und segelte noch mit vollen Masten ins Leben, wenn er auch wie viele seiner Altersgenossen mit der großen Verachtung des Lebens zu kämpfen vorgab. Aber diese stille Nacht da, und der starke und heißblütige, von glühenden Instinkten erregte Mensch hinter ihm ließen ihn gar nicht zur Klarheit über seine wichtige militärische Mission kommen. Nicht als ob er sich gefürchtet hätte, — aber es herrschte eine fremdartige Verwirrung in seinem Innern, die ihm nicht einmal zu einem bestimmten Befehl für diesen stummen Untergebenen Mut verlieh.

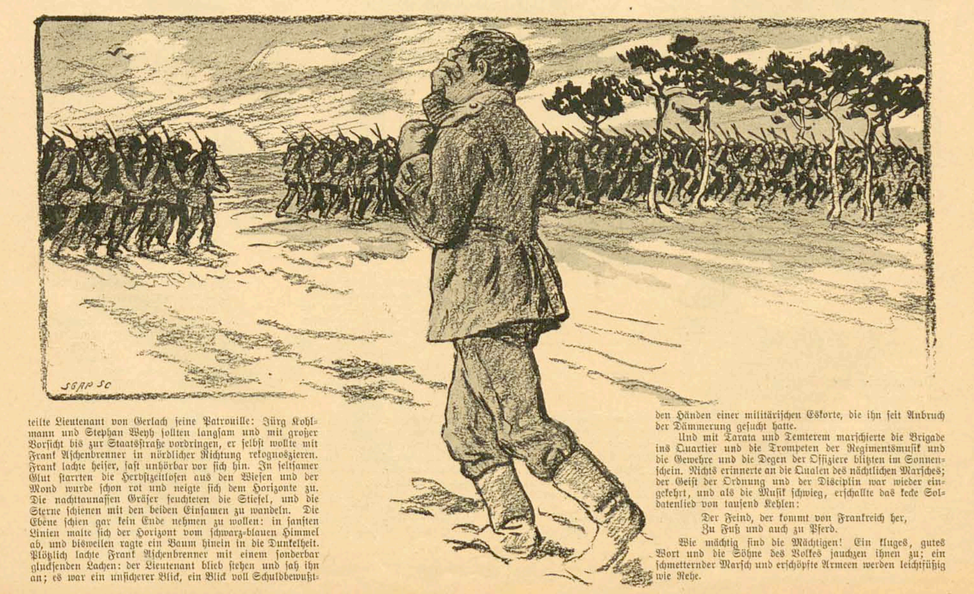
Die Landstraße erstreckte sich drüben: ein graues, dünnes Band, und jetzt sah der Lieutenant eine feindliche Patrouille sich auf das ferne Dorf zu bewegen. „Wir müssen in die Schonung dort hinein,“ sagte er mit leiser Stimme und deutete mit der Hand auf einen kleinen Fichtenhain, der sich hinter einer hügeligen Erhebung der nahen Wiesen ausbreitete. Wiederum sah er dem Soldaten starr ins Gesicht, und diesmal zuckte er zusammen und drehte krampfhaft an seinem dünnen Bart. Und Frank folgte ihm.... Vergangene Jahre blühten plötzlich auf in seiner Phantasie, das Liebesglück stiller Jugendzeit und das Glück, das selbst im Abschied lag, und seine Augen wurden nun groß, und gleichsam verlangend sah er in die Nacht hinein, voll Nachedurst und voll Durst nach Freiheit, die er so lange entbehrt hatte und deren Entbehrung ihm erst jetzt bewußt geworden war. Er heftete den Blick, von Haß und Wildheit erfüllt auf den jungen Offizier und der empfand es mehr und mehr, welche Gefahr ihm drohte, als hätte der tiefe Friede und die lautlose Nacht seine Nerven bis ins feinste verschärft.

Sie standen unter den Bäumen des Wäldchens, wo es finster war und die Stille noch bedrückender, und wo die Luft schwül war. „Herr Lieutenant,“ sagte auf einmal Frank Aschenbrenner. — Der Offizier wandte sich um. „Nun?“ — „Die Veni war mein Schatz.“ — Der Lieutenant begann zu zittern. Er wußte nicht zu antworten. Nach einer Weile befahl er mit heiserer Stimme: „Sie haben sich ruhig zu verhalten. Was wollen Sie?“ — „Du bist ein Hund,“ sagte Frank mit einer Bestimmtheit, die ihm selbst unerwartet erschien. „Du bist ein Hund,“ wiederholte er, als der Lieutenant schwieg. „Gewehr und Seitengewehr ablegen!“ schrie der Lieutenant, gleichsam mit einem letzten Kraftaufwand und ging entschlossen auf den Soldaten zu, der da stand ohne eine Hand zu rühren. Doch plötzlich sprang er wie ein wildes Tier auf seinen Lieutenant zu und jeden Schrei verschlang die Nacht.

Der Morgen naht: auf die Fluren legt sich ein silberner Nebel und der Himmel erblaßt im Osten. Es ist die fahle Stirn des Tages, die langsam emportaucht; erschrocken ziehen weißliche Wolken eilig gegen Westen und weit in der Ferne ertönt jetzt das Kleingewehrfeuer der manövrierenden Brigaden. Frank Aschenbrenner sitzt an der Leiche des Offiziers, dem er den Waffenrock vom Leib gerissen hat, und er starrt nun fortwährend nieder in das vom Morgenschein immer bleicher werdende Gesicht des Toten. Jetzt, da er nicht mehr den bunten Rock mit den Epauletten am Körper des jungen Lieutenants erblickte, war es auch nicht mehr der Vorgesetzte, den er getötet, sondern es war ein Mensch gleich ihm und er hatte seine Ehre verteidigt und hatte seine Pflicht erfüllt, indem er sich gerächt hatte. Er sitzt da und starrt und bereut nichts; die starken Leidenschaften des Volkes wohnen in ihm, und er fühlt sich seltsam zufrieden durch das, was er gethan. Ob man ihn suchen würde? Es kümmert ihn nicht. Er wollte sich schon durchschlagen.

Endlich erhebt er sich, — längst schon war das Signal zum Sammeln ertönt, — ordnet seinen Anzug, nimmt das Gewehr über und schreitet langsam über die Äcker, als ob nichts geschehen wäre. Leicht und heiter ist ihm zu Mut, mit glänzenden Augen schaut er in den heller werdenden Himmel und nie hat er das Leben so golden vor sich liegen gesehen als gerade jetzt, da er doch eigentlich mit dem Leben abgeschlossen haben sollte. Ja, er beginnt leise vor sich hinzusummen und gutgelaunt stößt er die Steine fort, die in seinem Weg liegen. Auf einmal blieb er stehen. Er dachte daran, daß er arm sei, und daß er noch nie einen überflüssigen Pfennig besessen hatte. Und ein Offizier hat doch immer viel Geld, dachte er, und es that ihm sehr leid, daß er nicht einmal die Kleider des toten Lieutenants untersucht hatte. Dann wuchs die Vorstellung von dem Reichtum des Offiziers so sehr in seiner Phantasie, daß er umkehrte und mit hastigen Schritten den Schauplatz seiner nächtlichen That wieder aufsuchte. Bald stand er wieder unter den niedern Bäumen des Wäldchens. Er durchsuchte mit zitternden Händen alle Taschen, aber er fand nichts, als einen Geldbeutel mit einem Inhalt von sieben Mark vierzig Pfennigen. Das machte ihn bestürzt und erschütterte ihn tief. Daß ein Lieutenant arm sein sollte, ärmer als er selbst, konnte er nimmermehr fassen und versetzte ihn in einen kindischen Schrecken. Außerdem fand er in der Brusttasche einen Brief; flüchtig ging sein Blick über die Zeilen. Ein Satz prägte sich ihm ein: Lieber Rolf, schrieb die Mutter des Toten, ich kann in dieser Woche kein Geld mehr für dich aufbringen. Aber Geduld mein Junge, es wird schon werden, übermorgen kommt Onkel Walter aus England zurück, dann will ich ihn bitten....

Und Frank Aschenbrenner steckte das gefundene Geld zu sich und ging. Sein Gesicht war bleich und auf einmal empfand er Furcht. Das Geld in seiner Tasche bedrückte ihn, es schien den ganzen Körper niederzuziehen in eine Schlucht oder in einen Strom oder in das Ackerfeld da neben ihm. Alle Heiterkeit und alle Befriedigung war mit einemmal fort und er stierte in die Ebene hinaus, ob man ihn nicht verfolge. Er glaubte Schreie zu hören, er glaubte, der Tote sei aufgewacht und springe hinter ihm her, und die Mutter sah er, die das Haupt ihres gemordeten Sohnes hoch in der Rechten schwang und ihm drohte.... Er nahm das Geld und warf es weit von sich, aber das half nichts, die heiße Angst in seiner Seele wurde unerträglicher, und plötzlich sah er eine militärische Patrouille am Horizont auftauchen. Da warf er das Gewehr von sich und begann zu laufen, aber ein seltsamer Wahnsinn ließ ihn gerade auf die Patrouille zulaufen, — er stöhnte in seinem tollen Lauf, Geld, Geld rollte in hunderttausend Plättchen um ihn her und als die Sonne heraufstieg, war ihm, als sähe er ein großes glänzendes Geldstück vor sich, das langsam auf ihn zukam, um ihn zu zermalmen. Ehe eine Stunde verging, befand er sich in



den Händen einer militärischen Eskorte, die ihn seit Anbruch der Dämmerung gesucht hatte.

Und mit Tarata und Temterem marschierte die Brigade ins Quartier und die Trompeten der Regimentsmusik und die Gewehre und die Degen der Offiziere blitzten im Sonnenschein. Nichts erinnerte an die Qualen des nächtlichen Marsches; der Geist der Ordnung und der Disciplin war wieder eingekehrt, und als die Musik schwieg, erschallte das kecke Soldatenlied von tausend Kehlen:

> Der Feind, der kommt von Frankreich her,
> Zu Fuß und auch zu Pferd.

Wie mächtig sind die Mächtigen! Ein kluges, gutes Wort und die Söhne des Volkes jauchzen ihnen zu; ein schmetternder Marsch und erschöpfte Armeen werden leichtfüßig wie Rehe.

Aus vergangenen Tagen

(Original-Zeichnung von Willette, Paris)



Der König von Yvetot*)

Frei nach Béranger von Sigmar Mehring

Ein König war in Yvetot, —
Kaum nennt ihn die Historie, —
Spät stand er auf, kroch früh ins Stroh
Und pfiff auf Pomp und Glorie.
Als Krone reichte ihm Jeanette
Ein weißgestricktes Schlafbarett
Ins Bett
Hoho, hoho! Haha, Haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
Pah, pah!

Er nahm vorlieb mit Hausmannskost
In seiner Fürstenhütte.
Und zog durchs Land von West nach Ost
Auf mäß'gem Eselsritte,
Und auf der Fährte des Galopps
Als Garde folgte ihm — hops, hops!
Ein Mops.
Hoho! hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa —
Pah, pah!

Nur eins verstand er allzu gut:
Ins Glas sich zu versenken.
Ein König, der fürs Volk was thut,
Muß auch an sich mal denken.
Und wo im Herbst die Kelter troff,
Nahm er als Zoll den feuchten Stoff
Und soff.
Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein netter Volkspapa, —
Pah, pah!

Beim Weibsvolk war er populär,
Und aus der Kinder Mitte
Klang's hinter ihm „Papachen" her,
Nach deutungsreicher Sitte.
Auch war bekannt, daß er im Land
Allvierteljährlich Pate stand —
Galant!
Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein wahrer Volkspapa, —
Pah, pah!

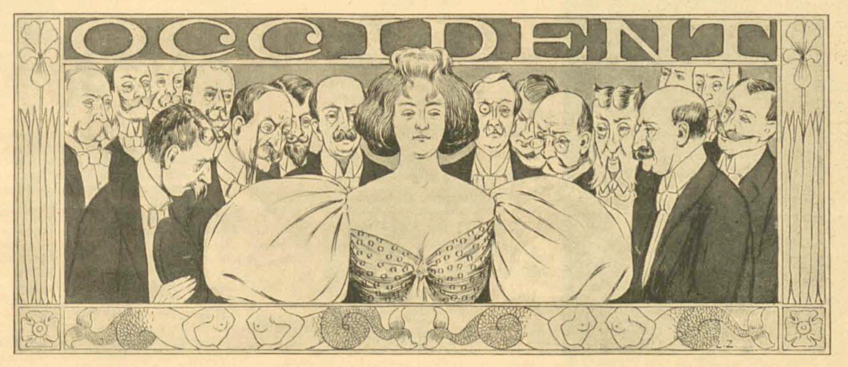
Ihm war's genug, wenn ihn in Ruh'
Die andern Fürsten ließen.
Er fügte keinem Böses zu,
Sein Leitspruch hieß: „Genießen!"
Drum ward auch, als er biß ins Gras,
Manch' Auge — ohne Hof-Erlaß! —
So naß!
Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
Pah, pah!

Bis heute hat man noch sein Bild
Fein sauber aufgehoben.
Es schmückt ein altes Schenkenschild, —
Der Wein ist dort zu loben.
Und wer dort seinen Becher schwingt,
Tritt vor das Bildnis, eh' er trinkt,
Und singt:
Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
Pah, pah!

*) Eine Satyre auf Louis Philippe aus dem Jahre 1830.



Orient und Occident

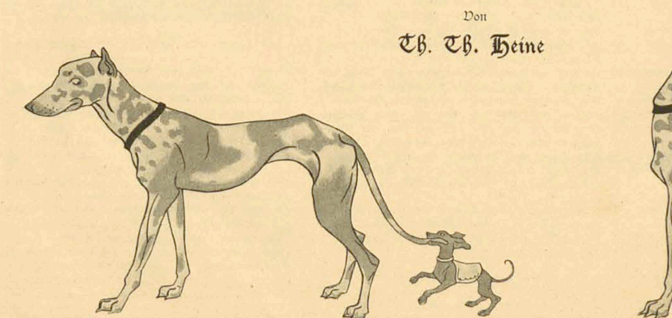


(Zeichnung von Zirkel)

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen

Von

Th. Th. Heine





(Zeichnung von Münzer)

Mutterlied

Von

Mia Holm

Gott, du kennst die Sehnsucht nicht —
Aber mir ist weh und bange:
Weck die Tote! ich verlange,
Schrei nach ihrem Angesicht.

Gott, ich stöhne auf zu dir:
Einmal soll sie zu mir sprechen!
Oder meine Pulse brechen,
Ich verschmachte, sterbe hier!

Vater, Vater neige dich!
Flehend fass ich deine Hände:
Wunder hast du ohne Ende!
Und kein einziges für mich?

Marianne

Von Mia Holm

Am Ostseestrand stand ihrer Eltern Haus;
In ihren ersten Schrei klang Wellenrauschen
Und Wellenrauschen sang sie oft in Schlaf.
Sie war ein zartes, schönes, stilles Kind;
Ihr Vater schalt sie viel, weil sie verträumt,
Die Brüder höhnten sie, die Mutter seufzte,
Und ihre Schwestern liessen sie allein.
So wuchs sie einsam auf und unverstanden,
Doch nur den Wellen klagte sie ihr Leid,
Hob manchmal auch voll Leidenschaft die Arme,
Und sang ins Meer hinaus: „Wann kommst du, Glück?“

Es kam das Glück in Sommersonnenglut
Und eh noch Herbstessturm das Meer zerwühlte,
War sie dem fremden Manne angetraut:
Wie Wellen brausend in einander fliegen,
So rasch und jauchzend hatten ihre Herzen,
Die wogenden, in Liebe sich gefunden;
Die Erde sank zurück mit Angst und Sehnsucht,
Der Himmel that sich auf in Seligkeit.

Der Himmel that sich auf und schloss sich wieder;
Aufs neue sass sie scheu, verstummt und trübe;
Doch nicht am Meere jetzt: in dumpfer Stadt
Und sah die eigne Leidenschaft verderben,
Die Liebe untergehn in Furcht und Scham.
Ans Meer zurück verlangte sie mit Schmerzen
Und oft in schlummerlosen Nächten hörte
Sie Wellenstimmen, die sie klagend riefen.

Dann plötzlich war es wieder da, das Glück,
Das echte, tiefe, schlichte, wunderbare,
Das sie ersehnt in unbewusstem Drange
Als Mädchen schon am Meer, im Elternhause:
Es sah sie strahlend an aus Kinderaugen,
Es griff nach ihr mit ungeduld'gen Händchen,
Es sprach: Mama! zu ihr mit hellem Stimmchen.
Wie kindlich spielte sie mit ihrem Knaben
Und zog mit ihm ans Meer in jedem Sommer.
Dort lag sie Tag für Tag mit ihm im Sande,
Sie grub ihm Höhlen, suchte Bernstein, Muscheln
Und lehrte ihn das Meer, die Sonne lieben.
Ihr Auge, trüb geworden, glänzte wieder,
Ihr Lachen war Gesang, ihr Singen Jubeln.

Sechs Jahre schwanden so wie kurze Wochen,
Sechs Jahre, reich an hellem, schlichtem Glück,
Verschlingt dann eine todesdunkle Stunde,
Ein Augenblick:

Die Maiensonne ist hinabgesunken,
Die Nacht liegt dämmernd auf der stillen Stadt,
Die Sterne blicken trübe wie in Thränen,
Durchs hohe Fenster in die Kinderstube,
In der der Knabe fieberglühend liegt.
An seinem Bett sitzt thränenlos Marianne
In heisser Angst: das dunkelnde Gemach
Ist angefüllt vom Stöhnen ihres Kindes
Und jeder Ton zerreisst ihr Mutterherz
Und jeder Klagelaut wird zur Gestalt,
Zu kleinen fratzenhaften Krüppelwesen —
Und lauter immer stöhnt und schreit der Knabe —
Dann plötzlich wird er still, er lächelt leise,
Es glätten sich die qualverzerrten Züge:
„Das Meer, Mamachen, sieh: das Meer! die Sonne!“
Und friedlich atmend ist er eingeschlafen.

Mamachen beugt sich zitternd über ihn
Und weint vor Glück: sie meint, er sei gerettet!
Doch wieder öffnen sich die Augen bange,
Die Händchen zupfen unruhvoll die Decke
Das Antlitz zuckt — ein grauer Schatten fliegt
Vom Kinn empor bis in die hellen Locken —
Die Händchen strecken sich — ein Seufzerton —
Dann alles still.

Dann alles still — es neigen sich die Sterne;
Die Morgensonne bricht durchs hohe Fenster,
Umspielt des Knaben ungeschlossne Augen.
Tief über ihn geneigt sitzt starr Marianne
Mit geisterbleichem steinernem Gesicht
Und atmet schwer die Todeskälte ein.

Der tote Knabe liegt im dunklen Grabe.
An seinem leeren Bettchen kniet Marianne:
Aufs weisse Kissen, wo sein Köpfchen lag,
Legt sich ihr heisser sehnsuchtmüder Blick.
Dann nimmt sie seine Kleider in die Hand
Und streichelt leis die halbvertragnen Schuhe.
Sein Spielzeug kramt sie langsam dann heraus,
Stellt die Soldaten auf, wie er es machte
Und lächelt schmerzlich, bricht in Thränen aus:
„Von mir ein Stück — und nie mehr werd' ich ganz.“

Und eins noch grämt sie, eins: sie weiss nicht mehr:
Wie sah ihr Kindchen aus, da es noch lebte?
Sein reizendes lebendiges Gesichtchen
Verlöscht in ihr, verdrängt vom toten Antlitz,
Das immer sie und überall erblickt. —
Und schläft sie ein, liegt kalt an ihrer Seite
Ihr totes Kind — und wacht sie müde auf,
Liegt's eisig immer noch in ihren Armen —
Und eines Abends schläft sie wieder ein,
Das Kindchen tot und schwer an ihrer Seite —
Dann plötzlich ist es fort — wo blieb es nur?
Sie atmet frei und leicht: sie ist am Meer.
Die Wellen, klar und grünlich, fluten leise,
Die Sonne schüttet Strahlenströme aus;
Millionen roter Rosen wogen leise
Und bilden, wogend, eine lichte Wolke.
Und in der Wolke schwebt ihr lieber Knabe
Lebendig, reizend, nackt. Die Händchen hebt er
Und jauchzt ihr zu — da fliegt sie ihm entgegen —
Die Wellen tragen sie — sie jubelt selig —
Und — ist erwacht.

Sie springt empor, sie zieht sich hastig an.
Noch ist es früh, noch schläft das ganze Haus —
Und keinen weckt sie — mit dem ersten Zuge
Fährt sie zur Stadt hinaus dem Meere zu.
Ein kleines Blumenmädchen bot ihr Rosen —
Sie wählte rote aus und trägt sie nun
Zum schlichten Trauerkleide an der Brust.

Sie kommt ans Meer: die See liegt still und glänzend
Dem Weltgesicht zum Spiegel hingebreitet.
So weit ihr Auge reicht, ist nichts zu sehn
Als Sonnengold und zarte Himmelsbläue.
Sie streckt sich seufzend in den Sand und wartet —
Sie wartet regungslos, mit starrem Blick,
Mit lauten, heissen, fieberschnellen, Pulsen.
Die Sonne steigt und steigt — schon sinkt sie wieder,
Nun sinkt sie endlich ganz und streut im Sterben
Millionen roter Rosen übers Meer —
Da fährt sie jubelnd auf: das sind die Rosen,
Die sie im Traum gesehn: sie wogen sacht
Und bilden, wogend, eine lichte Wolke
Und in der Wolke schwebt ihr lieber Knabe
Und jauchzt ihr zu — da fliegt sie ihm entgegen,
Die Wasser tragen sie — so meint sie selig —
Sie ziehn sie nieder — langsam — in den Tod.

Wo ist sie nun? Ist sie bei ihrem Kinde?

☛ Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: ☚

Vosmeer de Spie

Eine Leidenschaft

Roman

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von **Paul Raché**

Illustrierter Umschlag von **M. Slevogt**

Preis 3 Mark 50 Pf.

Aus dem Romane des jungen Holländers Vosmeer de Spie schlägt uns der Atem ungezügelter Leidenschaft entgegen. Die meisterhaften erotischen Scenen dieses Buches, die an Plastik ihresgleichen suchen, sind gleichsam wie jähe Blitze in der Monotonie des Lebens, das uns vorgeführt wird. Es ist die Tragödie der Ereignislosigkeit in einer Mädchenseele, die Vosmeer zeichnet; und wie dann die Liebe in dieselbe kommt, eine stille Liebe, hoffnungslos und voller Schmerzen, der kein einziger Glücksmoment leuchten will — bis diese Seele wieder in ihre alte, tote, hoffnungslose Stille zurückfällt. Dann wieder das Leben eines jungen Mannes, der sich ganz einer einzigen Leidenschaft hingiebt und an ihr stirbt. Darum als Milieu das Leben aller Gewohnheitsmenschen, ein graues Vegetieren, ohne Sehnsucht, ohne Reue und ohne Hoffnung, gleichsam der graue, regnerische Herbsttag, in dem alles Glück der Jugend begraben wird. Und die Dichtung klingt aus in bleierner Stille — man ist ergriffen und trostlos, man spürt den traurigen Duft welker Blumen. „Eine Leidenschaft" ist eines der seltenen Bücher, die das Leben verdeutlichen . . .

(Wiener Tageblatt, Beilage. 24. III. 96.)







Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, grösste u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf.

S. Recknagel Nachf. **München.**

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky
Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**
Referenzen grosser Häuser
— Gegr. 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
$1^1/_2$ Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Neu! Concert-Mundharmonika

mit „**128** Excelsior-Tönen" (Ueberraschend „**wundervoller**" Klang), 4 Tonarten.

Ein wahres Pracht-Instrument!

Ueberall größtes Interesse.
Preis **nur 6 M.** gegen Nachnahme.

K. R. Scholz, Görlitz.

Jugendliches Aussehen zarten Teint

erhält man durch den Gebrauch von

Benzoe Lanolin-Gurkenmilch

à Flasche **1.50 Mk.**
Bestes Mittel gegen Sommersprossen, gelbe Flecke, Finnen, Runzel etc.

Grass & Worff,
Berlin SW.,
Markgrafenstraße 16.

Neu. Neu.

Keine Hühneraugen mehr.

Nicht einmaliges Heilen, sondern Beseitigung für immer. Gegen Einsendung von M. 1.20 sendet franko
P. Busch, Frankfurt a. M., Taunusstr. 17.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „**Simplicissimus**" bez. zu wollen.

Ungesunde und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis $24^1/_2$ und $28^1/_2$ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.

Bitte Ausschneiden.

Technikum Eutin

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Porträtähnlichkeit

Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

„Der Nebelspalter"

schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4⁰ Umfang, 3 bis $3^1/_2$ Seiten Illustrationen, **allmonatlich ein grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter.

Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

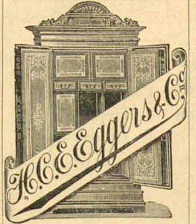
Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern"** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter", Zürich.



Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.

Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Steinbacher's **Kur- u. Wasser-Heilanstalt** — prämiirt — London 1893, Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Für viele

Nerven-, Herz- und Nierenleidende

ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil **einzig.**
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

☛ Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: ☚

Die bunte Reihe

Berliner Roman

von

Fritz Mauthner

8⁰. ca. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe" hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**

Versichere Dein Rad

bei der

Allgemeinen Fahrradversicherungs-Gesellschaft in Wittenberge.

Aelteste und bestfundirte Anstalt der Branche. Abt. I: Versicherung gegen Diebstahl. Abt. II: Versicherung gegen Radunfall. Abt. III: Versicherung gegen Feuerschaden.

Soeben erschienen!



Jakob Wassermann, Melusine

Ein Liebesroman. Preis 2 Mark 50 Pf.

Der Liebesroman von Jakob Wassermann „Melusine" ist ein schweres und trauriges Buch. Von der ersten Seite des Buches an fühlt man sich seltsam und unwiderstehlich festgehalten. Man ahnt bereits das Ende der Geschichte, wenn man den Anfang liest. Man merkt schon an dem Ton, an der Vortragsart des Verfassers, daß er uns Verhältnisse schildert, aus denen es kein Entrinnen giebt, bange, zerrüttete, trostlose Verhältnisse, in denen die Gefangenen nur stumm, eintönig, unaufhörlich weinen, ohne etwas ändern zu können an ihrem Geschick. Ein kindhaft scheues und schwermütiges weibliches Wesen mit großer Hingebung und einem bösen Geheimnis treibt in dem Buche ihr Spiel. Sie ist leidend, die rätselhafte, weltfremde Melusine, die, jung und elternlos, von ihrem Vormund verführt wurde und seitdem heimlich seine Geliebte ist. Sie haßt, verachtet ihn, sie hat schon unzähligemal mit ihm gebrochen, aber sie ist arm und hilflos und so muß sie sich von ihm brutalisieren lassen. In der Familienpension lernt sie einen jungen Studenten kennen, und ein leidenschaftliches Verhältnis entspinnt sich bald zwischen den beiden. Aber das Geheimnis liegt zwischen ihnen und dann die Armut. Mit Ekel vor der Liebe erfüllt, hat das Mädchen nicht den Mut, nicht die Kraft, der Lüge zu entrinnen, ihr Schicksal zu ändern. Und so entschwindet sie dem jungen Mann plötzlich und wie ihm, so auch dem Leser. Man vernimmt nichts mehr von ihr und es bedarf auch dessen nicht. Ihr Bild ist vollendet, ihr Wesen steht klar vor unserer Seele. Eine große Sehnsucht weht durch das Buch, das ganz in Moll klingt und das ein eigenartiges und dichterisches genannt werden darf.

(Frankfurter Zeitung, 29. VI. 96.)



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Wunder der Dressur von Th. Th. Heine



Halsband oder Maulkorb!

1. Jahrgang Nr. 26 Preis 10 Pfg. 26. September 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.

Gift von Wilhelm Wolters



(Zeichnung von A. Langhammer)

Simplicissimus ist in Österreich wieder frei geworden!

Hymnus folgt in nächster Nummer.

Mit dieser Nummer beschließt der „Simplicissimus" sein zweites Quartal und beut allen Freunden einen herzlichen Gruß. Auch verspricht er für die Folge viel Neues und Gutes in Bild und Wort.

Die Redaktion

(Zeichnung von Willette)

Gift

Novelette von **Wilhelm Wolfers**

Die Straße herunter, die zwischen blankfenstrigen Villen hindurch auf die Höhen hinaus führte, kam langsam ein junger Mann. Er war von einer schweren Krankheit genesen und heute versuchte er seinen ersten Ausgang. Die Sonnenstrahlen drangen ihm warm bis ins Herz hinein, seine Augen leuchteten, als er die bekannten Häuser und Gärten und Bäume, beglänzt vom Frühlingslicht wiedersah, von denen er im Geiste schon Abschied genommen. So lange war er allein gewesen in seinem Kämmerchen dort droben unter dem Dache, in dem er einsam mit seinen Dichtergedanken hauste, jetzt hätte er die ganze Welt umarmen mögen vor Freude, daß sie ihm wiedergeschenkt worden, diese schöne, liebe, gute, fröhliche Welt voll goldigem Sonnenschein und blauem Himmel und grünen Blättern und quellenden weißen Knospen und, ach, dieser Luft, dieser Luft ... Der junge Mann blieb stehen und atmete tief, sein gutes Gesicht sah ordentlich verklärt aus, glücklich nickte er dem Pferdebahnkutscher zu, der an der Ecke seinen Braunen umspannte. Da hüpfte ihm auf dem Kieswege am Eisengeländer der Eckvilla ein kleines Mädchen entgegen, eine tanzende, kleine Blumenelfe, mit rotem Mohn auf dem breitrandigen Strohhute und grauen Liliputhandschuhen an den winzigen Fingern.

Wie hübsch, dachte der junge Mann, und laut fügte er, der Kleinen seine Rechte hinhaltend, hinzu: „Guten Morgen."

Die Kleine drückte sich an den Sandsteinsockel des weinlaubumwachsenen Geländers. Dann aber legte sie zögernd die Fingerspitzen in die offene Hand des Fremden.

Wie hübsch, dachte der junge Mann abermals, und um irgend etwas zu sagen, fragte er, weil ihm gerade nichts anderes einfiel: „Wie heißt du denn?"

„Erna."

„Ah . . . Erna!"

„Erna von Walther."

„So so . . . bist du denn ganz allein?"

„Erna!" rief eine scharfe Stimme von der anderen Seite der Straße. Erschrocken zog die Kleine die Hand zurück und lief davon, hinüber über den Fahrweg.

Der junge Mann ging langsam weiter.

„Was fällt dir denn ein?" fragte die Kleine eine Dame in schwarzem Sammet, die mit einer anderen an der Ecke der Straße stand. „Wie kannst du mit einem fremden Manne reden?"

„Er fragte mich, wie ich heiße," stotterte die Kleine, „und ob ich allein wäre."

„Entsetzlich! Er hat dir deine Ohrringe stehlen wollen! Daß du mir das niemals wieder thust! Hörst du? Die Menschen sind schlecht!"

Die Dame im schwarzen Sammet nahm die Kleine bei der Hand und zog sie mit sich fort. Die Kleine sah sich noch einmal um nach dem jungen Manne, der so gute Augen gehabt hatte und doch, wie die Mama sagte, ein schlechter Mensch war. Aber der war verschwunden. Vor die lachende Sonne am blauen Himmel über dem blendenden Schieferdache der Villa schob sich eine schwarze Wolke.

* *

Kerzen strahlen. Steine, Perlen, Seide und weiße Schultern glänzen. Von dem kleinen Podium in der Ecke des Saales her tönen die Walzerklänge der Geigen und Flöten. Auf dem spiegelnden Parkett schweben die sich drehenden Paare. Zwischen einer Gruppe hochstengeliger Palmen und dunkler Blattpflanzen und einem jungen, rotbäckigen Offizier steht ein schlankes Mädchen mit blondem Haar. Es ist die Tochter des Hauses. Sie hört nicht auf die Worte ihres Nachbarn, der sich vergeblich Mühe giebt, seiner Dame, die plötzlich den launenhaften Einfall hat nicht zu tanzen, durch seine Unterhaltung die Zeit zu verkürzen. Langsam, mechanisch bewegt sie den Straußenfächer in ihrer Rechten hin und her und läßt den Blick über die Gäste gleiten. Es liegt etwas eigentümlich Herbes in diesem Blicke, in dem ganzen hübschen, ovalen, ein wenig blassen Gesichte des schönen Mädchens. Etwas Müdes, etwas Verbittertes.

Die Musik verstummt und beginnt von neuem.

Der Offizier verabschiedet sich und geht. Ein Herr im Frack schreitet auf die Dame neben den Palmen zu. Er errötet ein wenig als er, sich verbeugend, vor ihr steht. „Darf ich bitten, Fräulein Erna?"

„Ich danke, ich tanze nicht."

„Auch diesen einen Tanz, den Sie mir versprochen haben, nicht?" fragte er bittend.

Sie richtet den Blick starr auf ihn. Ihre hellgrauen Augen scheinen in seiner Seele lesen zu wollen. Sie sehen einander eine Sekunde lang an. „Nein," erwidert sie.

„Es ist die Entscheidung für mein Leben," flüstert er.

„Nein, ich bin müde." Das Gesicht des Herrn wird bleich. Er verneigt sich, wendet sich und geht.

Ein leichtes Rot huscht über die Wangen des Mädchens, ihre Lippen bewegen sich. Dann lächelt sie von neuem in den Saal hinein mit ihrem kalten, förmlichen, nichtssagenden Lächeln.

Vorbei ... nun gut ... er war ihr im Grunde ihres Herzens lieb ... lieber als alle die faden Gecken um sie herum ... der einzige Mensch unter den Laffen ... aber, wer giebt ihr die Versicherung, daß auch er sie wirklich liebt? Er ist arm, er will nichts als ihr Geld, ihr Geld ... die Menschen sind schlecht!

Mit gerade diesen selben guten Augen hat er sie angesehen wie damals der fremde Mann auf der Straße ... ja, die Menschen sind schlecht ...

* *

Tief zwischen Kissen und unter Decken sitzt in einem Polsterlehnstuhle zusammengesunken eine Greisin. Flaschen mit roten Papierstreifen, Gläser und Schachteln stehen auf dem Tischchen neben ihr. Eine Samariterin in grauem Kleide und weißer Haube gießt ein paar Tropfen einer gelblichen Flüssigkeit in einen Porzellanlöffel. Die Alte wendet ihr faltiges, fahles Gesicht und wirft einen mißtrauischen, irren Blick nach der weißen, schmalen Hand der Pflegerin, die jetzt den Löffel nach dem Munde der Kranken führt.

„Es schmeckt ... wie ... Gift ..."

„Aber es ist keines, beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein," erwidert lächelnd die Pflegerin. „Es wird Ihnen gut thun."

„Kann man's wissen?" sagt die Alte heiser. „Die Menschen sind schlecht!"

Draußen klingelt es, und nach einer Weile tritt leise ein Diener ein.

„Was ist?" fragt die Alte erschrocken.

„Ihr Herr Neffe, gnädiges Fräulein," antwortet der Diener, „der Herr Hauptmann von Walther möchten sich nach des gnädigen Fräulein Befinden erkundigen."

Die Alte lacht irr auf. „Nach meinem Befinden? ... Nach ... meinem ... Testamente! ... Aber ... ich ... lebe ja noch, gottlob ..."

„Denken Sie doch nicht so," sagt mit milder, weicher Stimme die junge Krankenschwester. „Ich darf ihn doch hereinlassen?"

„Nein, nein ... nicht ... hereinlassen," röchelt die Alte. Ihre Züge verzerren sich, ihr Blick flackert wie suchend im Zimmer umher, ihre mageren Finger beginnen unruhig an den Kissen zu zupfen. „Nicht ... nicht ... er will mir ... meine Ohrringe stehlen ... die Menschen sind ... schlecht ..."

Mit gebrochenen Augen sinkt sie in die Kissen zurück.

Zu den geöffneten Fenstern dringen die Töne der Glocken herein, die Pfingsten einläuten.

(Zeichnung von Petersen)



Eingerostet

Von

Guy de Maupassant

Er hatte während seines ganzen Lebens nur *eine* unstillbare Leidenschaft gehabt: die Jagd. Er jagte alle Tage, von früh bis spät, mit einer Art von wilder Wollust. Er jagte im Winter wie im Sommer, im Frühling wie im Herbst, und wenn das Gesetz die Jagd in Wald und Flur verbot, so jagte er im Moor. Er ging auf die Schießjagd, auf die Parforcejagd, mit dem Hühnerhund oder mit dem Jagdhund, begab sich auf den Anstand, ging auf die Rehjagd, oder jagte mittels des Frettchens wilde Kaninchen aus ihren Bauen zum Schusse oder ins Netz. Er sprach von nichts anderem als von der Jagd, er träumte von der Jagd und meinte immer wieder: „Wie unglücklich müssen die Menschen sein, die nicht auf die Jagd gehen können."

Er war jetzt geschlagene fünfzig Jahre alt, befand sich sehr wohl und schien einer von den Immergrünen zu sein, obschon er einen Kahlkopf hatte und ein wenig dick geworden war; bei alledem war er rüstig und kräftig; unterhalb des Schnurrbartes war er immer glattrasiert, um die Lippen und das Kinn frei zu haben, damit er das Jagdhorn ungehindert blasen konnte. Die Leute nannten ihn in weitem Umkreis nur nach seinem Vornamen: Herr Hector; er hieß Baron Hector Guntram von Coutelier und wohnte mitten im Wald auf einem kleinen Rittergut, das er geerbt hatte. Obschon er den ganzen Adel seiner Provinz kannte und mit seinen männlichen Vertretern auf den Jagdsammelplätzen häufig zusammentraf, so besuchte er doch eigentlich nur *eine* Familie beständig: die der Courville, die sehr liebenswürdige Nachbarn und seit Jahrhunderten mit seinem Geschlechte verbunden waren.

In dieser Familie wurde er gehegt und gepflegt, geliebt und gehätschelt und er beteuerte zu wiederholten Malen: „Wenn ich kein Jäger wäre, so möchte ich wahrhaftig immer bei euch sein." Herr von Courville war von Kindheit an sein Freund und sein Gefährte gewesen. Als Landedelmann führte er mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, dem Herrn von Darnetot, der unter dem Vorwande geschichtlicher Studien das süße Nichtsthun betrieb, ein ruhiges Leben.

Baron von Coutelier ging oft bei seinen Freunden zu Tische, besonders um ihnen seine Abenteuer von der Flinte zu erzählen. Er wußte lange Geschichten von Hunden und Frettchen, von denen er mit einer Wichtigkeit berichtete, als ob es sich um bedeutende, ihm sehr nahestehende Persönlichkeiten handelte. Er enthüllte ihre geheimsten Gedanken und Absichten, zergliederte sie und erklärte etwa in folgender Weise: Als Medor sah, daß die Ralle ihn so übermäßig herumtrieb, sagte er sich: „Warte, mein Bürschchen, wer zuletzt lacht, lacht am besten." Dann gab er mir mit dem Kopf ein Zeichen, ich solle mich an der Ecke des Kleefeldes aufstellen, und begann von der Seite her unter lautem Gebell nachzuspüren, indem er das Schilfgras durchstöberte, um das Wild in den Winkel hineinzutreiben, aus dem es nicht mehr entwischen konnte. Alles kam so, wie er es vorausgesehen hatte; die Ralle flatterte plötzlich dem Wandrand zu. Sie konnte unmöglich weiter gehen, wenn sie nicht alle Deckung verlieren wollte, und Medor sagte sich: „Aha, dich haben wir in der Klappe, Sapperment!" und duckte sich. Hierauf blieb er stehen und sah mich an; ich gab ihm ein Zeichen und er begann zu hetzen. — Prrr . . . Prrr . . . die Ralle fliegt auf — ich lege an — paff! — sie stürzt; und Medor, der mir das Wild brachte, wedelte mit dem Schwanze, wie wenn er sagen wollte: „Haben wir's wieder einmal fein gemacht, Herr Hector?"

Courville, Darnetot und die beiden Damen schlugen jeweilen nach solchen malerischen Schilderungen, in welche der Baron seine ganze Seele hineinlegte, ein tolles Gelächter auf, er aber ereiferte sich, warf die Arme in die Luft und brauchte den ganzen Körper zu seinen lebhaften Gebärden; und wenn er dann das Verenden des Wildes schilderte, brach er selber in ein gewaltiges Lachen aus und fragte immer zum Schlusse: „Das ist wieder einmal ‚eine Gute'; he?"

Sobald man von etwas anderem zu sprechen anfing, hörte er nicht mehr zu, sondern versuchte, ganz in sich selbst vertieft, allerlei Marschmelodien vor sich hinzuträllern, und sobald im Gespräche eine Pause entstand, hörte man denn auch plötzlich eine Jagdmelodie: „Datóng, datóng, datóggeditóng!" welche der Baron mit vollen Backen herausstieß, wie wenn er ins Jagdhorn bliese.

Er hatte nie für etwas anderes gelebt als für die Jagd und ward dabei alt, ohne damit zu rechnen oder es gewahr zu werden. Da, eines Tags hatte er einen Anfall von Rheumatismus und mußte zwei Monate das Bett hüten. Er starb beinahe vor Verdruß und Langeweile. Da er keine Wärterin hatte (er ließ die Küche durch einen alten Diener besorgen), erhielt er weder warme Umschläge, noch genoß er jene Aufmerksamkeit und zarte Sorgfalt, deren die Kranken bedürfen. Sein Jagdknecht war sein Krankenwärter und dieser Schildknappe, der sich mindestens ebenso sehr langweilte wie sein Herr, schlief Tag und Nacht in einem Lehnsessel, während der Baron unter seinen Wolldecken sich furchtbar aufregte und alle Register des Jägerfluches zog.

Von Zeit zu Zeit besuchten ihn die Frauen von Courville, und das waren für ihn Stunden der Ruhe und Behaglichkeit. Sie bereiteten ihm seinen Arzneitrank, schürten das Feuer, bedienten ihn liebevoll beim Frühstück, das sie ihm auf den Bettrand stellten; und wenn sie Abschied nahmen, murmelte er ihnen nach: „Sapperment, Sie sollten eigentlich hier wohnen bleiben." Und die beiden lachten aus vollen Herzen.

Als es ihm besser ging und er die Jagd im Moor wieder aufnehmen konnte, kam er eines Abends zu seinen Freunden zu Tische; aber seine frühere Lebhaftigkeit und Munterkeit war dahin. *Eine* Furcht aber quälte ihn unablässig: Nämlich, vor der Eröffnung der Jagd von den Schmerzen neuerdings überfallen zu werden. Als er Abschied nahm und die Frauen ihn in einen Shawl einwickelten und ihm ein Tuch um den Hals banden, was er zum erstenmal in seinem Leben geschehen ließ, sagte er trostlos vor sich hin: „Wenn die Geschichte noch einmal kommt, ist es fertig mit mir."

Als er sich entfernt hatte, sagte Frau von Darnetot zu ihrer Mutter: „Man sollte dem Baron eine Frau suchen." Alle hoben unwillkürlich ihre Arme: „Wie kam es doch, daß man noch nie zuvor daran gedacht hatte?" Man hielt den ganzen Abend Umschau unter den Witwen, die man kannte, und die Wahl fiel auf eine Dame von vierzig Jahren, die noch recht hübsch, ziemlich reich, gesund und von fröhlicher Art war und Bertha Vilers hieß.

Man lud sie ein, einen Monat auf dem Schlosse zuzubringen. Da sie sich langweilte, kam sie gerne. Sie war eine sehr bewegliche und muntere Dame; Herr von Coutelier gefiel ihr sofort. Sie unterhielt sich mit ihm wie mit einem lebenden Spielzeug und verbrachte ganze Stunden damit, ihn neckisch über die Gefühle der Hasen und die Ränke der Füchse anzufragen. Gewichtig hielt er bei den verschiedenen Tieren die verschiedenen Ansichten auseinander und schrieb ihnen Pläne und scharfsinnige Vernunftschlüsse zu, ganz wie bei den Menschen.

Die Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkte, entzückte ihn und eines Abends bat er sie, um ihr seine Hochachtung zu bezeugen, mit ihm auf die Jagd zu kommen, was er noch bei keiner Frau gethan hatte. Die Einladung kam ihr so drollig vor, daß sie annahm. Und es war ein eigentliches Fest, als man sie ausrüstete; alle machten sich ein Vergnügen daraus, ihr irgend ein Paradestück zu überreichen und endlich war sie als Amazone herausgeputzt mit Stiefeln, Kniehosen, kurzem Rock, einer Sammetjacke, die um den Hals herum etwas zu eng wär und einer Mütze, wie sie die Jagdknechte tragen.

Der Baron schien erregt zu sein, wie wenn er seinen ersten Flintenschuß abzugeben hätte. Er erklärte ihr, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, die Wind-

(Fortsetzung auf Seite 6)

Bankerott

(Zeichnung von Schulz)



Mein Herz ist leer wie eine taube Nuß,
Als Kobold spukt darin der Überdruß.
Wenn ich's bei Licht mir nah vors Auge halte
Grinst er mich höhnisch an aus enger Spalte.

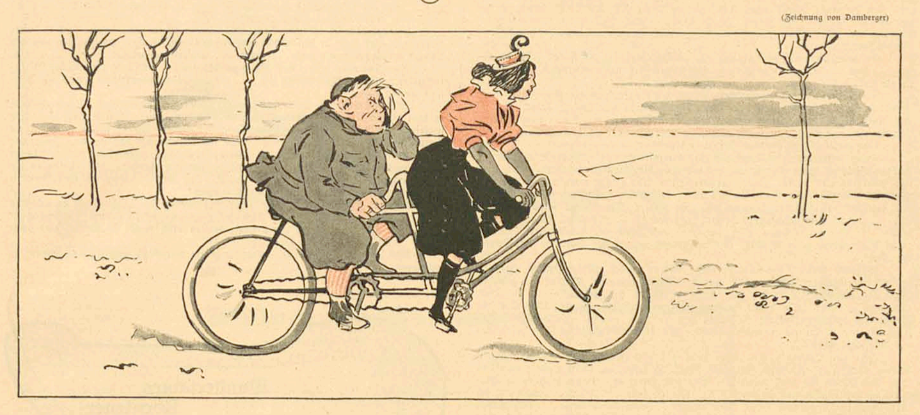
An hundert Weiber hatt' ich wohl im Sold,
Mit denen ich mein Hab und Gut vertollt,
Die schönsten Nymphen im modernen Babel,
Und ich blieb leer, vom Scheitel bis zum Nabel.

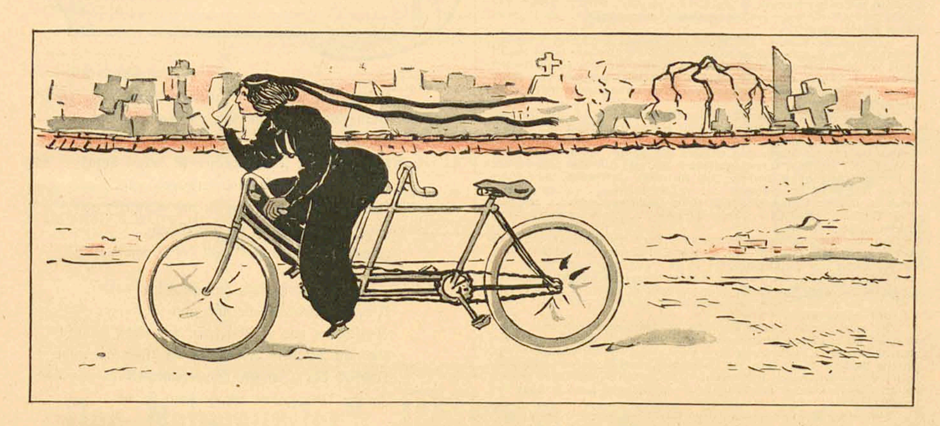
Kein Funke mehr, kein Stern aus früh'rer Welt,
Kein Flämmchen, das den Busen sanft erhellt,
Nur Teufel seh ich einen lichten Haufen
Mit Wucherflüchen um mein Herz sich raufen.

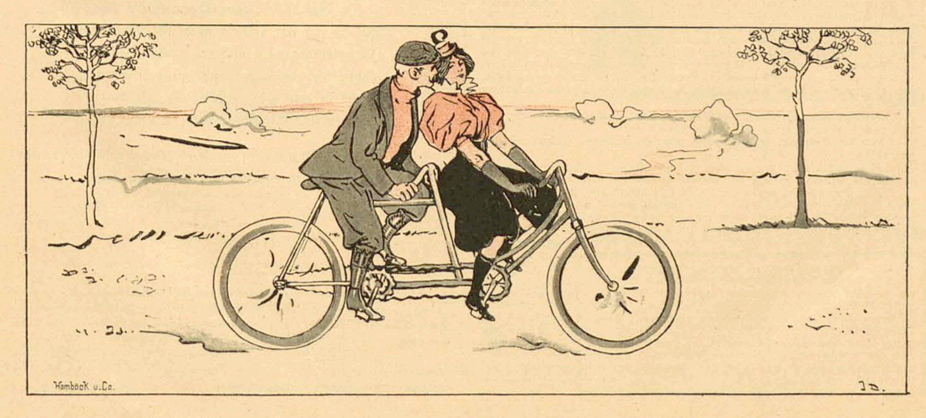
Frank Wedekind

Tandem

(Zeichnung von Damberger)







richtung, die verschiedenen Steharten der Hunde, die verschiedene Art und Weise, wie man das Wild schießt. Dann schob er sie vor sich hin in ein Feld hinein, folgte ihr Schritt für Schritt mit der ängstlichen Sorgsamkeit einer Amme, die ihr Pflegekind zum erstenmal allein gehen läßt. Medor duckte sich und kroch, stand hierauf und hob die Pfote. Der Baron zitterte hinter seinem Zögling wie Espenlaub; er flüsterte ihr zu: „Geben Sie . . . acht, . . . es sind . . . Repp . . . hühner . . . Repphühner."

Er hatte es kaum gesagt, als ein großes Geräusch am Boden entstand, — brrr — brr — brr und ein Flug großer Vögel stieg unter dumpfem Flügelschlag in die Luft.

Frau Vilers schloß, übermächtig erregt, die Augen, gab die zwei Schüsse ab, indem sie unter dem Rückstoß der Flinte einen Schritt zurückwich; dann, als sie ihre Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte, sah sie, wie der Baron pudelnärrisch herumtanzte und Medor in seiner Schnauze zwei Repphühner herbeitrug.

Von diesem Tage an war Herr von Coutelier in sie verliebt.

Unter bewunderndem Augenaufschlag bemerkte er oft: „Was für ein Weib." Und nun kam er jeden Abend, um mit ihr über die Jagd zu plaudern. Als Herr von Courville ihn eines Tages zurückbegleitete und Zeuge war, wie er vor Bewunderung seiner neuen Freundin fast außer sich geriet, unterbrach er ihn plötzlich mit der Frage: „Warum heiraten Sie sie nicht?" Der Baron stand überrascht still: „Ich? ich? sie heiraten? . . . ja . . . eigentlich . . ." und er schwieg. Dann drückte er seinem Gefährten eilig die Hand und sagte mit gedämpfter Stimme: „Auf Wiedersehen, mein Freund" und verschwand mit großen Schritten im Dunkel der Nacht.

Während dreier Tage blieb er aus. Als er wieder erschien, hatten ihn seine ernsten Überlegungen bereits blaß gemacht und er war viel gesetzter als gewöhnlich. Als die Gelegenheit sich bot, nahm er Herrn von Courville auf die Seite und sagte zu ihm: „Sie haben da eine ausgezeichnete Idee gehabt; thun Sie das Ihrige mir weiter zu helfen; vielleicht, daß sie mich nimmt. Sapperment! eine Frau wie die scheint wie für mich gemacht. Wir könnten das ganze Jahr zusammen auf die Jagd gehen."

Herr von Courville, der sicher war, daß sein Freund keinen Korb erhalten würde, erwiderte: „Bringen Sie Ihre Werbung sofort an, mein Lieber; wünschen Sie, daß ich es auf mich nehme?" Aber jetzt geriet der Baron plötzlich in Verwirrung und brachte nur stammelnd und zögernd hervor: „Nein . . . nein . . . ich muß zuerst notwendig eine kleine Reise machen . . . eine kleine Reise . . . nach Paris. Sobald ich wieder hier bin, will ich Ihnen meine endgültige Antwort geben." Alle Versuche, weitere Aufklärungen von ihm zu erlangen, waren vergebens. Am folgenden Morgen reiste er ab.

Die Reise dauerte lange. Eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen verstrichen, ohne daß Herr von Coutelier wieder erschienen wäre. Die Courville waren höchlich erstaunt und beunruhigt und wußten nicht, was sie ihrer Freundin, die sie von dem Vorhaben des Barons unterrichtet hatten, sagen sollten. Alle zwei Tage schickte man um Nachrichten von ihm, aber keiner von seinen Dienern konnte irgend welche Auskunft geben.

Da, eines Abends, als Frau Vilers am Klavier saß und sang und sich selbst begleitete, kam eine Dienerin herein und holte mit geheimnisvollem Wesen Herrn von Courville heraus, und teilte ihm leise mit, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche. Es war der Baron, ganz verändert und gealtert, der da im Reisekleid vor ihm stand. Sobald er seinen alten Freund sah, ergriff er seine beiden Hände und sagte mit etwas müder Stimme: „Ich bin soeben angekommen, mein Lieber und ohne Aufenthalt zu euch geeilt; . . . ich kann nicht mehr." Dann sprach er zögernd in sichtlicher Verlegenheit: „Ich wollte Ihnen nur sagen . . . und zwar auf der Stelle . . . daß unser . . . unser Vorhaben . . . Sie wissen wohl, welches . . . fehlgeschlagen."

Herr von Courville sah ihn verdutzt an: „Wie? fehlgeschlagen? und wieso denn?" — „O! fragen Sie mich nicht, ich bitte Sie, es wäre zu peinlich für mich, es zu sagen, aber seien Sie überzeugt, daß ich als . . . als Ehrenmann handle. Ich kann nicht . . . Ich habe nicht das Recht, verstehen Sie, nicht das Recht, diese Dame zu heiraten. Ich werde ihre Abreise abwarten, bevor ich wieder zu Ihnen komme; es wäre zu schmerzlich für mich, sie wiederzusehen. Leben Sie wohl."

Und fort war er.

Die ganze Familie besprach und beriet die Angelegenheit nach allen Seiten und erging sich in hundert Vermutungen. Man kam zu dem Schlusse, daß in dem Leben des Barons ein dunkler Punkt liegen müsse, daß er vielleicht natürliche Kinder, eine alte Liebschaft habe. Kurz die Sache schien bedenklich; und um schwierigen Verbindlichkeiten vorzubeugen, setzte man auf geschickte Weise Frau Vilers von der Lage der Dinge in Kenntnis und sie kehrte, wie sie gekommen war, als Witwe nach Hause zurück.

Weitere drei Monate vergingen. Eines Abends nun hatte Herr von Coutelier bei Herrn von Courville ziemlich üppig gespeist und gezecht, so daß er beinahe ein wenig in Schwanken geriet und als er dann mit seinem Freunde die Pfeife schmauchte, sagte er vertraulich zu ihm: „Wenn Sie wüßten, wie oft ich an Ihre Freundin zurückdenken muß, würden Sie mich bemitleiden." Herr von Courville, den das Benehmen des Barons in jener Angelegenheit ein wenig gekränkt hatte, sagte ihm seine Meinung frei heraus: „Alle Wetter, wenn man ein Geheimnis in seiner Vergangenheit liegen hat, so geht man nicht in der Weise vor, wie Sie es gethan haben, mein Lieber; denn Sie konnten doch gewiß den Beweggrund zu Ihrem Zurücktreten voraussehen."

Betroffen nahm der Baron die Pfeife aus dem Munde: „Ja und nein. Ich hätte niemals geglaubt, daß es so mit mir stünde."

Herr von Courville, der ungeduldig geworden, erwiderte: „Man muß alles voraussehen."

Jetzt begann Herr von Coutelier mit den Augen das dunkle Zimmer zu durchforschen, um sicher zu sein, daß niemand sie höre, und erwiderte leise:

„Ich sehe wohl ein, daß ich Sie verletzt habe und ich muß Ihnen alles sagen, damit Sie mich entschuldigen können. Seit zwanzig Jahren, mein Freund, lebe ich nur der Jagd. Ich liebe nichts außer ihr, Sie wissen es, und sie ist meine einzige Beschäftigung. Und nun stieg mir wirklich, als ich im Begriffe war, dieser Dame gegenüber Verpflichtungen einzugehen, ein Bedenken auf; ich fühlte einen Gewissensbiß. Seit der Zeit, da ich nicht mehr die Gewohnheit hatte zu . . . zu . . . lieben . . . kurz, ich war nicht sicher, ob ich noch fähig sei, zu . . . zu . . . Sie wissen schon . . . Bedenken Sie, es sind jetzt genau sechzehn Jahre her seit . . . seit ich zum letztenmal . . . Sie verstehen mich. Hier auf dem Lande ist es ja nicht leicht zu . . . zu . . . ich brauche Ihnen ja nichts weiter zu sagen. Und dann hatte ich anderes zu thun. Ich ziehe vor, meine Flinte abzufeuern. Kurz im Begriffe vor dem Bürgermeister und dem Priester die ehelichen Pflichten zu beschwören, kam eine gewisse Furcht über mich. Ich sagte mir: „Zum Teufel auch, wenn . . . wenn . . . wenn es versagte!" Ein Ehrenmann kommt unter allen Umständen seinen Verpflichtungen nach und ich ging dieser Dame gegenüber eine heilige Verpflichtung ein. Und so nahm ich mir denn, um mit mir ins Reine zu kommen, das Versprechen ab, nach Paris zu gehen und dort acht Tage zuzubringen.

„Nach Verlauf von acht Tagen . . . nichts . . . aber auch gar nichts. Und ich ließ es doch nicht an Versuchen fehlen. Ich nahm das beste, was es überhaupt von dieser Sorte gab. Ich versichere Sie, daß sie ihrerseits thaten, was sie vermochten, ja . . . sicher sie haben nichts unversucht gelassen . . . aber was wollen Sie, sie zogen sich immer unverrichteter Dinge zurück . . .

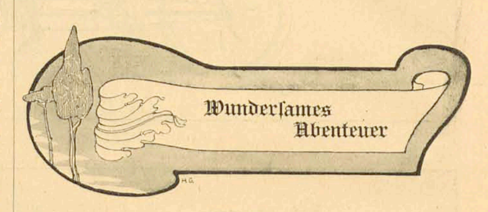
„Hierauf habe ich vierzehn Tage, drei Wochen zugewartet, immer noch in bester Hoffnung. Ich habe in den Restaurants eine Menge Sachen gegessen, die mir den Magen verdorben haben und . . . nichts . . . immer noch nichts.

„Nun begreifen Sie, daß ich angesichts solcher Umstände und solcher Wahrnehmungen nicht anders konnte, als . . . als . . . mich zurückziehen; was ich denn auch gethan habe."

Herr von Courville wand sich, um das Lachen zu unterdrücken. Dann schüttelte er dem Baron teilnahmsvoll die Hand und sagte zu ihm: „Ich bedaure Sie" und begleitete ihn Hälfte Weges zu seiner Wohnung zurück. Als er sich dann mit seiner Frau allein befand, erzählte er ihr alles und erstickte fast vor Lachen. Frau von Courville aber lachte durchaus nicht, sondern hörte sehr aufmerksam zu und als ihr Gatte geendigt hatte, erwiderte sie mit gewichtigem Ernste: „Der Baron ist ein Tropf, mein Lieber; er hatte einfach Furcht. Ich werde Bertha schreiben, daß sie zu uns zurückkehrt und zwar sobald als möglich."

Und als Herr von Courville ihrer Behauptung die langen und vergeblichen Versuche ihres gemeinschaftlichen Freundes entgegen hielt, erwiderte sie energisch: „Ach was, wenn man seine Frau liebt, versteh mich wohl, so kommt die Sache immer von selbst wieder in Ordnung!"

Und Herr von Courville, selber ein wenig betroffen, wußte nichts darauf zu entgegnen.



Ach, wie schön sie ist, meine Nachbarin!
Blaue Augen hat sie und ein Grübchenkinn,
Blonde Haare steigen ihr vom Nacken an,
Und ich bitte, seht doch, wie sie lachen kann!
Ist wie eine Säule rund und wohlgestalt',
Und ich schätze höchstens sie auf neunzehn alt.
Eine Augenweide ist sie, ein Genuß.
„Neue Friedrichstraße!" hält der Omnibus.

Ist sie aufgestanden, will sie gehn; nanu?
Wirft ein Feuerrad sie mir zwei Blicke zu;
Rauscht an mir vorüber; ach, wie schön sie geht,
Und ein Rüchlein Rose aus dem Kleid ihr weht.
Und ich bin gefangen, tappe hinterdrein;
In die Neue grüne Straße biegt sie ein.

Wo die runde Neune überm Hause steht,
Hat sie sich mit Lächeln nach mir umgedreht;
Ist hineingegangen und im dunkeln Flur
Fühlte ich zwei Lippen und zwei Arme nur.
Stand in einer Rosenwolke; die war heiß;
Doch es sind die Hitzen hold im Paradeis.

Na? Und wie geht's weiter? Weiter geht's nicht mehr;
Mehr hier zu verlangen unbescheiden wär'.

Otto Julius Bierbaum



Der „Simplicissimus" setzt einen Preis von 300 Mark aus für die beste Novelle, in der die sexuelle Liebe keine Rolle spielt. Der Einlieferungstermin der Arbeiten ist der 15. Oktober d. J. (verschlossenes Couvert und Kennwort). Der Raum der Novelle darf einen Umfang erreichen bis zu 350 Druckzeilen des Blattes.

Allen an uns gerichteten Einsendungen von Beiträgen und Konkurrenzarbeiten zu unseren Preisausschreiben muss genügendes Rückporto beigefügt sein, da wir sonst nicht in der Lage sind, etwaige Reklamationen erledigen zu können.

Simplicissimus

Soeben erschienen!

Knut Hamsun, An des Reiches Pforten

Schauspiel. Preis 3 Mark.

Es wäre müßig, zu entscheiden, ob das Stück von Hamsun im Wesen dramatisch sei. Es ist von vornherein kaum für die Bühne berechnet. Sicher ist, daß die scenische Form, welche die Geschehnisse unmittelbar bringt und nicht den Umweg über die Person des Erzählers machen muß, hier für den Autor die bequemste war, der mit völliger Ruhe und ganz sachlich ein Stück Leben zur Erscheinung bringen wollte. Hinter dieser großen Objektivität zittert aber ein gewisser großer Ton des Mitleids und der Liebe, der auf jeden überströmt und jeden erfüllt, der das Stück liest. Man sieht einen neunundzwanzigjährigen, mit einem ganz richtigen, schönen Bauernmädel verheirateten, von Geldsorgen und der Qual eines verkannten Schaffens bedrängten, trotz alledem noch nicht mürbe gemachten Studenten sich in seinem herrlichen Trotz von Erfolg, Ruhm, Behaglichkeit ausschließen, indem er fest bleibt und sich nicht dazu beugen läßt wie andere Streber, sein aufrichtiges Werk zu „revidieren" und seine Grundsätze aufzugeben. Er verliert darüber seine Frau, die ihm mit einem Journalisten durchgeht. Seine ehemaligen Freunde, die sich besser der herrschenden Meinung zu fügen wußten, bedrohen ihn, und in dem Augenblicke, als er die Flucht seines Weibes gewahr wird, erscheinen die Gerichtsvollzieher in seiner Wohnung. Diese Handlung wird ganz schlicht, ohne Pathos und ohne unnütze Schwelgerei in den edeln Gefühlen des Helden vorgebracht. Über diesem Studentenhaus liegt eine ganz klare, kühle Luft, in der die leisesten Züge deutlich werden, nichts halb erscheint. Alle Schönheit wird anspruchslos aus sich heraus uns wert, und alle bittere Satire nicht durch eine zornige Aufwallung des Autors laut, der sich aus dem Stücke vordrängte, sondern aus den Leuten selbst. **(Die Zeit, Wien. 11. I. 96.)**

Früher erschienen: **Mysterien,** Roman. Preis 5 M. **Neue Erde,** Roman. Preis 4 M. **Pan,** Aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren. Preis 2 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Ungesunde
und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis 24½ und 28½ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.

Bitte Ausschneiden.

Technikum Eutin

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit
Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871
von **Octave Mirbeau**
Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen
Preis 4 Mark
überall zu haben.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung. Sprechzeit von 4—7 Nachmittags. On parle français. English spoken.

Schnurrbart-Binde fort.

Mein **Universal-Crême** giebt in 5 Minuten schöne, natürliche Façon (nicht geklebt) à Dose mit Anweisung **M. 2.—.** Gegen Einsendung d. Betrages od. Briefm.
G. Weidner, Frankfurt a. M.
Gr. Friedbergerstraße 31

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Georg Brandes

William Shakespeare.

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.

Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Die zahlreichen Kritiken über dieses Werk waren alle darin einig, dass Brandes die erschöpfendste und geistreichste aller Shakespeare-Biographieen geschrieben hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Steinbacher's
Kur- u. Wasser-Heilanstalt
prämiirt
London 1893
Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.
Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung.
Sorgfältige Diät. Billige Preise.
Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Vorzügliche
Heilerfolge
bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechsel-krankheiten und chronischen Katarrhen.

Juvenia, neuestes Haarfärbemittel. Das beste aller Haarfärbemittel, ein antiseptisch vollständig gefahrloses Mittel, die Haare und den Bart von hellbraun bis zum schönst. Schwarz zu färben. Zu beziehen in all. renomm. Friseurgesch. Gen.-Depôt: **Richard Thomas,** Hoffriseur, Unter den Linden 34, **Berlin. Preis 6 Mark.** — Nur für die mit meinem Namen versehenen Cartons übernehme ich Garantie!

Jugendliches Aussehen zarten Teint

erhält man durch den Gebrauch von
Benzoe Lanolin-Gurkenmilch
à Flasche **1.50 Mk.**
Bestes Mittel gegen Sommersprossen, gelbe Flecke, Finnen, Runzel ꝛc.
Grass & Worff,
Berlin SW.,
Markgrafenstraße 16.

Mit der heutigen Nummer beschließt der Simplicissimus sein II. Quartal; wir bitten unsere Leser, das Abonnement rechtzeitig zu erneuern, damit in der Zusendung keine Störung eintritt.

Die Expedition des Simplicissimus.



Hamburg-Eilbek.
Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

„Der Nebelspalter"



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4° Umfang, 3 bis 3½ Seiten Illustrationen, **allmonatlich ein grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter.

Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern"** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter", Zürich.

Patente

besorgen u. verwerten
H. & W. Pataky
Berlin NW.,
Luisen-Strasse 25.
Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**
Referenzen grosser Häuser
— Gegr 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
1½ Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Für viele
Nerven-,
Herz- und Nierenleidende
ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung
Ekku
eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil **einzig.**
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf.
S. Recknagel Nachf. München.



Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

herausgegeben von Marçel Herwegh

8°. ca. 25 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Bekanntmachung.

Ingenieur Bittner's neuer **patentamtlich geschützter Apparat, fein vernickelt, garantiert ohne Knall,** zum Schießen auf Hunde, Katzen, Tauben, Vögel ꝛc. wird überall hin **samt Munition** und Gebrauchsanweisung, in Karton, **portofrei,** fürs Ausland auch **zollfrei,** bei vorheriger Einsendung von Mk. 2.— oder 1 Gulden 40 kr. ö. W. oder 3 Lire oder 3 Francs, versandt. Bei **Nachnahmebezug** stellt sich der Preis um 30 Pfg. oder 25 kr. oder 40 centesimi oder 40 centimes höher. Unentbehrlich für **Gärtner, Obstbaumallerbesitzer, Radfahrer, Touristen.** Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Wiederverkäufer Rabatt.

O. VOSS, Breslau, Gräbschenerstr. 27/29.
Fabrik für Elektro-Technik und patentierte Neuheiten.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Augen links!



(Zeichnung von Steigerwaldt)

1. Jahrgang Nr. 27

Preis 10 Pfg.

3. Oktober 1896

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile
1 Mk. 50 Pfg.

Vier junge Mädchen von Hugo Greinz



(Zeichnung von F. v. Reznicek)

Simplicissimus spricht

Eine Paraphrase

„. . . . Jawohl, ich bin ein Schelm und meine Schelle
Wird euch gar bald den Morgensegen bimmeln."

Simplicissimus Nr. 1 vom 4. April."

„Mit heißen Worten" wollt' ich Feinde schlagen,
Ich armer und erfahrungsloser Thor;
Mich waffenlos ins Kampfgewühl zu wagen,
Erschien mir als der Ritterlichkeit Flor.
Und eine heitre Fahne wollt' ich tragen,
Ein schelmischer Fürst im bunten Narrenchor;
Von heißer Glut voll bin ich ausgezogen,
Den Kahn zu steuern durch die stürmischen Wogen.

Jawohl, ich bin ein Schelm und meine Schelle
Hat euch den Morgensegen oft gebimmelt;
Ihr aber ließt mich nicht vor eure Schwelle
Und habt euch schläfrig auf die Bank gelümmelt.
Ihr trübtet jauchzend meine lautre Quelle,
Denn der Humor ist euch schon längst verschimmelt.
„Ich bin kein Simson, nicht der Juden Priester",
Doch schmerzlich nehm' ich's wahr, ihr seid Philister.

Das träge Volk hat freilich lang gerastet,
Doch seh ich schon, es will noch länger ruhn;
Wenn auch ein Quaderstein sein Haupt belastet,
Es tappt und tappt dahin mit schweren Schuhn.
Es fühlt sich wohl, weil es im Finstern tastet,
Zum Heil des Spiritus ist nichts zu thun.
Ich bin betrübt, hülle mein Haupt in Tücher
Und schäm' mich meines Amts als Narren=Blücher.

Natürlich gab es solche, die mit Wonne
Dem neuen freien Manne zugelacht;
Doch sitzt im Land kein Pfaff und keine Nonne,
Die ihm nicht Hohn gezollt auf frommer Wacht.
Dummheit ist wie ein großer, tiefer Bronne;
Dem Schelme wird das Leben schwer gemacht.
Unmöglich ist's, im Honigtopf zu hocken,
Ohne den Bienenschwarm heranzulocken.

Dich grüß' ich heute, Brudervolk im Osten!
Du hast mir unlängst deines Landes Thor
Neuaufgethan (ob auch die Feinde tosten),
Als ich beinahe Mut und Witz verlor.
Zwar ließ ich mir's gar manchen Thaler kosten,
Doch dein Minister lieh mir gütig Ohr
Und Stimme, was mich füglich ihm verpflichtet,
Drum sei ihm dieser Hymnus zugedichtet.

Nicht allzuviel will ich euch nun versprechen,
Viel Saaten sind verdorrt im deutschen Land.
Ein armer Narre kann sich ja nicht rächen,
Wenn man ihm Wort und Wortesfug entwand.
Ach, wer es wagt, ins Wespennest zu stechen,
Der wird, sei's Herr, sei's Knecht, sogleich verbrannt.
Hirnlosigkeit und Höflichkeit, das führt ihn
Zum Ruhm; doch muckt der Schuft, so konfisziert ihn!

Schwül ist die Luft und trocken stehn die Ähren.
Ein Königreich für ein Gewitter! Bald
Will ich euch sonderbare Dinge lehren;
Das Haus ist morsch, die ganze Welt ist alt.
Wird diese Greisin noch einmal gebären,
Ein Kind von apollinischer Gestalt —?
O Simplicissimus du bist ein trister
Verträumter Thor; geh hin und werde Küster!

Vier junge Mädchen

Von

Hugo Greinz

In allen Nuancen: Mit blondem, in langen Zöpfen geflochtenem Haar, deren letzte Locken bei jedem Schritt hin= und herhüpfen, — mit roten, gesunden Wangen, — mit der blassen, lieben Farbe im Gesicht und schwarzen Flechten an den Schläfen, — — alle lustig und flott, — so flanieren sie Arm in Arm das breite Pflaster entlang, trippelnd in kleinen, gelben, hohen Schuhen, kichernd und reizend kokett.

Unter der abgearbeiteten Masse, den alten Menschen und den jungen, müden, blasierten sind sie der Sonnenschein, die schimmernden, glitzernden Wellen auf dunklem, tiefgrundigem Wasser.

Schneidig, als ob ihnen die Welt gehörte und die feurigsten Herzen der Gymnasiasten, marschieren sie und bringen kecke Poesie in den Staub der Straße.

Die eine am rechten Ende ist die liebste. Nicht die lauteste. Ihr Gesicht ist weiß und zart und still, sie ist fast noch mehr Kind als Backfisch. Ihre Augen leuchten groß und glänzend in die Welt, mit ruhigem Schauen, rein und klar. So, als ob hinter ihnen sanft gedämpfte Leidenschaft ein großes heiliges Glück für Menschen bauen würde, für zwei, die die Kraft der Liebe und der Verachtung ihr eigen nennen.

Die Seele — von der am rechten Ende der Schar — muß für die Niederen und Dummen unverständlich werden. Und nur für den einen ist sie in himmlische Melodien gehüllt. Die sieben niedlichsten Engel singen sie mit kleinen Stimmen, leise und unhörbar für grobes Gehör.

Das ist die eine, die liebste von den vieren.

Hinter ihnen geht ein großer, junger Mensch seinen stillen Schritt, tagtäglich.

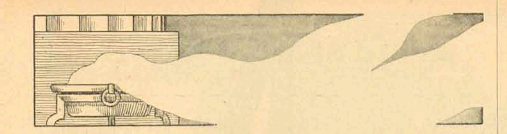
Immer allein, immer hinter den vieren.

Das wissen sie sehr gut. Aber mit der Zeit wird es ihnen langweilig, sich umzudrehen und ihre hübschen Gesichtchen von zwei großen, grauen Augen anstarren zu lassen.

Nur der vierten ist es angenehme Befriedigung zu wissen, daß er hinter ihr geht.

An einem kühlen, frühen Frühlingsabend schieben sich die Backfische wie gewohnt durch das Gedränge des Korso. Aber die mit den leuchtenden Kinderblicken fehlt. Und auch der lange, junge Mensch fehlt.

Die drei aber stecken die Köpfe zusammen und flüstern geheimnisvolle Dinge.



Der neidische Gärtner

Von

Gustav Falke

Du guter Mann, wie neid' ich dich,
Der du auf deinem Felde ackerst,
An harter Scholle ab dich rackerst
Mit heißem Spaten, Stich um Stich.

Sie lohnt es dir mit Kohl und Kraut,
Sie liefert Futter deinen Schweinen,
Und füllt den Topf dir und den deinen,
Und alles hast du selbst gebaut.

Ich schaffe mich auch müd' und matt,
Und alle meine Beete blühen,
Doch ach, von Duft und Farbenglühen
Ward niemals noch ein Magen satt.

Und kommen gar mit Ah! und Oh!
Die Leute, Lob mir vorzufunkeln —
Ja, wären meine Blumen Runkeln,
Sie kauften, und ich wäre froh.

Nachruhm

(Zeichnung von J. B. Engl)



Des Schinderhannes Geist, ein Lexikon durchblätternd: „Schiffahrt, Schildkröte, Schildwache, Schiller, Schimpanse — Schinderhannes — — — — — doch nicht umsonst gelebt!!

Liebe

Von

Peter Nansen

Des Sommermittags Sonne brannte auf des Konsuls Landhaus in Skodsburg herab. Die Frau hatte sich zu einem kleinen Schläfchen bis zur Ankunft des Dampfbootes zurückgezogen, der junge Herr, der Student, war mit den Töchtern des Herrn Professors bei einer Croquetpartie und der Konsul selbst wurde mit dem Dampfboot von der Stadt erwartet.

So hatten die Verlobten das Gartenzimmer in der Veranda zur freien Verfügung und konnten diese einsamen Augenblicke zu einem kurzen Liebesduett benutzen.

Er lag in einem niederen Schaukelstuhl und rauchte. Ihm zur Seite stand eine Art Rohr-Chaiselongue, auf deren Polstern das Fräulein ruhte, mit einem über die Knöchel fallenden Kleid, das die Strümpfe in koketten kleinen Schuhen sehen ließ.

Über die Veranda hinaus sah man auf den Sund, der im goldenen Schimmer der Sonne lag.

Gerade, während er einen Zug aus seiner Zigarre machen wollte, gähnte er.

„Hans — du gähnst!“

„— Aa — aah — ja du, — es ist so warm!“

Sie gab sich eifrig Mühe, mit einem chinesischen Fächer ihren Mund zu verdecken.

„Julie — du gähnst!“

„Das böse Beispiel steckt an. Sei ein wenig unterhaltender, Hans!“

„Sieh, wie das Wasser dort ganz draußen grün ist!“

„Du bist unausstehlich.“ Und sie schlug ihn mit dem Fächer auf das Knie.

Er erhob sich von seinem Stuhl, rückte näher zur Chaiselongue und beugte sich über Julie, um sie zu küssen. Doch sie wehrte ihn, als ob er eine Fliege wäre, mit dem Fächer ab und sagte:

„Lieber Hans, du weißt, daß ich dich schrecklich gern habe, — aber, um so verlobt zu sein, zum Küssen — da ist der Sommer doch die ungeeignetste Zeit, — es ist viel zu heiß!“

Ein wenig brummig hatte er sich zurückgezogen und lag nun wieder faul in seinem Stuhl.

„Ja, ja, Julchen, — du hast vollkommen recht, — ach ja!“

Sie wandte sich zu ihm, stützte sich auf den Ellbogen und neckte ihn:

„Du, könntest du mir nicht mit etwas größerem Vergnügen den Hof machen? So wie früher, bevor wir verlobt waren? Wie du jetzt bist, in diesem Sommer, solltest du dich beinahe schämen.“

„Offen gesagt, Julie, finde ich, daß du damit zufrieden sein kannst, wie dir die Cour geschnitten wird. Da ist in erster Linie der Kammerjunker, dann der kleine Adjunkt, der Student, dann —“

„Du bist doch nicht eifersüchtig, Hans?“ Und sie wandte sich so heftig zu ihm, daß sie sich mit dem einen Fuß auf dem Boden stützen mußte.

„Nein, gottlob nicht, mein Schatz! Über diese Kinderstreiche sind wir denn doch schon hinaus —“

„Hör, sag mir eigentlich, Hans,“ — sie legte sich wieder zurück und schaute in den Himmel hinauf — „sag mir, meinst du wirklich, daß es gar so dumm wäre, eifersüchtig zu sein?“

Er warf einen flüchtigen Blick auf sie. Sie blieb unbeweglich.

„Ja, — siehst du, — das hängt davon ab, wie man es nimmt. Wir z. B. eignen uns, wie mir scheint, nicht dazu. Es müssen starke Gefühle sein, — ich meine etwas heftigere ungestümere. Und wir sind ja so schön abgeklärt . . .“

„Ja, so schön abgeklärt — mitunter will ich beinahe glauben: zu abgeklärt. Aber das kennst du wohl nicht, Hans, — diese Gefühle? Nicht wahr, es ist kindisch, von mir so etwas zu glauben?“

„Ach nein, — kindisch gerade nicht. Aber das andere ist so anstrengend, — und dann noch dazu im Sommer. Nein, du — ein ruhiges, abgeklärtes Liebesverhältnis ist weitaus behaglicher —“

„Ich glaube, du erlaubst dir, mich zum Narren zu halten.“

„Nein, mein lieber, süßer Schatz, — aber du sagtest es ja doch selbst!“

„Ja, ja, gewiß! Und ich meine es natürlich auch so, und du auch, nicht?“

„Ja — natürlich.“

Und dann wurde es wieder ganz still. Julie betrachtete ihre Schuhe, Hans lag ausgestreckt auf dem Sessel, mit dem Kopf zurück und schaute den Rauchwölkchen seiner Zigarre nach.

Plötzlich fragte sie:

„Hans, hast du einmal zwei *richtig* Verliebte getroffen; ich meine, zwei, die so waren, wie wir uns in den Romanen Verliebte vorstellen? Zwei, die für einander sterben könnten?“

„Ich habe einmal zwei gekannt, die einander alles waren, die nur für einander lebten und atmeten.“

„Erzähl mir ein wenig davon.“

„Ja, wenn du aufgelegt dazu bist, zuzuhören, will ich dir deren Geschichte erzählen, oder vielmehr richtiger: *seine* Geschichte, da ich sie nur durch ihn kannte.“

„Du bist so ernst, Hans. Ist es etwas Trauriges?“

„Nun, das kannst du ja dann selbst beurteilen. — Darf ich mich zu dir setzen?“

Sie rückte und machte Platz.

Als er sich zu ihr gesetzt hatte, nahm er ihre Hand in die seine und fing an:

„Vor einigen Jahren war Knud Petersen mein intimster Freund. Er war der Sohn eines reichen Großhändlers und bereits auf dem besten Wege, der Compagnon seines Vaters zu werden. Knud war gerade in der Periode, die ihr Damen mit mystischer Betonung ein wenig *wild* nennt. Übrigens war er aber nicht schlimmer als wir anderen, nur hatte er etwas mehr Geld zur Verfügung. In unserem Kreis galt er als ein gesunder Teufelsbursch, in den Gesprächen der Älteren wurde er oft leicht und locker genannt.

„Du kannst dir daher vorstellen, daß ich ganz verwirrt war, als ich eines Morgens, unvorbereitet und nichts ahnend, seine Verlobungsanzeige erhielt. Aufrichtig gesagt, glaubte ich zuerst, daß er mir mit der Zusendung der Karte einen Narrenstreich spielen wolle; als ich aber bald darauf zu ihm kam, traf ich ihn strahlend vor Freude, und an seiner Seite stand, ebenso glückselig, seine Braut, eine hübsche, junge Brünette.

„Wir veranstalteten ein Trinkgelage für ihn, um das Ereignis zu feiern, und die Festredner machten allerlei Witze über diese ‚neue Bekehrung‘. Als er aber alle miteinander ruhig angehört hatte, erhob er sich und hielt eine förmliche Abschiedsrede. Dieser Abend sei der endgültige Abschluß einer Periode seines Lebens, von der er zwar ganz gewiß manche frohe Erinnerungen mit sich nehme, die aber nun vorbei sein *müsse*. Er hätte nun ein Ziel für sein Leben; er hätte den Weg zum Glück gefunden, das vielleicht viele von uns nur für ein Märchen halten würden, das aber dessenungeachtet thatsächlich für den bestände, der es verstehe, zur rechten Zeit darnach zu greifen. Wir saßen um ihn und hörten ihm erstaunt zu, dachten aber: Das geht wohl vorüber.

„Aber es ging nicht vorüber. Wir sollten noch mehr Ursachen für unser Erstaunen bekommen.

„Seit diesem Gastmahl hatte er sich ganz von seinem alten Umgangskreis zurückgezogen, und es war nur ein reiner Zufall, wenn ich ihn traf.

„Daher waren wir alle sehr überrascht, als wir eines Tages erfuhren, daß Knud Petersen, der dreiundzwanzig Jahre alt war, Medizin zu studieren angefangen hätte. Er hatte den Handel aufgegeben, des Vaters Comptoir verlassen und, mit dem Fluch des Alten belastet, von zu Hause fortgegangen.

Fortsetzung auf Seite 6



Auf La Roquette*)

von Aristide Bruant
(deutsch von Albert Langen)

Bei diesem Brief bebt mir der Leib
Im kalten Fieber.
Wenn du es liest, was ich hier schreib',
Ist es vorüber —
Seit Mitternacht schlaf' ich nicht mehr,
Mein klein Toinette,
Ein dumpf Geräusch dringt zu mir her
Von La Roquette.

Mein Bittgesuch wies man zurück.
Für mein Verbrechen
Der Präsident will mein Genick
Nun einmal brechen.
Zu oft begnadigen geht nicht an —
Das ist's — ich wette; —
Von Zeit zu Zeit muss einer 'ran
Auf La Roquette.

Die Nacht war lang. Herein zu mir
Scheint bleich der Morgen.
Bald sind die Herrn vor meiner Thür,
Die mich besorgen.
Gendarmen stehn in Reih' und Glied
Rings um die Stätte,
Das Volk heult — ein Begräbnislied
Auf La Roquette.

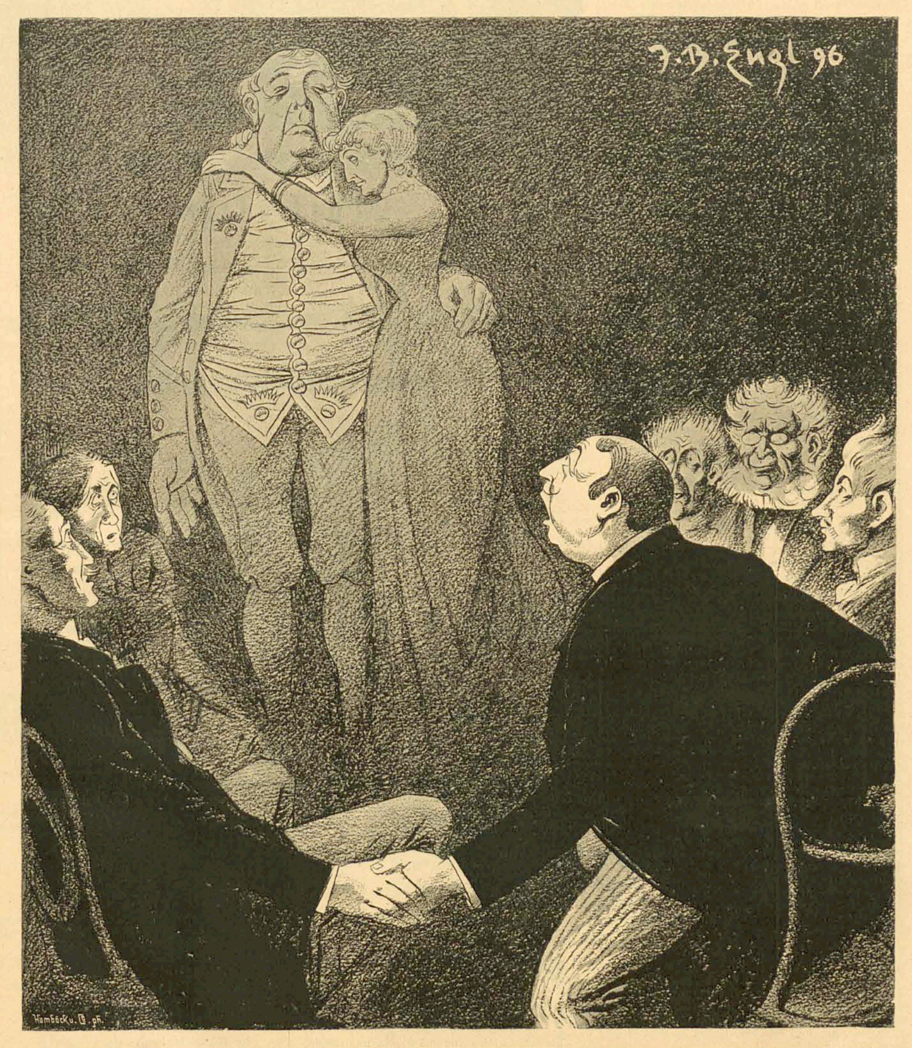
Das rührt mich nicht — ich bin kein Tropf!
Nur dass der Kragen
Vom Hemde muss, eh' sie den Kopf
Vom Hals mir schlagen!
Die Schere hat nicht viel Gefühl
Bei der Toilette,
Und früh am Morgen ist es kühl
Auf La Roquette.

Mit festen Schritten will ich gehn
Zur Guillotine,
Und keiner soll mich wanken sehn!
Vor der Maschine!
Verdammt! wenn mir der Nacken zuckt,
Steckt er im Brette,
Bevor ich in den Sack gespuckt
Auf La Roquette.

*) La Roquette heisst das Gefängnis in Paris, auf dessen Hof die Hinrichtungen stattfinden.

(Zeichnung von Schulz)

Spiritistische Indiskretion



(Zeichnung von J. B. Engl)

Dem Grafen Edelherz erscheint der Geist des seligen Herrn Großvaters.

„Das war auf folgende Weise geschehen. Der Alte soll ein äußerst unangenehmer Kerl gewesen sein, tyrannisch und in seinen Geschäften gerade an der Grenze des unredlichen Gebarens. Nun, solange er Knud sein frohes Junggesellenleben führen sah und sich nicht weiter um dessen ernste Beschäftigungen kümmerte, ging alles gut. Er sah ihn auf dem Comptoir, ließ ihn ruhig arbeiten und machte sich keine Gedanken darüber.

„Nach der Verlobung wurde es anders. Eines schönen Tages kam es zum Zusammenstoß zwischen ihm und dem Alten, der keine Kritik seiner Geschäftsgrundsätze duldete. Von diesem Tage an wurde es immer schlimmer. Knud hatte nur die Wahl, zu gehorchen oder zu gehen.

„Und so ging er, auf ausdrücklichen Wunsch seiner Braut. Und siehst du, — das bedeutete, daß Knuds Aussichten in die Zukunft sehr problematisch wurden, daß die Hochzeit, die in kurzer Zeit hätte stattfinden sollen, auf mindestens sechs bis sieben Jahre hinausgeschoben blieb. Nicht wahr, Julie, um das zu thun, dazu gehörte viel Vertrauen, viel Mut, und vor allen Dingen eine große, starke Liebe? Und was war es eigentlich, was von ihm verlangt wurde? Daß er es mit seiner Rechtschaffenheit hätte vereinen sollen, hie und da ein Auge zuzudrücken. Und als Entgelt dafür eine glänzende Zukunft und die Erfüllung seines heißesten Wunsches, die Hochzeit. Er wählte das andere.

„Er nahm ein kleines, dürftiges Zimmer und lebte unglaublich sparsam. Sein Leben in drei Jahren war eine Reihe von Entsagungen, wie sie nur der, dessen Dasein an ein großes, alles beherrschendes Gefühl gebunden ist, bis zum Ende zu ertragen vermag. Er ward zu einem Wunder in der Studentenwelt. Man lächelte über seinen Fanatismus, doch man mußte, wenn man ehrlich war, ihn bewundern — und ihn außerdem beneiden. Denn er war, wie ich gesehen habe, der glücklichste Mensch. Wenn man ihm mit seiner Verlobten begegnete, bekam man einen kleinen Schimmer ab von einer Welt, einem Leben, das lichter, zarter und besser war als das gewöhnliche. Zwei glückliche, lächelnde Kinder waren sie zu schauen, nur das eine wie unermeßliches Glück fühlend — dicht aneinander Atem schöpfen zu können.

„Sie arbeitete mit ihm, half ihm die Kollegien abschreiben, las ihn laut vor, wenn er müde war, botanisierte mit ihm. Eines Tages erzählte er mir von ihr. Er umarmte mich und sagte mit Thränen in den Augen: ‚Mir bangt davor, daß ich mehr Glück erhalten habe, als ich verdiene.‘ Und diese Worte, die so schlicht und einfach lauteten, enthielten mehr, als die größten Lobredner hätten sagen können.

„So arbeiteten sie sich vorwärts, Zoll für Zoll, zu ihrem Ziel. Jeder Tag war ein überwundenes Stück Weges, sie zählten sie bis zu dem großen Tag, an dem das Examen abgelegt werden sollte, und sie wurden nicht müde, Pläne zu machen.

„Er war nun beinahe so weit, daß der erste Teil des Examens vor der Thür stand; man wußte, daß er es glänzend bestehen würde.

„Da erkrankte sie — es war im Frühjahr. Ich sah ihn eines Tages auf der Straße, und er erzählte es mir. Aber er lachte, voll von Hoffnung und Mut, und sagte: ‚Das bedeutet nichts; wir haben uns einfach überangestrengt, — das ist das Ganze. Ein wenig Fieber und Mattigkeit — so eine rechte Frühjahrskrankheit.‘

„Er hatte sich getäuscht. Es wurde ein schleichendes Fieber, das zwar langsam, aber sicher an ihrem Leben zehrte.

„Es waren schwere Zeiten für ihn, und schwer wurde es ihm, für das Examen zu studieren. Doch, wie ich ihn ja kannte, — er zwang sich dazu, es zu machen, und das glänzende Vorzugszeugnis, das er bekam, war die letzte Freude, die sie mit sich nahm. Denn sie starb. Hörst du, Julie, sie starb.

„Was das für ihn war, — du weinst, Julie, du begreifst es. Nicht wahr, das muß ein Schlag für ihn gewesen sein, über alle Maßen, — er mußte sich emporgereckt haben in wütendem Hasse gegen die Kräfte, die unser Leben leiten und eine so empörende Ungerechtigkeit zulassen. Er hat es wohl auch gethan; er hat wohl, wie so viele vor ihm, seine Stirne blutig geschlagen wider die Mauern.

„Nach ihrem Tode schloß er sich ein und ließ niemanden zu sich. Und eines Tages hörte ich, daß er nach Rußland sei; wohin und mit was für Plänen, habe ich nicht erfahren können.

„Sein Vater hatte ihm noch den Antrag gestellt, er solle zurückkehren zu ihm — natürlich hatte er nein gesagt; doch es wird ihm wohl der Aufenthalt hier überhaupt unerträglich gewesen sein.

„Ja, Julie, du hast mich gefragt, ob ich jemanden gekannt hätte, der die rechte, wahre Liebe gehabt. Knud und seine Braut hatten sie.“

— — Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie. Sie hatte sich während der Erzählung dicht an ihn geschmiegt, und er konnte es sehen, wie erschüttert sie war.

Beinahe begann er es zu bereuen, die Geschichte erzählt zu haben; er hatte nicht geglaubt, daß sie einen so starken Eindruck machen würde.

Sie sah mit thränenerfüllten Augen auf ihn und fragte:

„Hans, sei offen. Sag mir, könntest du dich trösten, wenn ich sterben würde?“

Ihre Augen suchten die Antwort auf seinen Lippen und er mußte zur Seite sehen, um ihren Blick zu vermeiden.

Er strich ihr über das Haar und sagte:

„Aber, liebe Julie, wie kannst du fragen — ? Wir zwei — nicht wahr? — wir wollen gesund und recht lange beisammen leben.“

Aber in dem Augenblick, wie er das sagte, sank Julie zusammen und brach in Thränen aus.



(Zeichnung von Münzer)

Mutterlied

Von **Mia Holm**

So herzig dumm ist noch mein Kind,
Ich sah's zu hundert Malen:
Es bläst entgegen, bläst der Wind
Und hascht nach Sonnenstrahlen.

Wir Großen lachen, spotten noch
Darüber klug und heiter,
Und meistens sind wir alle doch
Im Grund nicht viel gescheiter.

Moderner Theaterkontrakt

Von **Komödiantine**

§ 1

Die Direktion engagiert Fräulein N. N., wie, wo, wie lange, wohin und womit die Direktion Vorstellungen zu geben beabsichtigt.

§ 2

Das Mitglied hat keinen Anspruch auf Gage, doch ist die Direktion berechtigt, eine solche zu bewilligen.

§ 3

Fällt der Gagetag auf einen Sonntag, so wird überhaupt keine Gage bezahlt.

§ 4

Diäten werden nicht bezahlt, doch hat jedes Mitglied Anspruch auf Diät.

§ 5

In mehr als 5 dreiaktigen Stücken braucht das Mitglied an einem Abend nicht aufzutreten.

§ 6

Jedes Mitglied kann zum täglichen 24stündigen Dienst herangezogen werden. Überstunden werden nicht bezahlt.

§ 7

Bei Streitigkeiten ist das Schiedsgericht anzurufen: dasselbe besteht aus dem Direktor als Obmann und seinen Angehörigen als Beisitzern.

§ 8

Das Mitglied darf appellieren, — aber es nützt nichts!

§ 9

Sollte in einem Stücke ein Kind benötigt werden, so hat das jüngste weibliche Mitglied dafür aufzukommen.



(Zeichnung von Nap)

§ 10

Doch steht es auch der Direktion frei, es zu thun.

§ 11

Schriftliche Abmachungen sind ungültig.

§ 12

Das Mitglied verpflichtet sich, 6 Monate vorher im Engagement einzutreffen und in sämtlichen Proben und Vorstellungen unentgeltlich mitzuwirken.

§ 13

Macht die Direktion Anspruch auf früheres Eintreffen, so hat das Mitglied Anspruch auf halbe Gage.

§ 14

Die Direktion ist berechtigt, die Ansprüche des Mitgliedes abzuweisen.

§ 15

Jede Rolle des Repertoires muß vorwärts und rückwärts gekonnt sein.

§ 16

Das Mitglied verpflichtet sich, jede Rolle in jeder Zeit zu erlernen!

§ 17

Bei Krankheitsfällen hat sich das Mitglied gesund zu melden.

§ 18

In folgenden Fällen ist die Direktion berechtigt, das Mitglied durch Abzug einer Monatsgage zu bestrafen:

1. wenn das Mitglied stirbt;
2. wenn es verhungert;
3. wenn es nicht verhungert;
4. wenn es blödsinnig wird;
5. wenn es selbst Direktor wird;
6. wenn sich das weibliche Mitglied nicht fügt;
7. wenn es gefällt;
8. auch, wenn es nicht gefällt.

§ 19.

Stirbt ein Mitglied vor Ablauf der Kontraktzeit, so darf dieses

1. nur nach der Vorstellung geschehen;
2. sind die Angehörigen verpflichtet, Konventionalstrafe zu zahlen und für Ersatz zu sorgen.

§ 20

Das verstorbene Mitglied hat die Pflicht, sich am jeweiligen Aufentshaltsorte der Direktion begraben zu lassen.

§ 21

Die Leiche ist zur Statisterie, Komparserie, Ausstattungszwecken und stummen Rollen verpflichtet, doch hebt dies die Zahlung der Konventionalstrafe nicht auf.

§ 22

Repertoire werden nicht bekannt gegeben.

§ 23

Die Frist zur Erlernung der Rollen läuft vom Tage der Bekanntmachung des Repertoires.

§ 24

Tod gilt nicht als Krankheitsgrund.

§ 25

Krankheitszeugnisse sind ungültig.

§ 26

Im Falle der Einleitung der Klage hat das Mitglied die bereits erhaltene Gage zurückzuzahlen.

§ 27

Gagen werden nur mit Protest bezahlt.

§ 28

Für Abendvorstellungen wird kein Honorar bezahlt.

§ 29

Die Direktion hat immer recht.

§ 30

Das Mitglied hat immer unrecht!

§ 31

Hat das Mitglied recht, so hat es doch unrecht.

§ 32

Hat die Direktion unrecht, so hat sie doch recht!

Der vorliegende Kontrakt ist von den Mitgliedern gelesen, gründlich geprüft, unterschrieben und die Direktion um Annahme desselben ersucht worden.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Empfehlenswerte Hôtels und Cafés, in denen regelmässig die neueste Nummer des **„Simplicissimus"** aufliegt:

Baden-Baden: Hôtel Messmer

Berlin: Café Bauer, Café Bellevue, Linden-Café, Café Schiller

Dresden: Café Central, Café Metropol, Hôtel Bleibe, Trompeterstrasse

Halle a. S.: Goldenes Schiffchen, Gr. Ulrichsgasse

Hamburg: Café Felber, Café Flora, Café Nowak, Café Ott, Wiener Café

Heidelberg: Grand-Hôtel, Inh. Schaefer & Michel

Karlsruhe i. B.: Hôtel Grüner Hof, Inh. H. Deter

Köln a. Rh.: Dom-Hôtel, Café Pohl

München: Hôtel Roter Hahn, Börsen-Café, Central-Café, Café Luitpold, Café Habsburg

Pforzheim i. B.: Hôtel Schwarzer Adler

Strassburg i. E.: Hôtel Engl. Hof, Hôtel St. Gotthard, Inh. Wwe. J. Freyss, Hôtel Victoria

Stuttgart: Café Menz, Postplatz, Hôtel Silber

Wien: Café Central, Herrengasse, Café Griensteidel, Schauflergasse, Café Ritter, Mariahilferstrasse, Café Sperl, Gumpendorferstr.

Weitere Hôtels und Cafés in denen der „Simplicissimus" ebenfalls aufliegt, werden demnächst bekanntgegeben.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Mutterglück von Th. Th. Heine



Jetzt fehlt mir bloß noch ein Mann und dann bin ich eine Familie.

1. Jahrgang Nr. 28 Preis 10 Pfg. 10. Oktober 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg. Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a. Illustrierte Wochenschrift Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Der Student von Donald Wedekind



(Zeichnung von Eichler)



Der Student

Von

Donald Wedekind

Es war aus. Die Bürger der kleinen Stadt S. wollten nicht mehr. Der Gemeindevorsteher hatte in der letzten Versammlung zur Genüge dargethan, daß der Student sie finanziell ruiniere, denn er war eine Waise und studierte auf Kosten der Stadt. Wenn er noch mit dem Monatswechsel ausgekommen wäre, aber da waren immer Extraausgaben, bald ein Strohhut, bald ein neuer Gehrock, bald Unterzeug für den Winter und Sportkleider für den Sommer. Sportkleider! Sie gönnten es ihm ja, daß er gut lebte, aber Sport brauchte er nicht zu treiben. Und als er letzte Woche dem Säckelmeister wieder um fünfzig Franken geschrieben hatte für eine Geburtszange, wie er vorgab, da riß ihnen die Geduld. So klug waren sie auch noch um sich zu sagen, daß ein lediger Student ein solches Instrument nicht nötig hat. Sie wußten, daß er sie hinterging und beschlossen, ihn von der Hochschule wegzunehmen.

Heute sollte er kommen, und sie waren doch gespannt, wie er aussähe nach den langen anderthalb Jahrzehnten, die er fern von ihnen am Born der Wissenschaft gelebt. Und sie gingen ihm vors Thor entgegen. Und sie hielten die Hand über die Augen und endlich konnten sie ihn entdecken, wie er am Horizont auftauchte, ganz klein wie ein winziger Punkt bloß, so daß sie es schon mit der Angst bekamen, er habe sich am Ende die Schwindsucht an den Hals gearbeitet und sie hätten doch besser gethan, ihm mehr Geld zu schicken. Dann aber trat er unter sie, groß und stark wie ein mächtiger Eichbaum, den zu umspannen drei Männer notwendig sind, auf den breiten Schultern das schwere Lockenhaupt, das an und für sich schon wie ein Universitätsgebäude aussah. Und sie freuten sich, daß ihr Geld doch Früchte getragen hatte, denn als er ins erste Semester gereist, war er ein sprengliches Bürschchen gewesen.

Und sie nahmen ihn in die Mitte und führten ihn aufs Rathaus, wo sie ihm Ehrenwein zu trinken gaben. Die zwei hübschesten Schulmädchen überreichten ihm ein Blumenbouquet. Und weil er durchaus mittellos war und außer der Geburtszange, die zur großen Beruhigung der Bürger aus seiner hintern Rocktasche herausguckte, nichts besaß, setzten sie ihm in hochherziger Weise eine kleine Rente aus mit der Verpflichtung, daß er hier in der Stadt unter ihren Augen sich auf sämtliche Examina vorbereite. Sie wollten, um ihm noch mehr entgegenzukommen, die Stelle des Spitaldirektors nicht besetzen und warten, bis er sie würdig auszufüllen imstande wäre. So war man beiderseitig zufrieden.

Und wie man von einer Sache, an die man viel Geld gewandt, nicht gerne läßt, so hingen sie an dem Studenten, weit davon entfernt, ihn geringschätzig zu behandeln. Sie beobachteten ihn mit derselben Aufmerksamkeit, wie sie sie den alten Türmen entgegenbrachten, welche die Thore ihrer Stadt flankierten und die alle fünf Jahre auf ihren Zustand untersucht wurden. Sie waren genau über sein Thun und Lassen informiert.

Der Morgen, das wußten sie, war ganz dem Studium gewidmet. Er arbeitete bei verschlossener Thüre um nicht gestört zu werden, und wenn bis auf die Straße hinaus vernehmlich sein lautes Schnarchen ertönte, so waren sie überzeugt, daß er Experimente über die menschliche Atmung vornahm. Um zwölf Uhr ging er zum Mittagessen, das er vermittelst einiger Partien Karten bis gegen drei Uhr ausdehnte. Und die Bürger gönnten ihm diese kleine Ruhepause, waren sie doch genug auf der Höhe der Zeit um zu wissen, daß eine subtile Geistesthätigkeit die Körperkräfte mehr in Anspruch nimmt als die rohe Arbeit der Hand. Auch zog er sich gleich nach Beendigung der letzten Partie mit großer Pressiertheit zurück, verschwand spurlos in seiner Wohnung um sich nicht mehr zu zeigen, bis das große Himmelsgestirn selbst durch seine schrägfallenden Strahlen das Zeichen gab, daß die Zeit des Ausruhens von des Tages Mühseligkeiten für Mensch und Tier gekommen.

Dann sah man ihn zum einen Thor hinauswandern und zum andern nach Verlauf einer Stunde wieder hereinkommen. Er lustwandelte über Feld und Flur, niedrige Hügel erklimmend, sanfte Thalmulden abstreifend. Und selbst hier auf seinen Abendspaziergängen war er nicht müßig, stand gerne Rede und Antwort, wenn ihn die Bauern fragten, wie man Warzen und Hühneraugen vertreibe und ob es geraten sei, bei Neumond eine Kuh zu schwängern. Und wenn er dann nach Sonnenuntergang mit bedächtigem Schritt den Mauern seiner Vaterstadt wieder näher kam, das mächtige blonde Haupt gesenkt, den Blick sinnend zur Erde gerichtet, und wenn er gar eine Pflanze oder ein Buch in seinen schweren Händen hielt, dann lüfteten die promenierenden Bürger den Hut, blickten ihm mit Wohlgefallen nach und sagten: „Ei, ei, wie er studiert. Es ist gut, daß wir die Stelle des Spitalarztes nicht besetzten, er wird dieselbe am allerbesten ausfüllen."

Weitaus aber waren es die Kinder, die den Studenten kannten, und sie liefen auf ihn zu und gaben ihm die Hand, wenn er zum Thor hereinkam und die Glocke der Stadtkirche sie noch nicht von ihren Spielen weg ins Bett gerufen hatte. Sie hingen sich an seine Rockschöße, kramten in seinen Taschen und fanden da Auskultatoren und Temperaturmesser, ein Stück von einem Augenspiegel und den Tubus zu einem Inhalationsapparat. Ihre Freude stieg jedoch aufs höchste, wenn er die alte, verrostete Geburtszange herausnahm, um auf dem Platze an einem der Kleinen eine Extraktion zu markieren. Das that er nur, wenn er besonders guter Laune war. Ob er dabei etwas für seine Wissenschaft profitierte, weiß ich nicht, jedenfalls aber machte es den Kindern vielen Spaß. Und die Mütter, die auf den grünangestrichenen Bänken vor den Häusern saßen und strickten und schnatterten, dachten, es könne doch noch einmal die Zeit kommen, wo er ihnen in ihren Nöten beistehen werde. Deshalb verehrten auch sie ihn und fühlten sich geschmeichelt, wenn er sie beachtete.

Denn das Eine mußte man ihm lassen, war die Wissenschaft nicht ganz so, wie sie es hätte sollen, in sein Inneres gedrungen, so hatte sie doch vermocht, ihm äußerlich jene unverkennbaren Merkmale aufzuprägen, welche dem ernsten Gelehrten eigen sind. Sein Gewand war seit Menschengedenken dasselbe, die Schöße seines unscheinbaren, grauen Gehrockes versessen, die Beinkleider zu kurz und zu knapp. Seine Stiefel, sein runder Schlapphut waren schon längst von keiner Bürste mehr berührt worden und hatten mit der Zeit jene grünschillernde Färbung angenommen, wie wir sie bei feuchten Häusern, Kellergewölben und faulem Holz anzutreffen gewohnt sind. Ob diese beiden ehrwürdigen Stücke seiner Toilette im Dunkeln auch leuchteten, ich weiß es nicht. Eins ist aber gewiß, daß sein Antlitz, soweit es nicht von einem struppigen, blonden Bart bedeckt war, was sein Kolorit anbetrifft, wohl mit dem rotglühenden Eisenbahnnachtsignal verglichen werden konnte. Wer wundert sich also noch, wenn seine Mitbürger die Hoffnung nicht sinken ließen, daß er doch eines Tages als eine Leuchte der Wissenschaft vor die Welt treten werde. —

Das Endziel seiner allabendlichen Wanderung zum einen Thor hinaus, übers Land und zum andern Thor wieder herein, war die spanische Weinhalle des José Rodrigo Gusman. Dort hinter den grünverhängten Fenstern hatte sich der Student gewissermaßen eine Klinik mit Lehrstuhl eingerichtet, und sein Publikum bestand aus nichts weniger als gewöhnlichen Leuten. Da war der Stadtkaplan, der an Fettsucht litt, und ein alter Pfandleiher und Numismat, der die Schrecknisse des Magenkrebses herankommen sah. Außerdem José Rodrigo Gusman selbst, der einen hartnäckigen Husten hatte, und seine Frau, eine Einheimische, die einem freudigen Ereignisse entgegenblickte. Und an dieser zuletzt genannten, schönen Aussicht war nicht wenig der Student schuld, der den Spanier mit Rat und That unterstützt hatte, so intensiv, daß es der ganzen religiösen Beredsamkeit des Kaplans bedurfte, um den Weinhändler zu überzeugen, daß sein Freund wirklich nur im Interesse der Wissenschaft und zum Wohle der Frau José Rodrigo Gusman gehandelt. Das war aber schon lange her. Jetzt hatte man nur noch das Fait accompli im Auge, und wie es glücklich zu Ende zu führen sei.

Im übrigen staken sie unter einer Decke, der Student und der spanische Wirt. Wenn letzterer seinen Wein los werden wollte, so verordnete ihn der Mediziner als bestes Präservativ gegen und als bestes Heilmittel für alle Krankheiten. Das genügte, daß der fettsüchtige Kaplan und der magenleidende Pfandleiher und Numismat allein schon einen ganzen katalonischen Weinberg aussoffen. Es kamen aber noch andere.

Ein Oberst aus päpstlichen und ein Major aus königlich-neapolitanischen Diensten hatten jeder fünf Franken tägliche Pension und die vertranken sie redlich bei José Rodrigo Gusman bis auf den letzten Rappen. Ein Staatssekretär und ein Schulrektor legten ihre Gehälter in Alicante, Pedro-Ximenez und anderen spanischen Herrlichkeiten an, und ein Schuhmacher zechte auf Kosten seiner Kunden, welche je nach den Weinpreisen ihre Stiefel teurer oder billiger bekamen. Man paffte Zigarren und schmauchte Thonpfeifen, daß der Tabaksrauch in gelben Wolken um die schnurrenden Petroleumhängelampen herumqualmte. Man politisierte und bramarbasierte. Und wenn die übrigen Gäste den Studenten darum angingen, so wußte er ein paar hübsche Lieder zu singen, die er mit wohlklingenden Accorden auf dem Klavier begleitete, keine rohen Trinkgesänge, wie sie ein jeder auswendig kann, sondern weiche, warmherzige Liebesstrophen. Damit hatte er denn auch ganz besonders die Gunst der Frau José Rodrigo Gusman gewonnen, deren Blicke, so der Student sang, in innigem Entzücken an seinem mächtigen Lockenhaupte hingen. Und nachher rückten sie zusammen, fernab von den andern, sie drückten sich die Hände und lachten heimlich über den Spanier, der im Schweiße seines Angesichts mit seinen kurzen Beinen und dem martialischen Schnauzbarte hin- und herrannte, die Kellertreppe hinauf und hinunter wie ein Eichhörnchen im Zwinger. Das waren die Momente, wo der Student freie Hand hatte, irgend welche Modifizierung seines Kontos auf der großen schwarzen Schiefertafel vorzunehmen, natürlich ohne Wissen des Wirts, aber im stillen Einverständnis mit dessen Gemahlin.

Sonst nahm der Student den Ehrenplatz ein am runden Stammtisch der spanischen Weinhalle, wenn er sprach, schwiegen die andern, denn er hatte mehr gesehen als sie alle zusammen. Und wenn er das Glas ansetzte, blickten sie mit scheuer Ehrfurcht zu ihm empor, denn er konnte trinken, ohne die Gurgel zu bewegen, und erzeugte dabei ein Geräusch, als wenn man Wasser in einen Sodbrunnen gießt. Das hatten sie versucht, ihm nachzumachen, es war aber bis jetzt keinem gelungen. Mitternacht vorüber, war man gezwungen, den Polizeimann zu holen, damit er den Studenten im Namen des Gesetzes aufforderte, nach Hause zu gehen; Frau José Rodrigo Gusman mußte die Wanduhr um eine Stunde vorstellen. Ohne diese Formalitäten hätte er um alles in der Welt nicht seinen Stuhl verlassen, und diese Hartnäckigkeit imponierte den Bürgern, sie sagten: „Er wird doch noch unser Spitalarzt werden." War alles fort, so schloß José Rodrigo Gusman seine Bude zu. Aber ein leises Plätschern und Pantschen, welches aus den unterirdischen Räumen seines Hauses heraustönte, ließ erraten, daß der Unermüdliche noch nicht zur Ruhe gegangen. Er behandelte seine Getränke und that das gerne bei Nacht, das Wasser hatte er, dank der städtischen Leitung, im Keller. Die Bürger aber sowie der Student staken zu dieser Zeit bis ans Kinn in den Federn und hatten keine Ahnung von der Falschheit des Spaniers und seiner Weine.

In solcher Weise, geteilt zwischen Studium und fröhlichem Genießen, wickelte sich die Lebensrolle des Studenten mit größter Regelmäßigkeit ab bis, es war an einem Septemberabend, etwas Schreckliches passierte. Der Student saß auf einem Stein oben im Wald. Die Sonne war über der kleinen Stadt untergegangen, sie war in die gelben Kornfelder und grünen Wassermatten versunken. Sie vergoldete noch eben die weißen Alpen und die blauen Ketten der Juraberge. Und der Student war traurig. Abendglocken klangen, die Stimme der Grille scholl übers Land, leichte, violette Dunstnebel flogen vom Ufer des Flusses empor, aus den Birken-

und Buchenhainen heraus, sie flatterten um die grauen Schanzen und Türme der Stadt, als wollten sie sie einspinnen. Und der Student war traurig und dachte der Vergangenheit. Und er sah sich als Kind, und er sah sich als Schüler, und er sah sich als junger Mann mit der Geliebten am Arm durch Frühlingsauen streifen. Und er war traurig, nicht weil sich in der langen Zeit der Doktorhut zu einem unfaßbaren Phantom verflüchtigt hatte, er war traurig, weil seine schönsten Lebensjahre geschwunden waren wie die Millionen unter den Händen des Verschwenders. Das wollte ihm das Herz brechen. Und er wischte sich eine Thräne aus dem bärtigen Antlitz, stand auf und ging zur Stadt zurück. Frost schüttelte seine Glieder.

„Der Student wird alt," sagten heute die Bauern, als er ihnen auf seinem Rückweg keine Konsultationen gab. „Er wird alt," sagten seine Mitbürger, als sie ihn bedächtiger denn je zuvor zum Thor hereinkommen sahen und bemerkten, wie seine Knie schlotterten und sein mächtiges Lockenhaupt in regelmäßigen Zeitabständen ganz ohne äußere Veranlassung zu wackeln anfing, wie der Kopf eines Kartoffelmannes. „Der Student wird alt," sagten die Kinder, als er mit der Geburtszange nicht herausrücken wollte. „Der Student wird alt," sagte Frau José Rodrigo Gusman, als er sich mit Ach und Weh an ihre Seite niederließ und dem Stammtisch fern blieb, wo doch sein Name tief eingegraben stand wie die Inschrift auf einem Totensteine.

Und er hielt sich während des ganzen Abends in der Ecke und überhörte, daß der Numismat ihm zurief, es gehe besser auf dem Magen. Er bewegte sich nur, um nach der Flasche zu greifen, er öffnete die Augen, nur um ins Glas zu gucken. Er saß da, das große, blonde Haupt in die Hände gestützt, er war blaß, und die Adern seiner Stirne geschwollen. Und als man ihn gegen Mitternacht aufforderte, doch wieder einmal ein Lied zu singen, hatte er so mächtig getrunken, daß er sich kaum noch zum Klavier hinschleppen konnte. Und er sang, seine Stimme tönte schwach und befremdlich, seine Hände zitterten und fielen schwer in die Tasten. Und er sang vom Mai und von der Jugend und von der Liebe, die alle drei nur einmal blühen, und dann schluchzte er und brach zusammen, wie ein Tier vom Keulenschlag des Schlächters getroffen. Und die Gäste waren starr vor Entsetzen. Der Numismat legte die Hand auf den Magen, der fettsüchtige Kaplan griff an sein Herz, alle fürchteten selbst jeden Augenblick, unter den Tisch zu fallen. Nur Frau José Rodrigo Gusman hatte den guten Einfall, dem Studenten die Kleider zu öffnen, aber es war still unter der breiten Brust. Der Student war tot.

Nach drei Tagen war das Begräbnis, man konnte es ein öffentliches, ein nationales nennen. Alles beteiligte sich daran, die Behörden, die Bürger, die Bauern und die Kinder. Die weinten sehr, denn sie hatten ihn wirklich lieb gehabt, den Studenten mit dem schweren Lockenhaupt. Der Zug bewegte sich vom Trauerhause weg, an der spanischen Weinhalle vorbei, wo eine schwarze Fahne wehte unter dem Thor durch auf den Kirchhof hinaus. Alle Glocken der Stadt läuteten. Der fettsüchtige Kaplan hielt die Grabrede, er erzählte, daß der Student als Baccalaureus in der Philosophie den ersten Preis davongetragen, daß er als Mediziner ein prächtiges Herbarium angelegt, das man im Trauerhause in Augenschein nehmen könne. Er deutete daraufhin, was der Tod für ein ekler Patron sei, daß der Student noch lange hätte leben können und daß sie jetzt wohl oder übel einen Spitalarzt anstellen müßten. Dann betete man.

Und dann wurde er an Seilen in die Gruft hinuntergelassen, der Student mitsamt seinem grautuchenen Gehrock und der Geburtszange, welche man ihm, wie die Uniform und den Säbel eines Generals, auf den Sarg gelegt hatte.

Die spanische Weinhalle aber hielt drei Tage geschlossen aus Trauer um den Studenten und weil Frau José Rodrigo Gusman niedergekommen war.

Die sieben Rappen

Von

Frank Wedekind

Großer Gott im Himmel, sieben
Rappen sind mir noch geblieben!
Was nur fang' ich armer Mann
Mit den sieben Rappen an!

Tod und Teufel, wären's zwanzig,
Tanzte gleich noch einen Tanz ich
Auf der Bühne buntbemalt,
Wo man zwanzig Rappen zahlt!

Wären's fünfzehn! — Einen Happen
Wurst kauft man für fünfzehn Rappen.
Hungrig bin ich so wie so;
Eine Wurst macht lebensfroh.

Ach, und wären's auch nur zehne!
Ein Schluck Bier, den ich ersehne,
Ist er gleich ein wenig klein,
Muß für zehne käuflich sein.

Aber sieben, sieben ganze
Rote Rappen, nicht zu Tanze,
Nicht zu Wurst und nicht zu Bier,
Gar zu nichts verwendbar mir —!

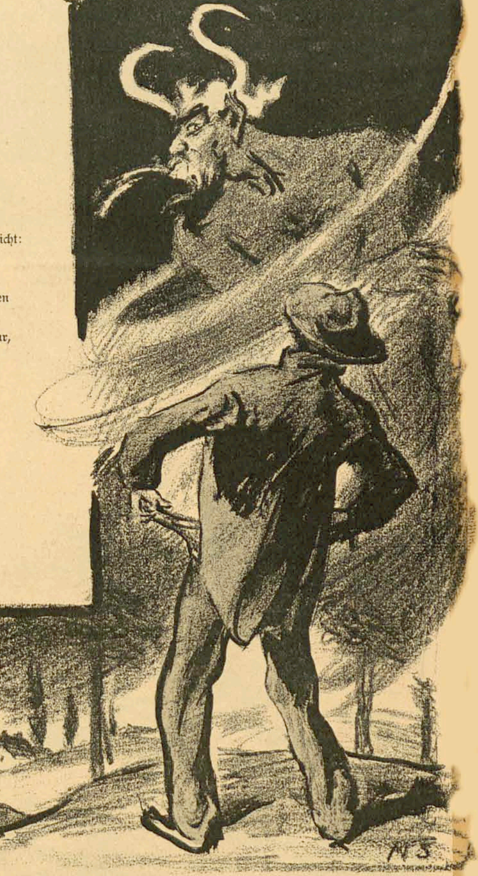
Lehr mich du, o Fürst der Hölle,
Was thät'st du an meiner Stelle,
Wenn im Beutel du zuletzt
Nur noch sieben Rappen hätt'st?

Alsbald zieht der große Weise
Seine düst'ren Zauberkreise,
Spuckt nach rechts und links und spricht:
Hör mich an, du armer Wicht!

Kommt bei Wettersturm und Regen
Dir ein Bettelkind entgegen,
Schwarz von Auge, schwarz von Haar,
Busen im Entwicklungsjahr,

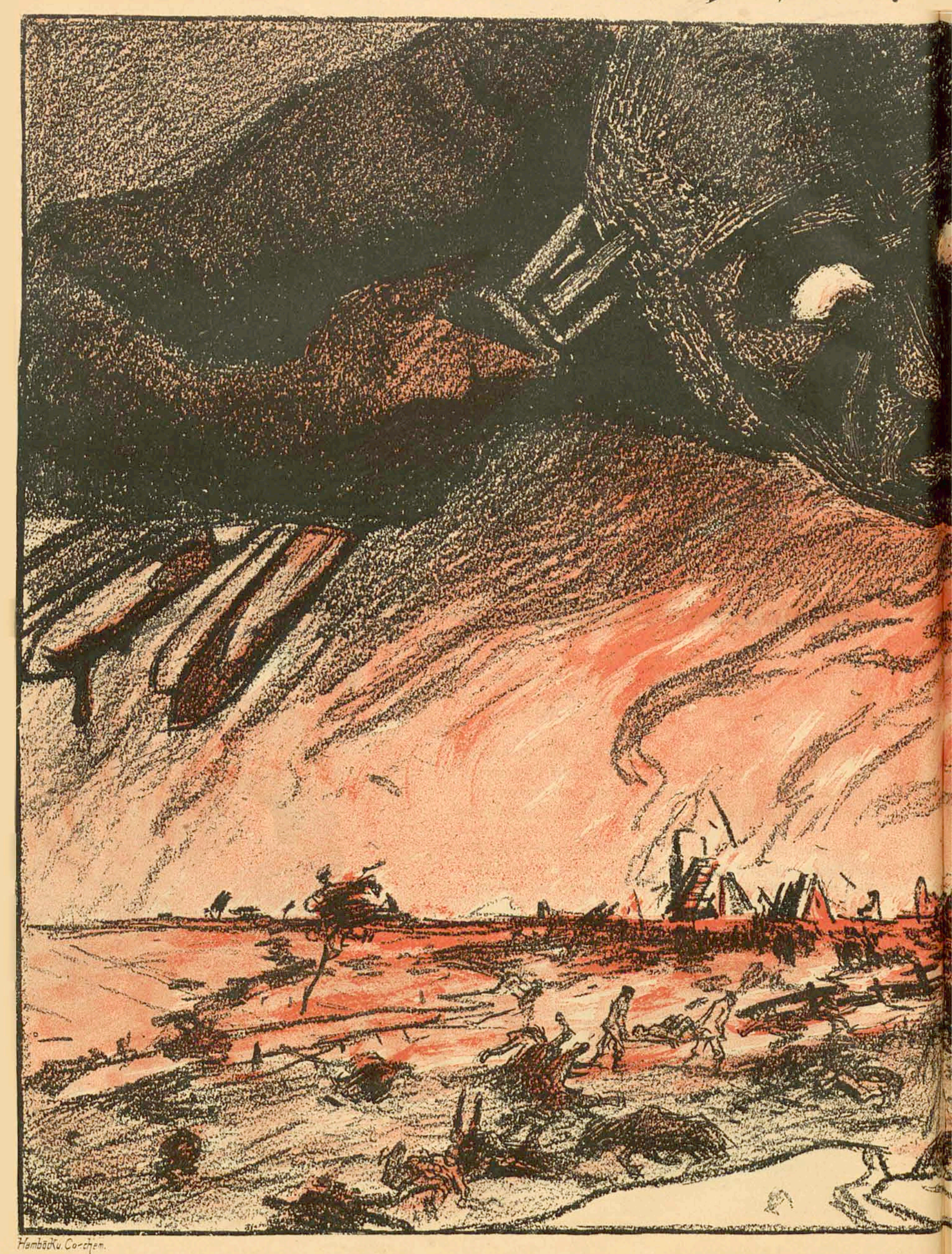
Wirf ihr deine sieben Rappen
In des Kleides lose Lappen,
Sag ihr, sie sei engelschön,
Schweig und laß sie weitergehn!

Du hast Freude, sie hat Freude,
Freuen werdet ihr euch beide;
Meine Freude hab' auch ich,
Segne und belohne dich!



(Zeichnung von Max Slevogt)

Völker Europas, wahre



Hembäck u. Co-chem.

Der Krieg vertreibt

Eure heiligsten Güter!



(Zeichnung von Schulz)

Kunst und Gewerbe

Zwei Reisende

Von

J. B. Engl

„Ein armer Reisender thät bitten — —“

„Wenn's koa Geld hab'n, wozu reisen's dann nacha?“

Die Spinne

Von Hugo Salus

Zwischen die gekreuzten Klingen
Ueber meinem kargen Pfühl
Hängt' ich, unfroh längst, zu singen,
Mein verliebtes Saitenspiel;

Meine stillgewordne Laute,
Der ich in bewegter Zeit
Meine Sehnsucht anvertraute
Und des Herzens Liebesleid.

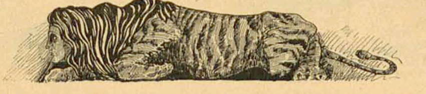
Rost zerfraß der Schläger Schneiden.
Eine Spinne, grämig grau,
Webt sich emsig zwischen beiden
Ihres Netzes Wunderbau.

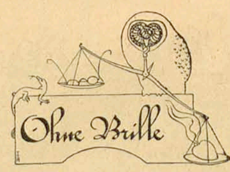
Von der einen zu der andern,
Gleich dem Seiler, zeitlich früh
Seh' ich sie schon spinnend wandern,
Und noch niemals stört' ich sie.

Aber heut', da durch die Läden
Hell die erste Sonne fiel,
Sah ich sie die kühnen Fäden
Zieh'n auch zu dem Saitenspiel.

Da empört' ich mich: „Beizeiten
Halte ein! Sei nicht zu kühn!
Meiner Jugend lyrische Saiten
Laß ich grau nicht überziehn!

Du, in des Vergessens Dienste
Ernste Weberin, umhüll,
Was du willst, mit dem Gespinste:
Vor der Leier halte still.“





Juhani Aho, Elli's Ehe. Autorisierte Übersetzung von E. Brausewetter. (Schuster u. Loeffler, Berlin 1896.)

Eine lange und zu routiniert geschriebene Verführungsgeschichte. Das gewöhnliche Dreieck — Mann, Frau und Liebhaber — sind klar gedachte und deutlich geformte Gestalten, nur fehlt ihnen der Hauch von Leben, der sie zu neuen und individuellen Menschen machen könnte. Deshalb interessiert das Buch nicht recht. Es ist von einem feinfühlenden Mann geschrieben, der oft eigentümlich intime Ausdrücke für seine wehmütige Lebensbetrachtung findet, dessen Talent aber nicht mehr frisch genug ist, um das, was er fühlt, mit überzeugender Kraft wiedergeben zu können. Das Ganze ist klar und blass wie eine finnländische Sommernacht, — nur ohne deren stimmungwirkende Poesie.



Marcel Prévost

Pariserinnen

(Lettres de femmes)

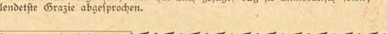
Autorisierte Übersetzung von **A. L.**

Illustr. Umschlag von Chéret

8°. 260 Seiten. Preis 4 Mark.

Dies einzig elegante Buch ist schnell bekannt geworden. Die „Pariserinnen“ sind in der französischen Frauenlitteratur und in der Kulturgeschichte des weiblichen Herzens überhaupt eines der größten Meisterwerke, die je geschrieben worden sind. Mit vollendeter Kunst und ganz unendlichem Reiz hat Marcel Prévost die intimsten Seelenvorgänge der zarten Pariser Frauen in Briefen niedergelegt, und so wahrheitsgetreu, so menschlich und mit solcher Keckheit hat er die verborgensten Herzensangelegenheiten seiner Pariserinnen offenbart, daß man beim Lesen dieser Briefe fast das Gefühl hat, eine Indiskretion zu begehen. Man hat die Pariserinnen mit Boccaccios Dekamerone verglichen; man hat auch gesagt, daß sie unmoralisch seien; aber niemand hat ihnen die vollendetste Grazie abgesprochen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!



Photographien n. d. Leben.





Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinetbild **Mk. 3.–** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**



Soeben erschienen:

Henrik Ibsen

Catilina

Drama ✦ 4. Tausend ✦ Preis 1 Mark 50 Pf.

Catilina ist Ibsens erstes Drama. Die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlichen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort mitgegeben, das einen interessanten Beitrag zu seiner Biographie bildet.

Ueberall zu haben.

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**

Referenzen grosser Häuser
— Gegr 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
1½ Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

Viel Vergnügen

bereitet das **Photographiren.** Wir liefern **vorzügl.** Apparate schon für 10 Mk., mit denen Jeder nach beigegebener Anleitung prächtige Bilder fertigen kann. **Kein Spielzeug!** Prospect u. Bild umsonst. Illustr. Preisbuch 20 Pf. **Burckhardt & Diener, Hohenstein** (Sachsen.)

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.

Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Jugendliches Aussehen zarten Teint

erhält man durch den Gebrauch von

Benzoe Lanolin-Gurkenmilch

à Flasche **1.50 Mk.**

Bestes Mittel gegen Sommersprossen, gelbe Flecke, Finnen, Runzel ꝛc.

Grass & Worff,
Berlin SW.,
Markgrafenstraße 16.

H. C. E. Eggers & Co.

Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik, Eisenkonstruktionswerkstatt, Kunst- u. Bauschlosserei.

Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871
von **Octave Mirbeau**
Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark

Überall zu haben.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit

Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr 84.

Bekanntmachung.

Ingenieur Bittner's neuer **patentamtlich geschützter Apparat, fein vernickelt, garantiert ohne Knall,** zum Schießen auf Hunde, Katzen, Tauben, Vögel ꝛc. wird überall hin **samt Munition** und Gebrauchsanweisung, in Karton, **portofrei,** fürs Ausland auch **zollfrei,** bei vorheriger Einsendung von Mk. 2.— oder 1 Gulden 40 kr. ö. W. oder 3 Lire oder 3 Francs, versandt. Bei **Nachnahmebezug** stellt sich der Preis um 30 Pfg. oder 25 kr. oder 40 centesimi oder 40 centimes höher. Unentbehrlich für **Gärtner, Obstbaumalleebesitzer, Radfahrer, Touristen.** Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Wiederverkäufer Rabatt.

O. VOSS, Breslau, Gräbschenerstr. 27/29.
Fabrik für Elektro-Technik und patentierte Neuheiten.

1000 echte Briefmarken

worin 200 **verschiedene,** enth. Jap., Venezuela, Aeg., Chile, Costarica, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Cap, Java, Mauritius etc. **nur eine Mark.**

Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert in Hamburg.

Künstlerisches Geigenspiel

(Violine, Bratsche, Cello) mit ideal-schönem Klang und absolut reiner Tongebung wird **Jedem in kürzester Frist ermöglicht** durch die neu erfundene, patentirte

Pedal-Geige.

Beschreibung etc. gratis und franko.
Henry F. Müller-Braunau, Hamburg 13.

Juvenia, neuestes Haarfärbemittel.

Das beste aller Haarfärbemittel, ein antiseptisch vollständig gefahrloses Mittel, die Haare und den Bart von hellbraun bis zum schönst. Schwarz zu färben. Zu beziehen in all. renomm. Friseurgesch. Gen.-Depôt: **Richard Thomas,** Hoffriseur, Unter den Linden 34, **Berlin. Preis 6 Mark.** — Nur für die mit meinem Namen versehenen Cartons übernehme ich Garantie!

Technikum Eutin

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

herausgegeben von Marçel Herwegh

8°. ca. 25 Bogen. **Preis 8 Mark.**

„Der Nebelspalter“



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4° Umfang, 3 bis 3½ Seiten Illustrationen, **allmonatlich** ein **grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter.

Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.–.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern“** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter“, Zürich.

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,
Halle a. Saale,
Internationales Auskunftsbureau.
Gegründet 1888.

Damen u. Herren ohne Vorkenntnisse

lernen in 12 Selbstübungsstunden meine neue Malart für naturgetreue Portraits nach Photographie m. Oelfarben. Anleitung versende g. 1 Mk. i. Briefm., die ich zurückerstatte, wenn nicht unbedingter Erfolg.

Patentinhaber **Julius Benk, Dresden.**

Ungesunde und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis 24½ und 28½ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.

Bitte Ausschneiden.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Für viele

Nerven-,

Herz- und Nierenleidende

ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil **einzig.**
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Björnstjerne Björnson

Über unsere Kraft

Schauspiel in zwei Teilen

Preis 5 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

„Über unsere Kraft“ ist wohl das bedeutendste Drama des letzten Jahrzehnts. Denn in einer wahrhaft dramatischen Form haben darin all jene Ideen Gestalt angenommen, die die Zeit und ihre bevorzugten Geister erfüllen.

Früher erschienen: Neue Erzählungen. Preis 3 M. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Bilder aus dem Familienleben Nr. 1 von Th. Th. Heine



Fritzchens Geburtstag

1. Jahrgang Nr. 29 Preis 10 Pfg. 17. Oktober 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

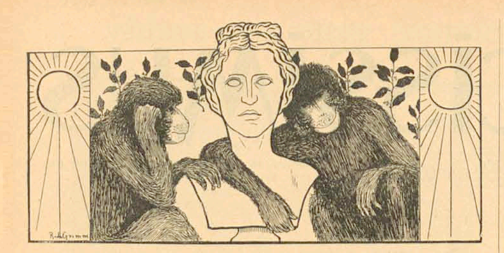
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Aus einem Tollhaus



(Zeichnung von Steigerwaldt)



Aus einem Tollhaus

Von X.

Der große Saal mochte schon zu mancherlei gedient haben; der jetzige Besitzer hatte ein Café chantant daraus gemacht. An der Schmalseite war eine kleine Bühne errichtet, links und rechts von ein paar miserablen Coulissen abgeschlossen, deren grüne, halbvergangene Farbe die Vorstellung eines Waldes erwecken sollte, oder einer Wiese oder eines grüntapezierten Zimmers, je nach dem Erforderniſſe des Stückes oder nach der Phantasie der Zuhörer. Den übrigen Raum nahmen etwa 30 Tische ein; die Wände waren über und über mit Reklamen beklebt, deren auffallendste die großen gelben Plakate waren, auf denen der Besitzer seinen Gästen das jedesmalige, wenig wechselreiche Programm und die Unübertrefflichkeit seines Artistenpersonals anpries. Die Glanznummer des Abends, ausgeführt um Punkt 10 Uhr 10 Minuten lautete folgendermaßen:

„Mr. John Smith aus Amerika, in seiner noch nie dagewesenen Nachahmung Napoleons des Großen unter Mitwirkung des gesamten anwesenden Publikums.“

Das gesamte anwesende Publikum war etwa 50 Mann stark und setzte sich aus den solchen beutelschneiderischen Lokalitäten eigenen Elementen zusammen: Alten und jungen Leuten, fast durchweg aus gebildeten Kreisen, die sich auf diese Weise am Abend „amüsieren“, Fremden, denen das Geld lose im Beutel sitzt, einigen Schreiern, die freies Entree genießen und hinten am äußersten Ende des Saals die mit gleichem Privileg ausgestatteten Zuhälter der mitwirkenden Künstlerinnen, die sich mit impertinenter Miene bescheiden an die Wand drücken und auf ihr Opfer lauern.

Es war einige Minuten vor 10 Uhr und das Publikum verkürzte sich die Pause, in der Mr. John Smith sich auf seine noch nie dagewesene Leistung als Nachahmer Napoleons des Großen vorbereitete, mit lautem Lärm und Gespräch, aus dem hin und wieder ein mehr oder weniger passender, aber regelmäßig von brüllendem Gelächter belohnter Witz zu verstehen war, über die auf der Bühne sitzenden Künstlerinnen, die dort mannigfaltige Reize zur Schau stellten, von denen man sicher war, daß sie größtenteils nicht ihr Eigen, jedenfalls aber das Eigen aller Leute waren, die darauf reflektierten. Die Herren an den Tischen beschäftigten sich in wahrhaft geistreicher Weise: die einen bauten sich aus leergetrunkenen Gläsern Pyramiden und freuten sich daran so naiv, wie Kinder an einem Baukastengebäude; andere lachten beständig und sahen dabei aus, als ob sie gern gewußt hätten, worüber sie lachten; noch andere trampelten, heulten, pfiffen, kurz jeder suchte den Anschein zu erwecken, als fühlte er sich ungemein ungeniert, als sei er ungemein an solche Scenen gewöhnt, und als liege seiner Natur die Verrücktheit bedeutend näher, als der gesunde Menschenverstand.

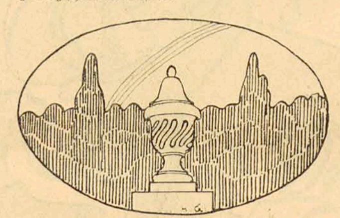
Jetzt erklang eine dünnstimmige Klingel. Aus der Thüre im Hintergrunde der Bühne, die in ein dunkles zimmerartiges Loch führte, in dem die Artisten ihre Garderobe aufgeschlagen hatten, trat Mr. John Smith, blieb ganz vorn am Rande des Podiums stehen, grinste nach rechts, grinste nach links und verneigte sich. Nachdem sich das Publikum über dieses Grinsen genügend ausgelacht hatte, legte sich der Lärm und eine lautlose Stille trat ein. Alle Augen richteten sich auf Mr. John Smith; es war ein erhebender Moment.

Mr. John Smith war ein sehr kleiner, sehr junger Mann und hatte mit Napoleon dem Großen so viel Ähnlichkeit, wie ein Pferdeapfel mit einem Pferde. Sein Gesicht erschien, nachdem das Grinsen daraus gewichen war, durchaus nicht heiter, sondern zeigte einen Ausdruck, der halb traurig und halb verkommen war. Die noch nie dagewesene Nachahmung Napoleons des Großen, der er jetzt seine Kräfte widmen sollte, machte ihm offenbar nicht das geringste Vergnügen und er wäre wahrscheinlich viel lieber zu Bett gegangen, um seine elenden Glieder durch einen gesunden Schlaf zu stärken. Nichtsdestoweniger stampfte er plötzlich mit dem Fuße gegen ein auf der Erde liegendes Metallbecken, was so viel bedeutete, daß er reden wollte, schlug mit lautem Knall die kurzen Arme auf seinen künstlichen Bauch und hielt mit kreischender Stimme folgende Ansprache an das gesamte Publikum, dessen Mitwirkung bei dieser Nummer angekündigt war:

Meine Herren und Damen! — Bei dem Worte „Herren“ drehte er den anwesenden Zuschauern, bei dem Worte „Damen“, den Sängerinnen den Rücken zu, welcher Scherz täglich ein neues wieherndes Gelächter erzeugte. Meine Herren und Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Mr. John Smith aus Amerika und werde hier vor Ihren Augen mich in Napoleon den Großen verwandeln, wie er die Schlacht bei den Pyramiden gewann. Hierbei brauchen Sie nur genau zu befolgen, was ich Ihnen sage. Sie selbst, meine Herren und Damen, sind zu Anfang der Vorstellung die Ägypter, und zwar stürzen Sie sich in den Kampf, indem Sie aus Leibeskräften Heulen und „Hukala, Hutu-Lulala“ rufen, welchen Schlachtruf die Ägypter seit alten Zeiten ausstoßen, wie allgemein bekannt ist. Ich selbst beginne zu schreien; Sie fallen dann nur ein. Darauf kommt die Schlacht. Ich stampfe mit den Füßen, und Sie trampeln nach bestem Vermögen und schreien „Pum! Pum!“; das bedeutet den Kanonendonner. Dann rufen wir gemeinsam: „Hurra! Hurra!“, gebärden uns wie toll vor Vergnügen, schlagen mit den Händen auf den Tisch oder sonst wo hin, d. h. die Schlacht ist gewonnen. Also noch einmal: der Saal ist das Schlachtfeld; ich bin Napoleon; Sie stellen zuerst die Ägypter, dann den Kanonendonner, dann die Franzosen vor und heulen, trampeln, schreien Hurra! So — jetzt geben Sie acht, und bitte recht kräftig.

Damit begann der kleine Mann sein Gesicht in ernste würdige Falten zu legen, sprang auf seinen zwei Beinen über die Bühne hin und her und im Kreise herum, mit gebogenen Knieen, derart, als habe er ein Pferd zwischen den Schenkeln, das er mit seiner linken Hand zügelte; mit der rechten befehligte er die Legionen. Dies Vorgehen versetzte das Publikum in eine ungeheure Heiterkeit, die sich in kurzem zu einem wahrhaft frenetischen Freudengebrüll erhob, das im rechten Moment auf das Zeichen von der Bühne her zu dem wahnsinnigen Angriffsgeschrei wurde, das die Ägypter seit alter Zeit auszustoßen pflegen, wie allgemein bekannt ist, und dessen Nachahmung das Publikum in eine Hetze heulender, geprügelter Hunde verwandelte. „Pum! Pum!“ schrie dann plötzlich der kleine Napoleon, mit den Füßen trampelnd, und das Publikum lachte lauter und lauter, schrie auch „Pum! Pum!“ aus Leibeskräften und trampelte, daß die Gläser und Flaschen auf den Tischen den Höllenlärm noch verstärkten. „Hurra, Hurra!“ klang es dann von der Bühne mit halberstickter Stimme, der Kleine klatschte in die mageren Händchen und gebärdete sich wie toll vor Freude und Ausgelassenheit; und „Hurra, Hurra!“ schrie auch daß Publikum, klatschte in die Hände und fing an, sich vor Freude und Ausgelassenheit ebenfalls wie toll zu gebärden. Man sprang auf, um besser trampeln zu können, schlug mit Stöcken und Bierseideln auf die Tische und an die Stühle. Die Gläser brachen klirrend in Scherben, jeder johlte und schrie, wie es ihm gerade einfiel, und der Lärm wäre ins Unermeßliche gestiegen, wenn nicht Napoleon der Große auf der Bühne plötzlich sein Roß gezügelt, seinem Gesicht eine stolze kalte Miene gegeben, die Arme übereinandergeschlagen und mit einem Fuße laut an das Metallbecken geschlagen hätte, was wieder bedeuten sollte, der Imperator will reden. In die entstehende tiefe Stille hinein sagte er mit ruhiger Stimme: „Die Schlacht ist gewonnen.“ — Das Publikum sah sich an mit blöden Gesichtern, als sei es aus einem tollen und wüsten Traume erwacht; der kleine Mann aber trat mit einer Verbeugung verächtlich lächelnd zurück und verschwand in der Garderobe. — — — — —

— Und jeden Abend um 10 Uhr 10 Minuten bei dem Auftreten Mr. John Smiths aus Amerika in seiner noch nie dagewesenen Nachahmung Napoleons des Großen unter Mitwirkung des gesamten Publikums, vergaß dieses Publikum eine längere Zeit vollständig, was es war, und eine stattliche Anzahl sonst durchaus vernünftiger Menschen gebärdete sich wie eine Herde aus dem Tollhause entsprungener Verrückter. Dieser Vorgang spielte sich Abend für Abend in einem hiesigen Lokal in der hier genau geschilderten Weise ab.



Der Sarg*)

Von —e

„Je aller Sorten sind hier Särge fertig,
Von gutem Holz, für billigen Preis zu haben“
Les' ich wohl zwanzigmal in jeder Straße
Und leb' im Geist mich zwanzigmal begraben.

„Herr Meister, sucht den festesten und größten
Mir aus von Euren vielgerühmten Särgen,“ —
Tritt einer in die Werkstatt — „eine Leiche,
Gewaltig groß, will ich in ihm verbergen.“

„„Wollt Ihr von Gold, von Silber die Beschläge?““ —
Fragt ihn geschäftig drauf der blasse Meister, —
„Von Eisen, Freund, daß nicht die Leiche stehlen
Der Herrschsucht Hände und der Hölle Geister.“

„„Herr, solch ein Sarg ist nicht im Magazine,
Doch schaff' ich ihn Euch gern in kurzer Zeit,
Wollt Ihr nur Euren Stand und Namen nennen,
Ich send' ihn bald, daß Ihr zufrieden seid.““

„Dann geht ans Werk, denn nah ist das Begräbnis,
Ich heiße „Deutschland“, und mein Stand ist „frei“,
Und jene Leiche, die ich will begraben,
Ist dieser Zeiten knecht'sche Frömmelei.“

*) Ein Gedicht aus den Märztagen 1848, das wir einem unserer Abonnenten verdanken. D. R.

Riccolo

oder

Der verschmähte Lorbeer

Von allen Grautierchen, welche jemals Disteln verzehrt haben, war der junge Riccolo gewiß eines der talentvollsten, wenn es erlaubt ist, bei einem Esel überhaupt noch von „Talent“ zu reden. Er hatte auch das seltene Glück, schon in zarter Jugend einen vortrefflichen Lehrer zu finden, der seine schönen Talente sorgfältigst ausbildete.

Dieser brauchte dazu aber weder Stock noch Peitsche, sondern erweckte den Ehrgeiz in der Brust seines Zöglings. Er zeigte ihm von Ferne als Ziel seines Strebens nicht einen Heuhaufen oder einen Distelacker, sondern den göttlichen Lorbeer. Und Riccolo verstand seinen Meister und machte ihm und seiner vorzüglichen Dressur alle Ehre. Als er nun ausstudiert hatte, sollte er natürlich auch sobald als möglich öffentlich auftreten und sein Licht leuchten lassen. Aber mit einem Esel allein umherzuziehen und seine Kunststücke zu zeigen, erschien seinem Herrn nicht rätlich, denn das Publikum verlangt Abwechslung, besonders das einer Residenz. Deshalb suchte er Anschluß und Verbindung mit anderen Künstlern und fand auch bald passende Gesellschaft in einem großen Cirkus. Riccolo mußte seine Kunststücke zuerst dem Herrn Direktor und dem Personal vormachen; dann wurde er feierlich in das Ensemble aufgenommen. Bei seinem Debut fühlte er sich nicht im mindesten ängstlich oder unsicher, sondern besaß das beneidenswerte Selbstvertrauen, daß den echten Künstler von dem unechten stets so vorteilhaft unterscheidet. Er kannte sich und seinen Wert und wußte im voraus, daß er ungeheuer gefallen würde, und sein Herr, der das Publikum noch besser kannte, wußte es auch. Und er hatte sich nicht getäuscht. Der gute Riccolo war zwar nicht der Löwe, aber doch der Esel des Abends. Er machte seine Sache aber auch vorzüglich und jedermann war entzückt zu sehen, mit welcher Entschlossenheit er jeden abwarf, der es wagte, seinen Rücken zu besteigen. Die unglücklichen Reiter ernteten Spott und Hohn statt der erhofften 25 Mark, welche demjenigen zugesagt waren, der einen dreimaligen Ritt im Kreise herum vollenden konnte, ohne zu Falle zu kommen. Held Riccolo besiegte sie alle und nur seinen Herrn trug er mit so vollendeter Anmut, wie dies einem Esel seiner Natur nach möglich ist.

In demselben Cirkus befand sich nun gerade zu jener Zeit auch ein wunderschönes arabisches Roß. Mahomed, so war sein Name, trug den feinen Kopf stolz auf dem schlanken Halse und Riccolo fühlte sich deshalb oft nicht ohne Grund beleidigt, wenn ihn „sein Kollege“ so von oben herab ansah. Da jener aber so viel größer war, so konnte er es beim besten Willen nicht ändern. Im Grunde war Mahomed sehr bescheiden und hatte jedesmal Herzklopfen, wenn er auftreten mußte; auch war er niemals mit seinen eigenen Leistungen recht zufrieden, sondern hätte alles gern besser gemacht.

Das Eselchen war nun öfter dabei, wenn sein Kamerad die hohe Schule ritt und eines Tages fing Riccolo ganz aus freien Stücken an, hinter Mahomed her zu traben und alle seine Schritte aufs Genaueste nachzuahmen, nur um ihn zu ärgern. Dieser wendete kaum den Kopf nach seinem Nebenbuhler um, aber alle, die es sahen, wollten sich totlachen über den drolligen Esel und er erhielt die Erlaubnis, noch an demselben Abend mit seinem neuen Kunststück auftreten zu dürfen.

„Wie wird sich Mahomed ärgern, wenn ich alles das kann, was er macht und noch viel mehr!“ sagte er schadenfroh zu sich selbst.

Dieser aber dachte: „Nur zu; wenn zwei dasselbe thun, so ist es noch lange nicht dasselbe und jedermann wird den Unterschied zwischen einem Pferde und einem Esel einsehen müssen.“

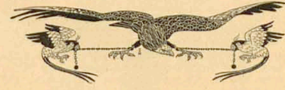
Der Abend kam und als Mahomed hohe Schule ritt, da spendeten einige Kenner des ersten Ranges begeisterten Beifall, aber das große Publikum blieb kalt. Als jedoch nun Riccolo erschien und mit seinen kurzen Beinen dieselben Kunststücke machte, da brach ein Jubel aus ohnegleichen und er wurde wieder und immer wieder hervorgerufen. Wie stolz und glücklich er da war, der gute Esel! Er verneigte sich nach allen Seiten hin, scharrte mit dem rechten Vorderbeine und hätte dem Publikum so gern nach berühmtem Muster Kußhändchen zugeworfen, wären seine Knochen nur nicht zu steif dazu gewesen.

Am nächsten Abend hatte er einen noch größeren Erfolg zu verzeichnen und bei der dritten Aufführung — es war an einem Sonntage — brachten ihm seine Verehrer — oder waren es vielleicht Verehrerinnen? — sogar den ersehnten Lorbeerkranz mit. Weil dieser nun aber für das würdige Haupt eines Esels bestimmt war, so mußte er natürlich viel, viel größer sein, als jene altmodischen Lorbeerkränze, die nur dazu bestimmt waren, eine Dichterstirne zu krönen. Da der Lorbeer nicht mehr so selten wie früher und auch ziemlich billig ist, hatte der Kranz ungefähr die Größe eines Wagenrades. Der junge Künstler fing ihn sehr geschickt auf, steckte zuerst seine beiden langen Ohren, sodann den ganzen Kopf hindurch und trug ihn, wie ungefähr einen Ordensschmuck, um den Hals gehängt. Das stand ihm sehr gut und deshalb bekam er nun an jedem Abend mindestens ein paar Lorbeerkränze.

Einst traf es sich, daß Riccolo noch einmal hereinkam, gerade als Mahomed abtreten wollte. Da flog ein mächtiger Kranz aus dem Zuschauerraum herab und fiel dicht vor Mahomed nieder. Dieser nahm den Kranz ruhig auf, schleuderte ihn aber dann verächtlich dem Esel zu, der sogleich mit dem Kopfe hindurchfuhr und sich dankend verneigte. Der Herr des Pferdes aber sprach vorwurfsvoll: „Der Kranz war für dich bestimmt und nicht für Riccolo; warum behieltest du ihn nicht?“

„Weil ich es nicht liebe,“ sprach Mahomed stolz, „den Lorbeer mit einem Esel zu teilen.“ Sprach's und ging ruhig und mit erhobenem Haupte davon.

Riccolos Name ist jedoch bereits unsterblich geworden, denn seit seinem glorreichen Auftreten hier, ist die für ihn aufgenommene Form der Kränze Mode geworden und man bezeichnet ein solches Wagenrad noch heute mit dem treffenden Ausdruck: „Ein Lorbeerkranz à la Riccolo!“



Zwei Epigramme

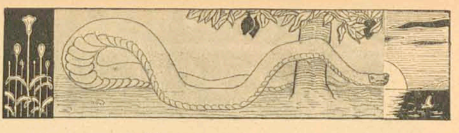
Von

Fritz Mauthner

Vor eines reichen Gottes Thron
Stand ein gar armer Menschensohn:
„Du mußt mir ein Almosen geben!
'nen Bissen Brot, ein bißchen Glück!“
Die strenge Antwort kam zurück:
„Du hast zu leben!“

* *

Wer nur der Dichter Autographen sammelt,
Doch ihre Gedanken und Gesänge nicht, —
Sieht einen Strich, der von dem Kirchturm bammelt,
Und hört die Glockenklänge nicht.



Bußgesinnung

Von Bernhard Schäfer

Nun wird es auch dem größten aller Sünder
Um Herz und Busen bang,
Ihm, der an Sündenlast gedieh zum Tausendpfünder
Bei Wein, Weib und Gesang.

Ja, er bekennt mit löblichem Bedauern:
Er trieb's im Überschwang,
Und freute sich, um ja nicht zu versauern,
Bei Wein, Weib und Gesang.

Reineke Fuchs entsagte nicht so gründlich
Wie er, jedwedem Hang,
In Sack und Asche geht sein Geist nun stündlich —
Bei Wein, Weib und Gesang.

So hört ihn denn, ihr eitlen Erdenkinder
Im Auf- und Niedergang,
Wie er sich lossagt — wer ist bußgesinnter?
Von Wein, Weib und Gesang!

Zerschellt, ihr leeren, unbrauchbaren Flaschen!
Ihn widert euer Klang.
Ihr sollt ihn nicht mehr schmerzlich überraschen
Bei Wein, Weib und Gesang.

Der Sturm befördert stets behender,
Als je der Post gelang —
So flattert hin, ihr alten Liebespfänder
Bei Wein, Weib und Gesang.

Und alten Sangs sich zu entschlagen,
Dies neue Lied erklang,
Tief in Zerknirschung vorgetragen
Bei Wein, Weib und Gesang.

Und nun, ihr Guten, laßt ihn nicht entrinnen,
Nein, nehmt ihn in Empfang,
Mit ihm das neue Leben zu beginnen —
Bei Wein, Weib und Gesang.



Der Stacheldrahtmantel



(Zeichnung von Holmboe)

Neue Schutzvorrichtung für Damen



(Zeichnung von Liberali)

Das Phantom

Von

Fritz Stahl

Der Diener öffnet die Thüre zum Salon. Der Hausherr frischt die lächelnde Miene, die von Müdigkeit schon zur Grimasse erstarrt ist, ein wenig auf und drückt mir mit freudigem Gemurmel die Hand. Ich tänzle mit schlangenartigen Windungen zwischen den Schleppen der sitzenden Damen hindurch, um der gnädigen Frau die Hand zu küssen, und tänzle dann ebenso hinüber zu der schwarzen Ecke, in der sich die Herren drängen. Sie stehen so dicht bei einander, daß sie sich nicht rühren können, ohne sich zu treten oder zu stoßen. Aber sie scheinen sich nicht zu sehn. Solange ihnen der Diener die Theetassen läßt, schauen sie unverwandt tiefsinnig in diese hinein. Aber auch nachher blicken sie mit der raffiniertesten Geschicklichkeit aneinander vorbei. Mit den Wölfen — —. Ich sehe also nach der Decke, nach dem Teppich, nach dem Ofen, nach dem Fenster — —.

Eben küßt jemand wieder der gnädigen Frau die Hand und tänzelt dann nach unserer Ecke. Ein hageres Kerlchen, schon halb ergraut, mit einem merkwürdig ironisch lustigem Gesicht, in dem alles schief steht. Sogar der spitze Bart ist nach rechts gezerrt. Der sieht nicht nach Schweigen aus. Richtig. Eine Verbeugung, die allen und keinem gilt, und: „Wenck!" stößt er nachlässig heraus. Zwanzig Verbeugungen antworten, zwanzig Herren schleudern ihm ebenso nachlässig und gleichgültig ihre Namen ins Gesicht. Er stellt sich neben mich. „Uff! Das ist ja eine scheußliche Pökelei. Tierschutz vor! Sogar in Viehwagen dürfen nur eine bestimmte Anzahl von Viechern untergebracht werden." Ich lächle anstandshalber. „Gott sei Dank geht's bald zu Tisch, wenn ich komme. Ich komme nämlich immer zuletzt. Das ist Prinzip bei mir. Sehn Sie, es geht los." Wirklich, der Hausherr naht und drückt jedem Herrn geheimnisvoll schmunzelnd ein Briefchen in die Hand. Nur Wenck geht leer aus und — ich. Der Wirt faßt mit beiden Händen meine Rechte und macht ein Gesicht voll unendlichen Bedauerns. Unendliches Bedauern zittert in seiner Stimme: „Verehrtester! Ich bin untröstlich. Fräulein Bergheim hat in letzter Stunde — — es war unmöglich, ich versichere Sie — — Sie sind nicht böse, nicht wahr." „Danken Sie Gott!" flüstert mir Wenck trocken ins Ohr. Der Hausherr hat es gehört und droht ihm lächelnd: „Immer mokant! Immer mokant!" Der aber fährt ruhig fort: „Na, vielleicht nicht? Sie redet einen tot, schwärmt für Sichel und die Eschstruth und fragt nach den dümmsten Sätzen mit Fistelstimme —: „Finden Sie nicht auch?" Und überhaupt — ich gehe nie mit einer Dame zu Tisch. Das ist ein Prinzip bei mir." Und als sich nun die Herrn in Bewegung setzten, bot er mir mit dem immer gleichen ironischen Lächeln den Arm: „Gehen wir zusammen! Ich kenne die Küche und die Weine hier sehr genau und — die Menschen." Ich mußte gute Miene machen.

Ein paar Minuten darauf saßen wir allein an einem kleinen Tischchen. Er hatte behaglich die Ellbogen aufgestützt und zerrte mit der Rechten abwechselnd an seinem Bart und an dem goldenen Pincenez, das wahrscheinlich deshalb so schief auf der schiefen Nase hing. Und dabei machte er unaufhörlich bissige Bemerkungen über Wirte und Gäste.

Nur als ich ihn nach einer auffallend schönen, großen, blonden Dame fragte, die am Ende des Tisches mit einem Neffen des Hausherrn, einem grünen Studentlein, schön that, wurde er einen Augenblick ernst. Aber bald fing er, während er dann erzählte, wieder ironisch zu zwinkern und zu blinzeln an.

* *

„Sic transit, mein Lieber, sic transit — Fräulein Anna Wagner, eine entfernte Nichte der Frau vom Hause. Sie finden sie noch schön? Nein, nur von hier aus. Aber schön gewesen, sehr, sehr schön. Sie war einmal die Hauptperson hier im Hause, jetzt dient sie als Phantom.

Das verstehn Sie nicht? Aber Sie haben doch studiert. Nie eine Mensur gehabt, nie gepaukt? Na also, dann müssen Sie doch das Gestell kennen, gegen das man die schönen Terzen und Durchzieher schlägt, um zu üben: das Phantom.

Sie ist übrigens in dieser Hinsicht ein Typus. Achten Sie nur mal drauf, Sie werden beinah in jedem Gesellschaftskreis so ein Phantom entdecken. Und die Geschichte ist fast immer dieselbe. Diese kann ich Ihnen ja erzählen — zur Belehrung.

Es wird so ein Jahrener zehn oder zwölf her sein, als die „schöne Anna" hier im Hause auftauchte. Plötzlich. Man hatte sie irgendwo im Bade zufällig kennen gelernt, Verwandtschaft entdeckt und sofort auf sie Beschlag gelegt. Junge Mädchen kann man brauchen. Und Gott weiß, ob das Mädchen schön war. Und klug dabei und stolz. Eine Pracht war's sie zu hören und zu sehn. Sie war arm und hatte den braven Willen, sich selbst ihr Brot zu verdienen, und keinem dafür schön Dank sagen zu müssen.

Na, das war denn der erste Punkt, wo die liebe reiche Verwandtschaft einsetzte. Erstens konnten die gnädige Frau Tante gar nicht mehr ohne die neue Nichte leben. Sie mußte sie stets um sich haben. Dann lachte man sie aus, wenn sie von ihren Zukunftsplänen sprach. Unsinn natürlich. Sie, die „schöne Anna", die Nichte vom „reichen —". Die Männer würden sich um sie reißen und schlagen. Mit diesen Händchen schmutzige Hefte korrigieren, daß sie gar Tintenflecke bekämen, mit diesen Füßchen Haus aus, Haus ein laufen, um billige Lektionen zu geben. Pfui Teufel! Nein, die Grillen wollte man ihr schon austreiben.

Na, und man trieb sie ihr aus. Und das gründlich. Es war eigentlich wunderbar, wie schnell das ging. Oder wohl auch nicht wunderbar, denn einen zum Müßiggang zu bringen, ist natürlich nicht so schwer. Und als man sie erst da hatte — Wenn sie nicht arbeitete, konnte sie von ihrer Arbeit nichts mehr erwarten. Also nur von der Schönheit. Sie mußte an diese Schönheit glauben: die Eitelkeit war das einzige Lebensprinzip, das ihr blieb. Und damit glaubte sie denn auch an ihre maßlosen Ansprüche ans Leben.

In drei Jahren war das Mädel wie umgewandelt: die kleine tapfere kluge strugglerin for life — verzeihen Sie das furchtbare Femininum! — war eine träge eitle dumme Modedame geworden.

Das wäre nun noch nicht einmal so furchtbar schlimm gewesen — Sehn Sie mich doch nicht so entsetzt an! es muß doch auch solche geben. Ich wiederhole, das wäre noch nicht einmal so furchtbar schlimm gewesen, wenn sie nur wirklich auch so einen Kerl bekommen hätte, wie den Herrn Onkel. Der hätt' sie geputzt und mit ihr paradiert, und damit wäre sie, wie sie nun geworden war, sehr glücklich gewesen. Und das ist ja wohl die Hauptsache oder meinen Sie nicht?

(Zeichnung von Schnebel)

ABEND

Abendfriede



Aber es kam keiner. Oder — schließlich ist's dasselbe — es kamen zu viele, und da sie es, allmählich von der Frau Tante auf den regulären Mannsfang dressiert, mit keinem verderben wollte und mit allen ihr Spiel trieb, so verdarb sie's am Ende mit allen. Von Zeit zu Zeit tuschelte man sich zu: „jetzt" und: „jetzt aber sicher" und: „jetzt aber ganz bestimmt". Aber immer wurde nichts draus.

Bevor es ganz so weit gekommen war, hatte ein nicht so ganz Reicher, aber ein Ehrenmann, ein Freund von mir, sich ernstlich um sie beworben. Er kannte sie sehr genau, und hoffte, allmählich die alte, die eigentliche Seele in ihr wieder zu erwecken. Die war ja wohl noch da — und wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie gar noch heute. Aber sie hatte Blut geleckt, und konnte nicht mehr glauben, in irgend bescheideneren Verhältnissen ihr Glück zu finden. Er war ihr auch wohl zu deutlich geworden, als er sie über sich selbst aufklären wollte. Kurz, sie sagte ihm, es sei zu spät.

Als ihr kurz darauf die gnädige Frau Tante in einem Anfall von Ungeduld und böser Laune, da wieder einmal ein „Bewerber" verschwunden war, andeutete, nun sei's aber hohe Zeit, sonst könnte sie den Anschluß verpassen, da hat's ihr wohl leid gethan. Sie ließ es wohl auch merken. Aber jetzt sagte der Mann: es ist zu spät.

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß man die „schöne Anna" bald nach ihrer Entdeckung von ihrer Mutter und ihren Schwestern, mit denen sie gelebt, fort und ins Haus genommen hatte. Das beschleunigte die Krisis, weil es die Verantwortung vermehrte. Am Anfang des fünften Winters wurde die Situation sehr klar. Ein paar hübsche junge Mädchen traten in den Kreis ein und eines Abends blieb — unerhört — die „schöne Anna" einfach sitzen. Die sie bevorzugt hatte, wandten sich den neuen Sternen zu, und die Viele, die sie gekränkt hatte, fühlten sich nicht veranlaßt einzuspringen. Sie half sich mit koketten Künsten, die sie an Neulingen versuchte, noch heraus, aber jedermann wußte: es ist ihr letzter Winter.

Vorläufig wirkte das stärker auf Onkel und Tante als auf sie selbst. Die boten ihr ziemlich brutal und unverblümt an, in die angenehme Stellung einer Stütze der Hausfrau einzutreten. Demselben Mädchen, das sie ihrer Familie und ihrem Beruf entzogen, das sie — passen Sie Achtung, ich werde poetisch — aus einer Blume zu einer Schmarotzerin gemacht hatten. — — Bande!! —

Dazu war sie denn doch noch nicht verdummt genug. Sie ging zu den Ihrigen zurück und fing als altes Mädchen da wieder an, wo sie vor fünf Jahren aufgehört hatte. Jetzt läuft sie wirklich Haus aus, Haus ein, um billige Lektionen zu geben, und beschmutzt die schönen Hände mit Tinte. Nur mit dem Unterschied, daß sie nun dabei unglücklich ist, während sie hätte froh dabei sein können.

Aber das Widerlichste kommt noch. Oder kann man es vielleicht noch komisch nennen? Ich weiß wirklich nicht.

Als bei der ersten Gesellschaft im nächsten Jahr für irgend ein junges Herrchen die Dame fehlte, lud man die „schöne Anna". Und — sie kam. Sie konnte nicht mehr ganz verzichten auf diese Welt, in der man sich — amüsiert. Sie kam und sie merkte es gar nicht, daß sie als Dame des Herrn Oberprimaners eine Art komische Figur wurde. Daß man hinter ihr lachte und zischelte. Sie war so glücklich wieder da zu sein, daß sie ihre alten Künste wiederfand — wiederfand für das Lümmelchen an ihrer Seite, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, daß diese große schöne Person so lieb mit ihm war.

Die Frau Tante aber vergoß wohl im stillen gar eine Thräne der Rührung über die eigene Güte, daß sie dem armen Geschöpf zu den alten Freuden half. Es ist ein reizendes Verhältnis — sehen Sie, wie die „schöne Anna" selig lächelnd wie ein Backfisch auf dem ersten Ball der Tante dankbar zutrinkt. Und wie — — wie das Weib ihr leutselig dankt.

Ist das nicht wahrhaft ethisch? Wenn man bedenkt, daß diese gütige Tante das Leben dieser dankbaren Nichte zerstört hat, ihr Glück und vielleicht noch das eines anderen — jenes Mannes, Sie wissen.

Die gütige Tante ist aber nicht einmal selbstlos gütig. Und nun komm ich wieder auf das Phantom. Wissen Sie, wozu man die „schöne Anna" jetzt gebraucht? Die jungen Söhne der Familie lernen und üben an ihr das Courmachen. Sie versteht's und es ist nicht gefährlich. Sechs Jahrgänge hat sie schon hinter sich: die Lümmelchen sind immer wirklich ein bißchen verliebt und im nächsten Jahre — lachen sie wie die andern über das Phantom.

Was sagen Sie? Gesegnete Mahlzeit!"

* *

„Gesegnete Mahlzeit!" Ich verbeuge mich vor dem Hausherrn. „Mahlzeit! Gut unterhalten? Ach, Sie saßen ja mit Wenck. Netter Kerl! Was? Amüsant! Was? Bloß 'n bißchen verbittert." Er senkt die Stimme zu vertraulichem Flüstern. „Seit er damals von der „schönen Anna" den Korb gekriegt hat. Mahlzeit!"

(Zeichnung von Liberali)

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

(Zeichnung von Gröber)



Wie schade...

Drei weiße blonde Kinder gehen.
Vorsichtig heben sie die Kreuzbandschuh'
Vom nassen Grase. Schweigsam sehen
Sie jedem Regentropfenzögern zu.

Schon steigt der Mond gelassen seine Pfade,
Die Stämme dunkeln an der Wiese hin.
Da sagt Rosette: „Mimi, o wie schade,
Daß ich noch immer Fräulein bin.“

Richard Schaukal

1. Jahrgang Nr. 30 | Preis 10 Pfg. | 24. Oktober 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

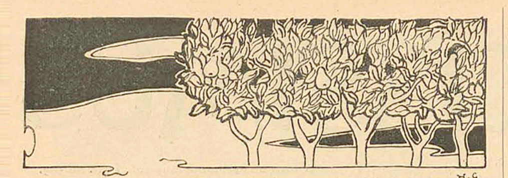
Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Eine Hinrichtung von M. Schwann

(Zeichnung von Schulz)





Eine Hinrichtung

Von

Mathieu Schwann

Ein wundervoller Morgen grüßt zu meinem offenen Fenster herein. Vor mir auf der großen Wiese sind schon die Mähder bei der Arbeit. Ich höre das knirschende Rauschen ihrer Sensen. Eben flog der Storch vorbei, dessen Nest ich weit dort drüben neben der Kirche auf dem Schornstein eines Hauses noch erkennen kann. Der kühlende Wind streicht über das zitternde Weizenfeld, und hoch in der graublauen Morgenherrlichkeit trillert eine Lerche. Es ist noch ganz früh, eben erst sechs Uhr. Ich möchte den Morgen und seine duftende Schönheit genießen, aber meine Augen brennen — brennen von jenem furchtbaren Weinen, das keine Thränen gebiert. Hin und wieder schüttelt ein fiebernder Krampf meinen Körper. Ich komme eben von einer Hinrichtung.

Ich bin der Diener des Staatsanwalts. Das Urteil war vorgestern gesprochen worden. Ich hatte das Mädchen gesehen, dem man den Prozeß machen wollte. Sie war schön, eben erst zwanzig Jahre alt. Braunes, goldbraunes Haar umflutete ihre Schultern und fiel tief in den Rücken hinab. Das Mitleid hatte mich wohl einen Augenblick gerührt, aber nicht lange, denn ich war ja an „so etwas" gewöhnt. Als man sie hinausgeführt hatte, dachte ich nur: „Übermorgen um diese Zeit ist sie hin." Binnen vierundzwanzig Stunden: so hatte ja der Spruch gelautet.

Der Staatsanwalt hatte mir den Auftrag gegeben, ihm morgen früh, eine halbe Stunde vor der Hinrichtung eine Tasse starken, schwarzen Kaffees zu besorgen. Ich hatte das gethan, und als er kam, ging ich hinaus, das frisch und kräftig duftende Getränk zu holen. Ich mußte durch den großen Raum, wo das Gerüst aufgeschlagen war. Es war kein hoher Galgen, sondern ein ziemlich kleiner. Wenn ich mich auf die Zehen stellte und die Hand in die Höhe streckte, konnte ich fast an die Schlinge hinanreichen, die dem Mädchen um den Hals gelegt werden sollte. Ein paar Stufen führten zum Gerüst hinauf. Gegenüber war ein ebensolches zweites Podium aufgeschlagen, welches für die Vertreter des Gesetzes bestimmt war. Ein einfacher Lehnstuhl stand hier abermals zwei Stufen höher, als das übrige Podium. Nur ein Blick genügte, mir dieses ganze Bild zu überliefern. Ich sah es bis in die kleinsten Einzelheiten, so auch, daß der Strick gar nicht so besonders dick war. Auch sah er sich nicht hart an, sondern weich, und war von grauweißer Farbe. Als ich die Thüre, welche das Gemach des Staatsanwalts von diesem Raume trennte, noch in der Hand hatte, sah ich, wie ein Mann in schwarzem Anzuge die elektrische Vorrichtung prüfte, die das kleine Treppchen zum Zusammenklappen brachte und wieder aufrichtete, auf dem das arme Geschöpf hinaufsteigen sollte, damit man ihm die Schlinge um den Hals lege. Einmal, zweimal klappte das fünfstufige Treppchen fast lautlos zusammen und richtete sich ebenso wieder auf, während der Strick wenige Sekunden später einen ungefähr zwei Fuß langen rasend schnellen Ruck in die Höhe machte. Der Mann, der auf den Knopf drückte, sah mich mit zufriedenem Kopfnicken an.

„Klappt's?" — fragte ich im Vorüberschreiten.

Er nickte.

Dann ging ich hinaus und holte den Kaffee.

Bald darauf trat ich mit demselben in das Zimmer des Staatsanwalts ein. Ich machte die Thüre hinter mir zu. Wir waren allein. Eine unheimliche Ruhe lag im Zimmer. Der Staatsanwalt sagte kein Wort. Ernst, furchtbar ernst ging er umher, bald auf dem Schreibtisch etwas zurechtrückend, bald in seiner Tasse rührend, die er dann auf einmal in hastigen Zügen leerte. Da kam ein Schauer über mich. Ich fühlte, wie sich mir im Halse etwas zusammenkrampfte. Und dann plötzlich, erschrocken, drängend:

„Herr Staatsanwalt, wenn wir jetzt noch um Begnadigung bitten würden, würde es etwas helfen?"

Er sah mich an, als ob er einen plötzlich verrückt Gewordenen vor sich hätte. Dann schüttelte er den Kopf. Ein zweiter, stärkerer Schauer überlief mich, und dann auf einmal mit grausigem Schrecken fuhr es mir durch den Sinn: „Sie ist ja dein Kind!"

Warum ich das jetzt erst erkannte, weiß ich nicht. Ich wußte nicht mehr, wie sie hieß, ich wußte nicht mehr, wie ich hieß, ich wußte nicht, was sie gethan. Nur daß sie sterben sollte, gleich, gewaltsam, durch Menschenhand, das wußte ich. Und mit heißen Augen, mit bebendem Herzen fragte ich wieder:

„Herr Staatsanwalt, wenn ich doch um Begnadigung bäte, wenn Sie es unterstützen wollten, würde es nichts helfen?"

„Nein, mein Lieber, es ist zu spät."

„Ach, wenn Sie mir sagten, es nützte etwas, wenn Sie meine Rückkunft abwarten wollten, ich würde laufen, laufen, bitten, weinen, flehen, bis ich die Begnadigung hätte und sie Ihnen bringen könnte."

Er schüttelte den Kopf. Dann sagte er: „Es sind ja bloß noch neun Minuten."

Da stürzten meine Thränen hervor. „Herr Staatsanwalt, was geschieht dann mit der Toten?"

„Der Professor der Anatomie hat da draußen den großen Saal herrichten lassen. Nahezu fünfhundert Menschen werden der Sektion beiwohnen. Man wird die Gerichtete sofort dahin abliefern."

„Darf ich denn nicht mehr an die Tote heran? Ich möchte ihre Lippen, ihre Augen mit einem Kusse schließen."

„Das geht nicht."

Da fiel ich auf die Knie. „Herr Staatsanwalt — sehen Sie — früher — in wilderen Zeiten hat man manchmal den Körper der Gerichteten den Eltern, Anverwandten, Freunden zurückgegeben. Lassen Sie mir den Körper meines Kindes! Behüten Sie mein Kind vor diesen furchtbaren Experimenten, die da mit ihren Gliedmaßen angestellt werden sollen! Lassen Sie mir mein Kind, mein armes — armes Kind! Befehlen Sie, daß mir die Tote übergeben werde!"

„Es geht nicht. Die Delinquentin ist der Gerechtigkeit verfallen. Die Liebe hat kein Teil mehr an ihr. Die Sache muß ihren ordnungsgemäßen Verlauf haben."

Da stand ich und wußte nichts mehr zu sagen. Der wimmernde Schlag des Totenglöckleins zitterte an die Fenster.

„Kommen Sie!" — sagte der Staatsanwalt. „Es ist Zeit."

Und ich folgte ihm schweigend, mechanisch. Aber furchtbar, unendlich furchtbar klang in mir der letzte Urteilsspruch des Mannes nach: Die Liebe hat kein Teil mehr an ihr. Lähmendes Entsetzen lag auf mir.

Als wir den Richtraum eben betreten hatten, wurde das Mädchen hereingeführt. Ein Priester ging vor ihr her und trug ein kleines Kreuz in der Hand. Dann sah ich nur noch sie. Blaß — blaß — o, wie bleich war sie! Barfuß kam sie daher, in langem, weißem Hemde. Die Locken, die schönen goldbraunen Locken umfluteten noch ihre Schulter. Die Hände hatte man ihr mit einem Strick zusammengebunden. Weit, weit hinaus ins Leere stierten ihre Augen, die lieben, lieben braunen Augen. — Fast irr schaute sie nun im Saal umher, einen Augenblick alle Gegenstände, alle Personen mit ihren Blicken berührend. Da trafen sie mich. Wir sahen uns an — stumm — stumm, und da — ein Schauer durchrieselte ihren Körper. An meinem Blicke hatte sich ihr Bewußtsein entfacht. Wir hörten nicht, was der Staatsanwalt sprach; wir merkten nicht darauf, was der Priester betete. Sie fühlte nicht, wie ihr der Scharfrichter mit raschen Schnitten die Haare hinten am Kopfe abschnitt, die schönen Haare, die einst ihr Stolz und ihre Freude gewesen. Sie sah nur mich, ich nur sie. Es waren Blicke, herzzerreißende Blicke, seelenmarternde Blicke, die wir uns gaben. „O, daß nur einer dieser Blicke zum Dolchstoß werden könnte, ich wollte dich vor allem bewahren!" — schoß es mir durch den Kopf. Da legte ihr der Scharfrichter die Binde um die Augen. Und nun trat ich vor.

Ich winkte dem Staatsanwalt, zu schweigen. Ich gab dem Priester ein Zeichen, daß er sein eintöniges Beten einstellte. Sie gehorchten mir alle. Der Scharfrichter sah nur noch auf mich. Eine beklemmende Ruhe lag über der ganzen Gesellschaft. Da fing ich an zu sprechen: „Mein Kind, sei still, ich bin bei dir! Ich nehme dich an mein Herz und küsse dich. Sieh, so — so — ganz lieb, wie einst so oft, da du als kleines Mädchen in meinen Armen schliefest. Auch jetzt sollst du schlafen. — Schlafe, mein Kind! Sei still und ruhig!" —

Die Lippen der Armen bewegten sich. „Was willst du mir denn noch sagen, mein Kind?" — Komm, sag' es mir, sag' es, du weißt ja, wie lieb ich dich habe."

„Einer — einer, der mich noch liebt!" — stöhnte sie heraus. „O, du Guter, wie danke ich dir!"

Ich sah, wie sich ihre Lippen zu einem leisen Lächeln verzogen. Und ich sah die helle Thräne, die unter der Augenbinde durchbrach und ihre Wangen hinabperlte. Dann fing ich wieder an zu sprechen:

„Du mußt mir nicht danken. Du weißt ja, Liebe will keinen Dank. Nur einmal noch sollst du wissen, daß sie noch lebt, daß sie auch dich umzittert mit all ihrer Herzenswärme, mit ihrer ganzen Innigkeit. Und mit diesem Bewußtsein kann ein Mensch sterben. Nicht? — Ist es nicht wie ein einziges, großes Glück, das über uns kommt, wenn wir erfahren, daß einer uns noch liebt? Siehst du, mein Kind" — hier gab ich dem Scharfrichter ein Zeichen, ihr die Schlinge langsam um den Hals zu legen. Wie niemals war ich meiner Sinne Meister. Alles bedachte ich, und behutsam, vorsichtig und zart vollzog der Mann meinen stummen Befehl, während ich fortfuhr, zu dem Mädchen zu sprechen — „siehst du, mein Kind, dieses Glück hast du nun doch noch. Wenn ich dürfte, ich legte dir meinen Arm um den Hals und zöge dich an meine Brust, und dein armes zitterndes Leben würde ich dir wegküssen im Schlafe, so daß du nichts davon merktest. Das darf ich aber nicht. Also denke es dir! Denke dir, jetzt — jetzt legt dein Vater den Arm um dich, jetzt — jetzt ruhst du an seiner Brust — deine lieben Augen grüßen ihn zum letztenmal, dann fallen sie zu. Du schläfst in den Armen der Liebe. Ist das nicht ein süßer Schlaf? Ist es nicht ein trautes Wohlgefühl, das über dich kommt? Und sieh, ich streichle dir mit der Hand leise die Wange; ich fahre dir kosend über dein Köpfchen; ich halte dich an meinem Herzen treu und innig, bis du schläfst, bis dein müdes Auge sich schließt. Ich will dich leise küssen, wie einst, da du noch ein Kind warst und dein süßes Ärmchen nach mir ausstrecktest, wenn ich heimkam. Siehst du, so wirst du schlafen, so wirst du träumen können von Glück, von Liebe, von der Liebe deines Vaters. Und nun sei lieb und still und fürchte dich nicht mehr, denn ich bin bei dir und bleibe bei dir. Schließe deine Augen, du liebes, herzgeliebtes Kind!" — —

Da klappte das Treppchen zusammen. Der Strick fuhr in die Höhe. Alles war vorüber im Augenblick. Ich hatte dem Scharfrichter ein leises Zeichen gegeben, als ich bemerkte, wie sich die Lippen der Lauschenden abermals in glücklichem Lächeln verzogen. Noch sah ich, wie man den langgestreckten Körper herunternahm und in einen rohen Sarg legte. Dann brach ich zusammen. —

Aber auch wie ich so dalag, hörte ich alles. Thüren gingen und fielen zu. Halblaute Schritte erschallten. Ein Wagen rasselte von dannen über das Straßenpflaster. Die Glocke hörte auf zu läuten. Meine Gedanken flogen dem Wagen nach bis zu dem Saale, wo die Sektion vorgenommen werden sollte. Ich sah die große, neugierig stumme Versammlung. Ich sah den Professor und die Assistenten ernst und aufmerksam reden. Da brachte man die Tote. Ein junger, schöner Leichnam, das Gesicht war verhüllt. Die Leute sahen ihn, und vor der Schönheit dieses Körpers wich die frivole Neugier aus ihren Zügen, und das Mitleid wehte durch den Saal.

Meine Augen — meine Augen! — O, wie brannten sie mir! — Und mein Herz, mein todwundes Herz — wie zitterte es! „Die Liebe hat kein Teil mehr an ihr!" — Da flog die Rache auf in mir. Eine entsetzliche Wut überfiel mich. Diese Menschen, die da richten über Menschen, und die Verbrecher nennen, sind selbst Verbrecher. Ein Entschluß brach durch: Rache, Rache an allen, die mir da mein Kind gemordet! Ihre Gewaltthat will ich niederschlagen mit Gewalt. Kein Mittel, keines soll mir zu schlecht, zu furchtbar sein. Das Furchtbarste ist das

Beste. Ich will sie fragen, jeden will ich fragen, ob er die Todesstrafe billigt? Sagt er „Ja“, so werde ich ihn niederschlagen, wie man eine wütende Bestie niederschlägt. Treten, schlagen, schießen, dolchen — ich will — ich will —

Mit einem furchtbaren Schrei erwachte ich. Der helle Morgen fiel in mein Fenster. Rechts vom Fenster stand das herrliche, mit hunderten blutroter Blumen bedeckte Azalienbäumchen, das mir die Liebe zum Geburtstag geschenkt. Die Morgensonne spielte in der roten Blütenflut. Eine Blüte aber war abgefallen und lag welkend auf der Tischplatte. Immer noch brannten meine Augen. Jetzt erinnerte ich mich meines schrecklichen Traumes, und es schüttelte mich, schüttelte mich, bis endlich ein Thränenstrom die Glut der Augenlider löschte. Was ich in dieser Nacht im Traume erlebt, war so furchtbar, wie furchtbarer keine Wirklichkeit sein kann, und doch ist die Wirklichkeit noch furchtbarer, denn mein Traum hatte mir nichts Unwirkliches offenbart. Immer noch hörte ich die Worte des Staatsanwalts: „Die Liebe hat kein Teil mehr an ihr!“ — Und immer wieder empörten sie mich und rissen mein Fühlen zu Rachegedanken fort, auch jetzt noch, als ich wachte. Endlich aber flutete mein Denken und Empfinden, das der Traum der Nacht so urmächtig durchwühlt hatte, zurück, zurück in ihr stilles Heim, und das sonnenglühende Leuchten des jungen Tages verkündete mir: „Die Liebe hat an allem Teil, und eine Zeit wird kommen, da sie Siegerin sein wird in der Menschenwelt, und der grausam brutale Rachedurst der Menschen nicht mehr wagen wird, sich zu bedecken mit dem gestohlenen Mantel der purpurstrahlenden Gerechtigkeit.“

Zukunft

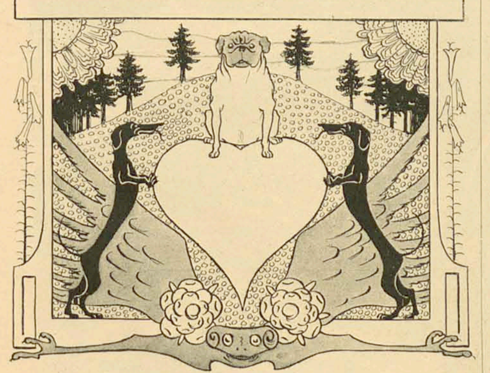
Du reiche Frau, du edle Frau,
Mit deiner Sehnsucht unterm Herzen,
Du möchtest jubeln und erschrickst;
Ich sehe dich in deinen Schmerzen;
Wie du beim Schein der Ambrakerzen
Die seidne Wiegendecke stickst.

Du zählst die Fäden, silbergrau
Und schwarz und blutrot, und dir schweben
Viel tausend Hände vor, die weben,
Viel tausend graue Mutterhände,
Die weben, weben ohne Ende;
Ich seh dich, wie du grausig nickst
Und dunkel durch dein Zimmer blickst.

Und tausend Kinder siehst du stehen,
Die still an einem Stricke drehen,
Früh alt vor Hunger und Gebrest,
Und siehst die Väter sich erheben,
Alle, die häßlich, müssen leben,
Damit es Schönheit könne geben,
Sie stürmen dein geschmücktes Nest:

Madam, dies blutige Garn, wer spann es?!
Da würdest du in Todeswehen
— Du — jubeln, könntest du dich sehen,
Wie sich zum mörderischen Fest
Die schmutzige Faust des Arbeitsmannes
Um deine weiße Kehle preßt.

Richard Dehmel



Das Küssen

Es ist kinderleicht sich küssen lassen,
Halt mir dein Schnäbelchen nur hin,
Laß mich dich recht beim Kopfe fassen
Und senke nicht verschämt das Kinn.

An meine Brust mußt du dich lehnen
Den trunknen Blick zu mir hinauf,
Dann schließt ein süßes Liebessehnen
Von selber deine Lippen auf.

Und kannst du meine Glut ertragen,
Dringt sie bis in dein Herz hinein,
So werd' ich wohl in wenig Tagen
Schon selber der Geküßte sein.

Ernst von Wolzogen

Ein Glücklicher

Von Georg Borchardt

Das Wetter ist schön, folglich fahre ich oben, für zehn Pfennige oben auf dem Omnibus.

Also ich saß oben auf dem Omnibus und dachte an gar nichts, da trat mir jemand auf die Füße und ließ sich dann schwerfällig neben mich auf den Platz fallen. Das störte mich unangenehm aus meinen tiefen Gedanken auf. Ich sah mir den Ruhestörer an, es war ein alter Mann, eine komische Gestalt, mit einem gutmütigen Gesicht. Er trug einen braunen, schäbigen Paletot, einen eingedrückten Hut, ein Cigarrenkistchen unter dem Arm und Handschuhe, Monstra von Handschuhen. Diese famosen Handschuhe bestanden nämlich aus drei Schichten, Leder — Baumwolle — Wolle. An manchen Stellen war nur die Oberhaut zerrissen und die Baumwolle war sichtbar. An anderen Stellen sah das Leder hervor, da Wolle und Baumwolle zerrissen waren. An den meisten Stellen waren alle drei Schichten zerrissen, und das bloße Fleisch schaute wehmütig — blaurot in die frostigkalte Welt. Wir schrieben nämlich Anfang Dezember.

Jetzt nahm mein Nachbar unterthänigst den Hut ab. „Ob sie mich gesehen hat, weiß ich nicht; da unten ging nämlich, müssen Sie wissen —“ er wandte sich zu mir — „die Schwester von meine Schwägerin.“

„Ich hatte leider nicht das Vergnügen, sie zu sehen.“

„Na ja! Ich sage schon! Nu loft man so den ganzen Tag 'rum und verkoft nischt!“

„Hm!“

„Sie müssen nämlich wissen, ich handle mit Cigarren, nur mit feine Cigarren, nur echte Havanna, en detail und en gros, einzeln und kistenweise. Wollen Sie vielleicht welche kaufen? Hier hab' ich eine ausgezeichnete Nummer. — Von der habe ich heute dreihundert Stück verkauft — das Hundert kostet mich selbst zehn Mark. Ich lasse es Ihnen für neune. Ich sage Ihnen, es ist ein Spottpreis, Sie kriegen se halbgeschenkt. —“

„Ich bin augenblicklich versorgt, aber eine will ich doch nehmen, um 'mal zu probieren. —“

Ich nahm die Cigarre. Er griff diensteifrig in die Tasche und hielt mir dann ein brennendes Streichholz unter die Nase.

„Jawoll! So läßt einen die Welt sitzen — selbst die Verwandten jeben einen nichts — Gott sei Dank, daß ich so jut versorgt bin, denn auf die könnt' ich mich auch nicht verlassen. — — Aber ich ärgere mich nicht darüber. J! Weshalb sollt' ich auch?! — — Da hab' ich nu 'ne Schwester, die hier in Berlin wohnt, die andere wohnt in Düsseldorf, reich verheiratet, sag' ich Ihnen, sehr reich verheiratet! Wenn ich nu zu der sage, sie möchte mir zu meinem Geburtstag — 10. Dezember — Hemden oder wenigstens Handschuh schenken — sehen Sie, meine sind schon sehr schlecht, ich hab' sie mir nur noch 'mal mühsam zusammengeflickt — dann sagt sie — ‚lieber Junge,‘ sagt sie — ‚wir brauchen unser Geld alleine,‘ sagt sie. Na, ich werd' mich da doch nich drüber ärgern! J bewahre!! ‚Du hast dein gutes Auskommen in deinem Stift,‘ sagt sie. Na, da hat sie ja auch ganz recht — — sehen Sie, wenn ich jetzt nach Hause komme — ich bin nämlich, müssen Sie wissen, in der Reuterstiftung für alte Kaufleute — — — wenn ich jetzt nach Hause komme, sehen Sie, dann geh' ich in mein Zimmer, mein eijenes Zimmer, und da ist es jemütlich warm, und dann mach' ich die Ofenröhre auf, und da steht mein Mittagbrot fein jewärmt, sag' ich Ihnen, Teltower Rübchen und Hammelbraten jiebt's heute. Mein Liebchen, was willst du noch mehr! Das Leben ist gar nicht schlecht. Aber so ganz ohne Beschäftigung kann ich es doch nicht aushalten, deshalb hausiere ich eben mit Cigarren, nur mit echten Havanna — en detail und en gros — einzeln und kistenweise. — — —

Einen Garten haben wir auch im Stift, drei Bäume und zwölf Bänke — im Sommer ist es janz schön da. Na, wissen Sie, wie das so immer in solchem Stift is, da kommen auch öfter Zankereien unter den alten Herren vor. Sie geben sich Spitznamen, utzen sich — ich beteilige mich natürlich an so 'was nich — i! wozu sollte ich auch?!

Da neulich war Stiftungsfest bei uns, da bekam jeder alte Herr ein gutes Mittagbrot und 'ne Flasche Wein. Na, und denn hab' ich doch gered't, ich weiß doch, was gute Sitte heißt. — —“

Er war aufgestanden, lehnte sich an die Brüstung des Verdecks und machte eine pathetische Handbewegung.

„Meine werten alten Herrn! Obgleich wir hier versammelt sind, um fröhlich den Tag zu begehen, den wir heute feiern, so halte ich es doch für meine, respektive unsere Pflicht, des Mannes zu gedenken, welcher, obgleich er Millionär war, dennoch der Armen gedachte und in seinem Testament für uns alte Herren und Kaufleute ein Legat aussetzte. Er lebe hoch! hoch!! und noch einmal hoch!!! — Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! Dreimal hoch!“ sang er vor sich hin.

„‚Junge! Du kannst ja Pastor werden! Du kannst ja reden wie ein Abgeordneter! Du hast ein famoses Maulwerk!!‘ so schrieen die ollen Herren alle durcheinander. Es war aber nur der pure Neid von ihnen. — Na, nu wollt' ich ihnen erst zeigen, was 'ne Sache ist, und hab' die Rede in die Zeitung bringen lassen! — Sie müssen's ja gelesen haben. — Natürlich ein bißchen umgeändert. Natürlich! Dann haben sie nu alle beim Mittagessen gesagt, sie hätten 'nen Reporter, 'nen Zeitungsschreiber unter sich. Das war aber auch nur der blasse Neid. Aber das kränkt mich nicht. Das soll mir mein Glück nicht verbittern. Na, dann eß ich eben von nun an in meinem Zimmer. — Abendbrot müssen wir uns zwar selbst beschaffen, zwei Mark kriegen wir wöchentlich. — Nein, das Leben ist schon famos; man braucht sich gar nichts anderes zu wünschen. Jeder soll solch sorgenloses Alter haben, wie ich! — Mein Liebchen, was willst du noch mehr,“ summte er vor sich hin und kletterte bedächtig vom Omnibus herab. — — —

„Kannten Sie den alten Mann, mit dem Sie eben sprachen?“ fragte mich ein Herr, der vorhin zugehört hatte.

„Nein!“

„Aber ich kenne ihn. Ein armes, bemitleidenswertes Geschöpf! Er ist ein wenig —“

Der Herr zeigte mit dem Finger nach der Stirn. Ich erstaunte.

(Zeichnung von Thöny)



Die Vertreibung aus dem Paradies

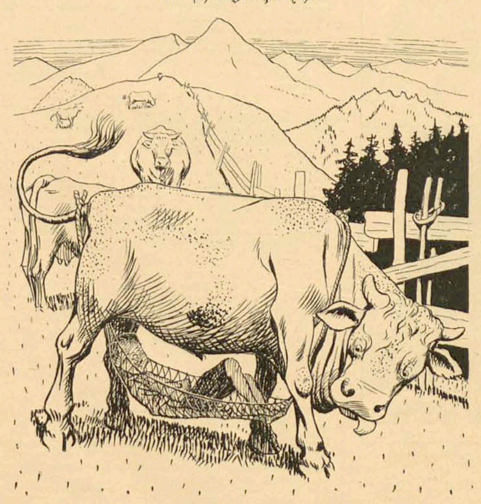
(Zeichnung von Thöny)

FOUR IN HAND

Der schlaue Hirtenbua

oder

Ein schattiges Plätzchen



Ein Heiratsantrag

(Zeichnung von Schnebel)



„Gnädigste sehen, — der Herbst kommt, — es ist Zeit, sich ein Nest zu bauen, — darf ich um Ihre Hand —"
„Sprechen Sie mit meinem Mann."

„Ja! Durch all das Unglück, was er in seinem Leben gehabt hat.“

„So?? Ach bitte, erzählen Sie mir!“

„Ja, verrückt ist er gerade nicht mehr, aber schwachköpfig, das heißt, es hat das Gute, daß er keine Erinnerung an das Frühere mehr hat, er hat Lethe getrunken,“ sagte lachend der Herr.

„Ach bitte, Sie wollten mir doch seine Geschichte erzählen!“

„Ja, da ist nicht viel zu sagen. Er war ein wohlhabender Kaufmann; sein Geschäft ist durch den Fall eines größeren Hauses bankerott geworden, seine Frau ist gestorben, der Sohn nach Amerika gegangen, als Kassierer, natürlich nicht im Auftrage seines Herrn. Er selbst ist jahrelang im Irrenhaus gewesen. Vor kurzem haben sie ihn als völlig geheilt entlassen und aus Gnade und Barmherzigkeit in eine Altersversorgungsanstalt gesteckt. Adieu, mein Herr, ich muß aussteigen.“

„Adieu!“

Interviews

Von Frank Wedekind

I

Ella Belling, die Kunstreiterin

Der Auftrag, den mir eine hohe Redaktion hatte zu teil werden lassen, kam mir offen gesagt nicht gerade gelegen. Ich bin von Kindesbeinen an in der Journalistik, habe mit fünfzehn Jahren als Reporter begonnen und weiß die notwendigsten indiskreten Fragen, über die ein Interviewer verfügen muß, an den Mann zu bringen, ohne jemals vor der Zeit hinauskomplimentiert worden zu sein. Aber wie einfältig erschien mir in diesem Augenblick alles, was ich weltabgeschiedenen Dichtern und Gelehrten bisher an Seelengröße und innerster Überzeugung entlockt hatte, um es tagsdarauf vor einem hochgeehrten Publikum auszukramen! Die weltabgeschiedenen Dichter und Gelehrten wissen immer schon im voraus, welche intimen Herzensgeheimnisse sie gerne gegen ihren Willen in alle vier Himmelsgegenden ausposaunt haben möchten. Überdies sind es Menschen, die weder besondere Umgangsformen erheischen, noch einem unerfahrenen jungen Mann, wie ich es zu meinem Leidwesen noch bin, irgendwie gefährlich werden.

„Kennen Sie Ella Belling?“ hatte mich der Herr Redakteur heute Morgen anzufahren geruht.

„Die Kunstreiterin? — Ich bedauere . . .“

„Gehen Sie hin und interviewen Sie sie. Ich brauche einen Artikel über sie. Die ganze Stadt spricht von ihr und dabei weiß keine Seele, ob sie verheiratet ist oder nicht. Die Menschheit dürstet nach Aufklärung. Ich muß ihre Geheimnisse bis morgen früh schwarz auf weiß haben. Also beeilen Sie sich.“

Ich zog meinen schwarzen Rock an. — Dem Soldaten, der zum ersten Male ins dichteste Kartätschenfeuer kommandiert wird, kann das Herz nicht beklommener schlagen, als es mir schlug. Um Gotteswillen, wenn es der Dame einfallen sollte, sich in mich zu verlieben! Ich wollte meine weiße Krawatte vorbinden, aber dieser fürchterliche Gedanke hielt mich davon zurück. Wie sollte ich jemals hoffen, ihren Ansprüchen gerecht zu werden; ich, der ich ein einziges Mal in meinem Leben Champagner getrunken; ich, für den eine Auster ein noch nie gesehenes Fabelwesen ist; ich, der ich noch mit keiner Künstlerin drei Worte gewechselt, geschweige denn mit einer so hochstehenden Künstlerin, wie es eine Kunstreiterin ist!

Man muß das Beste hoffen und sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Das Bild meines Konfirmandenröckchens im Spiegel ließ mich erwarten, mit der unsagbarsten Verachtung von ihr empfangen und wieder entlassen zu werden. Sollte das Entsetzliche eintreten, sollte eine bizarre Laune vielleicht, vielleicht ein momentaner Überdruß an den geschniegelten Bonvivants sie dazu verleiten, an mir Naturburschen Gefallen zu finden, dann war ich fest entschlossen, meinen Mann zu stellen. Dann gab es kein feiges Zurückweichen für mich. Dann sollte sie den Menschen kennen lernen, der sich seine Existenz seit zehn Jahren selbst verdankt, und koste es ihm Leib und Leben!

Ich bestieg die Trambahn. Ich gelangte zum Cirkus. Ich trat ein durch die weite Pforte, durch die so viele eintreten, abends wenn die tausend Lampen flimmern, aber nur wenige zu dieser außerordentlichen Stunde. Die Probe mußte eben im vollsten Gange sein.

Weltmännisch, sagte ich mir, weltmännisch mußt du dich hier benehmen, als kämst du eben von einem Rendezvous mit einer Frau aus der Gesellschaft und habest für den Nachmittag noch drei oder vier mit Damen leichterer Qualität vor dir; sonst sieht dich hier jeder Stallknecht über die Achsel an.

„Sind die Dame E — E — Ella B — Belling vielleicht — vielleicht zu sprechen?“

Der Herr in kurzem Jackett und engen hellgelben Beinkleidern, an den ich diese Frage richtete, antwortete, indem er mir dicht an der Nase vorbei sah:

„Ich bin ihr Vater. Was wünschen Sie von ihr?“

„Ich möchte ihr gerne meine Aufwartung machen.“

„Was möchten sie ihr gerne machen?“

„Meine Aufwartung. Ich möchte ein Feu — Feuilleton über sie schreiben.“

„Dam, Sie sind an der Zeitung? — Meine Tochter übt eben Schlappdraht. Aber bilden Sie sich nichts ein. Bei uns, wissen Sie, ist es so: Abends um elf Uhr legt sich die ganze Familie zu Bett, ich, meine Frau, meine Söhne und meine Töchter. Soupers giebt es nicht. Wenn einer meine Tochter heiraten will, dann ist es etwas anderes. Und dann schreiben Sie bitte in ihrer Zeitung, daß ihr die Leute nicht immer Blumen schenken. Sehen Sie, meine Tochter bekommt jeden Abend für wenigstens achtzig Mark Blumen geschenkt. Nun sagen Sie mir, was soll man mit all den Blumen anfangen. Man kann sie nicht mal den Pferden geben. Ich begreife nicht, wie die jungen Leute ihr Geld so zum Fenster hinauswerfen! Was hat meine Tochter von den ewigen Blumen? Sie sollen ihr doch etwas Vernünftiges schenken, Silberzeug, Goldschmuck oder Brillanten, wenn sie wirklich verliebt sind. Das kostet das gleiche Geld und hält sich wenigstens. Aber so ist die Jugend; aus Liebe verliert sie den Verstand, verliert sie den Sinn fürs Praktische. Schreiben Sie das in Ihre Zeitung. Es drückt mir das Herz ab, wenn ich jeden Abend diese fürchterlichen Blumenkörbe sehe. Die Menschen sollen vernünftig werden — Kommen Sie, wenn Sie meine Tochter sehen wollen.“

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen. Die über jede Gewissensskrupel erhabene Kokette, die ich bis heute in jeder Kunstreiterin vermutet hatte, war Ella Belling also nicht. Ihr eigener Vater überwachte ihren Lebenswandel und so konnte ich mir nichts besseres wünschen als durch diesen prinzipienfesten Ehrenmann bei ihr eingeführt zu werden. Verheiratet war sie auch noch nicht. Ich beglückwünschte mich im stillen, dem Publikum diese erfreuliche Kunde übermitteln zu dürfen. Dem Alten mit den hellgelben Beinkleidern, in dem ich übrigens den dummen August von gestern Abend erkannte, folgte ich quer durch die Manege, in der eben ein Kunstreiterkind, an der langen Lanze hängend, über einem gesattelten Pony hin und her schwebte, in einen düsteren Gang, der unter den Sitzreihen durch zu dem Bretterverschlag führte, in welchem Fräulein Ella Belling Schlappdraht übte.

Der würdige Vater stellte mich seiner Tochter vor:

„Dieser Herr will über dich schreiben. Ich habe ihm schon gesagt, daß er sich nichts einbilden soll. Kopf hoch! Die Augen gerade aus! Immer gerade aus! — Sie können sie ansehen, soviel Sie wollen,“ wandte er sich an mich. „Betrachten Sie sie von allen Seiten, damit Sie Stoff zum Schreiben haben. Aber reden Sie nicht zuviel mit ihr; daß verwirrt ihr die Füße.“

Er brummte noch etwas in einer mir fremden Sprache, darauf ließ er mich allein mit dem blühenden jungen Mädchen, das in kurzem grauen Röckchen, weiten grauen Frauenhosen, die Füße in schwarzen Strümpfen und weißen Zeugschuhen, regungslos wie eine bemalte Statue zwölf Zoll über dem Erdboden in freier Luft schwebte. Ihr rechter Fuß berührte den straffen Draht, während der linke mit seiner Spitze einem Pfeil gleich zur Erde deutete.

Ich suchte nach Worten und würde kaum eins gefunden haben, hätte sie selbst nicht die weihevolle Stille unterbrochen:

„Ich sah Sie gestern Abend in der Vorstellung. Sie saßen in der zweiten Parkettreihe.“

„So, so. — Ja, ja. — Wie gefällt es Ihnen beim Cirkus?“

„Gut.“

„Ihr Herr Vater ist sehr streng?“

„Ja.“

„Was ist Ihnen lieber, der Schlappdraht oder das Reiten?“

„Das Reiten.“

Ich merkte, daß die Kleine mindestens ebenso verschüchtert war wie ich selbst. Das machte sie mir in diesem Augenblick zu dem liebsten teuersten Wesen, das ich auf Gottes Welt kannte. Sie hob den linken Fuß vorsichtig auf den Draht und streckte die rechte Fußspitze senkrecht zur Erde. Dabei spielte unaufhörlich ein feines Lächeln um ihre Lippen, das ich unmöglich mit meiner Gegenwart in Beziehung bringen konnte, da der Blick ihrer sanften Taubenaugen noch nicht ein einziges mal von einem bestimmten Punkt an der gegenüberliegenden Bretterwand abgewichen war.

„Sie haben wohl schon recht viel von der Welt gesehen?“ stotterte ich mit dem vollkommnen Bewußtsein, eine Dummheit zu sagen. Meine Befürchtung war indessen unbegründet. Das Mädchen antwortete mir ganz resolut und munter:

„Oh yes. Wir waren bei der Ausstellung in Chicago. Mein Bruder Clemens hat dort den Affen gemacht und meine kleine Schwester Viktoria den Pudel. Wir haben eine ganze Pantomime, nur von unserer Familie. Jedoch wir machen sie hier nicht. Papa sagt, man dürfe nie mehr machen, als wofür man engagiert wird. Man habe sonst nur Undank vom Direktor. Deshalb darf ich hier auch nicht Schlappdraht machen. Der Direktor hat es gewollt, aber Papa hat es nicht gelitten, indem ich nur als Reitnummer bezahlt bin. — Was machen Sie?“

Leser, der du jemals einer blühenden jungen Kunstreiterin auf drei Schritt gegenübergestanden, denke dich in meine Lage. Was ich mache? Wofür hielt mich der süße Engel? Ich fühlte mich vernichtet. So klein, so gedemütigt werde ich nie einem Fürsten der Erde gegenüberstehen. Ich sank zusammen wie ein schadhafter Luftballon, verdrehte die Augen, als hätte ich einen kalten Stahl zwischen den Rippen und stammelte tonlos:

„Gedichte.“

„I don't understand.“

„Gedichte. — Lyrische Gedichte. — Ich bin Schriftsteller.“

„Well, das ist auch ein ganz achtbarer Beruf. Sie haben keinen Grund, sich zu schämen, daß Sie Schriftsteller sind. — Wieviel Gage haben Sie?“

Jetzt raffte ich meine letzte Nervenkraft zusammen und sagte in vollem Bewußtsein:

„Vierhundert Mark monatlich.“

„Well — das ist nicht viel. Für meine Reitnummer allein bekommt Papa zweitausend Franks monatlich und dann bekommt er noch tausend Franks für den dummen August, den er macht, und fünfhundert Franks für die übrige Familie.“

„Aber mein Fräulein,“ entgegnete ich mit würdevoller Bescheidenheit. Sie haben auch ein größeres Publikum, als ich. Sie reiten jeden Abend vor ausverkauften Bänken, während von meinen Gedichten erst fünfzig Exemplare abgesetzt sind, und vierzig davon hat mir der Verleger zum Verteilen an gute Freunde gegeben.“

Ohne mit einem Blick von der Wand abzuirren, zog sie die rechte Fußspitze empor und streckte die linke zur Erde nieder. Sie konnte meine Rede unmöglich verstanden haben. Ihre Füßchen aber in den weißen Zeugschuhen, mit den straffen schwarzen Strümpfen darüber, prägten sich mir ins Gehirn ein wie glühende Eisenlettern in Pappelholz. Ich werde nie sie vergessen.

Ich mußte das Gespräch im Gang halten. Ich konnte mir den Augenblick nicht fruchtlos entschwinden lassen. Ich suchte in meinem unglücklichen lyrischen Dichterhirn, wie man in der Wüste Sahara nach Wasser sucht . . .

„Warum sind Sie noch nicht verheiratet?“ platzte ich mir selbst zum Entsetzen heraus.

„Ich bin noch zu jung dazu. Ich bin erst fünfzehn Jahre alt. Papa sagt den Herren immer, ich sei schon neunzehn, weil ich jetzt gerade so gut gewachsen bin und weil die Herren es lieber haben, wenn man schon neunzehn ist. Papa sagt, ich werde jetzt wenigstens noch fünf Jahre lang neunzehn bleiben. Nachher werde ich dann nicht mehr so gut gewachsen sein und dann könne ich immer noch fünfzehn sein, solang ich beim Cirkus bleibe. Wenn Papa sagt, ich müsse es thun, dann werde ich mich auch verheiraten. Aber er sagt es selber, daß es jetzt noch zu früh für mich sei. Wenn die Herren meinten, ich sei schon alt genug dazu, so sei das sehr gut, weil sie dann lieber in den Cirkus kämen. Jedoch müßte ich jedenfalls noch zwei oder drei Jahre damit warten. Papa sagt, ich muß Panneau reiten, solange mich die Leute auf dem Pferd sehen wollen. Nachher, wenn ich alt geworden bin, könne ich immer noch einen Millionär heiraten, wenn ich derweil auch klüger geworden sei, als ich jetzt bin.“

„Aber haben Sie denn noch niemals geliebt?“

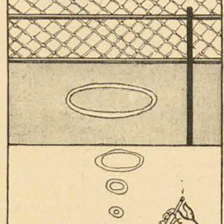
„I don't understand.“

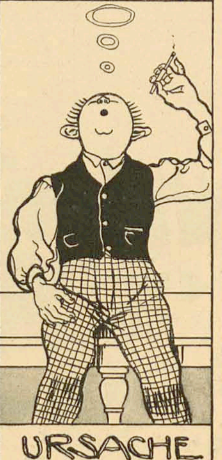
„Geliebt! — Ob Sie niemals geliebt haben!“

„Wath does that mean?“

In diesem Augenblick kam ihr würdiger Papa zurück: „Die Augen gerade aus! Immer gerade aus!“ — Er sprach ganz im Ton des dummen August, so daß ich mich verblüfft umwandte. Ella Belling hob vorsichtig den linken Fuß auf den Draht und streckte die rechte Fußspitze senkrecht nieder. Der Alte lud mich noch ein, eine Partie Poker mit ihm und dem genialen Clown Lavater Lee zu spielen, aber das Herz war mir zu voll. Ich stürmte zum Redaktionsbureau, um mich auszuschütten.







(Zeichnung von Schnebel)

Dos à dos in der III. Klasse

(Zur Physiologie des Glorienscheins)

In eigener Sache

Weniger aus Mangel an lebendiger Litterater, als um unseren Lesern das Leben unmittelbar zu bieten, gleichsam als Momentphotographie, wollen wir von nun an Szenen aus dem Alltag oder Charaktere aus der Welt, die um uns so geschäftig tobt und treibt, in Form von Interviews bringen. Wir haben vorläufig Herrn Wedekind mit der Ausführung unseres Planes betraut, werden aber auch jedem andern Autor, der sich von dieser Aufgabe angezogen fühlt, für Beiträge in diesem Sinne dankbar sein.

Simplicissimus

Am Ende des Jahrhunderts

Roman

von

Alexei Suvorin

2 Bände in 8°. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe“, ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe“? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend“, sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik, Eisenkonstruktionswerkstatt, Kunst- u. Bauschlosserei.

Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Technikum Eutin

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

herausgegeben von Marçel Herwegh

8°. ca. 23 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Bekanntmachung.

Ingenieur Bittner's neuer **patentamtlich geschützter Apparat, fein vernickelt, garantiert ohne Knall,** zum Schießen auf Hunde, Katzen, Tauben, Vögel ꝛc. wird überall hin **samt Munition** und Gebrauchsanweisung, in Karton, **portofrei,** fürs Ausland auch **zollfrei,** bei vorheriger Einsendung von Mk. 2.— oder 1 Gulden 40 kr. ö. W. oder 3 Lire oder 3 Francs, versandt. Bei **Nachnahmebezug** stellt sich der Preis um 30 Pfg. oder 25 kr. oder 40 centesimi oder 40 centimes höher. Unentbehrlich für **Gärtner, Obstbaumallebesitzer, Radfahrer, Touristen.** Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Wiederverkäufer Rabatt.

O. VOSS, Breslau, Gräbschenerstr. 27/29.

Fabrik für Elektro-Technik und patentierte Neuheiten.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung. Sprechzeit von 4—7 Nachmittags. On parle français. English spoken.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,

Villa Augusta. **Stellingen** (Hamburg).

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**

Referenzen grosser Häuser

— Gegr. 1882 —

ca. 100 Angestellte.

Verwerthungsverträge ca.

$1^1/_2$ Millionen Mark.

Auskunft — Prospecte gratis.



Abel Hermant

Nathalie Madoré

Roman

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

Illustr. Umschlag von Steinlen.

8°. 480 **Seiten. Preis 4 Mark.**

„Natalie Madoré“ ist die Geschichte eines kleinen Pariser Nähmädchens, doch nicht von der Art, wie man sie sich gewöhnlich in Deutschland vorstellt. Sie ist weder hübsch, noch kokett oder elegant und gar nicht geistreich. Ihre Anziehungskraft liegt allein in ihren großen, unergründlich dunklen Augen mit dem leicht verschleierten Blick und dem unverfälschten, schmachtenden Liebesdrang darin. Der Grundzug ihres Charakters ist selbstverzagende Melancholie; in der Gesinnung zu ihrem Geliebten ist sie von rührender Treue. Ihr Liebster, halb Schwächling, halb Egoist, ist der Typus des Pariser Durchschnitts-Lebemannes. Bald schwach, bald brutal — bald zartfühlend, liebevoll, bald sinnlich roh, lebt er mit ihr jenes Leben, das für ihn inhaltslos ist und für sie alles bedeutet.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Wieder eine neue Auflage, und zwar innerhalb 17 Jahren die **23.**, erschien soeben von

Karl Urbach's

Preis-Klavierschule,

die von **40** vorliegenden Klavierschulen mit dem **Preise** gekrönt wurde und nach der in den Musikinstituten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehr viel unterrichtet wird.

Der Ruf der Vorzüglichkeit der Urbach'schen Preis-Klavierschule ist auf der ganzen Erde begründet.

Dieselbe kostet brosch. **nur** 3 M. — elegant gebunden mit Lederrücken und Ecken 4 M. — in Ganzleinenband mit Gold- und Schwarzdruck 5 M. — in Ganzleinenband mit Goldschnitt 6 M.

Die Preuß. Lehrerzeitung schreibt über diese Schule: „Wer an der Hand eines tüchtigen Klavierlehrers diese Schule durchgearbeitet hat, kann sich getrost hören lassen.“

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt von

Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Steinbacher's Kur- u. Wasser-Heilanstalt

prämiirt

London 1893

Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**

Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.



„Der Nebelspalter“



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4° Umfang, 3 bis $3^1/_2$ Seiten Illustrationen, **allmonatlich** ein **grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter.

Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern“** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter“, Zürich.

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,

Halle a. Saale,

Internationales Auskunftsbureau.

Gegründet 1888.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Für viele

Nerven-,

Herz- und Nierenleidende

ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!

Unersetzlich weil **einzig.**

Prospekt-Brief gegen Retourmarke.

Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**



Simplicissimus-Plakate.

Preis pro Stück 2 Mark.

Unsere bekannten Teufel- und Mops-Plakate liefern wir franko gegen Einsendung obigen Betrages.

München

Kaulbachstrasse 51a.

Die Expedition des „Simplicissimus“.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Der Morgenbesuch

Von

M. F. Verdier

Leise tret' ich in das Stübchen
Meines holden Mädchens ein.
O, noch schläft das süße Liebchen,
Ob schon hell der Sonnenschein
Durch die Scheiben freundlich strahlet
Und auf ihrem Angesicht
Glühendrote Rosen malet —
Tilli schläft und merkt es nicht.

Schläft und träumt und denkt wohl meiner?
Ja, im Traum denkt sie an mich,
Denn ihr Knospenmund, ihr kleiner,
Spitzt zu einem Kusse sich.
Wie entzückend ist das Grübchen
In dem runden weichen Kinn;
Amor sitzt, das lose Bübchen,
Schelmisch kichernd keck darin!

Sanft geschlossen sind die Lider,
Und vom goldigblonden Haar
Eine breite Locke nieder
Auf die Stirn geglitten war.
Bei dem tiefen Atemholen
Hebt sich die geschwellte Brust.
Tilli lächelt still verstohlen —
Ihrer Reize wohl bewußt?

Ihres Busens schnee'ge Fülle
Ist zwar schamhaft keusch versteckt;
Doch der Linnen zarte Hülle
Läßt erraten, was sie deckt. —
Wie sie daliegt, hingegossen,
Ihre Züge heitermild,
Von der Sonne Glanz umflossen:
Welch' bezaubernd schönes Bild!

In der Luft, der drückend schwülen,
Stockt mir fast des Blutes Lauf,
Und, die Sinne mir zu kühlen,
Riegle ich das Fenster auf.
„Strömt herein, ihr frischen Lüfte,
„Strömt herein in das Gemach!
„Und ihr, frische Waldesdüfte,
„Küßt die holde Schläf'rin wach!"

Rasch herbei die Lüfte flogen,
Wehten um mein Mägdelein,
Und vom nahen Walde zogen
Würz'ge Düfte mit herein.
Da erhob ein Küssen, Kosen,
Um das liebe Täubchen sich,
Und den Lüften half, den losen,
Tüchtig mit beim Küssen — ich.

Küßte heiß ihr rotes Mündchen;
Doch sie fährt erst aus dem Schlaf,
Als ein rücksichtsloses Windchen
Ihr zu kalt den Busen traf.
Fährt empor und sie errötet
Und entzieht sich meinem Kuß,
Und mit leiser Stimme flötet
Sie erstaunt den Morgengruß.

Reibt sich ihre Äuglein beide,
Drin zwei Thränenperlen stehn;
Schämt sich, daß im Unschuldskleide
Ich sie habe schlafen sehn!
„Sei nicht böse, holde Taube!
„Bin wie du ja gut und fromm!
„Willst du — geh' ich; doch erlaube,
„Daß ich später wiederkomm'.

„In — — zwei Stunden komm' ich wieder;
„Klopf' erst an die Thüre an;
„Hoffe, daß mit Rock und Mieder
„Ich dich dann find' angethan!
„Will dich dann zum Walde führen,
„Wo ich Blumen für dich pflück',
„Wo die Vöglein jubilieren
„Laut von Liebe, Lenz und Glück!"



(Zeichnung von R. M. Eichler)

1. Jahrgang Nr. 31 | Preis 10 Pfg. | 31. Oktober 1896

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Besuch der Neuvermählten

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Auszug aus einem Briefe der jungen Frau an ihre Freundin: „. . . Die 150 Kilometer bis Pasewalk, wo die Großeltern meines Mannes wohnen, legten wir in 5 Stunden 31 Sekunden zurück. Und nun kommt etwas Schreckliches: Bei meinem Anblick schlug Großmama ohnmächtig hin, — sie hatte noch nie ein modernes Weib gesehn."

Der alte Photograph

Von Louise Totenhaupt

Friedrich Petersen war ein Siebziger und stand ganz allein in der Welt. In einer norddeutschen Mittelstadt wohnte er bei einer alten Witwe, welche dafür sorgte, daß er sich gut nährte und ordentlich kleidete. Sonst hatte der alte Mann wenig Verkehr; die Leute, welche hin und wieder kamen, um sich photographieren zu lassen, interessierten ihn nicht. Nur das Notwendigste sprach er mit ihnen.

Er war ein Mensch, der ganz in der Vergangenheit lebte; wenn er der einfachen Frau, bei der er wohnte, und die ihn Sonntags nachmittags manchmal zum Kaffee einlud, von seinem schönen Heimatlande erzählte, dann leuchteten seine Augen und die müden alten Züge schienen ganz verjüngt.

Die Witwe hörte immer geduldig zu, wenn er die Schönheit des langweiligen, häßlichen Marschlandes der Unterelbe pries. Es war ja nun einmal eine fixe Idee bei dem Alten, diese häßliche Gegend schön zu nennen.

* *

Schon seit mehreren Wochen hatte sich niemand photographieren lassen, und der alte Petersen hatte die Umgebungen der Stadt durchstreift, um zu seinem eigenen Vergnügen photographische Aufnahmen zu machen. Selbst nachts hatte er gearbeitet. Niemand verstand es wie er, die merkwürdigen Wolkenbildungen in mondhellen Nächten zu photographieren. Diese nächtlichen Aufnahmen waren sein ganzer Stolz, ob er sie auch niemandem zeigte. —

Eines Morgens war er damit beschäftigt, einige solcher Bilder zu entwickeln, als ein bleicher etwa fünfunddreißigjähriger Mann mit feinen, durchgeistigten Zügen bei ihm eintrat. Unwillkürlich ließ der alte Mann, der sich sonst so wenig für seine Mitmenschen interessierte, seine Blicke lange auf dem müden, nervösen Gesichte ruhen. „Treten Sie näher, setzen Sie sich," sagte er dann langsam, und wollte ihm das Paket, augenscheinlich ein Bild, das er trug, abnehmen.

„Ich komme mit einer Bitte," sagte der andere, „mein Name ist — (er nannte einen wohlbekannten, vielumstrittenen Namen) und ich möchte gern ein Bild, eine Landschaft photographieren lassen. Sie wurden mir empfohlen."

Der alte Mann nickte.

„Ich habe heute noch Ihren Namen gelesen. Die Gemäldegalerie zu X. hat eine kleine Landschaft von Ihnen um zwanzigtausend Mark angekauft."

„So ist es, und eben dieses Bild möchte ich photographiert haben."

Der Alte wickelte das Bild aus, und stellte es auf einen Stuhl. Während er es betrachtete, füllten sich seine Augen mit Thränen, fahle Blässe kam über sein Gesicht und es war, wie wenn er vor innerer Aufregung bebte.

„Was ist Ihnen?" fragte der jüngere Mann erschreckt.

Der Alte versuchte zu lächeln. „Nichts — nichts — Sie werden sehen." Und langsam trat er an die braunlackierte Kommode, zog eine Schieblade heraus und nahm mit zitternden Händen ein in weißes Papier gewickeltes Papier heraus. „Sie sollen sehen!"

Und der junge Mann betrachtete die stillen, duftigen Bilder, die der Greis auf Stühlen und Kommoden vor ihm aufstellte, — betrachtete sie lange, lange ohne ein Wort zu sagen. Dann: „Ich errate alles! Als Sie jung waren, haben Sie das gemalt. Alle Liebe, die Sie für Ihr Land haben, liegt darin. Das Beste haben Sie gegeben... Die Natur rein und treu, ohne ihr ein modisches Kleid anzuziehen. Und das war genug, daß man Sie nicht verstand!"

Der Alte nickte. „Ja, das war genug, daß keiner mich verstand. Ich hatte alles gegeben. Mir gab man nichts! Glück, Liebe, Ruhm — alles in Nebel zerflossen. Alles. Und nun — und nun — o, mein Gott!" Dem jungen Manne glänzten die Augen in Thränen.



„Und nun erkenne ich Sie als den Meister an," sagte er leise.

Die beiden Männer drückten sich die Hand und sahen sich lange an. Auf beider Stirn stand das Märtyrertum der Kunst geschrieben.

Dann betrachtete der Jüngere von neuem die Bilder und der Alte begann zu erklären.

„Das mit den gelben Sandhügeln, auf denen der goldene Ginster wächst, war das erste. Als ich zwölf Jahre alt war, habe ich es zuerst so gesehen, mit dem tiefblauen Himmel darüber, und die helle, sonnige Schönheit schlug mir mächtig ans Herz. Und als ich es dann endlich nach Jahren gemalt hatte, da belehrte man mich, daß so helle sonnige Hügel nimmer schön sein können... Ich sollte wählerischer sein in der Wahl der Motive..."

„Dort das stille Wasser mit den grauen Weiden ist auch nicht schön... Die matten Farben, die hindurchschimmern durch das Grau — rosa — violett und blau, die konnten die Leute nicht sehen, — nicht die Freunde und nicht die Feinde. Ich hatte wieder etwas Häßliches gemalt. Und so weiter. Jedes Bild erzählt Ihnen dieselbe Geschichte. Ich war kein Künstler von Gottes Gnaden. Das war klar. Es war mir versagt, das wirklich Schöne in der Natur zu erfassen...." Der alte Mann sank müde in einen Sessel. „Nein, nein, ich sah die Schönheit nicht, — verdiente nicht, daß man mich einen Künstler nannte."

„So wurde ich denn ein Einsamer, ein Sonderling. Ich floh den Umgang der Menschen. Ich besuchte nie mehr eine Bilderausstellung. Seit vierzig Jahren war dies das erste Bild, das ich sah."

„Alles was mir blieb, das war die Liebe zu meinem Lande; zu meinem schönen Heimatlande... Im Sommer fahre ich, so oft ich kann, hinaus und besuche die lieben alten Plätze, denen ich meine Niederlagen verdanke. Es ist alles noch unverändert, alles so still, so feierlich, so menschenleer!" — —

* *

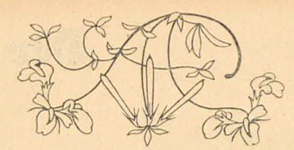
Die beiden Männer blieben noch lange beisammen. Als Freunde schieden sie voneinander.

* *

Als der berühmte Maler heimkam, war viel Besuch im Salon; Herren und Damen aus der besten Gesellschaft. Er blieb im Vorzimmer und hörte ungesehen eine Weile den lebhaften Gesprächen zu.

„Das ist es ja gerade, was ich sage," rief eine scharfe Stimme, „wir leben in einer Zeit, die überhaupt keine Ideale hat, wie sollen denn da gerade die Maler dazu kommen, dem Schönen und dem Idealen nachzustreben."

Der müde, nervöse Künstler fuhr sich mit der Hand über die weiße Stirn und schlich sich in sein Atelier... Er war heute nicht in der Stimmung die bekannten Tiraden anzuhören.



Herbst

Gemach zu Boden, du Kastanienblatt
Und raffe mit den Fingern sterbensmatt
Den letzten Schmuck für deine Ruhestatt:
Das Sonnengold!
Ihr rote Pappelblätter, löst die Haft!
Ihr seid der irre Brand der Leidenschaft
Und zahlt mit Herzblut euren Minnesold.

Ihr braunen Weidenblätter seid die Qual;
Das Haar des Weibes, das im Morgenstrahl
Sich herben Munds vom Bett der Wollust stahl
Voll Reueglut;
Ihr grauen Lindenblätter seid der Gram!
Ihr Silbereschenblätter fliegt so lahm
Wie in der Mondnacht die Gedankenbrut!

Nun hasch' ich mir ein graues Blatt zum Kranz
Und noch ein rotes aus dem Blättertanz,
Und wähle noch zu dem im Silberglanz
Ein braunes aus
Und der Kastanienblätter goldnen Trug:
Nun seht mich an! So bin ich bunt genug
Für meiner Träume buntes Narrenhaus!

Josef Schanderl

Der Steindorfpfarrer

Von **Wilhelm Schäfer**

Einmal traf ich den Kanzelfriedrich, wie er am Sonntag Morgen Zähne für seine Egge schnitzte.

„Auch Sabbatschänder?“ fragte ich, der gerade trotz des Tages seine Uhr aufdrehte.

„Falsch gepredigt!“ Er schnitzte, daß die Späne flogen. „Vergnügen. Reines Vergnügen! — Tanzen und Biersaufen, Ehenschmieden und Leichentragen, Kindertaufen und Nachtwächtern, Eisenbahnfahren und Hosenklopfen: alles Sonntagsvergnügen.“

„Oder Arbeit.“

„Alles ist beides. Je nachdem. Vergnügen, wen's freut; Arbeit, wen's grimmt.“

„Und's Predigen?“

„Vergnügen mit Honig beschmiert. Nur's Anhören ist Arbeit.“

„Und wann arbeiten die Herren Pfarrer?“

„Am Sonntag nicht.“

„Hm.“

„Spaß, Herr Schriftgelehrter. Wir sollten's dem Moses danken, daß ihm das vierte Gebot nicht aus den Fingern gerutscht ist, als er den Sinai hinabkletterte. Ist ein Segen, daß wir's haben.“

„Und nicht halten.“

„Kennt Ihr die Geschichte vom Steindorfpfarrer? — Sie hängt hier in vielen Ohren. Wahr ist sie wohl nicht. Aber das sagen die klugen Leut' ja auch von der Bibel. —

Steindorf hat vielleicht zwanzig Häuser, und wer da Pfarrer ist, muß von Haus aus 'nen guten Schreihals mitbringen; denn die Häuser in Steindorf sind aus dicken Steinen gebaut, und die Schädel der Bauern sind seit altersher noch dicker.

Einmal ist ein neuer Pfarrer dahin gekommen. Der war hager wie ein Fischreiher, und da war ein gut' Verhältnis von Anfang an so wackelig, wie unserm Schulmeister sein Haus; denn wenn so ein richtiger Steindorfer am Sonntag zur Kirch' geht, den weißen Kragen um den dicken Hals, das glattrasierte Maul breitgezogen wie 'nen Löffelstiel, dann braucht man sich bloß noch ein zweites Paar Beine zuzudenken und der Frosch ist fertig.

Der neue Pfarrer war ein Eiferer. Als die Heuzeit kam und er am ersten Sonntag die Steindorfer Wiesen wimmeln sah von fleißigen Armen und Beinen und in seiner Kirche für die drei oder vier Greise oder Greisinnen seine Predigt vergeuden sollte, daran er gearbeitet hatte eine ganze lange Woche nach allen Regeln der erlernten Gottesgelehrsamkeit und ihrer Handbücher, da legte er seine kostbare Predigt zur Seite und donnerte auf die armen langjährigen Ohren nieder, daß an dem Morgen keins zum gewohnten Schlummer kam. Nach der Kirche zappelte er den Küster herbei, dem schon die Hände nach der Harke hüpften, und schickte ihn rund zu all denen, die da draußen in weißen Hemdärmeln den Sabbat beschmutzten. Wer nicht sofort das gotteslästrige Handwerk lasse und nach Hause kehre in tiefer Zerknirschung, den solle die Kirche treffen mit ihrer schwersten Buße.

Der Küster ging von einem zum andern. Und einer nach dem andern wackelte mit dem dicken Kopf und arbeitete weiter. Und als der Küster rundgegangen war, da standen sie noch alle, wie sie gestanden hatten. Nur das Heu flog wilder in die Luft und mehr Zähne brachen aus den fleißigen Harken.

Am Mittag standen die Steindorfer zusammen in schreienden armschlenkernden und zornspuckenden Gruppen. Eine Abordnung wurde zum Pfarrer gesandt. Eine scharfe Redeschlachterei wanderte bis zum Abend zwischen dem lauten Reiherschnabel und den breiten Froschmäulern hin und her. Dann machte der Pfarrer die Thür zu mit schweren, eisernen Riegeln.

Die Mauern zu Steindorf sind dick und die Schädel der Bauern noch dicker seit altersher. Am Abend war Gefahr vorhanden, daß sie gegen das Haus des Pfarrers stürmten und es umrannten mitsamt dem zürnenden Pfarrer und seiner kranken Pfarrerin.

Aber in einem der dicken Schädel saßen ein paar listige Augen. Diese Augen kniffen sich zusammen und legten viele pfiffige Falten ins regenbraune Gesicht. Eine kurze schlaue Rede wurde gehalten, und dann hoben die Steindorfer ihre Fäuste zum heugünstigen Himmel und schlossen einen Bund wie ihre Großgroßonkel auf dem Rütli.

Am andern Tag war alles ruhig. Am Dienstag auch. Am Mittwoch wunderte sich der Pfarrer, daß sein Heu noch immer ungewendet lag. Es war viel Heu. Sein halbes Gehalt mußte er daraus ziehen. Er schickte zum ersten Bauer. Der hatte keine Zeit. Der zweite auch nicht. Der dritte noch weniger, so fort bis zum letzten. ‚Am Sonntag vielleicht,‘ ließ der sagen.

Am andern Tag kam Regen und Sonne. Und das Heu lag immer noch, das kostbare Heu, das eine so wichtige Rolle spielte in der äußeren Seite seines innerlichen Berufs. Wieder mußte der Küster wandern. Am Sonntag vielleicht. Das war alles, was er brachte. — Am Sonntag vielleicht.

Am folgenden Tag ließ der Pfarrer schon gar nicht mehr fragen. Er ging voll schwerer Sorge einher und wär' fast selber in die Wiesen gestiegen, wenn er nicht gar zu wenig davon verstanden hätte. Der Samstag kam, und sein Heu war fast verdorben. Wenn's morgen noch so liegen blieb —

Er hatte die Predigt vom vorigen Sonntag noch als Vorrat liegen. Und doch konnte er nicht schlafen fast die ganze Nacht. Schließlich kam es ihm vor, als kämpfe er wie so viele vor ihm den berühmten Kampf der großen Lichter mit der Dunkelheit der Welt, und seine Not schien ihm so ideal, daß er sich fast ihrer freute. Er wurde stärker als je und streckte seinen Reiherhals so hoch, daß sein langes Bett ihm zu kurz wurde. Und wenn das Heu verdarb, tausendmal verdarb: es verdarb auf ruhmvolle Weise. Mit diesen Gedanken schlief er ein.

Aber am Morgen, als der Himmel über seine eigene Langschläferei errötete weit hinauf, da war das Heu wieder richtiges Heu. Und er brauchte dieses Heu; denn es war die Hälfte seiner Nahrung, die selbst in ihrer Ganzheit einem hungrigen Reiherhals wenig entsprach.

Da machte sein Geist einen kühnen Sprung aus der Starrheit des alten Testaments in die Milde des neuen. Er dachte an Werke der Liebe und der Not, und schließlich, als es heller wurde und die Schwüle ein Gewitter drohte, nur noch an sein Heu.

Und endlich siegte das Heu über das vierte Gebot.

Um acht Uhr des heiligen Sonntags ging der Küster zum ersten Bauer. Er möge dem Herrn Pfarrer das Heu einthun!

Er dürfe nicht, wegen der Kirchenbuße. Es sei Sonntag! — Und das schadenfrohe Lächeln blieb wie die Antwort vom ersten Bauer bis zum letzten.

Die Uhr des Morgens ging herum wie eine tollgewordene Spinne, und die Schwüle legte sich schwerer ins Thal mit jeder Minute. — Die Kirchenglocken gellten. Der Himmel hing voll schwarzer Wolken. Er mußte zur Kanzel und draußen lag das Heu. Die kostbare Predigt wurde abgelesen wie ein verachteter Liedervers. Die Hitze höhnte ihn mit glühendem Atem. Er schwitzte vor lauter Schweißabwischen.

Zum Mittag konnte er nicht essen.

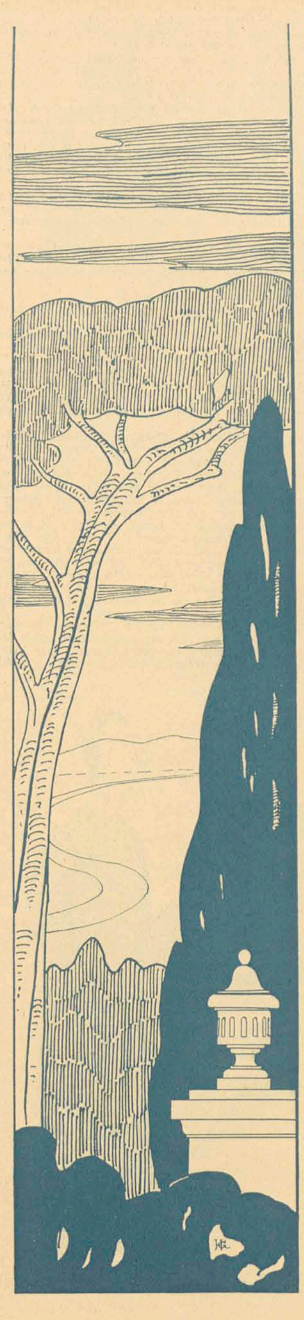
Der Nachmittag hatte acht lange Stunden. Dann wurde es dunkel. Mit der Dunkelheit kam der erste Blitz. Bald pantschte der Regen herunter in breiten Strömen. Dem Pfarrer aber war's, als würde sein eigenes Herz begossen und ertränkt in dem Meer von Kälte. Seine kranke Frau sorgte um ihn und bekam vor Aufregung Fieber. Er kam in der Nacht nicht zu Bett. Und als das bleiche Morgendämmern sich über die Erde wälzte, saß er an ihrem Bett, senkte den langen Reiherhals vornüber und sein Haar stand nach allen Seiten ab wie fedrige Borsten.

Ganz spät guckte er hinaus, verzweifelt und stumpf, und mußte sich an dem morschen Fensterrahmen halten vor freudigem Schreck. Drunten unter seinem Schuppen standen drei volle Wagen mit Heu. Er sprang die Treppe hinunter mit langen Beinen und griff hinein mit zitternden Fingern. Es war trocken, von den Bauern eingebracht noch vor dem Regen. Dem Pfarrer war's auf einmal, als wär' er zum zweitenmal glücklich durch sein Examen gekommen. So erlösend wirkte die Sabbatarbeit seiner Steindorfer Pfarrkinder in der Vollendung ihres trockenen, herrlichen Heusegens.

Seitdem ist Frieden zwischen dem Reiher und den Fröschen zu Steindorf. Der eine reißt seinen lauten Schnabel nur noch auf zum Klappern, wenn sein Vetter mit dem jährlichen Sprößling kommt. Die andern sitzen auf ihren breiten Blättern, ziehen das Maul breit wie den längsten Löffelstiel und quaken, wie sie's gewohnt sind seit altersher.



„Der Frithjof Nansen muß Ihnen doch imponieren, Herr Lieutenant —?“
„Eh, ganz superber Kerl, — Civil macht sich.“



Der Salo

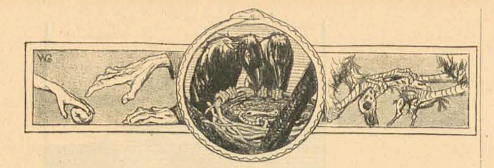
„Ach was und überhaupt! Ich pfeife auf Adel und Abstamm

Freidenker

(Zeichnung von H. Schlittgen)



. Mein Großvater war Kommerzienrat und das genügt mir."



Interviews

Von

Frank Wedekind

II

Iwan Michailowitsch Rogoschin

Die Tagespresse überraschte unsere literarischen Kreise vorige Woche mit der interessanten Mitteilung, daß sich der eminente russische Novellendichter und Essayist Rogoschin auf der Durchreise nach der Schweiz einige Tage in München aufhielt. Ich konnte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu wagen, den Leser mit der Persönlichkeit und den Ansichten dieses Helden der Feder näher bekannt zu machen.

Die Dame, die unsere Unterredung vermittelt, hatte mir schon gesagt, es werde nutzlos sein, wenn ich meine Aufwartung vor zwölf Uhr mittags mache, da der Dichter die Nächte hindurch schreibe und gewohnt sei, sehr spät aufzustehen.

Um ein Uhr warf ich mich in eine Droschke und hatte die Genugthuung, Herrn Rogoschin in dem Momente zu treffen, wo er sich eben mit dem ernsten Vorsatz trug, einen neuen Tag zu beginnen. Ich wurde ohne Verzug vorgelassen; die Konversation war französisch.

„Ich hoffe, mein Herr, Ihnen nicht zu ungelegener Zeit zu kommen. Wenn Sie nur eine halbe Stunde Zeit für mich übrig haben, dann . . .“

Er reckte und streckte seine kurze gedrungene Gestalt unter der Bettdecke. Seine etwas matten Augen unter den hochgeschwungenen Brauen schienen einen festen Punkt an der Wand zu suchen.

„Sie kommen mir sehr gelegen, mein Herr. Ich liebe nichts mehr, als gleich beim Erwachen jemanden zu haben, der mir hilft, meine mir während des Schlafes abhanden gekommenen Gedanken wieder zusammenzusuchen. Nehmen Sie Platz, wenn Sie einen Stuhl finden. Sie werden mich zuerst fragen, wie mir Ihr München gefällt. München ist die komischste Stadt, die ich in meinem Leben gesehen habe. Zwischen griechischen Tempeln, römischen Triumphbögen und italienischen Kirchen hindurch, eilen die Münchener in strömendem Regen dem nächsten Bierlokal zu. Aber diese Naivetät gefällt mir. Die Münchener Bevölkerung ist wohl die naivste von Deutschland, sie ist beinahe so naiv wie die Bevölkerung von Paris. Das ist auch der Grund dafür, daß sich die Kunst in München so wohl fühlt und so üppig gedeiht. Die Naivetät ist der Nährboden der Kunst. Ich war vor einigen Jahren vorübergehend in Berlin. In Berlin will jeder etwas anderes scheinen, als er ist; deshalb wird die Kunst dort niemals heimisch. Echtheit ist das erste Kunstprinzip, und das Leben ist immer das Urbild der Kunst. Ohne ein urwüchsiges Leben ist keine Kunst denkbar. Die Berliner Künstler machten mir den Eindruck eines Bildhauers, der in weichen, blätterigen Sandstein eine Statue meißeln soll. Das Material zerbröckelt ihm unter dem Meißel; es ist ihm unmöglich, feste, bleibende Formen zu schaffen. Die Freude am Leben, die Freude der Menschen an sich selbst, alles so kritiklos als möglich, das Bestreben, mit allem, was man thut, nur sich selbst zu genügen, unbekümmert darum, wie es Andere halten und was Andere davon denken, das ist es, was Paris zur unerschöpflichen, ewigfrischen Quelle neuer Kunsterscheinungen macht; und davon hat München mit seinem gemütlichen Bierleben, mit seinem nicht geräuschvollen aber um so übermütigeren Karneval, mit seinem hübschen, über alle kleinlichen Skrupeln erhabenen, in der Toilette höchst geschmackvollen Mädchenflor viel aufzuweisen, ohne daß es jemals einem Münchener einfiele nach Pariser Vorbildern zu leben.“

„Gedenken Sie sich längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten?“

„Ich reise nach Genf und werde dort vor der Hand bleiben. Ich kann in Rußland nicht leben. Sehen Sie, ich bin auf den Ertrag meiner Feder angewiesen, und sobald mir ein freies Wort aufs Papier fließt, sei es welcher Tendenz es wolle, genug, daß es gegen das Alltägliche, Althergebrachte verstößt, wird es konfisziert.“

„Nicht möglich!“ rief ich.

„Es wird konfisziert, sag' ich Ihnen! Was ist denn in Rußland nicht möglich!“ — Seine Augen begannen zu funkeln; er richtete sich halb auf und suchte nach einer Cigarette. Glücklicherweise hatte ich welche bei mir.

„Sie wissen,“ sagte er, nachdem ich ihm Feuer gereicht hatte, „daß es bei uns in Rußland Nihilisten giebt. Das weiß jedes Kind. Was mich betrifft, ich bin nicht Nihilist. Ich bin von ganzer Seele Slavophile und hoffe zuversichtlich, daß in fünfzig Jahren ganz Europa russisch ist, wie denn die Kultur von jeher den Weg von Osten nach Westen genommen hat. Schreibe ich aber eine Novelle, in der ein Nihilist vorkommt, mag er mit seinen sämtlichen Ansichten ad absurdum geführt sein, dann konfisziert man meine Novelle wegen umstürzlerischer Bestrebungen. Man fürchtet in mir keinen politischen Gegner, sondern man fürchtet den denkenden Menschen. Man kann die Wahrheit nicht vertragen. Lassen sie sich nur die Geschichte erzählen, infolge deren ich jetzt eben meiner teuren Heimat, an der ich mit ganzem Herzen hänge, vielleicht auf ewig Lebewohl gesagt habe.“

„Bitte, verehrter Meister.“

„Ich hatte eine kurze Novelle geschrieben: „Der Brand von Nikolskoje.“ Die Erzählung behandelt ein hochsittliches Problem mit allem nur denkbaren sittlichen und künstlerischen Ernst. Ein Wüstling, der sich hundertmal erfrecht hat, das Naturgesetz, dem wir unsere Entstehung verdanken, zur Befriedigung niedriger fleischlicher Bedürfnisse zu entwürdigen — sehen Sie, wenn ich diesen Satz in Rußland schriebe, würde ich gleich wieder konfisziert! — dieser Wüstling sieht sich von dem ewigen Naturgesetz in dem Augenblick schmählich im Stich gelassen, wo er dem Gesetz zum ersten Mal unter dem Einfluß einer im Herzen wurzelnden, ihn moralisch hebenden Leidenschaft nachgeben möchte.“

„Kommt das wirklich vor?“

„Ja gewiß kommt es vor! Ich hatte den Stoff direkt aus dem Leben. Gestehen Sie mir, daß durch diese tückische Art der Natur, sich an ihrem Frevler zu rächen, die Moral hundertmal besser garantiert ist, als durch alle Gesetzesparagraphen. Aber hören Sie weiter. Ich habe in der Behandlung des Stoffes mit einem Ernst, dessen nur ein Künstler fähig ist, jedes Wort vermieden, was der hohen sittlichen Bedeutung der verfochtenen These nicht angemessen gewesen wäre. Hilft nichts; die Novelle wird konfisziert. Ich habe mich wie vor einer Todsünde davor gehütet, daß auch nur der Schein einer beabsichtigten Zweideutigkeit irgendwo im Text aufkommen könnte. Hilft nichts; die Novelle wird konfisziert. Ich habe meinen Wüstling unter dem zerschmetternden Eindruck seines Fiaskos zum Verbrecher werden und nachher der Justiz in die Hände fallen lassen — o bitte, fürchten Sie keine psychopathischen Komplikationen! Er geht ganz einfach hin und zündet sein Heimatdorf an. — Hilft nichts; die Novelle wird konfisziert. Ich habe ihn seine Strafe mit Ergebung und Einsicht in seine Schuld ertragen lassen. Die Erzählung, weit davon entfernt, einen Angriff auf die gesellschaftliche Ordnung zu enthalten, rechtfertigt sie mit den unumstößlichsten Beweismitteln. Hilft nichts, sie wird konfisziert. Ich hatte die Frivolität, den Cynismus, die Lasterhaftigkeit mit den heiligsten Waffen bekämpft, und der Sittlichkeit, die so oft als etwas rein Zufälliges persifliert wird, aus den Satzungen der Natur heraus das Wort gesprochen. Hilft nichts; meine Novelle wird wegen Unsittlichkeit konfisziert, nur weil etwas darin steht, was vor mir noch keiner den Mut fand, auszusprechen, nur weil dem Volke nicht Gelegenheit gegeben werden soll, über etwas nachzudenken, über das es bis heute noch nicht nachgedacht hat. — Sehen Sie, mein Herr, das nennt man russische Zustände.“

„Sie geben mir mehr Ursache,“ entgegnete ich, „unsere deutschen Institutionen zu schätzen, als ich bis jetzt zu haben glaubte. Ein derartiges Verfahren halte ich bei uns, trotz allem Geschrei von seiten Übelgesinnter über geistige Knechtung nicht für möglich.“*)

„Und was sind die Folgen davon,“ sagte der Dichter, seine Kopfkissen zurechtrückend. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von ganzer Seele Russe bin; aber diese geistige Bevormundung ist das Mittel, durch das sich unsere Regierung einen Feind nach dem anderen schafft und natürlich nicht unter den Schlechtesten. Durch solche Maßregeln entstehen die katilinarischen Existenzen. Ich hatte kein anderes Bestreben, als ehrlich mein Brot zu verdienen und mit Gott und der Welt im Frieden zu leben. Jetzt bin ich auf der Reise nach Genf. Mir graut davor, aber was ich dort an Intelligenz, an gesellschaftlichem Verkehr treffe, sind alles Männer der erbittertsten Opposition. In Rußland konnte ich mich nicht halten. Mein Verleger ist schließlich bei aller offenen Begeisterung für die Kunst ein Geschäftsmann wie jeder andere. Er bedankt sich für meine konfiszierlichen Geschichten. Banalitäten bringe ich nicht aus meiner Feder; außerdem ist mir auch mein Schriftstellername zu lieb, als daß ich mich jemals geistig prostituieren könnte. Und es ist nicht der Verleger allein. Das russische Theater ist meinen Arbeiten verschlossen, weil ich im Geruch stehe, daß ich etwas Ungewöhnliches zu sagen habe. Welcher Art dies Ungewöhnliche ist, ob es sich gegen die bestehenden Verhältnisse oder gegen die revolutionären Elemente richtet, das nimmt man sich nicht einmal die Mühe zu prüfen. Um von den russischen Bühnen abgelehnt zu werden, genügt für meine Stücke die Thatsache, daß ihr Autor Rogoschin heißt. So sehe ich mich darauf angewiesen, zu darben, ein verkommener, schlechter Mensch zu werden, dem man schließlich, wenn es so weit gekommen, mit Recht den Fuß in den Nacken setzt. Aber diesen Triumph kann ich den Hasenherzen, die das Wohl des russischen Volkes zu verteidigen vorgeben, nicht gönnen. Eher wende ich mich dorthin, wo ich wenigstens sicher bin, an der Achtung von seiten meiner Mitmenschen nichts einzubüßen. Wie deklamiert doch Ihr Dichter in „Wallenstein“?

> . . . Eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
> So klein aufhöre, der so groß begonnen,
> Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
> Verwechselt, die der Tag nur schafft und stürzt,
> Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
> Mit Abscheu aus und — Rogoschin sei die Losung
> Für jede fluchenswerte That. . . .

Aber erlauben Sie, daß ich mich vor Ihnen ankleide?“

„Bitte, wenn ich nicht störe.“

Herr Rogoschin machte in meiner Gegenwart Toilette und ich kann nur bestätigen, was mir schon die Dame, durch deren Empfehlung ich zu ihm gelangt, gesagt hatte, daß er nichts in die Hand nehmen könne, ohne ihm ein künstlerisches Gepräge zu verleihen. Ein Ausstattungsgeschäft hätte sich die Art dieses Mannes, sich anzukleiden, als Reklame in seinem exponiertesten Schaufenster nutzbar machen können.

„Armes Rußland! Bedauernswertes, teures Rußland!“ seufzte er, während er sich seine Krawatte vorband. Darauf gingen wir zusammen frühstücken. Es war derweil vier Uhr geworden.

---

*) Sonderbarer Schwärmer! Erst ganz vor Kurzem wurde uns eine Novelle mit ähnlichem Inhalt: „Der Brand von Egliswyl“ von Frank Wedekind konfisziert.

Anmerkung der Red.

Unser täglich' Brot gieb uns heute



(Zeichnung von Schulz)

„Der Nebelspalter“



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4° Umfang, 3 bis $3^1/_2$ Seiten Illustrationen, **allmonatlich** ein grosses, künstlerisch ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter. Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertions-organ.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern“** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter“, Zürich.



Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **$1^1/_2$ Millionen Mark.** Auskunft — Prospecte gratis.

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,

Halle a. Saale,

Internationales Auskunftsbureau.

Gegründet 1888.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre **1870—1871** von **Octave Mirbeau**

Autor. Übersetzung aus dem Französischen

Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark

überall zu haben.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

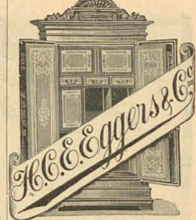
Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung. Sprechzeit von 4—7 Nachmittags. On parle français. English spoken.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,

Villa Augusta. **Stellingen** (Hamburg).



Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik, Eisenkonstruktionswerkstatt, Kunst- u. Bauschlosserei.

Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, grösste u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf.

München.

Jugendliches Aussehen zarten Teint

erhält man durch den Gebrauch von

Benzoe Lanolin-Gurkenmilch

à Flasche **1.50 Mk.**

Bestes Mittel gegen Sommersprossen, gelbe Flecke, Finnen, Runzel 2c.

Grass & Worff,

Berlin SW.,

Markgrafenstraße 16.

Künstlerisches Geigenspiel

(Violine, Bratsche, Cello) mit ideal-schönem Klang und absolut reiner Tongebung wird **Jedem in kürzester Frist ermöglicht** durch die neu erfundene, patentirte

Pedal-Geige.

Beschreibung etc. gratis und franko.

Henry F. Müller-Braunau, Hamburg 13.

Soeben erschienen!

Am Ende des Jahrhunderts

Roman

von

Alexei Suvorin

2 Bände in 8°. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe“, ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe“? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend“, sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bekanntmachung.

Ingenieur Bittner's neuer **patentamtlich geschützter Apparat, fein vernickelt, garantiert ohne Knall,** zum Schießen auf Hunde, Katzen, Tauben, Vögel 2c. wird überall hin **samt Munition** und Gebrauchsanweisung, in Karton, **portofrei,** fürs Ausland auch **zollfrei,** bei vorheriger Einsendung von Mk. 2.— oder 1 Gulden 40 kr. ö. W. oder 3 Lire oder 3 Francs, versandt. Bei **Nachnahmebezug** stellt sich der Preis um 30 Pfg. oder 25 kr. oder 40 centesimi oder 40 centimes höher. Unentbehrlich für **Gärtner, Obstbaumallerbesitzer, Radfahrer, Touristen.** Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Wiederverkäufer Rabatt.

O. VOSS, Breslau, Gräbschenerstr. 27/29.

Fabrik für Elektro-Technik und patentierte Neuheiten.

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen

Catilina

Drama ✱ 4. Tausend ✱ Preis 1 Mark 50 Pf.

Catilina ist Ibsens erstes Drama. Die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlichen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort mitgegeben, das einen interessanten Beitrag zu seiner Biographie bildet.

Ueberall zu haben.

Wieder eine neue Auflage, und zwar innerhalb 17 Jahren die **23.,** erschien soeben von

Karl Urbach's

Preis-Klavierschule,

die von **40** vorliegenden Klavierschulen mit dem **Preise** gekrönt wurde und nach der in den Musikinstituten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehr viel unterrichtet wird.

Der Ruf der Vorzüglichkeit der Urbach'schen Preis-Klavierschule ist auf der ganzen Erde begründet.

Dieselbe kostet brosch. **nur** 3 M. — elegant gebunden mit Lederrücken und Ecken 4 M. — in Ganzleinenband mit Gold- und Schwarzdruck 5 M. — in Ganzleinenband mit Goldschnitt 6 M.

Die Preuß. Lehrerzeitung schreibt über diese Schule: „Wer an der Hand eines tüchtigen Klavierlehrers diese Schule durchgearbeitet hat, kann sich getrost hören lassen.“

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt von

Max Hesse's Verlag in **Leipzig.**

Viel Vergnügen

bereitet das **Photographiren.** Wir liefern **vorzügl.** Apparate schon für 10 Mk., mit denen Jeder nach beigegebener Anleitung prächtige Bilder fertigen kann. **Kein Spielzeug!** Prospect u. Bild umsonst. Illustr. Preisbuch 20 Pf. **Burckhardt & Diener, Hohenstein** (Sachsen.)



Neu! Concert-Mundharmonika mit **„128 Excelsior-Tönen“** (Ueberraschend **„wundervoller“** Klang), 4 Tonarten.

Ein wahres Pracht-Instrument!

Ueberall größtes Interesse.

Preis **nur** 6 **M.** gegen Nachnahme.

K. R. Scholz, Görlitz.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit

Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Für viele

Nerven-, Herz- und Nierenleidende ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat! Unersetzlich weil **einzig.**

Prospekt-Brief gegen Retourmarke.

Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Juvenia, neuestes Haarfärbemittel. Das beste aller Haarfärbemittel, ein antiseptisch vollständig gefahrloses Mittel, die Haare und den Bart von hellbraun bis zum schönst. Schwarz zu färben. Zu beziehen in all. renomm. Friseurgesch. Gen.-Depôt: **Richard Thomas,** Hoffriseur, Unter den Linden 34, **Berlin. Preis 6 Mark.** — Nur für die mit meinem Namen versehenen Cartons übernehme ich Garantie!

Steinbacher's Kur- u. Wasser-Heilanstalt — prämiirt — London 1893 Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**

Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Paul Hervieu

Im eigenen Licht

(Peints par eux-mêmes)

Roman

Autorisirte Übersetzung von **A. L.** — Illustrierter Umschlag von Chéret.

8°. 340 Seiten. — Preis 4 Mark.

„Im eigenen Licht“ ist ein Gesellschaftsroman. Die ganze Stoffbehandlung und schon die äußere Form sind von bedeutender Originalität. Es sind Briefe, die zwischen Paris und einem jener alten Provinzschlösser, auf dem sich eine zahlreiche, vornehme Gesellschaft befindet, gewechselt werden. Aus diesen Briefen, in denen alle menschlichen Leidenschaften, Intriguen, gesellschaftliches Strebertum, aristokratische Gesinnung, grausamste Komik und groß empfundene Erotik mit gleichgültiger Ruhe, aber überlegener Kraft behandelt werden, entwickelt sich ein plastisches Kolossalgemälde der heutigen, mit fremden Elementen versetzten französischen Gesellschaft. Die Figur des deutschen Judenbarons und des bettelarmen italienischen Vollblut-Prinzen spielen dabei eine Rolle. Das XXVI. Kapitel, in dem die junge verzweifelte Frau bei dem alten ehrwürdigen Arzt Hilfe sucht — und findet, ist wohl das gewagteste, was man je in der Kunst ausgedrückt hat. Aber es wird niemand einfallen, diesen Passus, in dem Hervieus Distinktion kulminiert, anzugreifen.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Schöpferschmerz

(Zeichnung von Fidus)



Laß mich die fieberheiße Stirne lehnen
Auf deiner Füße wunderkaltes Erz,

Und stille endlich mein gewaltges Sehnen,
Und trag mich einmal jugendwärts.

Vergebens fleh ich. Deine strenge Reinheit
Verschmäht die schmutzge Hand, die dich erschuf.

Ich bleib im starren Banne der Gemeinheit,
Und in der Nacht verhalt mein Ruf.

Korfiz Holm

Preis 10 Pfg.

1. Jahrgang Nr. 32 | 7. November 1896

SIMPLICISSIMUS

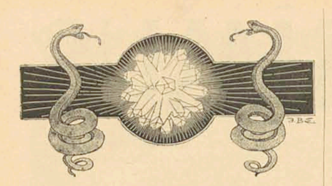
Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Um eine Menschenseele von Elsa von Schabelsky

(Zeichnung von Schulz)



Um eine Menschenseele

Von

Elsa von Schabelsky

Gelangweilt wandelte ich über den Bahnhofsperron. Meine Uhr hatte mir einen bösen Streich gespielt und mich viel zu früh aus dem Hause gejagt. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als dreiviertel Stunde auf und ab zu spazieren in Erwartung des Kurierzuges, welcher mir mein aus der Pension nach Hause kehrendes Schwesterchen zurückbringen sollte.

Wie langweilig ist ein solches Warten! Man versucht wohl zuerst, sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben, doch bald packt einen die Ungeduld wieder, so daß man die gekauften politischen oder illustrierten Blätter fortwerfen und ruhelos auf und ab wandern muß, alle Minuten nach der großen Uhr hinaufblickt und in der Zwischenzeit die Vorbeigehenden mustert.

Unter diesen zogen zwei Paare meine Aufmerksamkeit auf sich. Jedes bestand aus einem Mann und einer Frau, jedes ging gleich mir auf dem Perron auf und ab, abwechselnd nach der großen Uhr und nach den Vorbeigehenden blickend, und jedes schien sich für das andere zu interessieren, was sich in Seitenblicken und kurzen Bemerkungen ausdrückte.

Das eine Paar promenierte langsam und bedächtig dahin: eine etwa 60jährige, schwarzgekleidete Dame mit glattgekämmtem Silberhaar und rundem, blühend frischem Gesicht, dem ein Paar unbeschreiblich gute graue Augen und ein fast kindlich freundliches Lächeln einen seltsamen Reiz verliehen. Neben ihr schritt würdig und gelassen, ein hoher, strammer Herr in fest zugeknöpftem Rock, dem man, trotz des glattrasierten Gesichtes den alten Soldaten sofort ansehen konnte. Links hüpfte auf übertrieben hohen Hacken eine zierliche, jedoch frech aussehende Frauensperson in grellrotem Kleide, mit einem ungeheuerlichen, überschwänglich befiederten weißen Hut auf dem Kopf und dichter Schminke auf dem noch jugendlichen Gesicht. Mit graziöser Ostentation stützte sie sich auf den Arm ihres Begleiters und die halb dreisten, halb unruhigen Blicke, mit welchen sie die Vorbeigehenden anschielte, schienen sagen zu wollen: „Seht doch, — auch ich habe eine männliche Stütze aufzuweisen.“

Diese männliche Stütze stellte den vollständigsten Typus jener verlotterten Berliner Burschen dar, die zu allen Schandthaten stets bereit sind und weder vor einer Niedrigkeit, noch vor einem Verbrechen zurückschrecken. Sein regelmäßiges Gesicht war auffallend hübsch, obgleich fahl und übernächtig und sein ungeschickt eleganter Anzug, die schreiend rote Kravatte mit der Nadel aus großen, falschen Brillanten, die heisere Stimme und vor allem die unverschämten Manieren ließen sein trauriges Handwerk sofort erkennen und mußten auf jeden anständigen Menschen widerlich wirken. Und doch schien die freundliche alte Dame sich für ihn zu interessieren, denn sie musterte ihn oft mit langen, neugierigen Blicken. Diese seltsame Aufmerksamkeit reizte meine Neugier, und ich gab mir alle Mühe, etwas von dem Gespräche der beiden so verschiedenen Paare zu erlauschen.

„Na ja — das wußte ich schon, — das Rabenvolk mußte sich natürlich zur Rückkehr einfinden! Nicht umsonst schrieb mir die Käthe, daß man sich höllisch um sie bemüht hat,“ krächzte im Vorbeigehen der junge Mann in unverfälschtem Berlinisch. „Diese Bande muß doch überall ihre Nase hineinstecken.“

Nun näherte sich das andere Paar, und ich konnte die leise, freundliche Stimme der alten Dame deutlich vernehmen.

„Das ist wohl die Schwester, Herr Wenke?“ sagte sie, vorsichtig auf die geschmückte Frauensperson deutend „Wie schade, daß wir die Ärmste nicht allein sprechen können!“ —

So schienen die vier also dieselbe Frau oder dasselbe Mädchen zu erwarten. Das alles erregte mein Interesse immer mehr und wünschte nur, daß mein Zug nicht früher käme, als der von jenen erwartete.

Doch nein! — Auf den grellen Pfiff der sich nähernden Lokomotive eilten meine Unbekannten nach dem rechten Geleise. Die von ihnen erwartete Person kam also mit diesem Personenzug und ich würde sie in aller Ruhe beobachten können, da ich noch über eine halbe Stunde auf dem Bahnhofe bleiben mußte.

Nun brauste die Lokomotive herein. Ein letztes Pusten und Stampfen und mit einem Ruck steht die lange Waggonreihe unbeweglich da. Im Nu überflutet die bunte Passagiermenge den Perron. Eilige Begrüßungen ertönen von allen Seiten, kurze Ausrufe der Freude und Überraschung. Überall sieht man Küsse und Händedrücke, eilige, besorgte oder freudig erregte Gesichter, überall drängen sich Dienstleute und Gepäckträger. Ein paar Minuten lang dauert die unbeschreibliche Verwirrung, dann verschwindet der Menschenstrom in den Ausgängen und der Perron bleibt wieder still und öde.

Nur meine vier Unbekannten sind in einer Ecke des einsamen Wartesaales stehen geblieben und drängen sich um ein auffallend hübsches junges Mädchen, das, einen kleinen Reisesack in der Hand, sich sichtlich erschöpft auf einen Stuhl niedergelassen hat. Ein zartes, kränkliches Gesicht, dunkle eingefallene Augen, glatt frisiertes üppiges Blondhaar und ein einfaches schwarzes Kleidchen dazu, — es ist die Erscheinung einer armen, ordentlichen Bürgertochter. Konnte das wirklich die Schwester jenes frechen Frauenzimmers sein? —

Und doch muß es wohl so sein. Denn die behandschuhte Rechte der geschminkten Dirne hat sich zärtlich um die Taille der Angekommenen gelegt, die verwirrt und unschlüssig um sich blickt.

Neugieriger denn je, stellte ich mich unauffällig in die Nähe und hörte gespannt zu.

„Eilen Sie doch nicht so, Magdalene Schmalbach“, gebot der militärisch aussehende Herr, als die rotgekleidete Dame die Schwester zum raschen Fortgehen aufforderte. „Hier, diese Dame hat mit Ihrer Schwester zu reden! — Ich hab' Ordre, dabei zu sein und sie nötigenfalls zu unterstützen. Also keine Faxen — wenn ich bitten darf — sonst —“

Eine fahle Blässe bedeckte das geschminkte Gesicht der so derb angeredeten Dirne. Sie ließ eilig ihre Schwester los und antwortete mit süßsaurem Lächeln: „Wie Sie nur gleich sind, Herr Kommissar! Ich habe ja gewiß nichts dagegen, wenn die gnädige Frau — — Nur weil der Fritze da, der ja der Käthe ihr Bräutigam ist —“ —

„Was deinen Fritzen betrifft,“ herrschte der Polizeibeamte höhnisch, „so kennt er mich wohl und ist mir auch ein guter Bekannter. Er wird nicht mucksen, dafür stehe ich gut. Seien Sie nur unbesorgt, gnädiges Fräulein. Es wird Sie keiner zu unterbrechen wagen.“

Freundlich nahm die alte Dame die Hand des schwarzgekleideten Mädchens und lächelte ihr gütig zu. „Sie werden von mir gehört haben, mein liebes Kind. Schwester Marie, die mir Ihre Ankunft anzeigte, hat Ihnen gewiß schon von mir erzählt. Ich heiße Evander — Emilie Evander —“

Das bleiche Gesicht der Angeredeten flammte plötzlich auf. Ein Strahl von Freude leuchtete aus ihren Augen.

„Fräulein Emi —“ rief sie lebhaft. „Sie sind's also! — Ach, da freue ich mich herzlich! — Die gute Schwester Marie, die mich so freundlich gepflegt hat, als ich letzthin im Spital lag, hat mir oft von Ihnen gesprochen! — Ich freue mich wirklich —“

Ein rauhes: „Hm! — hm! —“ des Bräutigams machte Käthe plötzlich verstummen. Sie blickte ängstlich nach ihm, als ob sie ihn um Verzeihung für die soeben ausgedrückte Freude bitten müßte.

Fräulein Emi schien dieses ängstliche Verstummen garnicht zu bemerken und sprach womöglich noch freundlicher. „Nun, mein liebes Herz, da Sie mich schon lange kennen, so werden Sie auch gewiß wissen, daß wir nur Ihr Bestes wünschen. Schwester Marie hat mir viel gutes von Ihnen geschrieben. Sie haben sich die ganze Zeit im Gefäng — hm — Ich wollte sagen — unter ihrer Aufsicht, ganz vortrefflich gehalten, so daß sie Sie ordentlich liebgewinnen mußte. Darum bat sie mich auch, eine Stelle für Sie zu suchen und Ihnen auf jede Weise behilflich zu sein. Selbstverständlich bin ich gern bereit, zwischen Ihnen und Ihren Eltern zu vermitteln, wenn Sie vorziehen sollten, zu ihnen zurückzukehren —“

„Um von dem Vater Fußtritte und von der Stiefmutter Keile zu kriegen? — Da wäre sie schön dumm,“ sagte die älteste Schwester hämisch. Doch ein Blick des Polizeibeamten machte sie verstummen.

Allein diese kurzen Worte genügten, um den milden Ausdruck aus Käthes Gesicht gänzlich zu verwischen.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein,“ sagte sie mit eisig-kalter Höflichkeit.“ Magdalene hat recht! Nach Hause — in diese Hölle mag ich nicht zurückkehren! — Ach, was wissen Sie davon!“ rief sie plötzlich auf eine begütigende Bewegung der alten Dame heftig abwehrend. „Ihr habt gut reden, Ihr frommen, vornehmen Menschen! Wärt Ihr wie Unsereins in einem Kellerloch geboren und mit Schlägen aufgepäppelt, dann müßtet auch Ihr anders reden! Die Magdalene hat recht gethan, mich daran zu erinnern. Das Elternhaus — ich danke dafür! — Gestoßen — geschimpft — geschlagen — wurden wir, seitdem wir krauchen konnten — — und warum? Weil wir unsere acht hungrige Mäuler waren und es knapp genug zuging! — Und nicht mal ein gutes Wort von Zeit zu Zeit als Entgelt für den ewigen Hunger! — Während die Stiefmutter ihre eigenen Rangen abknutschte, mußten wir auf die Straße hinaus betteln gehen. Das sind so unsere Familienfreuden gewesen. Da können Sie mir glauben, daß einem dabei die Frömmigkeit und die Anständigkeit gründlich ausgetrieben wird und man froh ist, wenn man nur mal satt zu essen kriegt, mal von der Hundekette loskommt. Und dahin sollte ich jetzt wieder zurück, — nun, wo ich meinem eigenen Willen leben kann? Ne, gnädiges Fräulein, — meine Freiheit vertausche ich mit der Hölle im Vaterhause gewiß nicht — nie und nimmer! —“

Erschöpft schwieg die Sprecherin und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. Mitleidig sah die alte Dame das unglückliche Geschöpf an.

„Mein armes, liebes Kind — Sie sprechen von Freiheit! — Bedenken Sie aber, zu welchem unwürdigen Leben diese Freiheit Sie zwingt. Giebt es denn ein gräßlicheres Los, als das Ihrige? Die halben Nächte auf der Straße, in Regen und Frost zubringend, verachtet von aller Welt, abhängig von der brutalen Laune jedes vorbeigehenden Trunkenboldes! — — Erinnern Sie sich nur, wie Sie monatelang im Gefängnis sitzen mußten für ein „Ja“ und „Nein“ auf Grund einer ungerechten Denunziation! — Kann sich das etwa Freiheit nennen? — Und wie lange wird's überhaupt noch gehen? So lange Sie hübsch und jung sind! — Doch in 5, 6 Jahren — man altert schnell dabei, armes Kind! — sind Sie krank und elend und verwelkt — was dann? Wollen Sie wirklich an einer Straßenecke sterben, wie ein herrenloser Hund, ohne freundlichen Zuspruch, ohne Gottes Segen? — Sollte die härteste Arbeit nicht leichter sein, als eine solche Zukunft? Ich will Sie ja nicht zwingen, zu Ihren Eltern zurückzukehren. Wenn das Ihnen zu schwer erscheint, so nehmen Sie mein erstes Anerbieten an. Gehen Sie in die Stellung zur Pastorin Anders. Die Arbeit kann Sie doch nicht so sehr schrecken. Ich weiß ja, daß Sie auch früher in einer Stellung waren —“

„Eben darum wird sie sich hüten, nochmal mit der alten Plackerei von vorne anzufangen“, unterbrach der saubere Bräutigam die Rede Fräulein Evanders. Höhnisch klang seine heisere Stimme, und seine Augen rollten zornig und wild, als der Polizeikommissar ihm ins Wort zu fallen versuchte.

„Ach was“, rief er laut — „lassen Sie die Faxen, Herr Komissar. Mir brauchen Sie jar nicht abzuwinken! Ich fürchte mir nich vor Ihnen, denn mein Arbeitsbuch ist in Ordnung, und ein steuerzahlender Bürger hat seine Redefreiheit gerade so gut, wie die frommen Herrschaften von der innern Mission. Und mit Gewalt darf man die Mädchen auch nicht in die heiligen Buden fortschleppen, — dafür haben die Gesetze vorgesorgt. Mündig ist die Käthe und hat somit nach eigenem Kopfe zu handeln —“

„Ich will sie ja auch gewiß nicht zwingen,“ erwiderte Fräulein Emi sanft. „Ich möchte sie nur überzeugen, daß wir ihr Bestes wünschen und daß ihr seelisches — wie auch ihr leibliches Heil — —“

„Ach was — dat is allens Quatsch! — Einer Dienstmagd ihr Heil kenn' ich längst und sie wohl ooch — nich, Käthe? Von 5 früh bis 11 abends arbeiten — die große Wäsche alle Monate nicht mitgerechnet. Und das Allens für zwei Thaler Lohn monatlich — ohne das ewige Schimpfen und Cujonieren! Dazu die gnädige Madam mit die freundliche Behandlung, von wegen der ein Hund davonlaufen thäte. Und der gnädigste Herr Gatte, der Sohn — oder auch beide — denen das junge Ding zum Spaßtreiben gerade recht wäre, so lange die Mama verreist ist. Nachher muß es natürlich der Moral halber sang- und klanglos — und mit einem verschmierten Dienstbuch dazu — hinausgeworfen werden. Ist es dir nicht auch so ergangen, Käthe? — Hast du noch nicht genug empfunden, wie wir Armen behandelt werden?“

Beim Anhören dieser gemeinen Ausfälle wurde das rosige Gesicht der alten Dame zusehends bleicher, dennoch verlor sie die Geduld nicht und fand sogar die Kraft, das liebe, freundliche Lächeln zu bewahren, indem sie gütig antwortete:

„Das kann ja alles mal vorkommen, mein Herr, doch nicht alle Herrschaften sind so hart und herzlos, wie Sie sie schildern. Die Pastorin Anders z. B. ist meine älteste Freundin, und ich kann Ihnen versichern, daß sie die arme Käthe wie ein Kind des Hauses behandeln wird —“

Der Herr Bräutigam lachte höhnisch auf.

„Ja — det heißt — daß sie die arme Käthe zu bekehren versuchen wird!“ rief er giftig. „Ja — det glaube ich schon! — Ich kenne die Muttersorte! — Hab auch' 'mal im Jünglingsverein teilnehmen müssen. Na, wem die Behandlung der heiligen Bagage gefällt — mir nicht! — Käthe mag's versuchen. Sie wird's schon spüren, wie wohl das thut, das ewige Sticheln und Bedauern und Ermahnen und Belehren und Predigen und wat weiß ich noch allens! — Wie eine Pestkranke werden sie dich behandeln, Käthe! — Immer hübsch vorsichtig, daß du ja nicht die andere ansteckst! — Freundlich — jawohl! in jedem Wort eine Mahnung an deine Vergangenheit, daß du dir ja nicht einbildest, auch ein Mensch zu sein, daß du ja recht zerknirscht dich als Sünderin fühlst. Ich sage dir, Käthe, die Freundlichkeit ist schlimmer als Schläge, — die heuchlerische Muckerbande kenne ich — —“

„Nu aber halt's Maul, Lotterbube,“ herrschte der Polizeikommissar empört. „Wie kannst du, elender Lump, wagen, anständige Menschen zu schmähen! Die Missionsherrschaften sind wirklich zu gut, mit euresgleichen sich abzugeben. Ihr verdient eher ein Schock Prügel, als freundliche Worte. Das ist so meine Meinung! Und was dich betrifft, Katherine, so höre auf meinen Rat. Ich bin nun schon bald 20 Jahr im Dienst und habe eures gleichen genug gesehen. Ist ein Mädel einmal unter die Sitte geraten, so ist sie so gut wie gestorben und verdorben. Und vollends du, nachdem du das Pech hattest, vonwegen nächtlichem Skandal ins Gefängnis zu kommen. Was dir die gute Dame bietet, ist ein reines Wunder Gottes. Greif darnach, sag' ich dir — es ist die höchste Zeit dazu —“

Schwer hob sich die Brust des armen Mädchens. Ein furchtbarer Kampf verzerrte ihre bleichen Züge. Sie fühlte es wohl, daß Himmel und Hölle sich um sie stritten in der Gestalt dieser beiden Menschen. Rechts die freundliche Lichtgestalt Fräulein Emi's, — Links die hübschen frechen Züge des Mannes, den sie geliebt hat, trotz seiner Verworfenheit, trotz Schläge und unwürdiger Behandlung geliebt, wie ein Hund den Herrn, den grausamen Herrn liebt, dem er nach erhaltenen Prügeln demütig die Hände lecken muß! —

„Kommen Sie mit mir, mein liebes Kind. Ich werde Ihnen gut sein, wie eine Mutter. An meinem Herzen werden Sie Ruhe und Vergessen finden — kommen Sie mit, liebes Herzenskäthchen! —

Die sanfte Stimme sprach so gütig und liebevoll. Oh — könnte sie wirklich vergessen und Ruhe finden! — könnte sie wirklich wieder ehrlich werden — —

Unwillkürlich machte das Mädchen einen Schritt vorwärts —

„Und ich,“ rief ihr Liebhaber heftig. „Mich vergißt die Käthe! — Unsere Liebe ist dir nichts mehr! Kannst du es vergessen, daß ich dir treu geblieben bin die ganzen Monate lang, obgleich mich so viele andere gern gesehen haben! Nun gut, so geh nur zu den Muckern, du undankbare Kreatur! Mir mag es recht sein, — ich bin um Frauenzimmer nicht verlegen. Die rote Jule kieckt mich schon lange an. Sie wird froh sein, wenn ich endlich mit ihr gehen will!“

Ein wildes Feuer entzündete sich plötzlich in Käthes Augen. „Halt, Fritz, halt“ — rief sie in fiebernder Erregung. „Sei doch nicht so rasch! Ich bin halt ein bischen schwach im Spital geworden und weiß selbst nicht, was mich manchmal anwandelt. Doch das thut nichts zur Sache. Ich bleibe ja doch bei dir! — wie ich es dir geschworen habe! — Thue nicht, als ob du nicht wüßtest, daß ich von dir nicht lassen kann, du böser Bub du! — Seien Sie mir nicht böse, gnädiges Fräulein. Ich kann nicht anders! Sie sehen es wohl selbst, daß ich nicht anders kann! Denn wenn ich ihn mit der roten Jule sehen sollte oder mit einer anderen, dann würde ich mich an dem erstbesten Laternenpfahl aufhängen müssen . . . .“

Thränen stürzten aus den Augen der Unglücklichen und zitternd griff sie nach der Hand des elenden Burschen, der nun triumphierend den Kommissar angrinste.

„Das ist brav, Mädel! — So bist du mir recht, meine Käthe, und nun komm' auch gleich mit. Wir werden ja schon längst im „Hasen“ erwartet. Eine ganze Bande lauter pickfeine Leute: Der Spitzen-Pulle, der schwarze Ede und der Lene ihr neuester Alter, kurz, — die erste Marke! — Die rote Jule ist auch da, aber ich will sie nicht mehr beachten, als eine Bierflasche! — Sei ohne Sorge, Schatz, denn meine Liebe zu dir ist größer, wie der Siegesspargel! — Also rasch nach dem „Hasen“ hinmarschiert. Adieu, Herr Polizei-Kommissar. Empfehlen Sie mich Ihren Muckern, meine Gnädige.“

Mit cynischem Gewieher machte der Elende eine übertriebene höfliche Verbeugung und zog sein willenloses Opfer von dannen. Die geschminkte Schwester folgte rasch nach, nachdem sie den gefürchteten Polizisten mit mehreren tiefen Knixen beehrt hatte.

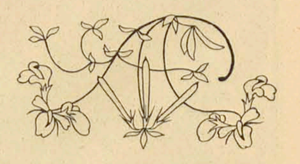
„Na, hab' ich's nicht gleich gesagt, daß es so kommen wird, gnädiges Fräulein,“ brummte der alte Beamte. „Wenn diese Sorte die zwanzig überschritten hat, kennt sie keine Rückkehr und keine Reue mehr. Sie geben sich ganz umsonst den Roheiten dieses Lumpenpackes preis.“

„Was schadet's, lieber Herr Wenke,“ antwortete die alte Dame mit traurigem Lächeln. „Ein- und vielleicht auch zwanzigmal scheitern unsere Versuche, doch es kann ja auch anders kommen. Und gelingt es mir, nur eine Menschenseele von dem Verderben zu retten, so sind damit alle Mühen und alle Erniedrigungen bezahlt.“

In tiefer Ehrfurcht beugte ich mich vor der bescheidenen Heldin und bat sie um Erlaubnis, ihre Hand küssen zu dürfen.

Sie errötete, wie eine Pensionärin und rief ganz verlegen: „Ach Gott, wie können Sie solch Aufsehen machen wegen einer Kleinigkeit. Es ist ja nur Menschenpflicht, deren Erfüllung mich dazu noch sehr glücklich macht!“

Gott schütze dich, du gute, treue Kreatur und lasse dir viele Rosen erblühen auf dem dornenvollen Pfade deiner Mission, in dem heiligen Kampf um die verblendeten Menschenseelen!



Scharfes Auge



„He, mein Lieber, mir scheint, Sie machen da ja eine Faust im Sack.

Rundgesang

Den Luxus zu bemeistern,
Ergeht ein Ruf durchs Land.
Mich könnt' der Kampf begeistern,
Ich biet' ihm meine Hand.
Doch ist der weisen Lehre
Ja längst der Weg gebahnt,
Es hat die Zeit, die schwere,
Uns oft genug gemahnt:
Stets bei allen Freuden
Tränkt euch ein:
Schützt euch vorm Vergeuden,
Schränkt euch ein!

Nach hohen Gönnerblicken
Hascht alles, fern und nah.
Und wenn die Großen nicken,
So schrei'n die Kleinen: Ja!
Doch wer den Kopf zu schütteln
Und zu entgegnen wagt,
Wird mehr als von den Bütteln
Vom Volk zu Kreuz gejagt.
In den Schub von oben
Hängt euch ein,
Doch mit Meinungsproben
Schränkt euch ein!

Viel wird in frommen Reden
Die sünd'ge Welt verdammt.
Der Pfaff begeifert jeden,
Der fremdem Blut entstammt.
„O Schmach, daß ihr geboren
In falschem Glauben seid.
Bevor ihr ganz verloren,
Bekehret euch zur Zeit."
Kirchenpädagogik
Fängt euch ein,
Aber in der Logik
Schränkt euch ein!

Ein Häuflein noch von Narren
Buhlt um der Musen Gunst.
Die Grazie muß erstarren,
Krieg heißt die neue Kunst.
Nur für den Schlachtenlenker
Wird Lorbeer aufgebahrt,
Seitdem das Volk der Denker
Zum Volk in Waffen ward.
In die Kriegerstaaten
Zwängt euch ein!
Und mit geist'gen Thaten
Schränkt euch ein!

— Den Luxus wollt ihr töten?
Luxus wär' dieser Zorn!
Versiegt ist längst in Nöten
Des Frohsinns frischer Born.
Lebt ihr dem Volk zu Danke,
Ihr Träger des Dekors,
So ruft zum Göttertranke
Befreienden Humors:
Fastenzeit laßt um sein,
Schänkt euch ein!
Nur im Stumm- und Dummsein
Schränkt euch ein!

Sigmar Mehring

Interviews

Von Frank Wedekind

III

Rosa

Mit meinem letzten Interview, dessen Opfer, wie man sich erinnert, der bekannte russische Schriftsteller Rogoschin war, habe ich mir wenig Dank verdient. Ein Litteraturprofessor der hiesigen Kgl. Universität ging sogar so weit, zu behaupten, ein russischer Schriftsteller dieses Namens existiere überhaupt gar nicht und der interviewte Rogoschin sei eine müßige Erfindung meiner dichterischen Phantasie. Meinem wackeren Herrn Chefredakteur gab das Anlaß zu ernsten Bedenken.

„Wie, mein Herr, ich schicke Sie aus, um mir Typen aus dem Volksleben aufzusuchen und in lebendiger Schilderung wiederzugeben, und statt Natur setzten Sie unserem geneigten Leser Kunstprodukte vor, Sie — geistiger Nahrungsverfälscher?! — Gehen Sie augenblicklich und interviewen Sie jemand aus dem Volke, einen Dienstmann, eine Waschfrau, wer Ihnen in den Weg kommt; ergründen Sie seine Ansichten über Kunst, über Politik; ergründen Sie seine Lebensauffassung, seine Moralprinzipien, und kommen Sie mir nicht eher wieder auf meine Redaktion als bis Sie mir Thatsachen gesammelt haben. Mit Ihrem „blauen Dunst" können Sie ja den nächsten Musenalmanach beglücken!"

Im Café Luitpold trank ich ein Glas Bier auf den Schrecken. Da war eine Kellnerin, und ich sprach wie Zarathustra zu meinem Herzen: Wenn das kein Typus aus dem Volksleben ist, dann will ich der elendeste Penny-a-Line-Schreiber sein, der jemals vom Tintenfaß in den Mund gelebt hat.

„Wie denken Sie über Nietzsche?" fragte ich sie.

Das Mädchen mißt mich mit einem scheuen Blick von oben bis unten, geht schaudernd zu ihrer „Kollegin" am nächsten Service und flüstert ihr zu, mit den Augen auf mich deutend:

„Du, der spinnt!"

Ich muß andere Geschütze auffahren, sagte ich mir. Für Philosophie ist offenbar wenig Interesse vorhanden.

Sie war ein großes, schlankes und dabei graziöses Mädchen, wie man sie hier im Allgemeinen wenig sieht. An ihren Fingern blitzten Diamanten. In ihrem schmalen, blassen Gesichtchen funkelten zwei schwarze, langbewimperte Augen über einem feinen, delikaten Stumpfnäschen. Der Mund war eine zerteilte Herzkirsche. Versuchen wir es mit einer Liebeserklärung!

„Geben Sie mir bitte noch ein Glas Bier, mein Fräulein. — Wer hat Ihnen die Diamanten geschenkt?"

„Sie jedenfalls nicht!"

„Aber Ihr Schatz vielleicht?"

„Kümmert Sie das?!"

„Er wird dich heiraten?"

„Pah! — Mich? — Der hat was besseres zu thun."

„Wie heißt du?"

„Rosa."

„Liebe Rosa, es ist ein Jammer um dich, daß du hier als Kellnerin bedienst. Du könntest dein Glück in der Welt machen. Du bist zu etwas besserem geboren."

„Ja, das haben mir schon viele Herren gesagt. Aber ein armes Mädel wie ich ist zu schlecht zur gnädigen Frau. Das ist nur gut zum Zeitvertreib. — Der, dem ich gefalle, den liebe ich nicht, und dem, den ich liebe, gefalle ich nicht."

„Wen würdest du denn lieben?"

„Einen Mann, der einen Charakter hat. Einen braven Mann, der mich gern hat und nicht gleich jeder andern nachläuft. Das ist mir die Hauptsache. Am liebsten möchte ich einen Doktor."

„Warum gerade einen Doktor?"

„Ich weiß nicht. Zu etwas höherem langt es nicht und etwas schlechteres mag ich nicht. Man kann auch nicht mehr mit jedem Schweinemetzger zusammen sein, wenn man im Café drei Jahre lang nur die feinsten Herren bedient hat."

„Aber wer dir Diamanten schenkt, muß doch auch etwas für dich übrig haben?"

„Alles, nur nicht das Heiraten! — Er wäre mir aber auch zu klein."

„Wieso zu klein?"

„Ich denke halt, ein Mädchen muß einen großen Mann lieben, sowie ein Mann, wenn er wirklich etwas Rechtes ist, kleine Mädchen gern hat. Ein Mann, der große Mädchen liebt oder ein Mädchen, das kleine Männer gern hat, das ist schon von vornherein nichts gescheidtes. Das hat keinen Charakter."

„Führt er dich auch in's Theater?"

„O ja. Wir waren zusammen in der „Jugend" im Schwanthalertheater. Aber das Stück hat mir gar nicht gefallen. Ich begreife nicht, wie sich das dumme Geschöpf in einen Studenten verlieben kann. Da muß sie doch im voraus wissen, daß nichts gutes dabei herauskommt. Ist sie ein Mädchen wie unsereins, dann läßt er sie einfach sitzen, und ist sie was Besseres, dann kann sie zehn Jahre warten, wo sie gerade das Leben am schönsten genießen könnte, und muß ihm am Ende noch Geld schicken auf die Universität,

(Fortsetzung auf Seite 6)

Die Heimkehr des Reservisten

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Zu unserer Illustration

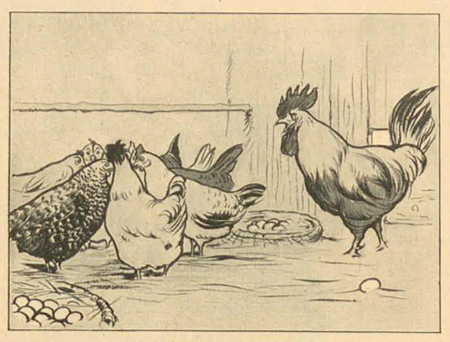
(Das Beispiel vieler deutscher Familienblätter hat uns zu dem Entschluß geführt, einigen unserer Bilder eine redaktionelle Erläuterung zu geben. Hier ist der erste Versuch. Möge man ihn milde beurteilen! D. Red.)

Es ist eine Familienscene selten geschauter Art, die unser Bild darstellt. Der Gatte, der offenbar längere Zeit im Manöver geweilt, kommt zurück und übergiebt dem alten Diener Johann seinen Säbel, während die junge Frau vor Freude in Thränen ausbricht. Wie packend hat der Künstler verstanden, uns die zarten Formen weiblicher Schönheit vor Augen zu führen! Wie graziös in ihrer Schamhaftigkeit liegt das junge Weib da? Von wie strengen, ritterlichen Tugenden zeugt die kräftige Gestalt des sonnegebräunten Gatten, wie gebietend und männlich ist die stolze Bewegung, mit der er dem trefflichen Johann, des Hauses altem Diener, den Säbel reicht! Wie einfach und stilvoll ist die Einrichtung dieses echten Familienheims getroffen! Aber vielleicht trübt doch noch ein Schatten das Herz der jungen Frau; hat sie vielleicht ein kleines Manko in ihrem Haushaltungsbuch? Oder hat sie vielleicht doch den neuen Hut gekauft, den der nüchterner denkende Gemahl seinem kleinen, leichtsinnigen „Frauchen" anzuschaffen verboten hatte? Doch nur getrost! — Sie mag sich beruhigen, die Güte und wahre Liebe ihres Gemahls sichert ihr Verzeihung. Wie sagt doch Jean Paul? „O söhnet euch aus und gehet zusammen, ist denn das Leben so lang, daß die Menschen zürnen dürfen? und giebt es der guten Seelen so viele, daß sie einander fliehen dürfen?"

Emanzipation im Hühnerstall

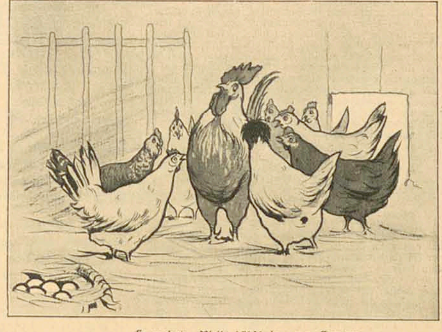
(Zeichnung von Roeseler)

1



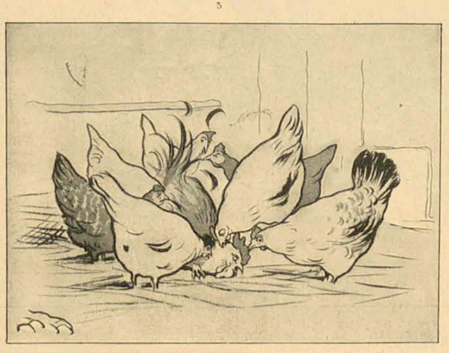
„Kreuzsakrament!" spricht Meister Hahn,
„Die Hennen halten hier Kongreß?
Mir recht. Daß aber unterdes
Die Eier kalt stehn, geht nicht an."

2



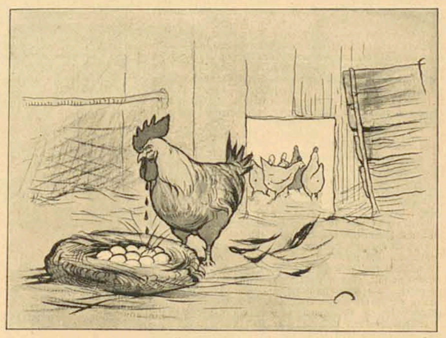
Er mahnt: „Bleibt hübsch in euern Grenzen,
Das Krähen lernt ihr nicht so leicht.
Und wart zur Liebe ihr geneigt,
So tragt jetzt auch die Konsequenzen.

3



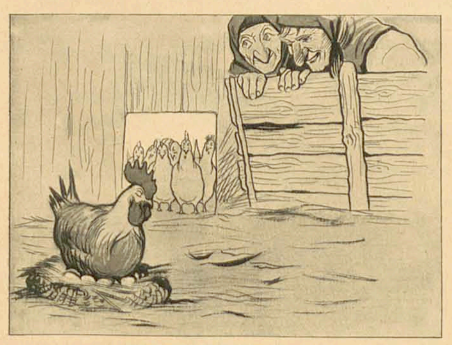
Doch leider kommt's in dieser Welt
Oft, wie man's nicht für möglich hält.
Wo sieben Hennen sich verschworen,
Ist auch der stärkste Hahn blamoren.

4



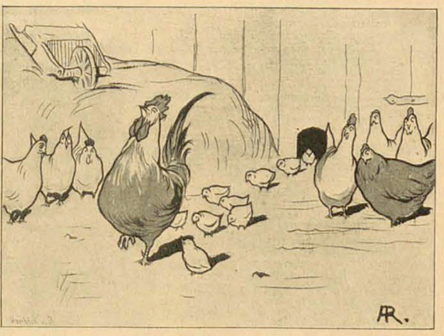
Sie gackern laut, den Sieg zu feiern,
Indessen er voll Vatersehnen
Entströmen läßt viel blut'ge Thränen,
Hinab zu den verlassenen Eiern.

5



Doch Energie und Mannesmut
Ist in der Welt zu allem gut.
Ihr seht schon auf dem nächsten Bild,
Wie herrlich sich der Spruch erfüllt.

6



Und die Moral der ganzen Sache
Heißt so: Die Hennen sind blamiert,
Wenn sich, gespornt vom Durst nach Rache,
Der Hahn auch mal emanzipiert.

Korfiz Holm

damit er das Examen macht; und wenn er sie schließlich heiraten will, dann ist sie so alt geworden, daß sie derweil ihre eigene Mutter sein könnte und sich für jedes Busserl bei ihm bedanken muß."

„Aber, liebe Rosa, es war eben gerade kein anderer da für das arme Annchen."

„Aber ich bitte Sie, ein Student! Die Kathi da drüben hat es auch immer mit den Studenten. Ich sage ihr nur immer: Kathi, schämst du dich denn nicht! — Für mich fängt ein Mann überhaupt erst an, ein Mann zu sein, wenn er fünfunddreißig Jahre alt ist. Dann weiß man doch auch, ob er einen gern hat oder nicht. Mit einem Studenten — nein, da wollte ich lieber gleich Kindsmagd sein! — Der ist noch viel zu sehr in seiner Familie. Der erzählt einem von seinem alten Herrn und von seiner alten Frau und von der Schwester daheim und von Tante Mathilde und von Tante Klara und meint noch, er könne einem damit imponieren! Und wenn man ihn damit auslacht, dann macht er Krach. — Man sieht es auch schon an den Briefen, die einem die Studenten schreiben."

Ich glaubte einer nicht uninteressanten persönlichen Beobachtung auf die Spur zu sein und fragte so gleichgültig als möglich:

„Wie sind denn diese Briefe so im allgemeinen?"

„Hölzern."

„Wieso hölzern?"

„Ich weiß nicht. Er schreibt immer nur von sich selber, was er für ein Kerl sei. Und dann steht im ganzen Brief nur ein einziges Wort. Entweder heißt das „tadellos", oder dann heißt es „phänomenal". Dabei will er einen nur immer so recht klein machen, als sei man gar nichts und als sei er wunder was in der Welt. Ich habe es der Kathi schon gesagt, lieber, als daß ich mir solche Briefe schreiben lasse, wollte ich schon meiner Lebtag nicht korrespondieren; und sie solle doch nur gleich darunter schreiben: Behüt' dich Gott, es wär zu schön gewesen! und ihn zurückschicken.

„Ja, aber liebe Rosa, sind denn die Briefe von anderen Leuten nicht ebenso?"

„O nein, zum Beispiel, wenn einem ein Offizier schreibt. Der schreibt sehr lang und sehr fein, unter vier Seiten geht es nicht, und schön — er hat Worte, gerade so wie man sie in einem Roman liest. Und dann sieht er immer alles schon im voraus, was eigentlich erst nachher kommen soll; und was man antwortet auf das, was er zu einem sagt, das weiß er alles schon — wissen Sie — so im Geiste. Er denkt es sich halt —: Ich sehe dich an meiner Seite sitzen, dein langes schwarzes Haar aufgelöst über die Schultern hängend — dabei habe ich gar kein langes Haar — und du wendest natürlich ein, es sei nicht recht von dir und was deine Mutter von dir denken würde. Ich habe aber noch nichts eingewandt, ich habe ihn überhaupt noch gar nicht gesehen. Und meine Mutter, die habe ich gar nicht gekannt, weil ich von der Großmutter erzogen worden bin. Da sollte er doch schreiben, was die Großmutter von mir denken würde!"

„Es muß doch sehr schmeichelhaft für ein Mädchen sein, solche Briefe zu bekommen?"

„Ja, das ist es schon. Man freut sich natürlich. Aber das ist immer nur so mit dem ersten Brief. Nachher schreiben sie ganz kurz, immer sehr fein und höflich — o da fehlt es sich niemals! — aber nur ganz kurz: Bitte, da und da hin zu kommen, fünf Uhr präzis. Dein So und so. Punktum. Länger werden sie dann niemals wieder und es ist ja auch ganz richtig so. Es ist ja auch immer am schönsten, wenn man mit Jemandem das erste Mal zusammentrifft."

„Nun sag' mir mal, teure Rosa, wer hat dir denn die Diamanten geschenkt?"

„Ich muß Ihnen ja ein Glas Bier holen." — Damit entwich sie mir, ohne mir die Tiefen ihres Herzens erschlossen zu haben. Auf dem Tischchen, an dem sie in ihren Ruhepausen mit offenen Augen einer ungewissen Zukunft entgegenträumte, lag ein Posiealbum, in dem ich von Kathis Hand, ihrer Freundin und Kollegin, eine Romanze oder besser gesagt Ballade gewidmet fand, wie ich sie mir erschütternder zum Abschluß meiner kulturhistorischen Forschungen nicht wünschen konnte. Die Verse lauteten:

Der Lehrer von Mezzodur.

Zu Mezzodur war ein Lehrer,
Sigmund Zus war er genannt,
Als ein braver Mann geachtet,
In der Gegend wohlbekannt.

Er war Gatte und auch Vater
Von drei Kindern, noch so klein!
Leider lebte er nicht glücklich,
Denn die Eh' ward ihm zur Pein.

Ein Verdacht regt sich im Herzen,
Seine Frau sei ungetreu,
Daß ein andrer, nicht er selber
Vater seiner Kinder sei.

Und von Eifersucht gepeinigt
Lebte fürder er dem Wahn.
Als er sich betrogen glaubte,
Reifte leider rasch der Plan.

Eines Nachts zwang er die Gattin,
Daß sie ein Bekenntnis schrieb,
Das er selber ihr diktierte
Und ihr Todesurteil blieb.

Als sie drin den Vater nannte
Ihrer Kinder — ach! — o Gott! —
Schoß er die drei armen Kleinen
In dem Bett mit Kugeln tot.

Darauf hat er sie gezwungen,
Sich zu legen in in ihr Bett,
Hat sie dann auch totgeschossen,
Wie sie ihn auch angefleht. —

Er legt nun selber Hand an sich
Und endete dann fürchterlich.
Das Dienstmädchen, das zugegen war,
Mußte leuchten mit dem Licht
Und erzählt's voll Schrecken und Entsetzen
Dem Gericht! — — —

Dies zur Erinnerung an Deine Dich liebende Kollegin
Kathi.

(Zeichnung von Münzer)

Mutterlied von Mia Holm

Laß die enge, dumpfe Stube,
Die die Seele dir beschwert,
Laß den Bücherkram, mein Bube;
Draußen harrt und scharrt dein Pferd.

Fliegen sollst du wie auf Schwingen,
Bis dein Blut sich stürmend hebt!
Jagen, daß die Funken springen
Und die alte Erde bebt!

Über dir nur Gott im Himmel,
Unter dir der Erde Wust
Und das kleine Weltgewimmel —
Reiten — reiten — welche Lust!

Eines edlen Pferdes Rücken
Köstlich wie ein Königsthron —
Bänd'ge deines Tieres Tücken!
Fühle deine Kraft, mein Sohn!

Neue Liebe

Den Laden auf! Du frühes Grün!
Die Tulpen fangen an zu blühn
Im feuchten Gartengrunde.
O du! So atemwarm und zag,
So neu klang gestern nachmittag
Mein Lied aus deinem Munde.

Noch einmal hab' ich diese Nacht
Das tote Lieb in bleicher Pracht
Mit wehem Arm umschlungen.
Viel Schattenfalter zogen her,
Umschwirrten meine Schläfen schwer,
Bis ich vom Bett gesprungen.

Nun blitzt der Tau. Die Birke loht.
Will baden dort im Morgenrot!
Es steigt der Tag vom Firne.
Ein Stündchen! und ich bin bei dir,
Ein Stündchen! und du küssest mir
Den Traum von meiner Stirne.

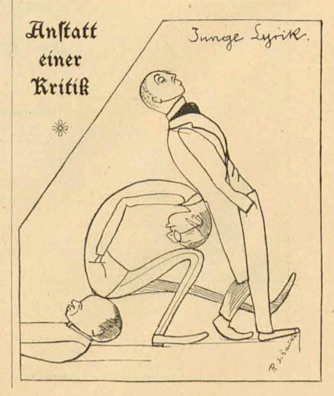
E. v. Bodman

Ein neues Preisausschreiben

Wir setzen heute einen Preis von **25 Mark** für den besten Witz aus. Dieser Witz muss drei Eigenschaften haben, die ihn von der üblichen Sorte von Kalauern, Wortspielen und Belanglosigkeiten unterscheiden, die unter dem Namen «Witz» in Deutschland umgehen und die oft nicht einmal einen satten Lakaien verleiten, ihn zu belächeln; er muss:

1. kurz sein, brevity is the soul of wit;
2. lebenswahr sein, d. h. er muss seine Spitzen gegen die persönlichen Eitelkeiten oder die politischen Eitelkeiten u. s. w. richten und darf in seinen Voraussetzungen keine Unwahrheiten und Unmöglichkeiten bergen;
3. er darf nicht banal sein;
4. er muss neu sein.

Einlieferungstermin 1. Dezember 1896.



Wieder eine neue Auflage, und zwar innerhalb 17 Jahren die **23.**, erschien soeben von

Karl Urbach's

Preis-Klavierschule,

die von **40** vorliegenden Klavierschulen mit dem **Preise** gekrönt wurde und nach der in den Musikinstituten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehr viel unterrichtet wird.

Der Ruf der Vorzüglichkeit der Urbach'schen Preis-Klavierschule ist auf der ganzen Erde begründet.

Dieselbe kostet brosch. **nur** 3 M. — elegant gebunden mit Lederrücken und Ecken 4 M. — in Ganzleinenband mit Gold- und Schwarzdruck 5 M. — in Ganzleinenband mit Goldschnitt 6 M.

Die Preuß. Lehrerzeitung schreibt über diese Schule: „Wer an der Hand eines tüchtigen Klavierlehrers diese Schule durchgearbeitet hat, kann sich getrost hören lassen."

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie direkt von

Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Entziehungskuren!
Dr. Fromme,
Villa Augusta. **Stellingen** (Hamburg).



besorgen u. verwerten
H.&W. Pataky
Berlin NW.,
Luisen-Strasse 25.
Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**
Referenzen grosser Häuser
— Gegr 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
$1^1/_2$ Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

Steinbacher's
Kur- u. Wasser-Heilanstalt
prämiirt
London 1893
Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.
Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Vorzügliche
Heilerfolge
bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.





Hamburg-Eilbek.
Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Vertrauliche Auskünfte
über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**
Beyrich & Greve,
Halle a. Saale,
Internationales Auskunftsbureau.
Gegründet 1888.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.
S. Recknagel Nachf. München.

J. Pavlovsky, Aus der Welthauptstadt Paris

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen. Illustr. Umschlag von J. L. Forain
8°. 550 Seiten. Preis 4 Mark.

Eine Reihe loser Skizzen aus dem tollen Leben der wilden Pariser Hetzjagd. Unter Pavlovskys Führung befinden wir uns bald auf der Straße, bald im Polizeibureau, bald in den Verbrecherhöhlen, bald im Gefängnis und im Hospital, bald in der feinen Gesellschaft. Pavlovsky ist Russe und besitzt den Vorzug der großen russischen Autoren: den tiefinnerlichen Drang wahr zu sein. Sein monumentales Werk über Paris ist wahr; denn was er schreibt, sind Begebenheiten, die er selbst gesehen, oder Verhältnisse, die er bis zur Wurzel erfaßt hat. Durch das Ganze geht der der russischen Litteratur eigene Pflichtzug echter, unproblematischer Humanität.

Aus d. Inhaltsverzeichnis: Eine Razzia, Pariser Lasterhöhlen, Ein Polizeibesuch bei den Ehebrecherinnen, Die Pariser Geheimpolizei, der Prozeß Ravachol & Co., Eine Hinrichtung u. s. w.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Detectiv-Institut
d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.



Dubiose Forderungen
übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marcel Herwegh
8°. ca. 25 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Ungesunde und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis $24^1/_2$ und $28^1/_2$ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.
Bitte Ausschneiden.

1000 echte Briefmarken
worin 200 **verschiedene,** enth. Jap., Venezuela, Aeg., Chile, Costarica, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Cap, Java, Mauritius etc. **nur eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert in **Hamburg.**

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871
von **Octave Mirbeau**
Autor. Übersetzung aus dem Französischen
Illustr. Umschlag von H. Schlittgen
Preis 4 Mark
Überall zu haben.

„Der Nebelspalter"



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4° Umfang, 3 bis $3^1/_2$ Seiten Illustrationen, **allmonatlich** ein **grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter.

Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern"** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter", Zürich.

Firmen, die in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich **Reklame-Couverts** zur Hälfte des Selbstkostenpreises. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.
Albert Langen.

Künstlerisches Geigenspiel
(Violine, Bratsche, Cello)
mit ideal-schönem Klang und absolut reiner Tongebung wird
Jedem in kürzester Frist ermöglicht
durch die neu erfundene, patentirte
Pedal-Geige.
Beschreibung etc. gratis und franko.
Henry F. Müller-Braunau, Hamburg 13.

Neu! Concert-Mundharmonika mit **„128 Excelsior-Tönen"** (Ueberraschend **„wundervoller"** Klang), 4 Tonarten.
Ein wahres Pracht-Instrument!
Ueberall größtes Interesse.
Preis **nur 6 M.** gegen Nachnahme.
K. R. Scholz, Görlitz.

Für viele
Nerven-,
Herz- und Nierenleidende
ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung
Ekku
eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil **einzig.**
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Soeben erschienen!

Am Ende des Jahrhunderts

Roman
von
Alexei Suvorin

2 Bände in 8°. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe", ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe"? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend", sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Umsonst

(Zeichnung von Schulz)



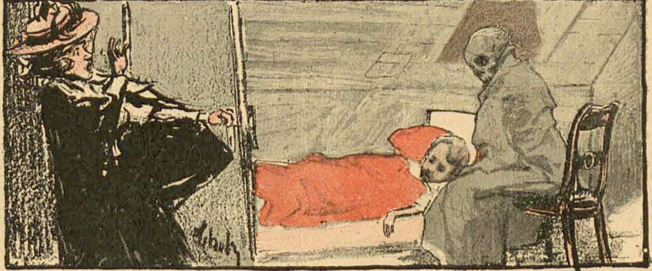












1. Jahrgang Nr. 33 **Preis 10 Pfg.** 14. November 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Aus Karlsruhe

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Der Lieutenant ist los!

Ein seltsamer Gast

(Frei nach dem Englischen)

Von Korfiz Holm



Herr Ludwig Blumke aus Treptow wickelte im Garten der Villa Solnstein seine Strickleiter auseinander. Nachdem dieses geschehen war, blickte er zum schwacherhellten Fenster des Ankleidezimmers hinauf und lachte leise.

„Jetzt ist es bald neune,“ sagte Herr Blumke.

Er warf die Strickleiter in die Höhe, und siehe da, beim ersten Versuch hing sie an dem Nagel, den er sich dazu ausgesucht hatte.

„Wenn ick mal erst an Bord von den ollen Äppelkahn bin, denn brauche ick mir nich mehr zu fürchten,“ dachte Herr Blumke, als er die Leiter hinaufkletterte.

Er öffnete das Fenster behutsam, und gleich darauf stand er im Ankleidezimmer. In der Ecke sah er einen einbruchsicheren Schrank.

„Jotte doch,“ rief Herr Blumke, nahm die Mütze ab und wischte sich mit dem Handrücken die Stirn, „Jotte doch, Lude, wat bist du forn Kamel. Da haben nu diese Jemütsmenschen den Schlüssel stecken lassen. Und ick olles Kamel hab' mir so viel Mühe jemacht. Det hätten mir die Leute doch jleich sagen sollen. Die Mühe hätte ick mir dann sparen können.“

Herr Blumke öffnete die schwere Schrankthür und horchte hinunter nach der Musik. Die Gräfin Solnstein, eine junge Witwe, deren Trauerjahr vor kurzem abgelaufen war, gab einen Ball, ein Kostümfest zur Feier ihrer Rückkehr aus Ägypten. Das wußte Herr Blumke alles ganz genau.

„Ick muß erst mal nachschaun, ob die Luft reine is,“ sagte er, „und dann — dann pack ick ein.“

Herr Eduard Blumke, aus dessen Tasche ein Brecheisen hervorsah, ging auf den breiten Korridor und näherte sich behutsam schleichend der Treppe. Plötzlich kam eine schlanke Frauengestalt um die Ecke.

„Verfluchte Jeschichte,“ knurrte Herr Blumke.

„Ach, — wie geht es Ihnen?“ fragte die junge Dame mit freundlichem Lachen, „das ist wirklich reizend. Denken Sie nur, ich habe Sie trotz ihrer Verkleidung sofort erkannt.“

Sie hielt Herrn Blumkes Hand einen Augenblick fest. Er hatte unterdessen Zeit, wieder zu Atem zu kommen. Nun rief sie ein Dienstmädchen heran.

„Bringen Sie mir einen Bleistift und eine Karte,“ sagte sie, „ich will einen Wagen bestellen, der Herrn Hauptmann Nordmann nach dem Ball in sein Hotel zurückbringt. Ich hatte nicht ganz gewiß gewußt, ob er kommen würde.“

„Ick kann ooch mit Schusters Rappen zu Hause fahren,“ bemerkte Herr Blumke, der seine Fassung gänzlich wiedererlangt hatte.

„O, aber gewiß nicht. Wann wünschen Sie den Wagen?“

„Nach eene Stunde,“ sagte Herr Blumke, „ick kann dann alleine wieder raufjehn und mir wieder umziehn und alles machen, wat ick brauche.“

„Und können Sie denn nicht länger bleiben?“

Sie gab die Karte dem Mädchen und befahl ihr, zu eilen.

„Ick habe heute nacht noch ville zu arbeeten,“ entschuldigte sich Herr Blumke. Er dachte an seinen Hund, den er im Garten gelassen hatte, und seine größte Angst war, das Vieh könnte anfangen zu bellen. Außerdem war der Schrank offen, und die Brillanten warteten nur auf ihn. Er sah mit Befriedigung, daß die Gräfin Solnstein keinen Schmuck angelegt hatte.

„Ja, Sie waren immer sehr beschäftigt, Herr Hauptmann.“

„Ick mache immer wat,“ stimmte Herr Blumke zu, „wenn ick nich eins mache, dann mache ick wat anderes.“ Er schüttelte sinnend den Kopf. „Ick habe mir schon öfters jewundert, daß ick da kein Buch über schreibe.“

„Ich glaube, Sie werden niemand von der Gesellschaft kennen,“ sagte sie im Hinuntergehen, „aber ich habe Sie doch eingeladen. Wir waren ja so gute Freunde, damals auf dem Standard. Denken Sie noch zuweilen an die herrlichen Abende auf Deck im Roten Meer? —“

Sie war wirklich schön die junge Frau und das Kostüm einer Watteauschäferin kleidete sie entzückend.

„I, wo werd ick mir nich erinnern,“ sagte Herr Blumke mit viel Feuer, „det verjesse ick in mein janzes Leben nich.“

„Und erst die Fahrt von Brindisi, wissen Sie noch? Und der spaßhafte lange Engländer damals? Sie erinnern sich doch noch.“

„Nu natürlich, der mit die X-Beine.“

„Und das junge Mädchen, das immer Guitarre spielte und — —“

„Det war jroßartig, einfach jroßartig,“ stimmte Herr Blumke bei.

Der große Ballsaal wimmelte von Menschen. Eine Schar eleganter junger Herren flog der schönen Wirtin entgegen. Man jammerte über ihre Herzlosigkeit, mit der sie die Gesellschaft ihrer bezaubernden Gegenwart beraubt hatte. Ein breitschultriger Pierrot küßte ihr die Hand und ergriff dann ihre Tanzkarte mit der Miene des Siegers.

„Entschuldigen Sie, mir war so, als hätte ich meine Schlüssel stecken lassen.“ Die junge Witwe nahm ihre Karte dem Pierrot wieder aus der Hand. „Herr Hauptmann Nordmann hat mich engagiert. Übrigens, kennen sich die Herren? Erlauben Sie — —.“

„Freut mir sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte Herr Ludwig Blumke.

„Was Sie aber für ein originelles Kostüm haben, Herr Hauptmann,“ bemerkte der Pierrot, „so etwas kühn Realistisches habe ich, glaube ich, noch nicht gesehen.“

„Nu, was is?“ fragte Herr Blumke plötzlich geärgert, „det jeht Ihnen jarnischt an, ick kann anziehn, wat ick will. Sie derfen ja nich jlooben — —“

„Herr Hauptmann,“ unterbrach die junge Wirtin lachend, „Sie dürfen den Spaß auch nicht zu weit treiben. Sehen Sie her, ich habe Ihren Namen für den Walzer aufgeschrieben. Aber wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns lieber. Das heißt, Sie müssen mir versprechen, in dem amüsanten Rixdorfer Jargon weiter zu reden. Glauben Sie, daß Sie das können?“

„Jawoll, wo werd ick det nich können?“

„Es ist wirklich zu gelungen, Herr Hauptmann,“ fuhr sie fort, „denken Sie nur, zuerst, allerdings nur für einen Moment, habe ich Sie für einen wirklichen Einbrecher gehalten.“

„Is det die Möglichkeit,“ sagte Herr Blumke. Es war ihm eine große Erleichterung, so einen bequemen Weg aus seiner schwierigen Lage vor sich zu sehen. „Wat man macht, det muß man richtig machen, det is die Hauptsache.“

„Ja,“ sagte die Gräfin Solnstein, als sie den Saal durchquerten, und tippte mit dem Fächer auf seinen Arm, „den Rixdorfer Accent haben Sie richtig erfaßt.“

„Ja, der is so schnurrig, finden Se nich?“

Sie winkte dem Pierrot.

„Herr Hauptmann Nordmann und ich sind alte Freunde,“ erklärte sie, „er ist lange auf Reisen gewesen und kennt hier fast niemand.“

„Keine lebendige Seele,“ echote Herr Blumke.

„Sie müssen mir gestatten, Sie hier ein wenig zu orientieren, Herr Hauptmann,“ sagte der Pierrot liebenswürdig, „können Sie in dieser Woche einen Abend in unsern Klub kommen?“

„Wozu?“ fragte Herr Blumke mißtrauisch.

„Sie könnten mit uns zu Abend speisen und sich vielleicht gut unterhalten, schmeichle ich mir. Sagen wir Donnerstag.“

„Det mag der liebe Jott wissen, wo ick nächsten Donnerstag stecke,“ sagte Herr Blumke, „ick kann det nich wissen.“

„Wenn sie irgendwo eingeführt zu sein wünschen, verfügen Sie nur über mich. Ich kenne eine Menge Leute und alle Freunde unserer liebenswürdigen Gräfin.“

„Lassen Se mir in Ruh,“ sagte Herr Blumke mißmutig, „wat koofe ick mir davor?“

„Ist er nicht köstlich?“ fragte die Gräfin belustigt den Pierrot, „es wäre doch furchtbar amüsant, wenn alle so ganz im Geist ihrer Rolle sprechen würden.“

Dann erhob sie sich in etwas nervöser Hast und trat auf einen Heinrich VIII. zu.

„Bei welchem Regiment haben Sie gedient, Herr Hauptmann?“ fragte der Pierrot.

„Det möchten Se woll wissen,“ sagte Herr Blumke.

„Bin ich zu neugierig? Ich weiß nicht sehr viel von den Verhältnissen im Heer, fürchte ich.“ Der Pierrot schien fest entschlossen, gegen den Freund der schönen Gräfin liebenswürdig zu sein. „Während der Militärdebatten befinde ich mich meistens im Buffet des Reichstags. Sie kennen doch einige Parlamentarier?“

„Ick kenne so viel, wie ick zu kennen nötig habe“, sagte Herr Blumke ausweichend, „ein Mann von meine Stellung muß sehr jenaue achtjeben, mit wem er umjeht.“

Die Hausfrau kam vom Heinrich VIII. zurück.

„Ich kann mit diesem Herrn nichts anfangen,“ flüsterte der Pierrot ihr zu, als er sich erhob, „ich glaube, er ist etwas dumm.“

„Wenn Ihnen seine Eigenschaften bekannt wären, würden Sie nicht so sprechen.“ Sie nahm wieder an Herrn Ludwig Blumkes Seite Platz.

„Nu, schlagen Sie mir tot,“ sagte die Gräfin, ihren hübschen Mund verziehend vor Anstrengung, rixdorfisch zu sprechen, „schlagen Sie mir tot, wenn das nicht ein verteufelt juter Spaß ist,“ lachte sie. „Es nützt nichts, Herr Hauptmann, ich kann nicht so sprechen, wie Sie.“

„Det is eene Jabe Jottes,“ sagte Herr Blumke, „det is et.“

„Sie haben wohl kaum den Wunsch, jemand vorgestellt zu werden?“

„Ne.“

„Haben Sie gehört —?“ sie zeigte auf den Pierrot.

„Ick habe alles jehört, wat ick brauche.“

„Er macht sich wirklich einen großen Namen im Reichstag. Ich verfolge seine Reden mit großem Interesse.“

„Er scheint mir sehr einjebildet zu sind.“

„Auch andere Leute, zum Beispiel ich, halten viel von ihm,“ bemerkte die Gräfin freundlich. „Ist das ein Brecheisen, was aus Ihrer Tasche hervorguckt? Das nenne ich wirklich Realismus. Aber Sie haben wohl keine Ahnung, wie man damit — arbeitet?“

„Nu, so eenen blassen Schimmer hätt ick schonst,“ sagte Herr Blumke. „Sehn Se, det Ende stecken Sie in der Spalte rein, und dann —“

Herr Blumke wurde ganz wild bei seiner Demonstration. Das war eine ganz neue Sensation für ihn, jemand zu finden, der ein eingehendes Interesse für sein Handwerk an den Tag legte. Er fühlte sich sehr geschmeichelt.

Als er aufsah, bemerkte er, wie der Pierrot ihn anstarrte.

„Der jlotzt mir so an. Ick jloobe, er is mir nich jrün,“ sagte Herr Blumke.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“

„Wo jehn Se denn hin, Fräulein?“ fragte er mißtrauisch.

„Ich muß ein paar Worte mit ihm sprechen.“

„So?“ Erleichtert: „Ich hatte was anders jejloobt.“

Während die Gräfin den Pierrot veranlaßte, wieder seinen gewöhnlichen Gesichtsausdruck anzunehmen, dachte Herr Blumke nach. Die nach beendetem Walzer promenierenden Paare betrachteten ihn neugierig.

„Det is doch die eijentümlichste Lebenslage, wo du in dein Leben drinjesteckt hast, Lude,“ sprach Herr Blumke zu seinem unverzagten Herzen, „freilich uzt du ihnen, aber freuen wirst du dir doch, wenn du wieder oben bist. Du hast ihre Brillanten nötiger. Für dir heißt es jetzt: Zeit ist Geld, Lude.“

Die Gräfin Solnstein eilte zur Thür. Ein Gemurmel des Vergnügens rauschte durch den Saal, als ein neuer Gast eintrat, als Schutzmann kostümiert, begleitet von einem Herrn in einfachem Civil.

Da Herr Blumke über seine Pläne nachdachte und zerstreut auf seine Stiefel blickte und lebhaft bedauerte, daß sie so schmutzig waren, bemerkte er die Ankömmlinge erst, als der Herr in Civil ihn auf die Schulter klopfte.

„Seh' ich recht? Blumke! Schon wieder einmal?“ sagte er.

„Ja,“ sagte der „schwere Junge“ unzufrieden, „ja, et is wieder mal Blumke, Herr Weller. Und det will ick Ihnen jern jlooben, daß Sie froh sind, mir wiederzusehen.“

„Es freut mich immer, einen Kavalier zu treffen,“ sagte Herr Weller heiter, als er ihn zur Thür geleitete, „ich hätte Sie schon lange gern einmal getroffen.“

Große Erregung im Ballsaal über die amüsante kleine Scene. Allgemeine Übereinstimmung, die Gräfin Solnstein wäre ein Unterhaltungsgenie.

„Aber, schönste Leonie,“ sagte der Pierrot vertraulich zur Gräfin, „heißt das nicht den Scherz etwas weit treiben? Das war ja ein wirklicher Detektiv.“

„Ich weiß,“ sagte die „schönste Leonie“ leicht zusammenschauernd, „aber es war auch ein wirklicher Einbrecher.“

„Ein wirklicher — —?“

„Ja, ja, aber still sein davon. Es könnte das Vergnügen stören. Führen Sie mich zu Tisch, Arthur.“



(Illustrationen von J. B. Engl)



Hinter der Maske

Von

Theodor Lessing

Ein Meer von Licht, von Tönen und Farben durchflutete den Saal. Glänzende Masken wogten durcheinander nach dem belebenden Takte der Quadrille, bald in scheinbar wirrem Gewühl, bald kunstvoll zu Linien und Formen verschlungen, zu Arabesken aus lebenden Menschenblumen und jungen Menschenknospen. —

Auf den Marmor der Balustrade gestützt schaute der junge Doktor Conrad Bing in das Gewühl hinab — andächtig spiegelten seine Augen die regelvoll bewegten Schönheitsguirlanden. Gewänder aus Seide, Brokat und Atlas umschmeichelten halb bergend, halb verratend die bezaubernden Formen stolzer Frauennacken; mit dem Strahle seltener Gesteine wetteiferte der arglos schimmernde Glanz sechzehnjähriger Menschenaugen und schöner als die Blumenpracht an den Wänden und der Decke des mächtigen Saales blühten die Rosen der Lebenslust auf den Wangen durch Freude verschönter Mädchengesichter.

„Eine Königin Luise im Arme eines Mausfallenjungen — die Göttin Athene mitten zwischen einem Kapuziner und einem Raubritter — Aphrodite zärtlich geschmiegt an einen plattstirnigen Husaren und ein langhaariger Kunstjünger eifrig bemüht um eine fleischgewordene Geldpostlade — darin steckt tiefe Philosophie,“ sagte er vor sich hin. — In seiner Nähe bemerkte er nun eine Gestalt, die ihn fesselte. Eine reizende Colombine aus einer luftigen Halbkugel von mattrosa Gaze gleichsam auf zierlichem Taillenstengel hervorgewachsen, stand da ganz allein und äugelte zu ihm herüber. Er bahnte sich einen Weg zu ihr durch die Menge und indem er ihr die Hand entgegenstreckte, intonierte er Don Juans „Reich mir die Hand, mein Leben“ — — — ich kann dir zwar kein Schloß geben, aber eine Kätner-Hütte in meinem Herzen steht dir zur Verfügung. Lachend hängte sie sich in seinen Arm und so traten sie in die Quadrille ein. „Du hast dich aber schön gemacht,“ sagte er. „Gefall' ich dir?“ fragte sie lachend, und dann sprachen sie über die Vorzüge des Eislaufens, über das Gedränge und die große Hitze im Saal — worüber alle andern auch sprachen. Da schritt ein stattlicher blonder Herr gerade auf die beiden zu. „Nun komm, mein Kind,“ sagte er siegessicher. „Ach, mein alter Tänzer,“ sagte die Colombine bedauernd. Aber Bing schien gar nicht die Absicht zu haben, die Kleine fahren zu lassen — so wandte sich der stattliche Herr direkt an ihn. „Sie werden mir wohl erlauben — ich hatte die Dame vor Ihnen engagiert.“ — „Ei der tausend,“ lachte Bing, „das Recht, die Schönheit zu genießen, muß doch allgemein bleiben, sonst könnte es ja schließlich großen Millionären beifallen, den Belvederischen Apoll und die Sixtinische Madonna zu ihrem Privatgebrauch aufzukaufen.“ — Der andere musterte ihn mit erstauntem, indigniertem Gesicht, dann erwiderte er eisig: „Äh — da erlauben Sie, daß ich mich vorstelle — Premierlieutenant Graf Egon von Bartenstein.“ „So — so,“ sagte Bing. Der Graf schien einen Augenblick aufbrausen zu wollen — dann aber machte er mit weltmännischer Nonchalance, gleichsam gedankenlos, den Zusatz: „Ich bin alter Corpsstudent.“ Wieder gab der Doktor ein gelangweiltes „So — so“ zurück. Nun war das Maß voll, übervoll. „Mein Herr,“ apostrophierte Graf Bartenstein, „Ihr Name?!“ — „Mein Name ist Bing.“ „Nun, Herr Bing, Sie werden mir Rechenschaft geben, was Sie mit Ihrem so — so sagen wollten.“ Der Doktor musterte ihn erstaunt-schweigend. „Wenn Sie mir keine Antwort geben wollen,“ sagte der Graf immer kampflustiger und gereizter, „so sind Sie ein ganz elender Kneifer!“ — „Kneifer!?“ fragte der erstaunte Doktor. „Kneifer!“ erwiderte der Graf in Fisteltönen höchsten Ärgers, denn die kleine Colombine, auf deren Gesichtchen anfangs der Wortwechsel der Herren ein Schmunzeln befriedigter weiblicher Eitelkeit als Reflex erzeugt hatte, war des Streites offenbar überdrüssig geworden und hatte einem vorbeipassierenden Dritten, einem dicken Herrn mit hängenden Pausbacken, dreistufigem Kinne und Knopfaugen den Arm gereicht, spöttisch den beiden Zurückbleibenden Abschied zulächelnd. Die schritten in lebhafter Debatte dem Hauptausgange des Saales zu — Graf Egon beständig Satisfaktion fordernd, der Doktor die Forderungen seines Gegners kopfschüttelnd kritisierend. „So werden wir als Männer von Ehre die Sache mit der Waffe entscheiden,“ sagte der Graf gedehnt. Bring blickte ihn bedauernd an, dann sagte er ruhig: „Wenn Sie wissen wollen, was ich von dieser Art Ehre und Ihrer Forderung halte, so lesen Sie beim unvermeidlichen Ballkater Arthur Schopenhauers treffliche Abhandlung „Von dem, was einer ist“. Es giebt ja schließlich im Leben Dinge, um die zu sterben sich eher verlohnte, als die Bagatelle, um die wir hier Worte verlieren! Na, gleichviel! Es liegt ein Stück diabolischen Humors darin, sich um Stecknadelknöpfe die Köpfe abzuschießen. Vielleicht ist dies Leben weniger kostbar als das Schießpulver, mit dem wir beide es einander bereden wollen. — In der ganzen Weltgeschichte stolpern die Helden und Geistesstürmer zum Schluß über einen Kieselstein und brechen sich das Nasenbein. — Amen! Ich nehme Ihre Forderung an!“ — Am Ausgang kam ihnen der weißköpfige Portier entgegen. „Sie sind doch der Doktor Bing,“ sagte er. Und als es der Doktor bejahte, erklärte der Alte: „Draußen steht ein Mädchen, das hat dringend nach Ihnen gefragt — ich ließ sie durch die Thürspalte schaun und so hat es Sie im Saale herausgefunden.“ Draußen trafen sie das Mädchen an, es war etwa 13jährig, sah verwildert und verzottelt aus — ihr Haar hing in Strähnen ins Gesicht, das Gesicht war verweint und vereinzelte dicke Thränen schufen ein System weißer Pfade auf den sehr schmutzigen Wangen. „Nun, Lisbeth,“ sagte der junge Arzt, „ist's schon so weit?“ „Ja,“ erwiderte das Kind gleichmütig, „Mutter liegt in den Zügen und Vater ist zum Herrn Pfarrer, daß er sie versieht!“ — „Da geh' ich gleich mit,“ sagte der Doktor, dann zum Grafen gewendet: „Wollen Sie vielleicht mitkommen — es ist nur ein paar Schritte von hier — es dauert nicht lange und wir verabreden auf dem Heimwege die Bedingungen unseres Ehrenhandels.“

„Ich gehe mit,“ sagte der Graf kurz entschlossen und so schritten die beiden Männer in Chapeau claque und dichtem Pelz neben dem kleinen Mädchen her. „Warum hast du geweint,“ fragte sie der Graf. „O die da drinnen,“ sagte das Kind erregt. „Möchtest wohl auch darinnen sein?“ fragte der Graf wieder. „Ja,“ sagte das Mädchen trotzig, „und ich komme auch hinein.“ — „Wie willst du denn das machen?“ nahm der Doktor das Wort. „Herr Salm hat es mir versprochen,“ sagte das Kind, „Sie müssen wissen, Herr Salm ist Prokurist in dem großen Bankhaus schräg gegenüber.“ „So genau weißt du, was Herr Salm ist,“ sagte der Graf erstaunt — „nun dein Vater wird wohl schwerlich erlauben, daß Herr Salm dich auf Redouten mitnimmt.“ „Pah — Vater hat gar nichts zu sagen und wenn erst Mutter tot ist, da thu ich, was ich mag, und dann weiß der Herr Doktor ja auch, daß Vater trinkt!“ „Was thut dein Vater?“ fragte der Graf. „Na — er trinkt,“ sagte das Kind unbefangen. Nun waren sie um die Ecke und in ein winkliges Gäßchen gebogen und traten in einen engen, dunklen Flur. Auf einer Hühnerstiege stand eine kleine, fleckige Öllampe, bei ihrem Scheine kletterten sie die morsche Treppe hinauf und traten in eine Thür, das Haupt gebeugt, um nicht an die Decke zu stoßen. Muffiger Armeleutedunst wehte ihnen entgegen. Da lag die Frau auf einem Eisengestell in einem engen mit altem Gerümpel und Wäschestücken vollgepfropftem Verließ. „Kaum denkbar, daß hier Menschen leben,“ sagte der Graf und schob unwillkürlich das rotseidene Tuch, das aus seinem Vorhemd lugte, tief in den Frack zurück.

„Nun, Frau Ehlers?“ sagte der Doktor. „Muß ich denn wirklich sterben?“ brachte die Frau mühsam heraus. Der Doktor betrachtete sie, einen Augenblick verfinsterte sich sein Gesicht — dann sagte er kurz und sehr laut: „Dummes Zeug! In acht Tagen sind Sie geheilt!“ — „Ach — ach, ist es denn möglich,“ stöhnte die Frau und in ihren verhärmten, verfallenen Zügen glomm neuer Lebensmut auf, neues Hoffen, neues Wollen, den Kampf des Lebens trotz alledem weiter zu kämpfen mit all seinem endlosen Weh, mit all seinen endlosen Wonnen, die er auch ärmsten Seelen bringt, wenn ein Frühlingsstrahl der Menschenliebe ihn durchwärmt, wenn goldene Träume seine Nacht erhellen, wenn ein sänftigender Hauch der Liebe, ein gutes Wort nachzittert in gequälten Menschenherzen. „Es ist nicht meinetwegen, daß ich leben möchte,“ stöhnte die Sterbende — „es ist der Lisbeth wegen! Was soll aus ihr werden? Sie hat so viel Leichtsinn und Sie wissen doch — mein Mann — — —“ Da hörten sie von Ferne das Glöcklein des Meßners und näher kam es, und dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf und der Priester stand in vollem Ornat in der Thür und hob den Kelch und neben ihm stand ein untersetzter, roh ausschauender Mann mit trüben, wasserblauen Augen, Alkoholdunst in der blauen Arbeitsbluse mitbringend. Das war der Ehemann der Sterbenden. „Die Lisbeth lief zum Arzte,“ deklamierte er pathetisch, „ich aber habe den Herrn Pfarrer geholt — denn das himmlische Heil ist wichtiger, als das irdische.“ Und er bückte sich devot gegen den Geistlichen. „Ihr seid ein braver Mann,“ sagte dieser, ein gesetzter älterer Mann mit gutmütigen, friedevollen Augen. „Ist es wünschenswert, daß ich der armen Seele das Sakrament spende?“ fragte er den Arzt. Die geängstigte Frau hielt krampfhaft stöhnend die Hand des Arztes umklammert. Der schien einen Augenblick zu zögern, dann sagte er laut und bestimmt: „Nein! Ehrwürden! Ich habe die Überzeugung, daß die Kranke — leben bleibt.“ „Das freut mich von Herzen,“ sagte der Geistliche, „ich kenne sie als fromme und ordentliche Frau.“ Dann ging er wieder; devot zur Treppe begleitet von dem Manne, dem er heimlich ein Geldstück in die Hand drückte. Drinnen in der Stube war es nun still. Der Arzt setzte sich an das Bett der Kranken, der Graf hielt sich schweigend im Hintergrunde, das Mädchen begann mit einer jämmerlichen, einbeinigen Docke ohne Kopf zu spielen, die aus alten Hadern zusammengeflickt war. Die wurmstichige Uhr bezeichnete eintönig vorüberrauschende Minuten. Der Doktor blickte gespannt auf die Kranke, die immer wieder fragte: „Aber muß ich denn auch wirklich nicht sterben?“ und bei immer neuer Verwirrung diese Frage jedes Mal neu aufzuleben schien. So verging die Zeit. „Ich komme von einem Balle,“ sagte der Doktor, „darum hab' ich auch so feines Gewand an und darum will ich Ihnen von dem Balle erzählen, Frau Ehlers.“ Und er begann zu erzählen von Lichtern und schönen Frauen und bunten Masken und freudenerregten Herzen — und die Frau hing mit leuchtenden Augen an seinem Mund und das kleine Mädchen vergaß seine Puppe, und dann erzählte er noch von einem Affen, der sich vor dem Spiegel rasieren wollte und in die Pfote schnitt, und allerlei Witziges, was ihm noch gerade einfiel. Und der Graf, dem das ungewohnte Milieu die Sinne mächtig verschärfte, war der einzige, der merkte, wie die Stimme des jungen Arztes dabei erzitterte, wie von niedergeschluckten Thränen. Die Sterbende aber lachte hell auf. „Die Pfote — die Affenpfote,“ sagte sie, dann stieß sie einen raschen Seufzer aus; ein Zucken lief durch den Körper. — — — Der Doktor löste seine Finger von der erstarrten Hand los, drückte der Toten die Augen zu und sagte langsam „nun gehen wir wieder“. — In der Thür rief er dem Manne zu „Ihre Frau ist tot“. Der begann ein großes Lamento — wie elend er nun sei und wie er nicht wisse, woher er die Begräbniskosten nehme und ob der Arzt nicht die Medikamente bezahlen möchte und wie unendlich gut er mit seiner verstorbenen Frau gelebt habe. — Beide hatten sich ihr Leben lang geprügelt. „Geld kann ich Ihnen nicht geben,“ sagte der Arzt und dann gingen die Herren. Im Innersten erschüttert kehrte Graf Bartenstein an der Treppe nochmals um, rief leise das Mädchen beim Namen und gab ihr eine Karte. „Auf der Karte steht meine Wohnung,“ sagte er, „du kannst einmal bei mir nachfragen.“ Dann folgte er dem Doktor. „Sehen Sie, werter Herr,“ begann der auf der Straße, „so kann man Cyniker aus Mitleid und Egoist aus Menschenliebe werden — ein Arzt, der Sterbenden Anekdoten erzählt, ist Ihnen gewiß noch nicht vorgekommen.“ „Aber warum denn nicht?“ „Lachen ist eine sehr angenehme Emotion und die Frau hat doch auch einmal gelacht. So hab' ich ihr über den schlimmen Moment hinweggeholfen oder vielmehr der Affe hat ihr geholfen. Und daß ich dem Geistlichen die Wahrheit verschwieg? Ich bilde mir ein, das war in diesem Falle ehrenhaft und wahrhaft fromm gehandelt.“ — — — „Das ist entsetzlich,“ murmelte der Graf. „Und sehen Sie — Geld dürfen Sie in solchem Falle nie geben — der Mann würde es vertrinken und das Mädchen — wie ich es kenne — würde es verheimlichen und zum Konditor tragen.“ „Aber läßt sich denn da nichts thun?“ „Nein! — Und wenn sich etwas thun ließe. Glauben Sie wirklich mit unseren Kleinkuren wäre der Menschheit gedient? Sehen wir zu, wie wir den Wurzeln des Baumes möglichst gutes Erdreich zuführen, an den erkrankten Blättern einzeln herumfukurieren — das hab' ich wenigstens lange aufgegeben.“ — — Beide schwiegen nun. Endlich begann der Doktor wieder: „Nun zu unserem Ehrenhandel. Ich hab' es überlegt.

(Zeichnung von K. von Heider)

(Zeichnung von Schulz)



Was meinen Sie zu einmaligem Kugelwechsel auf 20 Schritt?" Der Graf schwieg. — „Wenn die Sache Ihnen zu wichtig scheint," fuhr Bing unerbittlich fort, „so bin ich auch zu zehn Schritt Distanz bereit." — Der Graf schwieg noch immer. Plötzlich blieb er stehen und stieß hervor: „Aber das ist ja unendlich lächerlich!"

„Lächerlich?" sagte Bing. „Wieso lächerlich? Ich sehe nicht ein, warum das eher lächerlich sein dürfte, als tausend andere tägliche Dinge." „Sie denken jetzt also wirklich noch an ein Duell," fragte der Graf. „Das mein' ich; ich hab' mich jetzt in den Gedanken gefunden, ich habe keine Familie — soll ich Sie zu Ihren eignen Lebensprinzipien bekehren?" — „Doktor," sagte der Graf und seine Stimme zitterte, „das ist ja geadelter Selbstmord — Sie haben mir da eine Schopenhauersche Abhandlung empfohlen — ich brauch' sie nicht mehr — das, was ich in dieser Nacht von Ihnen gelernt habe, werd' ich in meinem Leben nicht vergessen!" „Na, dann ist es ja gut," antwortete Bing, „und da wäre ja wieder unser Ballhaus, nun wollen wir auch ein paar Nachtstunden der — Lebensfreude weihn." „Sie wollen jetzt wirklich tanzen?" „Warum denn nicht? Ich bin doch den Schwindel gewohnt, ehe ich hierher kam, kam ich von einem ähnlichen Falle." — — „Dann ist dies Leben eine furchtbare Tragödie." „Ja, so etwas Ähnliches, vielleicht auch eine Posse." — Wissen Sie, wie alles ohne diesen Zwischenfall gekommen wäre. Wir beide hätten uns im Eifer unheilbar schwer beleidigt — hätten dann mittels Schießpulver einander in Kohlensäure, Wasser und etwas Ammoniak verwandelt — und indessen hätte das maskierte, unbekannte Corpus delicti da droben mit dem Herrn mit hängenden Pausbacken, dreistufigem Kinn und Knopfaugen Cliquot getrunken — und Cliquot ist gerade mein Lieblingsgetränk." „Mir scheint beinah," sagte der Graf, „als sei das ganze Leben solch ein Karneval — und wir beide hätten heute nacht einmal — hinter die Maske geschaut." „Ja! und es ist dabei dasselbe herausgekommen, was jedenfalls herausgekommen wäre, wenn wir hinter die Maske der lieblichen Colombine geschaut hätten. Wir hätten da sicherlich gefunden, was wir bei hundert Weibern gefunden haben: kleinherzige Eitelkeit, verlogene Coquetterie, interessenlose, naive Gemütsleere in einem reizenden Gefäße. — au revoir! — Der Graf blickte nachdenklich zu den Sternen empor — in seinem Leben sah er sie zum ersten Male gedankenvoll. „Die Sterne — die Sterne," stotterte er, „die Sterne und der Tod! Wozu das alles? Welch jämmerliche Fastnachtsnarren sind wir doch alle miteinander!" — „Der Zweck?! Die Weltkugeln?! Unser unendlich beschränktes Leben!" sagte Bing — „wissen Sie — auf die Sterne habe ich mir einen eigenen Reim gemacht und der geht so:

Die Weltmilliarden stehn am Himmelszelt,
Damit das Menschenauge nie vergißt,
Daß alles, was es sieht auf seiner Erdenwelt,
Im Grunde — eine große Dummheit ist.

Doch leben Sie wohl! Wir Menschen leben alle maskiert und incognito auf Erden — und ich will — die kleine Colombine von Ihnen grüßen."

„Und sehen wir uns nicht einmal im Luitpold beim Billard, mein — lieber, lieber Freund?"

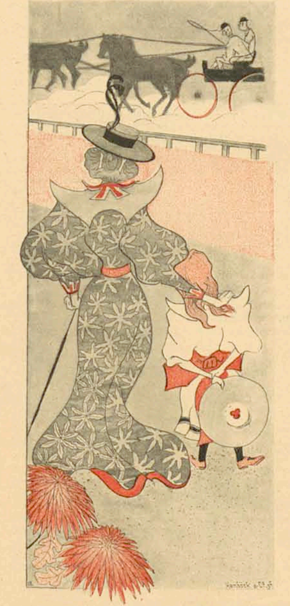
„Kann schon sein," sagte der Doktor und verschwand im Ballsaal.

Das Kostkind

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Annonce: Ein reinlicher Kostplatz auf dem Lande ist zu vergeben.

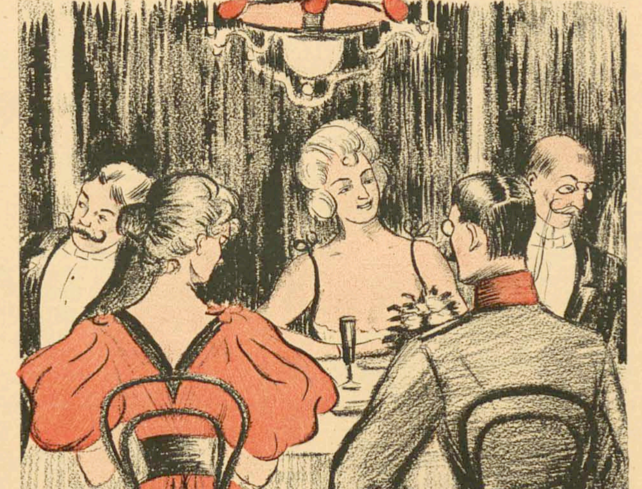
(Zeichnung von Neumann)



Du, Mama, sag', sind diese Leute so schwer, daß sie vierspännig fahren müssen?

Ein Mißverständnis

(Zeichnung von Tschuppik)



„Sag'n Sie mal, Kamerad, was für Toilette hatte gestern beim Diner Fürstin Russalka?"
„Kann ich leider nicht sagen, — habe nicht unter'n Tisch geseh'n."

Interviews

Von Frank Wedekind

IV

Die Tortajada

„Wissen Sie, wen ich jetzt male?“ fragte mich Herr Otto Götze, als wir einander im Café begegneten.

„Ein hübsches Mädchen natürlich!“

„Besser noch. Eine hübsche Frau. Die spanische Tänzerin aus den Blumensälen.“

Ich gratulierte ihm.

Ich war etwa acht Tage vorher in den Blumensälen gewesen. Ich darf sagen, daß ich die ersten Nationaltänzerinnen der Welt gesehen und ihre Kunst überaus schätzen gelernt habe. Der Kunsttanz, wie er in unseren Opernballets gepflegt wird, hat mir nie recht gefallen wollen. Er hat etwas Marionettenhaftes; Temperament und Persönlichkeit sollen durch eine um so geschultere Grazie ersetzt werden, aber was bleibt denn von irgend einer Kunst noch übrig, wenn man ihr die Persönlichkeit nimmt. Und dann hat die Trennung zweier so intimer Geschwister wie Tanz und Gesang an sich etwas Barbarisches, das die Heiden des Altertums und vielleicht auch die Barbaren kaum verstanden hätten. Die stumme Ballerina erscheint mir bei der süßesten Orchester- und Chorbegleitung doch immer wie eine Art Schemen, wie eine Widernatürlichkeit, eine Perversität, der gegenüber ein intensives menschliches Mitpulsieren kaum mehr möglich ist. Wen soll es da noch wundern, daß die Theater trotz staatlicher Subvention leer bleiben, während die Singspielhallen die besten Geschäfte machen!

Die Tortajada war mir so ziemlich als das Höchste an Harmonie erschienen, was sich von persönlichem Ausdruck, von Temperament, von Geschmeidigkeit, Verve und Adel der Bewegung in einem menschlichen Körper vereinigen kann. Ihr Spiel hatte meine Nerven in unvergleichlich stärkere Schwingungen versetzt als das gepriesenste moderne Trauerspiel. Um so dankbarer war ich ihrem Porträtisten, der mir Gelegenheit geben wollte, die Tortajada von der Bühne mit der Tortajada aus dem wirklichen Leben zu vergleichen.

„Ich mache Sie aber von vornherein darauf aufmerksam, daß sie mit ihrer Mutter kommt.“

„Die Mutter geniert mich nicht,“ sagte ich. — „Mein Interesse ist ein durchaus künstlerisches.“

Am nächsten Tage war ich punkt drei Uhr bei ihm im Atelier. Nachdem wir uns eine halbe Stunde durch Cigarettenrauchen über die einzelnen Sandkörner im Stundenglas der Zeit hinweggetäuscht hatten, traten die drei Damen ein, Doña Tortajada, ihre Schwester Ximenes und die würdige Mutter. Mein Freund stellte mich vor und Dueña Ximenes bestieg das Podium. Das Porträt der Tortajada war schon vollendet, der Meister hatte es sich aber nicht nehmen lassen, auch noch die vielleicht pikanteren aber weniger im Stil großer Schönheit gehaltenen Züge der jüngeren Schwester zu fixieren.

Die würdige wohlbeleibte Mutter, die übrigens nicht viel Familienähnlichkeit mit ihren Töchtern aufwies, hatte sofort auf einer reichlich breiten Ottomane Platz genommen und vertiefte sich in eine Serie von Nummern des „Simplicissimus“, von dessen Text sie unmöglich eine Silbe verstehen konnte, wodurch sie nicht viel verloren haben mag. Um so länger und kopfschüttelnder betrachtete sie die Illustrationen, die ihr offenbar um vieles spanischer erschienen. Ich war derweil mit der Kaffeemaschine meines Freundes beschäftigt, aus der ich den Damen einen tiefschwarzen Mokka kredenzte. Darauf setzte ich mich der Tortajada gegenüber und bot ihr von meinen Cigaretten.

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich darf nicht rauchen. Ich bin ohnehin erkältet, seit wir in München sind.“

Die Konversation war natürlich französisch.

„Wie sind Sie mit unserem hiesigen Publikum zufrieden?“

„O ich kann mich gar nicht beklagen.“ Sie sprach mit rollendem R und sagte pas diou tout statt pas du tout. „Die Münchener applaudieren nicht stark, aber sie sind sehr andächtig. Ich fühle das, sobald ich aus den Colissen trete. Sie sitzen gerade so da wie in der Kirche; man würde es bei uns für Langeweile halten, aber ich täusche mich gar nicht darüber. Es ist mir sonst kaum möglich, einen Schritt auf der Bühne zu thun, wenn ich nicht bestimmt fühle, daß ich das ganze Publikum bis zur letzten Galeriereihe in meiner Gewalt habe. Anfangs wollte es mir scheinen, als sähen sie mich gar nicht, und weil hier alles Bier trinkt, nahm ich meinen Becher und trank ihnen immer erst zu, bevor ich tanzte. Anderwärts dürfte ich das nicht thun; man würde es nicht für schicklich halten.“

„Wie sind Sie auf den Namen Tortajada gekommen? — Das Wort hat im Spanischen wohl seine eigene Bedeutung?“

„Tortajada ist der Name meines Mannes. Mein eigener Name ist Consuello. Wo' ich aber noch als Consuello aufgetreten, nannte man mich immer Consuella, und das klingt natürlich sehr gewöhnlich.“

„Was ich besonders an Ihnen bewundere, Madame, ist die Ursprünglichkeit Ihres Tanzes. Sie leben Ihren eigenen Charakter in Ihrer Rolle aus. Das ist es, was Ihrem Auftreten wohl den großen Reiz verleiht. Ich habe Tänzerinnen gekannt, die sich ihr eigenes Genre schufen und solche, die darauf ausgingen, andere zu kopieren. Sie rechne ich entschieden zu den ersteren. — Wie lange sind Sie schon bei der Bühne?“

„Seit meinem siebenten Jahre. Ich habe in Madrid im Operettentheater zu tanzen begonnen. Im Auslande reise ich erst seit drei Jahren.“

Ich darf hier wohl einfügen, was ich nicht von der Künstlerin selbst erfahren, etwas, was ihren Liebesroman betrifft und was in auffallender Weise mit jenem rührenden Stoff übereinstimmen würde, der vor bald drei Jahrhunderten Cervantes zu seiner berühmtesten Novelle „Preciosa“ begeisterte. Ein Jüngling aus hochstehender Familie verliebt sich zum Sterben in eine umherziehende graziöse Tänzerin. Das Mädchen erklärt sich bereit, seine Frau zu werden, unter der Bedingung, daß er ein Jahr lang ihr Wanderleben mit ihr und den Ihrigen teilt. Die Übereinstimmung wäre nur insofern nicht ganz zutreffend, als der jugendliche Gatte der schönen Tortajada seiner Braut aus freien Stücken das Anerbieten stellte, sie als ihr Partner im Tanz auf ihren Tournees zu begleiten, und auch insofern nicht, als ein Siegeszug über die ersten Variétéesbühnen der modernen Welt, bei Einnahmen, wie sie im bürgerlichen Leben nur von den Meistbegünstigten erzielt werden, von dem rastlosen Wandern von Jahrmarkt zu Jahrmarkt in den kastilischen Provinzen, von dem Übernachten bei Mutter Grün und dem Fraternisieren mit Räubern und Banditen doch ganz gewaltig absticht.

„Ich möchte wetten, Madame, daß Sie in den Follies Bergère in Paris ungeheuren Erfolg haben würden. Das Pariser Publikum ist auf Leistungen wie die Ihrigen vorbereitet und wird Ihre Ausführung um so höher zu schätzen wissen.“

„Für Anfang Winter bin ich für Follies Bergère engagiert. Ich freue mich indessen nicht besonders darauf. Sie kennen die Franzosen wohl besser als ich. Wie finden Sie sie?“

„Es sind gutherzige, liebenswürdige, sehr begeisterungsfähige Kinder.“

„Ich habe die Franzosen nur in New York kennen gelernt, wo sie es selber nicht einmal wagen, ihre Sprache auf offener Straße zu sprechen; so mißachtet sind sie.“

„Man muß die Franzosen in ihrem eigenen Lande kennen lernen.“

„Das hat man mir auch gesagt. Die Amerikaner fand ich bezaubernd. Sie sind generös und haben sehr viel für die Kunst übrig. Dabei fand ich das Leben in Amerika überaus billig.“

„Ist das möglich?“

„Für vierzig Dollars monatlich war ich in einer Pension auf das allerbeste aufgehoben.“

„Wenn ich Sie auftreten sehe, Madame, bedaure ich Ihre Stimme. Sie haben von Natur einen sehr schönen tiefen Sopran, der bei der Art, wie Sie ihn forcieren, notwendig zu Grunde gehen muß.“

„Sie haben recht, ich hatte wirklich eine sehr schöne Stimme. Als ich in New York die Melba von der großen Oper in Paris singen hörte, habe ich nachher zwei Tage lang geweint. Das ist eine Frau, die ihrer Kunst die geachtetste Stellung in der Gesellschaft verdankt, während unsereiner von jeder Weltdame über die Achsel angesehen wird. Bei einer Melba sieht man darüber hinweg, wie sie lebt; bei unsereinem fragt man gar nicht einmal darnach, man setzt ohne weiteres das Schlimmste voraus.“

„Die herrlichen Kostüme, in denen Sie tanzen, haben Sie sich wohl in Amerika anfertigen lassen?“

„O nein, die sind in Spanien gemacht. Man sieht sie zwar in Spanien nur sehr selten, aber den guten Geschmack und das Geschick dafür haben die Leute dort. Es fehlt den Tänzerinnen in Spanien meistens nur das nötige Geld, um sich so zu kleiden, wie sie gerne möchten?“

„Sind Sie vielleicht irgendwo in der Welt Ihrer entzückenden Kollegin Eugenie Fougère begegnet? — Sie war die beste Tänzerin, die ich bis jetzt in Ihrem Genre gesehen hatte.“

„Wir waren zur gleichen Zeit in London engagiert, sie am Empire- und ich am Pallace-Theater. Ich hatte sie sehr gern. Sie ist ein gutes Kind, nur zu gut. Und dann überanstrengt sie sich. Es wird nicht mehr lange mit ihr dauern.“

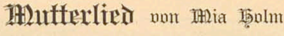
„Das sollte mir sehr leid thun!“

„Sie ist auf ein Fach verfallen, in dem sie kein Glück hat. Sie bildet sich vollkommen zur Parodistin aus. Als Spanierin war sie entzückend, aber so geht es uns Künstlerinnen oft, wenn wir nicht genau wissen, wodurch wir auf das Publikum wirken. Die kleine Fougère wirkte durch ihre diabolische Leidenschaftlichkeit und nun verlegt sie sich immer mehr auf die Karikatur. Dazu ist sie als Künstlerin nicht fein genug und viel zu sehr Weib.“

Wir tauschten noch eine Weile unsere Erfahrungen über die kleine Fougère aus, worauf Doña Tortajada das Gespräch auf die im Atelier umherstehenden Bilder lenkte. Diejenigen symbolistischer Richtung fand sie höchst uninteressant und trop surchargé. „Dieser Kunst fehlt das Leben!“ sagte sie. Ihre vollste Bewunderung erntete dagegen ein ernstgemaltes Doppelporträt, den Schriftsteller Dautendey und seinen Freund darstellend. Sie betrachtete es mit Andacht: „Das erinnert mich an die alten Bilder, die ich im Escurial in Madrid gesehen habe.“

Darauf war die Sitzung beendet; die alte Dame legte aufatmend den „Simplicissimus“ beiseite, die Schwester setzte ihr Torreador-Hütchen auf und die schöne Tortajada ließ mir außer dem Eindruck ihrer ruhigen vornehmen Art, sich zu unterhalten, außer dem Eindruck ihrer glühenden schwarzen Augen, das Erinnerungsbild einer der schönsten Hände zurück, die ich je gesehen; eine Hand wie sie ein Titian oder Velasquez geliebt, nicht zierlich und puppenhaft, sondern edel in jeder Linie und ruhig in der Bewegung.

Am folgenden Tag traf ich die Baronesse Hesselbeck, die mir sagte, sie fände das Auftreten der Tortajada im höchsten Grade unschicklich. Dabei spuckte sie aus, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und meinte, wenn das Kunst sei, so solle sie doch gleich der Teufel holen.



von Mia Holm

(Zeichnung von Münzer)



Heute nacht, als ich so bange
Meines fernen Knaben dachte
Und so hoffnungslos und lange
Immer weinte, immer wachte.

Stieg mein kleines Mädchen leise,
Mein gestorb'nes, zu mir nieder,
Schloß nach alter lieber Weise
Mit den Händchen meine Lider.

Streichelte mir still die Wangen,
Küßte zärtlich fort die Thränen,
Und von ihrem Arm umfangen
Lag ich ruhig, sonder Sehnen.

Langsam so, gemach entschliefen
Dann auch Sorge, Angst und Kummer,
Und ich selbst versank in tiefen,
Festen, lieblich langen Schlummer.



Ohne Brille

Karl Rosner, Das Kind (Schuster & Loeffler, Berlin 1896).

Dr. Rosner, der ein sehr geistreicher Mann und Verfasser von vielen übermütigen und fein-ironischen Novelletten ist, hat offenbar dieses Buch geschrieben, weil er, voller Hohn und Bosheit gegen den photographierenden Realismus, dessen Zeit nun auch bald um sein dürfte, ihm hiermit durch eine Parodie einen entscheidenden Todesstoss geben will. Diese alte Geschichte von einem gleichgültigen Studenten, der mit einem gleichgültigen Mädchen ein ganz gleichgültiges Kind kriegt, ist in der That ein vorzüglich erfundenes und ganz typisches Exemplar dieser Richtung. Die hiesigen Herren Litteratur-Photographen, die von dem mächtigen französischen Realismus nur ein bisschen Manier erlernt haben, werden von diesem Buche den klarsten Eindruck bekommen können, wie wenig ihre mühsame Kleinkunst in Vergleich mit dem gewaltigen Inhalt des Lebens bedeutet, und wie wenig sie davon wiedergeben kann. Wenn wirklich diese Streitschrift, die keinen einzigen direkten Angriff enthält, aber ebendeshalb desto stärker wirkt, das erwünschte Resultat herbeiführen sollte: dass der Klein-Realismus hiermit verschwindet, — dann hat man nur Grund, Herrn Rosner für seine That dankbar zu sein.

Soeben erschienen!

Am Ende des Jahrhunderts

Roman

von

Alexei Suvorin

2 Bände in 8⁰. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe“, ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe“? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend“, sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





Hamburg-Eilbek.
Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**



schweizerisches Witzblatt, wöchentlich bei 8 Seiten gross 4⁰ Umfang, 3 bis 3½ Seiten Illustrationen, **allmonatlich ein grosses, künstlerisch** ausgeführtes **Farbenbild.** Freisinnig-fortschrittliche Tendenz.

Zeichner und **Schriftsteller** I. Ranges als Mitarbeiter. Ausgezeichnete **Karrikaturen** und anerkannt treffliche **Portraits.** Schweizerische und ausländische Politik.

Abonnements, ins Ausland unter Kreuzband, per **Quartal Mk. 4.—.**

Beliebtes, im In- und Ausland weit verbreitetstes **Insertionsorgan.**

Neueintretende Abonnenten erhalten das prächtige Farbenbild **„Das neue Bundeshaus in Bern“** (Wert 2 Mk.) gratis nachgeliefert.

Zum Abonnement besonders allen **Schweizern** und **Schweizervereinen** im Ausland **bestens empfohlen.** Bestellungen nehmen entgegen alle **Postbureaux** sowie die

Expedition des „Nebelspalter“, Zürich.

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky
Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1½ Millionen Mark.** Auskunft — Prospecte gratis.

Entziehungskuren!
Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bunte Reihe

Berliner Roman

von

Fritz Mauthner

8⁰. 26 Bogen — Preis 4 Mark.

Im Titel liegt der satyrische Gedanke, daß die tonangebenden Kreise der Großstadt in bunter Reihe einen ungeheuren Ring bilden, in dem jedes Männlein von den beiden Weiblein zu seiner Linken und zu seiner Rechten gefördert wird. Der tragikomische Held der Geschichte ist ein Berliner Gemeinde-Schullehrer, der als Verfasser einer unmöglichen Tragödie von einem solchen Weiblein entdeckt und in die „bunte Reihe“ hineingezogen wird, bis endlich eine reinere Liebe siegt, und er freiwillig aus dem frivolen Ring der bunten Reihe heraustritt. **Die Gründung eines hauptstädtischen Theaters und die Beteiligung der bunten Reihe daran bilden den höchst sensationellen Hintergrund.**

Vertrauliche Auskünfte
über **Familien-, Geschäfts-** u. **Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In-** u. **Ausland**
Beyrich & Greve,
Halle a. Saale,
Internationales Auskunftsbureau.
Gegründet 1888.

Künstlerisches Geigenspiel
(Violine, Bratsche, Cello)
mit ideal-schönem Klang und absolut reiner Tongebung wird
Jedem in kürzester Frist ermöglicht
durch die neu erfundene, patentirte
Pedal-Geige.
Beschreibung etc. gratis und franko.
Henry F. Müller-Braunau, Hamburg 13.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

1000
echte Briefmarken
worin 200 **verschiedene,** enth. Jap., Venezuela, Aeg., Chile, Costarica, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Cap, Java, Mauritius etc. **nur eine Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert in Hamburg.

Detectiv-Institut
d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.
Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

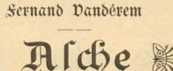
Louis Lehrfeld
Pforzheim D 13
Bitte Catalog verlangen.
Unstreitig beste u. billigste Bezugsquelle für Uhren u. Goldwaaren.

Ungesunde und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis 24½ und 28½ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.

Bitte Ausschneiden.

Fernand Vandérem



Roman

Autorisierte Übersetzung von **M. Mann**

Illustr. Umschlag von Steinlen

8⁰. **550 Seiten. — Preis 5 Mark 50 Pf.**



Fernand Vandérem ist einer von den ganz jungen, in Deutschland noch unbekannten Autoren, der vor wenigen Monaten in Paris mit diesem ersten Roman (La cendre) einen durchschlagenden Erfolg erzielte. **Asche** ist ein moderner Pariser Liebesroman und in Technik und Empfindung vielleicht das Feinste, was die überreizte Decadenz der jungen französischen Litteratur hervorgebracht hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Dubiose Forderungen
übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Bekanntmachung.

Ingenieur Bittner's neuer **patentamtlich geschützter Apparat, fein vernickelt, garantiert ohne Knall,** zum Schießen auf Hunde, Katzen, Tauben, Vögel ꝛc. wird überall hin **samt Munition** und Gebrauchsanweisung, in Karton, **portofrei,** fürs Ausland auch **zollfrei,** bei vorheriger Einsendung von Mk. 2.— oder 1 Gulden 40 kr. ö. W. oder 3 Lire oder 3 Francs, versandt. Bei **Nachnahmebezug** stellt sich der Preis um 30 Pfg. oder 25 kr. oder 40 centesimi oder 40 centimes höher. Unentbehrlich für **Gärtner, Obstbaumallеebesitzer, Radfahrer, Touristen.** Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Wiederverkäufer Rabatt.

O. VOSS, Breslau, Gräbschenerstr. 27/29.
Fabrik für Elektro-Technik und patentierte Neuheiten.

Steinbacher's **Kur- u. Wasser-Heilanstalt** prämiirt London 1893 Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.
Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Soeben erschienen! — Soeben erschienen!

Georg Brandes

William Shakespeare.

Komplett in gr. 8⁰. 1006 Seiten.

Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Die zahlreichen Kritiken über dieses Werk waren alle darin einig, dass Brandes die erschöpfendste und geistreichste aller Shakespeare-Biographieen geschrieben hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für viele

Nerven-,
Herz- und Nierenleidende
ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung



eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil einzig.
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, Köln.

Firmen, die in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich **Reklame-Couverts** zur Hälfte des Selbstkostenpreises. Proben gratis und franko.

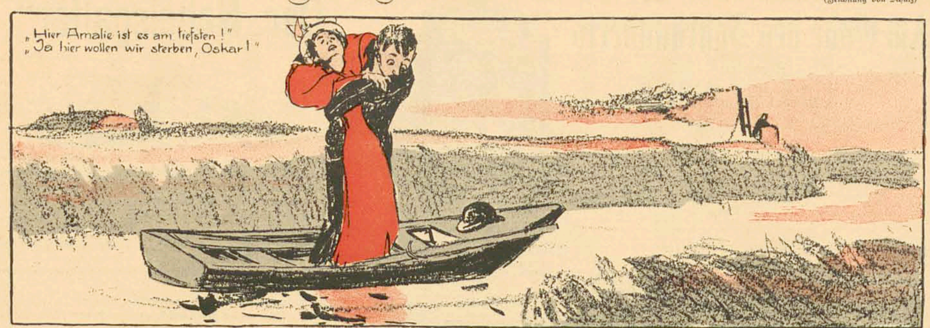
München, Kaulbachstraße 51a.

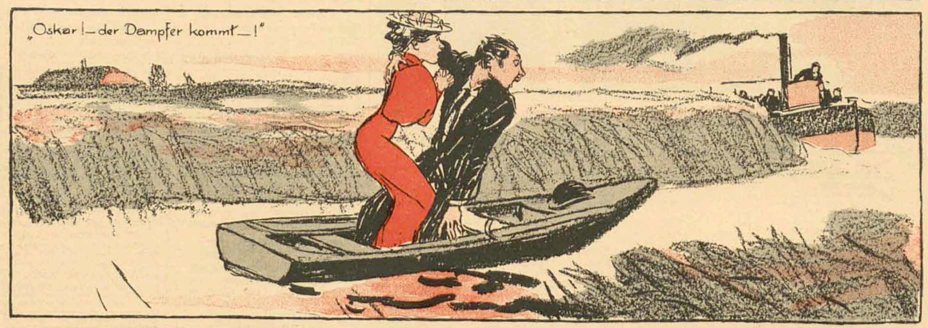
Albert Langen.

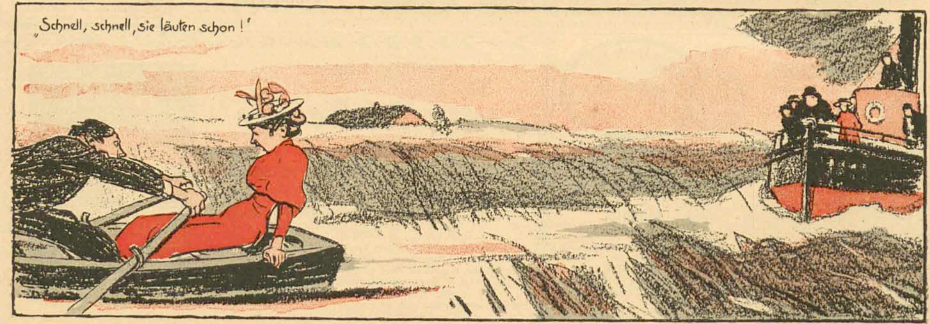
Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

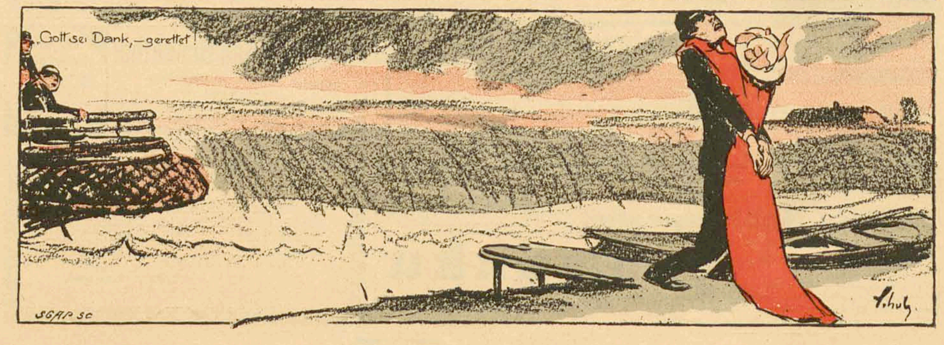
Die Lebensmüden

(Zeichnung von Schulz)









1. Jahrgang Nr. 34 **Preis 10 Pfg.** 21. November 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.**
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

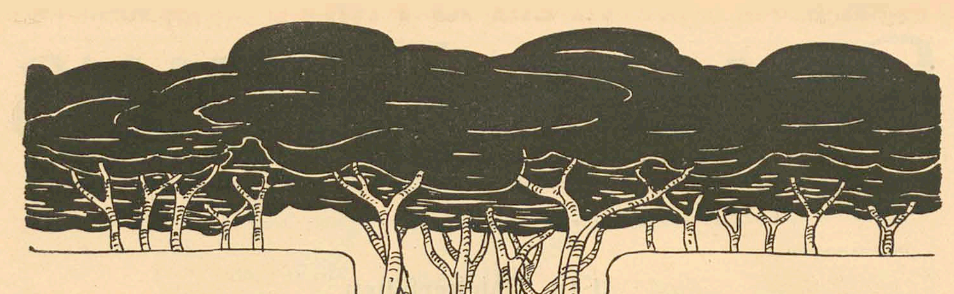
Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile **1 Mk. 50 Pfg.**
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Ein Wiedersehen

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„O Puzzi, muß ich so dich wiederfinden!“



Bettlerserenade

Ich bin der arme Reimeschmied,
Hab' keinen roten Heller,
Und singe ich mein Tafellied,
Sing ich's vor leerem Teller.

Deutschland ist mein Vaterland,
Wo viele Sänger singen,
Und nehmen täglich überhand,
Daß sie um's Brod sich bringen.

Ich bin der arme Versefritz,
Daß ich die Herzen rühre,
Und weist man mir den Gnadensitz,
Ist's draußen vor der Thüre.

Nur wenn sie sich ein Kind gemacht
Und wollen's Jesu bringen,
Wird auch wohl meiner mal gedacht:
Komm her, du sollst was singen.

Und wenn der alte Großpapa
Sich hingelegt zum Sterben,
Bestellen Trauercarmina
Die tiefbetrübten Erben.

Doch wenn der Hans die Grete nimmt,
Bethört von ihren Reizen,
Zu eitel Hochzeitsfreuden schwimmt,
Da blüht so hoch mein Weizen.

Ach ja, so hoch! Ein Fröschlein kann
Bequem darüber hüpfen.
Wer wird auch für den Liedermann
So weit den Beutel lüpfen.

Ich bin der arme Reimeschmied
Und klopf' an alle Thüren:
Ein Hochzeitslied, ein Trauerlied,
Für mäßige Gebühren.

Kauft, deutsche Damen, deutsche Herrn,
Nur Stück für Stück 'nen Heller.
Ich geb' das schönste Lied auch gern
Für einen warmen Teller.

Gustav Falke

(Zierleiste von Glut)

Ein hohes Lied

I

Uns sieht nur Gott. So laß die Hülle fallen,
Die eng und drückend deinen Leib umpreßt.
Wir weilen in der Liebe Tempelhallen,
So rüste dich zu dem erhab'nen Fest.
Die Hülle fiel, der Atem jagt
Uns wild und wilder durch die Brust,
Wir fühlen, wie der Morgen tagt
Für unsre schwere, reine Lust.
Das Kerzenlicht, das glastende,
Verdämmert gelb und ohne Kraft,
Rot loht empor die treibende, hastende
Siegende Leidenschaft.

II

Es ist geschehn. Die Flamme sinkt,
Die Kerze leuchtet wieder.
Ein frommer Schauerfrost durchdringt
Dir deine zarten Glieder,
Noch einmal schlingst du deinen Arm
Um mich, den kühlen, reinen,
Dein Blick, voll Lust und doch voll Harm,
Bohrt tief sich in den meinen.

Er senkt sich in gewalt'gem Flug
Bis in der Seele tiefsten Grund,
Wohin noch keine Schwinge trug.
Was soll da noch mein blasser Mund
Von meiner Liebe sagen?
Sagt dir mein Auge nicht genug,
Das diesen Blick ertragen?
Und du, du zweifelst länger nicht,
Aus deinen tiefen Augen bricht
Die Liebe in schäumenden Flüssen,
Und jubelnd deck' ich dein Gesicht
Mit jauchzenden, dankenden Küssen.

Korfiz Holm

Damals

Einst hast du gegen Mitternacht
Mir eine rote, große
Erschloss'ne Sammetrose
An deine Gartenthür gebracht.

Doch flohst du wieder meinem Kuß.
Und ich in Zorngedanken
Verfluchte all' dein Schwanken,
Zertrat die Rose mit dem Fuß.

Ich habe damals nicht gewußt,
Daß du so kalt und bange,
Weil dich die Todesschlange
Gebissen in die junge Brust.

Emanuel von Bodman

Das Dorf im Gebirge

Von

Hugo von Hofmannsthal

(Loris)

I.

Im Juni sind die Leute aus der Stadt gekommen und wohnen in allen großen Stuben. Die Bauern und ihre Weiber schlafen in den Dachkammern, die voll alten Pferdegeschirrs hängen, voll verstaubten Schlittengeschirrs mit raschelnden gelben Glöckchen daran, voll alter Winterzoppen, alter Steinschloßgewehre und rostblinder, unförmlicher Sägen. Sie haben aus den unteren Stuben alle ihre Sachen weggetragen und alle Truhen für die Sadtleute freigemacht, und nichts ist in den Stuben zurückgeblieben, als der Geruch von Milchkeller und von altem Holz, der sich aus dem Innern des Hauses durch die kleinen Fenster zieht und in unsichtbaren Säulen säuerlich und kühl über den Köpfen der blaßrothen Malven bis gegen die großen Apfelbäume hin schwebt.

Nur den Schmuck der Wände hat man zurückgelassen: die Geweihe und die vielen kleinen Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen in vergoldeten und papierenen Rahmen, zwischen denen Rosenkränze aus unechten Korallen oder winzigen Holzkugeln hängen. Die Frauen aus der Stadt hängen ihre großen Gartenhüte und ihre bunten Sonnenschirme an die Geweihe; in der Schlinge eines Rosenkranzes befestigen sie das Bild einer Schauspielerin, deren königliche Schultern und hochgezogene Augenbrauen unvergleichlich schön einen großen Schmerz ausdrücken; die Bilder von jungen Männern, von berühmten alten Menschen und von unnatürlich lächelnden Frauen lehnen sie an den Rücken eines kleinen wächsernen Lammes, das die Kreuzesfahne trägt, oder sie klemmen sie zwischen die Wand und ein vergoldetes Herz, in dessen purpurnen Wundmalen sieben kleine Schwerter stecken.

Sie selber aber, die Frauen und Mädchen aus der Stadt, sieht man überall sitzen, wo sonst kein Mensch sitzt: auf den beiden Enden der hölzernen Brunnentröge, wo das zurücksprühende Wasser vom Wind in ihr Haar getragen wird, bis sie gauz voll Tau hängen, wie feine, dichte Spinnweben am Morgen. Oder sie sitzen auf dem Zauntritt, wo sie jeden stören, dessen Weg da hinüber führt. Aber sie wissen nichts davon, daß einer gerade dahin muß, gerade auf dieses bestimmte Feld zwischen den zwei Zäumen und dem tiefeingeschnittenen, lärmenden Bach. Für sie ist es gleichgültig, wo man geht. Es liegt etwas so Zufälliges, Müheloses in ihrem Dasein. Sie brauchen keinen Feiertag und können aus jeder Stunde machen, was sie wollen. So ist auch ihr Singen. Sie singen nicht in der Kirche und nicht zum Tanz. Auf einmal, abends, wenn es dunkelt und zwischen die düsternden Bäume und über die Wege aus vielen kleinen Fenstern Lichtstreifen fallen, fangen sie zu singen an, hier eine, dort eine. Ihre Lieder scheinen aus vielerlei Tönen zusammengemischt, manchmal sind sie einem Tanzlied ganz nahe, manchmal einem Kirchenlied: es liegt Leichtigkeit darin und Herrschaft über das Leben. Wenn sie verstummen, nimmt das dunkelnde Thal sein schwerblütiges Leben wieder auf: man hört das Rauschen des großen Baches, anschwellend und wieder abfallend, anschwellend und abfallend, und hie und da das abgesonderte Rauschen eines kleinen hölzernen Laufbrunnens. Oder die Obstbäume schütteln sich und lassen einen Schauer raschelnder Tropfen von oben durch alle ihre Zweige fallen, so plötzlich wie das unerwartete Aufseufzen eines Schlafenden, und der Igel erschrickt und läuft ein Stück seines Weges schneller.

Manche von den Lichtstrahlen aber erlöschen lange nicht und sind noch da, wenn der große Wagen bis an den Rand des Himmels herabgeglitten ist und seine tiefsten Sterne auf dem Kamm des Berges ruhen und durch die Wipfel der ungeheuren Lärchen unruhig durchflimmern. Das sind die Zimmer, in denen ein junges Mädchen aus einem Buch die Möglichkeiten des Lebens herausliest und verworren atmet wie unter der Berührung einer berauschenden und zugleich demütigenden Musik, oder in denen eine alternde Frau mit beängstigtem und staunendem Denken nicht darüber hinauskommt, daß dies traumhafte Jetzt und Hier für sie das Unentrinnbare, das Wirkliche bedeutet. Aus diesen Fenstern fällt immerfort das Kerzenlicht, greift durch die Zweige der Apfelbäume, legt einen Streifen über die Wiese, und über den Steindamm, bis hinunter an den schwarzen Seespiegel, der es zurückzustoßen und zu tragen scheint, wie einen ausgegossenen blaßgelben Schimmer. Aber es taucht auch hinunter und wirft in das feuchte Dunkel einen leuchtenden Schacht, in dem die schwarzgrauen Büsche stumpfsinnig stehen und die ruhelosen kleinen Weißfische unaufhörlich beben wie Zitternadeln.

II.

Auf den Wiesen stecken sie ihre viereckigen Tennisplätze aus und umstellen sie mit hohen, grauen Netzen. Von weitem sind sie anzusehen, wie ungeheuere Spinnennetze.

Wer innen steht, sieht die Landschaft wie auf japanischen Krügen, wo das Email von regelmäßigen, feinen Sprüngen durchzogen ist: der blaugrüne See, der weiße Uferstreif, der Fichtenwald, die Felsen drüber und zu oberst der Himmel von der zarten Farbe, wie die blassen Blüten von Heidekraut, alles das trägt die grauen feinen Vierecke des Netzes auf sich.

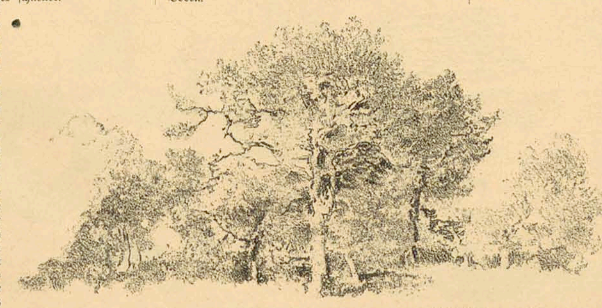
Auf den welligen Hügeln, die jenseits der Straße liegen, wird gepflügt. So oft die Spieler ihre Plätze tauschen, um Sonne und Wind gerecht zu verteilen, so oft wenden die Pflüger das schwere Gespann und werfen mit einem starken Hub die Pflugschar in den Anfang einer neuen Furche. Gleichmäßig pflügen die Pflüger, wie ein schweres Schiff furcht der Pflug durch den fetten Boden hin, und die großen, von Luft und Arbeit gebeizten Hände liegen stetig mit schwerem Druck auf dem Sterz. Wechselnd ist das Spiel der vier Spieler. Zuweilen ist einer sehr stark. Von seinen Schlägen, die ruhig und voll sind, wie die Prankenschläge eines jungen Löwen, wird das ganze Spiel gehalten. Die fliegenden Bälle und die andern Spieler, ja der Rasengrund und die Netze, in denen sich das Bild der Wälder und Wolken fängt, alles folgt seinem Handgelenk, geheimnisvoll gebunden, wie von einem starken Magnet.

Ein anderer ist schwach, ganz schwach. Zwischen ihm und jedem seiner Schläge kommt das Denken. Er muß sich selber zusehen. Seine Bewegungen sind von einer tiefen Unwahrheit: zuweilen sind es die Bewegungen des Degenfechters und zuweilen die Bewegungen dessen, der Steine von sich abwehren will.

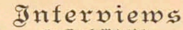
Ein dritter ist gleichgiltig gegen das Spiel. Er fühlt den Blick einer Frau auf sich, auf seinen Händen, auf seinen Wangen, auf seinen Schläfen. Er schließt bisweilen die Augen, um ihn auch auf den Lidern zu fühlen. Er lebt im vergangenen Abend: denn die Frau, deren Blick er auf sich fühlt, ist nicht hier. Manchmal läuft er ein paar Schritte ganz zerstreut dorthin, wo kein Ball aufgefallen ist. Trotzdem spielt er nicht ganz schlecht. Zuweilen schlägt er mit einer großen gelassenen Bewegung, wie einer aus dem Schlaf heraus nach geträumten Früchten in die Luft greifen könnte. Und der Ball, den er so berührt, fliegt mit vollerer Wucht zurück, als selbst unter den Schlägen des Starken. Er bohrt sich in den Rasen ein und fliegt nicht mehr auf.

Das Spiel der vier Spieler ist wechselnd: morgen, kann es sein, wird der Gleichgültige den Starken ablösen. Vielleicht auch werden eitle und kühne Erinnerungen und der eingeatmete Morgenwind den zum Stärksten machen, der heute ganz schwach war.

Aber gleichmäßig pflügen die Pflüger und die schönen dunklen Furchen laufen gerade durch den schweren Boden.



(Originalzeichnung von Diaz, Paris)



Von Frank Wedekind

V

Der Kleiderschrank

Ich bin Chambregarnist, und als ich gestern abend meinen Kleiderschrank öffnete, quixte er ein langes, weinerliches, vernehmliches „Heinrich!“

„Du kannst also sprechen?“ fragte ich ihn.

„Ja.“

„Das genügt“, sagte ich, „du erlaubst, daß ich dich interviewe. Ich möchte gerne wissen, was alles in diesem Zimmer vorgegangen ist, seit du hier bist.“

Der Kleiderschrank machte ein sehr bedenkliches Gesicht, sagte dann aber in einem Ton, in dem sich Mitleid mit Verachtung mischte: „Ich langweile mich mit dir zusammen.“

„Warum das?“

„Weil du ein langweiliger Patron bist, der nichts sieht und nichts hört, und nicht merkt, was in der Welt los ist. Setz dich mal dort auf das Sofa.“

„Auf dem Sofa habe ich schon hundertmal gesessen.“

„Ja, um deine langweiligen Artikel zu schreiben, und hast nichts gehört. — Setz dich nur noch einmal darauf.“

Ich setzte mich auf das Sofa, und das Sofa grunzte ein kurzes, aber um so deutlicheres „Gertrud!“

„Du kannst also auch sprechen?“

„Jawohl!“ seufzte das Sofa aus tiefster Seele, als ich mich wieder erhob.

„Das wäre ja prächtig,“ sagte ich, „wenn du erzählen könntest . . .“

„Ja“, sagte das Sofa, „wenn ich erzählen könnte!“

„Pst! Pst!“ machte der Kleiderschrank.

„Nun sagt mir doch nur mal, meine lieben Kinder, wer hat denn hier vor mir gewohnt, daß ihr so viel zu erzählen habt?“

„Kinder?!“ sagten der Kleiderschrank und das Sofa wie aus einem Munde. „Was der sich einbildet!“

„Nun ja, ich bin ja freilich auch nicht einmal verheiratet. — Wer hat hier vor mir gewohnt?“

„Ein Kunstmaler!“ entgegneten beide in feierlichem Ton.

„Das wird wohl ein ganz gewöhnlicher Flachmaler gewesen sein. — Er hat dich wohl auch angestrichen,“ sagte ich zum Kleiderschrank, „daß du ihm ein so wehmutsvolles Andenken bewahrst?“

„Nein,“ versicherten beide, „es war ein Kunstmaler. Wir sind oft genug Zeuge seiner Kunst gewesen. Er malte nur Damen aus den höchsten Kreisen!“

Bei diesen Worten stieg mein Interesse ganz gewaltig und ich war so ziemlich sicher, meinem Leser in der nächsten Nummer mit etwas wahrhaft Künstlerischem aufwarten zu können. Ich setzte mich an den Schreibtisch, tauchte die Feder ein und bat den Kleiderschrank, zu erzählen, als ob ihn keine Seele auf dieser Welt höre.

„Ja, das war ein anderer Kerl als du!“ begann er seine Erzählung. „Der wußte, wie man das Leben anpacken muß, um zu etwas zu gelangen, auch wenn man Künstler ist. Technik! rief er immer — Technik! Es kommt heutzutage nur auf die Technik an! Maler giebt es die Menge, die hungern und klexen und klexen und hungern. Was aber ein Künstler ist, der kommt zu seiner Anerkennung früher oder später, denn die Liebe zur Kunst stirbt so wenig aus wie die Kunst zur Liebe!

„In den ersten Wochen, als er bei uns wohnte, kam er oft mit einem Stück Käse und einem Brotlaib nach Hause, woran er die halbe Nacht kaute. Zwischendurch stellte er sich vertrauensvoll vor mich hin und klagte mir seine Entbehrungen. Und immer schloß er mit dem Satz: Wenn es bis Neujahr 1897 nicht anders mit mir geworden ist, dann schieße ich mir in der Sylvesternacht, gerade in dem Augenblick, wo es 12 schlägt, eine Kugel durch den Kopf! — Er war ein kleiner, elastischer Mensch mit hohen schwarzen Brauen und funkelnden Augen . . .“

„Er wog fünfundneunzig Pfund.“ sagte das Sofa.

„Sei ruhig, Sofa!“ brummte der Kleiderschrank. „Den ganzen langen Tag saß er an der Staffelei,“ fuhr er dann in seinem behäbigen Ton fort, „und malte Pastellbilder, eines nach dem anderen, alles aus dem Kopf, als wäre sein Hirnkasten ein Momentapparat gewesen, und darunter schrieb er dann: „Porträt der Herzogin von Leuchtenberg“ oder „Brustbild ihrer Majestät der Kaiserin von Neufundland“. Und als er es eine Weile so getrieben hatte bei seinem Käse und hartgewordenen Brod, da kam auch eines Morgens richtig eine Dame zu uns. Es war zwar keine Kaiserin, auch keine Herzogin, aber doch wenigstens eine Fürstin, eine wirkliche Fürstin, die uns alle, das Sofa und mich und den alten wackligen Waschtisch da drüben, so befremdet durch ihre Lorgnette ansah, als wäre sie in ein Zaubermärchen aus Tausendundeinenacht gerathen.“

Jetzt wird es interessant, dachte ich mir und tauchte die Feder doppelt so tief ein. Das Wasser lief mir im Munde zusammen. Bei dem Gedanken, daß hier in meinen vier Wänden eine Fürstin gewesen, fühlte ich mich schon als ein halber Baron. Ich habe noch in meinem Leben mit keiner Fürstin die gleiche Stubenluft geatmet, werde aber doch nächstens einmal den Versuch machen, eine zu interviewen.

„Wie sah die Fürstin aus?“ fragte ich.

„Sie stand nicht mehr in der ersten Blüte ihres Erdenlebens,“ erzählte der Kleiderschrank. „Wenn sie keine Fürstin, sondern ein Kleiderschrank wie ich gewesen wäre, dann hätte sie jedenfalls schon einen sehr hohen Wert gehabt. Man hätte sie ohne Zweifel für das neue

Eine Konfiskation oder: Das rätselhafte Verbrechen in der Kaulbachstraße

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Ich begreife nicht, warum Sie diese Nummer konfiscieren wollen; ich kann nichts Anstößiges darin entdecken.

Vielleicht muß man sie auf irgend eine unerhörte Art betrachten, um die Unanständigkeit herauszufinden —

oder mit Röntgen-Strahlen —

oder vielleicht so —

oder vielleicht mit dem Mikroskop!"

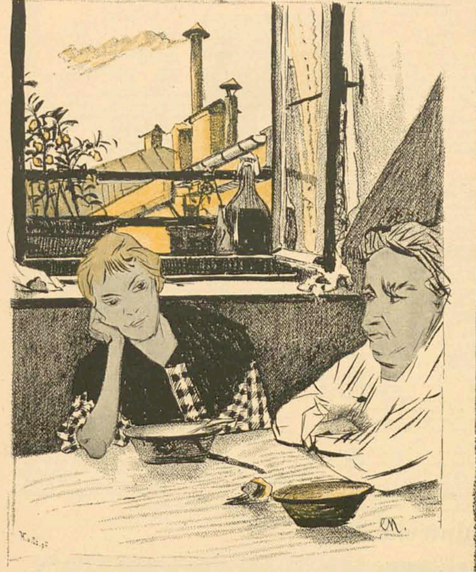
(Ganz erschöpft und mit einem Eisbeutel auf dem Kopf): „Sehen Sie vielleicht etwas?!!"

„Hier!!!"

Aber da hatte den Herrn Redakteur bereits der Schlag getroffen.

Die reiche Lies'l

(Zeichnung von E. Neumann)



Die arme Lies'l



Gott sei Dank!

(Zeichnung von Thöny)

„Sie mein Fräulein würde ich sogar aus Liebe heiraten."
„Das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig."

Nationalmuseum angekauft. Sie hatte üppiges schneeweißes Haar, eine sehr hohe Stirne, eine ganz kleine Hand und eine Taille . . ."

„Sie wog hundertundzwanzig Kilo!" seufzte das Sofa.

„Sei ruhig, Sofa!" sagte der Kleiderschrank. „Mir hat sie in einem unbewachten Augenblick tief in mein Inneres gesehen, weil sie wissen wollte, ob man unseren Kunstmaler eventuell zwischen den Palmen im Salon aufstellen könnte. Das hat sie dir nicht gethan. Sie würde auch wohl nicht viel Erbauliches dabei entdeckt haben. Bei mir fand sie doch wenigstens ein frischgewaschenes, großes, weißes Vorhemd, und dem lächelte sie auch gleich ganz leutselig zu. Ob einer im Salon ein Hemd anhat, das ist ja ganz Nebensache. Wenn man nur das Vorhemd sieht und die weiße Krawatte. Du bist überhaupt ein aufgeblasenes Postur! Du machst dich hier so breit, als wärest du eine Ottomane, und dabei bist du doch, genau genommen, nur ein klägliches Kanapee . . ."

„Streitet nicht! Um Gottes willen, streitet nicht!" rief ich dazwischen. „Ich muß bis morgen meinen Artikel fertig haben, und wenn ich eure Privathändel veröffentliche, bekomme ich meine Entlassung. Sagt mir jetzt, bitte, mas machte denn dir Kunstmaler mit der Fürstin?"

„Nicht viel Umstände," grunzte das Kanapee.

„Wenn du jetzt nicht still bist, dann erzähle ich, was du für Ungeziefer in dir hast!" gröhlte der Kleiderschrank. „Du hast es hier ins Haus geschleppt. Ich war rein wie eine Nußschale, bis ich mit dir in dasselbe Zimmer zu stehen kam. — Was der Künstler mit der Fürstin machte?" wandte er sich zu mir. „Zuerst küßte er ihr die Hand, und dann erklärte sie ihm, daß sie eine begeisterte Verehrerin der Kunst sei, und daß sie ihn für den bedeutendsten Künstler der neuen Generation hielt, und ob er seine Kunst nicht auch einmal an ihr versuchen wollte. Der Maler hatte ihr respektvollst und doch nicht ohne weiche Empfindung den Arm um die Taille gelegt, weil sie sonst infolge seines Terpentingeruches zu Boden geglitten wäre, hatte ihr mit der linken Hand, besorgt, wie es eine Mutter ihrem Kinde thut, die Wange gestreichelt und flüsterte ihr ins Ohr mit einer Stimme, die die geometrische Mitte zwischen tiefster Ergebenheit und höchstem Seelenschmerz hielt:

— Ich bin Sezessionist. —

Die Augen der Fürstin drohten aus dem Kopfe zu platzen, sie begann an allen Gliedern zu zittern, sie glaubte etwas Fürchterliches verstanden zu haben.

— Ich bin Symbolist. — flüsterte der Künstler mit dem ganzen Schmelz seines Organes.

— Wollen Sie mich malen? —

Das waren ihre letzten Worte. Darauf setzte er sich an seine Staffelei . . ."

„Darauf setzten sich beide auf mich," sagte das Sofa.

„Schweig still!" schrie der Kleiderschrank dem Sofa zu — „sonst wird der Simplizissimus konfisziert! — Diese Klatschbase! — Dieses Wettermaul! — Das Postur ist noch stolz darauf, daß es sich niederträchtig behandeln läßt. Aber so sind sie, diese gemeinen Geschöpfe. Der Fußtritt einer hohen Persönlichkeit ist ihnen lieber als der Händedruck eines ehrlichen Mannes. Ich kenne dich, Kanapee!" sagte er, in einen elegischeren Ton übergehend. „Ich war dir nicht gut genug. In den Stunden, die wir miteinander allein waren, spieltest du die Vestalin. Aber mit deinen aristokratischen Konnexionen imponierst du mir nicht. Dazu habe ich zuviel mit ansehen müssen. Ich verachte dich."

Das Sofa ließ traurig seine Fransen hängen. Ich suchte den Kleiderschrank zu beruhigen und fragte ihn: „Was war denn nun mit dem Maler und mit unserer Fürstin?"

„Er hat sie gemalt."

„Symbolistisch?"

„Nein. Naturalistisch — in einem weißen Kaschmirkleid mit Schwanenpelzbesatz. Er hat ihre Individualität nicht schlecht getroffen und durch seine kühne Technik ihren Zügen mehr geschmeichelt, als wenn er ihr gesagt hätte, sie sei ein siebzehnjähriges Mädchen. Das Bild kam auf die Ausstellung. Es erregte allgemeine kopfschüttelnde Bewunderung, und dann wagten es zuerst die Damen von fünfzig Jahren mit dem genialen Porträtisten, dann die von vierzig, dann die von dreißig, dann die von zwanzig, dann . . ."

„Dann kamen die Kinderporträts," fuhr das Sofa fort, „die die porträtierten Mütter anfertigen ließen. Der Mann hat eine große Zukunft vor sich. In zehn Jahren giebt es keine junge Frau, die nicht von ihm gemalt worden ist, ohne daß sie eigentlich recht weiß, wie sie dazu gekommen. Aber dafür ist er auch von uns weggezogen. Den Kleiderschrank hat er nie recht leiden mögen, und ich hatte auch immer das Gefühl, daß er mich nur in Ermanglung eines besseren achtete. Warum habe ich ihn nicht begleiten dürfen!"

„Tröste dich, alte Scharteke!" sagte der Kleiderschrank. „Er war ein Typus aus dem Volke. Er hat uns wenigstens nicht an Langweile umkommen lassen, während der, der jetzt hier wohnt —" der Kleiderschrank gähnte mit der ganzen Thüre.

„Haben Sie überhaupt schon jemals von irgend jemand Besuch bekommen?" fragte mich das Sofa.

„Ich weiß es nicht," entgegnete ich.

„Ich würde mich an Ihrer Stelle doch auch lieber auf die Malerei verlegen. Rentiert das nicht besser als Artikelschreiben?" fragte mich der Kleiderschrank.

„Ich weiß es nicht," entgegnete ich.

„Na, ich wäre auf Ihre Fürstinnen gespannt," seufzte das Sofa.

Das Feigenblatt

Fragment aus einem ethischen Robinson

Eines Tages kam Robinson auf seiner Wanderung wieder an einen Teil der Küste, den er seit langer Zeit nicht mehr betreten hatte.

Im Bewußtsein seines reinen Lebenswandels schritt er ruhig.

Da plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Vor seinen erstaunten Augen lag im Sande — ein Feigenblatt.

Jahrelang bereits lebte Robinson in seiner reinen, sündlosen Einsamkeit. Er hatte nie einen Feigenbaum auf seiner Insel bemerken können, geschweige denn ein Feigenblatt.

Von keinem Baume konnte es demnach gefallen sein. Der Wind hatte es nicht hertragen können; die nächsten Inseln waren ja wohl zu weit entfernt. Menschen mußten die Ursache des Vorhandenseins dieses Feigenblattes gewesen sein. Und nun stürmte eine Flut von Gedanken durch sein unschuldiges Gehirn.

Und es war nicht feige Angst vor Überfall, was ihm jetzt die flammende Röte ins Gesicht trieb, es war heiliger Zorn und tiefe, reine Scham.

Denn also dachte er:

Was anders konnten diese Menschen, die da auf seine Insel gekommen waren, mit Feigenblättern beginnen, als ihre Blöße bedecken?

Und, da eines dieser Blätter zurückgeblieben, mußte ein Unglückseliger es verloren haben und nackt, splitternackt auf seine Heimatinsel zurückgekehrt sein.

Welch ein entsetzlicher Gedanke.

Robinson war einer Ohnmacht nahe.

Wie verworfen mußte dieses Geschöpf sein, das nicht zurückkehrte, als es seinen unseligen Verlust bemerkte; sich also seiner Nacktheit gar nicht zu schämen schien! Wie verworfen seine Genossen, die solches duldeten.

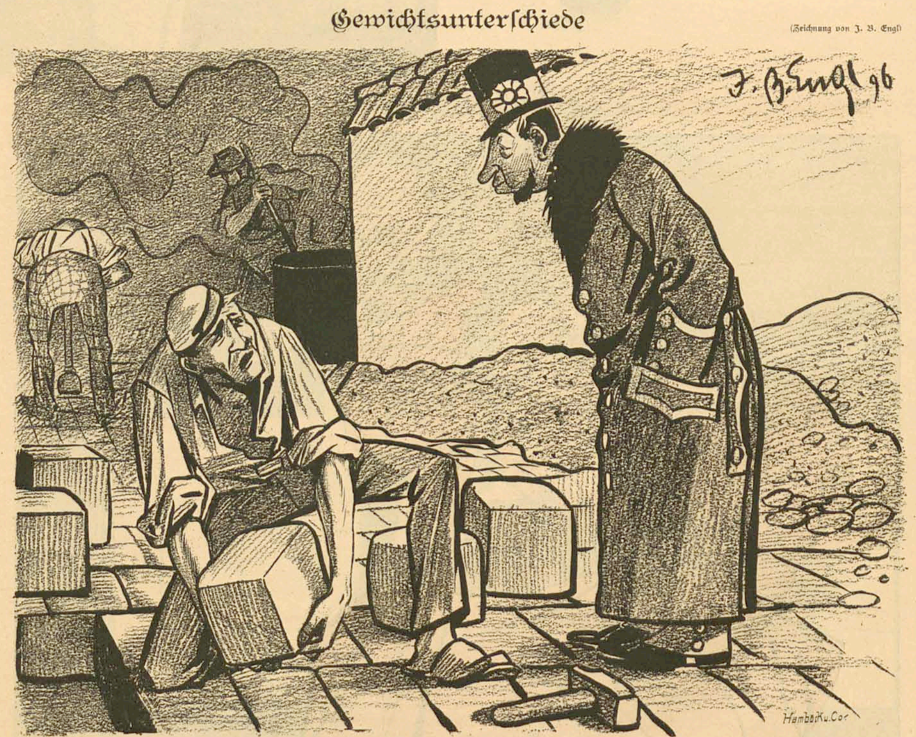
Und Robinson ging abseits und weinte.

Nach Überwindung des ersten wildesten Schmerzes kehrte er wieder zu der fluchwürdigen Stelle zurück, schnitt Zweige von den Bäumen und bedeckte abgewandten Antlitzes den armen Zeugen menschlicher Schamlosigkeit, and noch immer flossen Thränen aus seinen guten Augen.

Dann aber schritt er mit stiller Wehmut aber auch mit dem Bewußtsein, eine reine sittliche That vollbracht und dem ethischen Gedanken zum Siege verholfen zu haben, seiner Hütte zu. Nie wieder betrat er diesen lasterhaften Platz, ja er beschloß, fortan nur mehr mit sittlicher Entrüstung daran zu denken.

Gewichtsunterschiede

(Zeichnung von J. B. Engl)



Bedienter: „Nu sagen sie mal, mein Lieber, so'n Stein muß doch ziemlich schwer sein."
Pflasterer: „So schwaar net, wia'r a Leibschüssel."

SIMPLICISSIMUS ILLUSTRIERTE WOCHENSCHRIFT

SIMPLICISSIMUS 10 PF

PREIS 10 PF.

ALBERT LANGEN'S VERLAG MÜNCHEN.

Simplicissimus-Plakate

Preis pro Stück 2 Mark.

Unsere bekannten Teufel- und Mops-Plakate liefern wir franko gegen Einsendung obigen Betrages.

München

Kaulbachstrasse 51 a.

Die Expedition des „Simplicissimus".



Die konfisciert gewesene Nummer 19

unserer illustrierten Wochenschrift ist wieder freigegeben und kann von Interessenten zum Preise von **10 Pfg.** durch alle Buchhandlungen, Zeitungsverkaufsstellen und Kolporteure bezogen werden.

Die Expedition des „Simplicissimus".



Hamburg-Eilbek.
Geldschrankfabrik,
Eisenkonstruktionswerkstatt,
Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit

Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu **Ermittlungen u. Observationen etc.** (unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung. Sprechzeit von 4—7 Nachmittags. On parle français. English spoken.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Soeben erschienen!

Am Ende des Jahrhunderts

Roman

von

Alexei Suvorin

2 Bände in 8°. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe", ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe"? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend", sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW.,

Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1½ Millionen Mark.** Auskunft — Prospecte gratis.

Louis Liebfeld Pforzheim D15

Bitte Catalog verlangen.

Unstreitig beste u. billigste Bezugsquelle für Uhren u. Goldwaaren.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,

Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,

Halle a. Saale,

Internationales Auskunftsbureau.

Gegründet 1888.

Amalie Skram, Professor Hieronymus.

Roman. Autorisierte Übersetzung von **M. Mann.** 8°. 500 S. Preis 5 Mk.

Amalie Skram ist Skandinaviens größte Schriftstellerin. Laura Marholm stellt in ihrem „Buch der Frauen" Amalie Skram als Naturalistin neben Emile Zola auf. Die Handlung ihres Romans spielt sich im Irrenhause ab und enthält auf Grund wahrer Begebenheiten einen furchtbaren Angriff auf einen bekannten Kopenhagener Irrenarzt.

Die **Frankfurter Zeitung:** . . . Die Frankfurter Zeitung hat seinerzeit jenen Aufsehen erregenden Fall des Ausführlicheren besprochen, der sich in Kopenhagen zutrug, wo eine Gräfin ein Jahr lang von ihrer Familie als Geisteskranke im Irrenhause festgehalten wurde, obgleich sie im Besitz ihrer gesunden Sinne war. Frau Skram bearbeitet nun in dem vorliegendem Roman ein ähnliches Thema. Sie schildert die Anstalt des Professors Hieronymus, eines rühmlichst bekannten Nervenarztes und Psychiaters, dem es kraft seiner Autorität gelingt, geistig völlig intakte Menschen in eine Zelle zu sperren und als Wahnsinnige zu behandeln . . .

Der **Berner Bund:** In hohem Grade ergreifend, ja aufregend ist die Schilderung aller der vergeblichen Bemühungen der armen, jungen Frau, aus diesem Gefängnis, das für sie eine Hölle bedeutet, los zu kommen . . . Die Art der Darstellung ist so realistisch schonungslos, wie Zola dergleichen schreiben würde, nur konzentrierter.

Hamburger Fremdenblatt: Amalie Skram gehört zu den neuen Frauen in der Litteratur, zu jenen glänzenden vollgewichtigen Erscheinungen . . . Ein geradezu kraftgeniales Werk liegt in diesem Roman, der keinen Leser ohne eine tiefe Erschütterung und ohne das nachbleibende Gefühl der Ratlosigkeit, der Empörung und des Zornes aus seinen Banden frei läßt. Amalie Skram ist eine moderne Denkerin, eine Kämpferin, eine Frau, die vieles weiß; aber sie ist auch eine glänzende Stilistin, die ohne alle Zwangsmittel Scenen und Episoden von wahrhaft dramatischer Kraft aufs Papier wirft. Die Irrenhausscenen stehen in ihrer Genauigkeit und ruhigen Feinheit der Ausmalung in der modernen Litteratur jedenfalls ganz einzig da.

Vossische Zeitung: . . Amalie Skram besitzt die größte Fähigkeit, Menschen darzustellen, Männer ebenso deutlich und lebendig wie die Frauen, Kranke wie Gesunde . . Mit wenigen Strichen giebt sie ein Bild der Räume wieder, ebenso wie sie uns die Stimmung der Natur vorzaubert, trübes Wetter und Frühlingswonne, die auch durch dicke Mauern hindurchdringt. Dabei leugnet sie nicht den Zustand der Heldin, die in der That krank und der Kur bedürftig ist; aber darf sie darum in ein Gefängnis unter einen rauhen Zuchtmeister gebracht werden? Dies schwere Schicksal zog die Dichterin an, sie ward von Mitleid für ein Wesen erfüllt, das solche schwere Martern erduldet. Aus diesem Gefühl heraus, zugleich aber mit der größten schriftstellerischen Fähigkeit, schrieb sie ihr schmerzensreiches Buch.

Hamburger Nachrichten: Auf Seite derer, die für die Kranken und gegen ihre berufenen Helfer ihre Stimme erheben, ist nun auch Amalie Skram getreten, eine der fesselndsten Erscheinungen in dem Ring der in unserer Zeit dichtenden Frauen . . . Wir haben es hier mit einer psychologischen Studie von erschütternder Treue und Tiefgründigkeit und zugleich von einer Gegenständigkeit zu thun, die die Überzeugung weckt, daß, was die norwegische Dichterin hier geboten, mehr als bloße Erfindung sein müsse . . .

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Ein Tableau (33:32 cm) mit *11 Visitbildern* in Photographie-Druck

Nach Meisterwerken — **Schöne Frauen** — Moderner Kunst

50 Pf. in Marken.

versendet der Kunstverlag **Rich. Bong, Berlin W.,** Potsdamerstr. 88a oder jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes gegen Einsendung in

50 Pf. in Marken.

Photographien n. d. Leben.

Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. München.

Steinbacher's Kur- u. Wasser-Heilanstalt

prämiirt London 1893 Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**

Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Vorzügliche Heilerfolge bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Buchhandlungs-Reisende!

Erfolgreichste Neuheiten u. bewährte Artikel. Unbegrenzt hohe Einnahmen! *Buchh. Herm. J. Meidinger,* Berlin W. 9., Voss-Str. 33 (gegr. 1869).

Für viele

Nerven-,

Herz- und Nierenleidende

ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!

Unersetzlich weil einzig.

Prospekt-Brief gegen Retourmarke.

Paul Gassen, Ingenieur, Köln.

Firmen, die in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich **Reklame-Couverts** zur Hälfte des Selbstkostenpreises. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51 a.

Albert Langen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Volksreim von Franz Evers

(Zeichnung von Schmidt-Halmbrechts)



Mitten im Buchenwalde,
Mitten im Buchenwalde,
Da liegt ein Teich.
Und hohe Disteln blüh'n
Im Buchenwalde
Beim stillen Teich.

Viele, viele Jahre sind's:
Lag da ein Mädchen
An Burschenbrust.
War liebestrunken,
War liebestrunken;
Hat's nicht gewußt.

Doch als der Kukuk schrie,
Zitterten ihr die Knie;
Der Knab' war fort.
Mitten im Buchenwalde
Blüh'n rote Diesteln
Und wuchern so fort.

1. Jahrgang Nr. 35 Preis 10 Pfg. 28. November 1896

SIMPLICISSIMUS

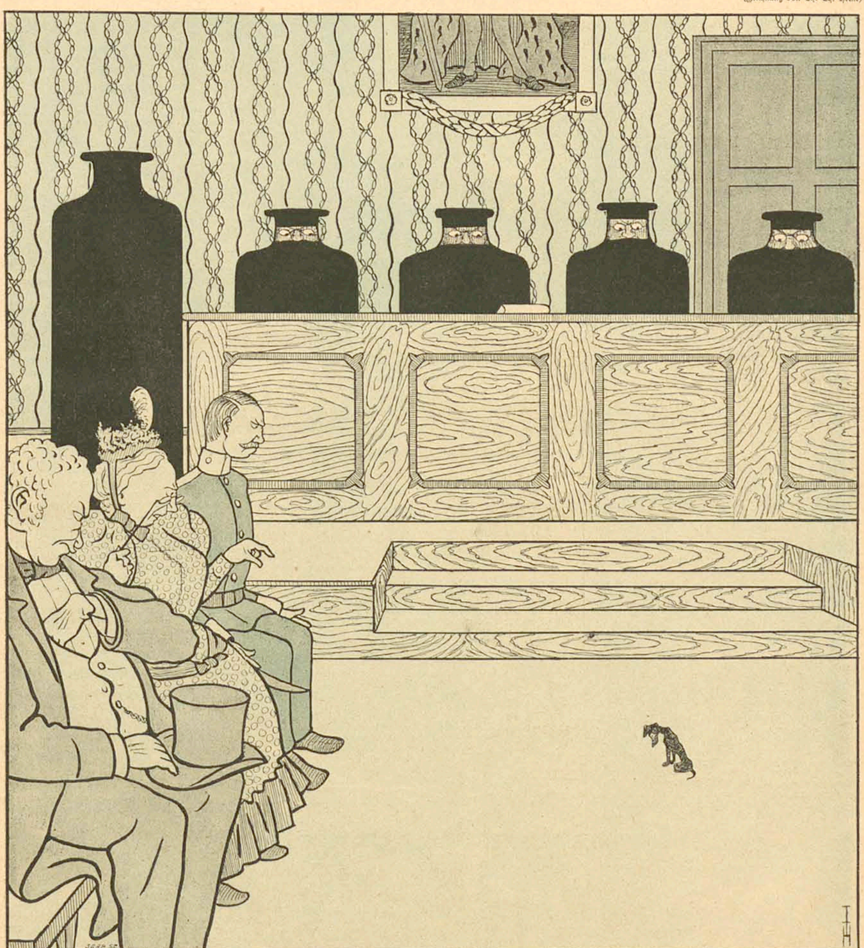
Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

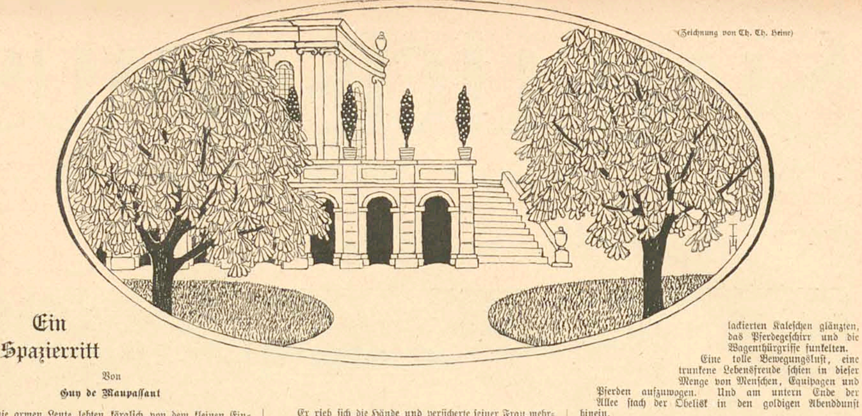
Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Vor Gericht

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Das Plaidoyer des Staatsanwalts: „Meine hohen Herren! Durch die Zeugenaussagen ist bewiesen, daß der Angeklagte den Wagen, in dem die allerhöchsten Herrschaften auszufahren geruhten, unter lautem Gebell überfallen und umzustürzen versucht hat. Es ist ferner erwiesen, daß er den ihn verhaftenden Gendarmen durch Aufheben des linken Hinterfußes in roher und gemeiner Weise beschimpft hat. Das erstere Verbrechen zeugt umsomehr von schnödem Undank und verworfener Gesinnung, als es an demselben Tage geschah, da unser allergnädigster Landesfürst die Hundesteuer bedeutend zu ermäßigen die Gnade hatte. Ich beantrage daher wegen eines Verbrechens der Majestätsbeleidigung in idealer Concurrenz mit einem Verbrechen des Widerstands gegen die Staatsgewalt den Angeklagten mit 6 Monaten Vivisektion zu bestrafen."



(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Ein Spazierritt

Von

Guy de Maupassant

Die armen Leute lebten kärglich von dem kleinen Einkommen des Mannes. Seit ihrer Verheiratung waren ihnen zwei Kinder geboren worden und aus der anfänglichen Einschränkung, in der sie leben mußten, war ein demütiges und verschämtes Elend geworden, wie es bei adeligen Familien vorkommt, die „trotz alledem“ ihren Rang behaupten wollen.

Hektor von Gribelin war in der Provinz auf dem väterlichen Rittergut von einem alten Abbé erzogen und unterrichtet worden. Die Eltern waren nicht reich; sie lebten kümmerlich dahin, indem sie den Schein zu wahren suchten.

Als er zwanzig Jahre alt war, hatte man ihm eine Stelle gesucht und er war als Angestellter mit eintausendfünfhundert Franken auf dem Marineministerium angenommen worden. Er war an dieser Klippe gestrandet wie alle diejenigen, welche nicht von früh auf an den rauhen Kampf ums Dasein gewöhnt werden, die das Leben durch einen Schleier hindurch sehen, und die Mittel und Widerstandskräfte nicht kennen, und bei denen man versäumt hat, besondere Geschicklichkeit und Fähigkeiten und hartnäckige Kampfesenergie von Kindheit an zu entwickeln und denen man weder Waffe noch Werkzeug in die Hand gegeben hat.

Seine ersten drei Dienstjahre waren entsetzlich.

Er hatte in Paris einige Freunde der Familie aufgesucht. Es waren altmodische, zurückgebliebene und wenig begüterte Leute, die in den vornehmen, aber öden Straßen der Vorstadt St. Germain lebten und so hatte er einen Kreis von Bekanntschaften gewonnen.

Dem modernen Leben fremd gegenüber stehend, bescheiden und stolz zugleich, bewohnten diese dürftigen Aristokraten die oberen Stockwerke lebloser Häuser. Vom Estrich bis zum Erdgeschoß hatten die Mieter dieser Wohnungen wohlklingende Titel; aber das Geld schien im ersten wie im sechsten gleich rar zu sein.

Die ewigen Vorurteile, die Voreingenommenheit für Rang und Stellung, die Sorge, nicht herunterzukommen, verfolgten diese ehemals glänzenden, aber durch die Unthätigkeit der Männer in Verfall geratenen Familien wie ein Hausgespenst. Hektor von Gribelin traf in dieser Gesellschaft mit einem jungen Mädchen zusammen, das von Adel und arm war wie er, und heiratete sie.

In vier Jahren hatten sie zwei Kinder.

Und während dieser vier Jahre bekam die von der Armut gequälte Familie kein anderes Vergnügen zu kosten als am Sonntag den Spaziergang nach den Elysäischen Feldern und im Winter ein bis zwei Theatervorstellungen, zu denen ihnen ein Kollege aus Freundschaft Eintrittskarten schenkte.

Nun geschah es, daß gegen den Frühling dem Angestellten von seinem Vorgesetzten eine Nebenarbeit übertragen wurde, für die er eine Sondervergütung von dreihundert Franken erhielt.

Als er das Geld nach Hause brachte, sagte er zu seiner Frau:

„Meine liebe Henriette, wir müssen uns einmal etwas gestatten; ich denke an einen Vergnügungsausflug mit den Kindern!“

Und nach einer längern Besprechung beschlossen sie, zum Frühstück aufs Land zu gehen.

„Mein Gott,“ rief Hektor aus, „einmal ist nicht immer; wir mieten ein Break für dich, die Kinder und das Mädchen, und ich miete mir ein Pferd aus der Reitschule. Das wird mir gut bekommen.“

Und die ganze Woche hindurch sprach man von nichts anderem, als von dem geplanten Ausflug.

Jeden Abend, wenn Hektor vom Bureau heimkam, nahm er sein ältestes Söhnchen, setzte ihn rittlings sich aufs Knie, und indem er ihn so wild als möglich reiten ließ, erklärte er ihm:

„So wird Papa am nächsten Sonntag auf dem Ausflug galoppieren.“

Und das Bürschchen setzte sich den ganzen Tag rittlings auf sein Sesselchen und ritt in der Wohnstube herum, indem es ausrief:

„So reit' Papa auf'm Hotto!“

Und sogar das Kindsmädchen betrachtete ihren Herrn mit Verwunderung, so oft sie sich vorstellte, wie er den Wagen hoch zu Roß begleiten würde; und bei jeder Mahlzeit hörte sie ihn von seiner Reitkunst sprechen und von seinen kühnen Ritten, als er noch auf dem Gut seines Vaters war. Oh! er war in einer guten Schule gewesen und wenn er einmal das Pferd zwischen den Schenkeln hatte, gabs für ihn auch gar nichts zu befürchten, auch nicht das Geringste.

Er rieb sich die Hände und versicherte seiner Frau mehrmals:

„Wenn ich ein etwas schwieriges Tier bekommen könnte, hätte es einen besondern Reiz für mich. Du wirst sehen, wie ich mich aufs Reiten verstehe; und für den Fall, daß es dir angenehm ist, können wir den Rückweg über die Elysäischen Felder nehmen, wann die Leute aus dem Boulogner Wäldchen heimkehren. Und da wir uns gut ausnehmen werden, wäre es mir gar nicht unwillkommen, jemand aus dem Ministerium zu begegnen. Das ist nämlich kein übles Mittel, um sich bei den Vorgesetzten in Respekt zu setzen.“

Am bestimmten Tage hielten der Wagen und das Pferd zu gleicher Zeit vor der Hausthüre. Hektor ging sofort hinunter, um das Sattelwerk zu prüfen. Er hatte sich Strippen an die Hosen nähen lassen und schwang eine Reitpeitsche, die er am Abend vorher gekauft hatte.

Er hob dem Pferd ein Bein nach dem andern auf und befühlte es, streichelte ihm den Hals, die Seiten, den Kniebug, untersuchte ihm mit den Fingern die Lenden, machte ihm das Maul auf, besah die Zähne, schätzte sein Alter, und als die ganze Familie unten war, hielt er eine Art theoretischen und praktischen Vortrag über das Pferd im allgemeinen und dieses im besondern, welches ihm übrigens ein ausgezeichnetes Tier schien.

Als alle im Wagen gut untergebracht waren, untersuchte er den Sattelgurt; dann setzte er einen Fuß in den Bügel und kam schwer auffallend auf das Pferd zu sitzen, welches unter seiner Last zu tanzen anfing und den Reiter beinahe aus dem Sattel warf.

Hektor versuchte, nicht ohne innere Erregung, das Tier zu beruhigen:

„Na, artig mein Freund, artig.“

Dann, als es seine Ruhe und der Reiter seine Haltung wiedergewonnen hatte, fragte er:

„Ist alles bereit?“

Einstimmig hieß es:

„Ja.“

Dann befahl er:

„Abfahren!“

Und die Kavalkade machte sich auf.

Die Blicke aller waren auf ihn gerichtet. Er ließ das Pferd im englischen Schritt traben, zog aber die Zügel zu straff an. Kaum fiel er jeweilen auf den Sattel zurück, schnellte es ihn mit einer Wucht wieder in die Höhe, als ob er in die Luft fliegen sollte. Oft schien es, als müßte er auf die Mähne niederfallen; und dann sah er starren Blicks vor sich hin, mit verzerrten Zügen und bleichem Gesicht.

Seine Frau, die eins der Kinder auf dem Schoße hielt, und das Mädchen, welches das andere trug, riefen in einem fort:

„Guck Papa, guck Papa!“

Und die beiden Bürschchen, welche von der Bewegung, der Freude und der frischen Luft wie trunken waren, stießen ein helles Geschrei aus. Das Pferd wurde durch diesen Lärm erschreckt, ging in Galopp über, und als der Reiter es zurückzuhalten suchte, flog ihm der Hut vom Kopfe. Der Kutscher mußte vom Bocke steigen, um ihn aufzuheben und als Hektor ihn wieder hatte, rief er von weitem seiner Frau zu:

„Mach doch, daß die Kinder nicht so schreien, sonst brennt er mit mir durch!“

* * *

Man frühstückte im Grünen, im Wäldchen von Vésinet; man hatte das Essen in Körben mitgenommen.

Obwohl der Kutscher alle drei Pferde besorgte, stand Hektor jeden Augenblick auf, um nachzusehen, ob es den seinen an nichts fehle; und er tätschelte ihm den Hals, gab ihm Brod, Kuchen und Zucker. Zwischen hinein bemerkte er zu seiner Frau:

„Es ist ein rauhbeiniger Traber; er hat mich im Anfang ein bißchen arg geschüttelt, aber wie du gesehen hast, habe ich mich bald zurecht gefunden: er hat seinen Meister kennen gelernt, jetzt wird er sich ducken.

Wie man vorher beschlossen hatte, kehrte man über die Elysäischen Felder zurück.

Die große Allee wimmelte von Wagen.

Und auf den Seitenwegen gingen die Spaziergänger so dicht, daß es schien, als zögen sich zwei lange schwarze Bänder vom Triumphbogen bis zum Konkordienplatz. Eine Flut von Sonnenlicht ergoß sich über all' die Menschen, die lackierten Kaleschen glänzten, das Pferdegeschirr und die Wagenthürgriffe funkelten.

Eine tolle Bewegungslust, eine trunkene Lebensfreude schien in dieser Menge von Menschen, Equipagen und Pferden aufzuwogen. Und am untern Ende der Allee stach der Obelisk in den goldigen Abenddunst hinein.

Sobald Hektors Pferd über den Triumphbogen hinaus war, verfiel es plötzlich in einen neuen Ungestüm und schoß in wildem Trab zwischen den Wagen hindurch dem Stalle zu, trotzdem sein Reiter kein Mittel unversucht ließ, um es zu beschwichtigen.

Den Wagen ließ es weit hinter sich, und jetzt, als das Pferd dem Industriepalast gegenüber freies Feld vor sich sah, wandte es sich nach rechts und schlug den Galopp an.

Eine Arbeitersfrau ging langsamen Schrittes über die Straße; sie befand sich gerade mitten auf dem Wege, als Hektor in zügellosem Laufe dahergestürmt kam. Er konnte sein Pferd nicht mehr meistern und rief daher aus vollem Halse: „Holla he! fort! fort!“

Vielleicht war sie taub, denn sie setzte ruhig ihren Weg fort, bis zu dem Augenblicke, wo das wie eine Lokomotive dahersausende Pferd sie mit der Brust niederwarf, so daß sie zehn Schritte weit hinrollte und dreimal auf den Kopf fiel.

Jetzt riefen Stimmen hinter ihm:

„Haltet ihn an!“

Hektor verlor den Kopf und hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an der Mähne fest und schrie:

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Ein heftiger Stoß jagte ihn wie einen Federball über die Ohren seines Renners hinweg und er fiel gerade einem Schutzmann in die Arme, der ihm eben zu Hilfe eilen wollte.

In einem Augenblick sammelte sich eine wütende und schreiende Menge um ihn herum. Und besonders ein alter Herr mit einem großen Orden und großem weißem Schnurrbart schien aufs höchste aufgebracht. Immer und immer rief er wieder aus:

„Donnerwetter! Wenn man so ungeschickt ist, bleibt man zu Hause. Man reitet nicht aus, um auf der Straße die Leute niederzurennen und zu töten, wenn man sein Pferd nicht zu handhaben weiß.

Vier Männer trugen die Alte herbei. Über und über mit Staub bedeckt, schien sie mit ihrem wachsgelben Gesicht und der schief sitzenden Haube eher tot als lebendig.

„Bringen Sie diese Frau in eine Apotheke,“ befahl der alte Herr, „und wir wollen auf der Polizei Anzeige machen.“

Hektor machte sich zwischen den beiden Schutzmännern auf den Weg. Ein Dritter führte sein Pferd. Eine Menge Leute folgte ihnen nach und jetzt erschien auch das Break auf dem Schauplatz. Seine Frau stürzte ihm nach, das Kindsmädchen gebärdete sich wie unsinnig und die Jungen quieckten. Er erklärte ihr, daß er bald heimkehren werde, daß er eine Frau zu Boden geritten, daß es aber keine Bedeutung habe. In großer Bestürzung entfernte sich seine Familie.

Auf dem Polizeiposten erfolgte eine kurze Auseinandersetzung. Hektor von Gribelin gab seinen Namen an und erklärte einfach, er sei Angestellter auf dem Marineministerium und hierauf wartete man noch auf die Nachricht über den Zustand der Verwundeten. Ein Schutzmann, der auf Erkundigungen ausgeschickt worden war, kehrte zurück. Sie hatte ihr Bewußtsein wiedererlangt, aber hatte, wie sie sagte, große innerliche Schmerzen. Sie hieß Simon, war Aufwärterin und bereits fünfundsechzig Jahre alt.

Als er vernahm, daß sie nicht getötet worden war, faßte Hektor Hoffnung und versprach für die Wiederherstellungskosten aufzukommen. Hierauf eilte er zum Apotheker.

Eine Menge Leute standen vor der Thür; die gute Alte saß entkräftet in einem Sessel. Sie gähnte. Die Hände hingen ihr schlaff herab. Ihr Gesichtsausdruck war stumpf, zwei Ärzte untersuchten sie. Es war kein Knochenbruch vorhanden, aber sie befürchteten eine innere Verletzung.

Hektor fragte sie:

„Leiden Sie sehr?“

— Oh! ja.

„Und wo denn?“

— Es ist, wie wenn mir ein Feuer in den Eingeweiden brennte.“

Ein Arzt kam auf Hektor zu:

„Sie sind, mein Herr, der Urheber dieses Unfalls?“

— Ja, mein Herr!“

„Man sollte diese Frau in eine Privatheilanstalt schicken. Ich kenne eine, wo sie gegen eine tägliche Entschädigung von sechs Franken aufgenommen würde. Ist es Ihnen recht, wenn ich die Unterbringung auf mich nehme?“

Hektor war erfreut, dankte und kehrte mit erleichtertem Herzen nach Hause zurück.

(Zeichnung von Ludwig Raders)

Er fand seine Frau in Thränen und suchte sie zu beruhigen:

„Es ist nicht der Rede wert, es geht dieser Frau Simon wieder besser, in drei Tagen wird alles vorbei sein; ich habe sie in eine Privatheilanstalt bringen lassen; es ist nicht der Rede wert!"

Am folgenden Morgen ging Hektor nach den Bureaustunden hin, um sich nach dem Befinden der Frau Simon zu erkundigen. Sie war eben daran, mit gutem Appetit und zufriedener Miene eine fettaugige Suppe zu essen.

„Nun, wie gehts?" fragte er.

Sie antwortete:

„Oh, mein guter Herr, es geht noch nicht besser. Ich bin noch zum Sterben schwach. Es geht gar nicht gut."

Der Arzt erklärte ihm, daß man eben zuwarten müsse, indem eben eine Verwickelung hinzukommen könnte.

Nach drei Tagen ging er wieder hin. Die Alte sah frisch aus und ihre Augen waren hell; als sie ihn bemerkte, fing sie an zu gähnen:

„Ich kann mich nicht mehr rühren, mein guter Herr, ich kann nicht. Das bleibt mir bis zum letzten Tage."

Es fröstelte Hektor bis ins Mark hinein. Er befragte den Arzt, der die Schultern zuckte und sagte:

„Ja, was wollen Sie, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sie heult, wenn man sie zum aufstehen veranlassen will. Wir können sogar ihren Sessel nicht vom Platze rücken, ohne daß sie jämmerlich aufschreit. Ich muß ihr halt glauben, was sie sagt; ich kann nicht in sie hineinsehen. So lange ich sie nicht gehen gesehen habe, darf ich nicht annehmen, sie simuliere."

Die Alte horchte regungslos und sah recht duckmäuserisch drein.

Acht Tage vergingen, vierzehn Tage, ein Monat. Frau Simon war nicht aus dem Sessel zu bringen. Sie aß vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nahm zu, plauderte heiter mit den übrigen Kranken und schien sich an ihre Unbeweglichkeit gewöhnt zu haben, wie wenn es die wohlverdiente Ruhe für ihre fünfzig Jahre langes Treppen auf- und niedersteigen, Matratzen kehren, Kohlen tragen, Wischen und Scheuern und Bürsten gewesen wäre.

Hektor war geknickt; er kam jeden Tag, und jeden Tag fand er sie ruhig und heiter; aber immer wiederholte sie:

„Ich kann mich nicht rühren, guter Herr, ich kann nicht."

Jeden Abend fragte Frau von Gribelin in Herzensangst: „Und Frau Simon?"

Und jedesmal antwortete er verzweifelt und niedergeschlagen:

„Keine Besserung, gar keine."

Sie entließen die Dienstmagd, deren Gehalt und Beköstigung ihnen zu schwer wurde. Auch sonst sparten sie, wo sie konnten, und trotzdem war die Sondervergütung drauf gegangen.

Jetzt berief Hektor vier anerkannte Ärzte zu der Alten. Sie ließ sich untersuchen, befühlen, betasten, indem sie die Ärzte mit schlauem Blick beobachtete.

„Wir müssen sie zum gehen bringen," sagte einer.

Sie rief:

„Ich kann nicht, meine liebe Herren, ich kann nicht!"

Da faßten sie sie unter den Armen, zogen sie auf und führten sie einige Schritte; aber sie entglitt ihren Händen, stürzte zu Boden, indem sie so schrecklich schrie, daß man sie mit unendlicher Sorgfalt wieder in ihren Sessel zurücktragen mußte.

Sie hielten mit ihrem eingehenden Urteil zurück, erklärten sie jedoch für arbeitsunfähig.

Als Hektor dies seiner Frau mitteilte, wurde ihr schwach; sie ließ sich auf einen Stuhl nieder und stammelte:

„Es wäre am Ende noch besser, wir nähmen sie zu uns, es würde uns weniger kosten."

Er sprang auf und rief:

„Wie? Zu uns, was fällt dir ein?"

Sie aber erwiderte, ergeben wie immer und mit Thränen in den Augen: „Aber, mein Lieber, ich kann doch nichts dafür!"





„Erde" ist der Titel einer Gedichtsammlung von Emanuel Freiherrn von Bodman, die soeben mit illustriertem Umschlag von Ludwig Raders bei Albert Langen in München erschienen ist.

Interviews

Von **Frank Wedekind**

VII

Don Giovanni

> Geh den Frauen zart entgegen,
> Du gewinnst sie, auf mein Wort,
> Und wer kühn ist und verwegen,
> Kommt gewiß noch rascher fort.
> Doch wem gar nichts dran gelegen,
> Ob er reizet, ob er rührt,
> Der beleidigt, der verführt.
>
> Geheimrat von Goethe.

Die letzten Worte des Sofas klangen mir die ganze Woche lang in den Ohren. Der geneigte Leser wird sich ihrer erinnern: „Na, ich wäre auf deine Technik gespannt." — Unter Technik verstand das Sofa ja nun allerdings diejenige des Porträtisten der Fürstin Popolsky, aber das ironische Lächeln meines Kleiderschrankes gab meinen Gedanken eine ernstere Richtung. Ich muß ein anderer Mensch werden, sagte ich mir. Es ist die höchste Zeit, ich weiß jetzt ganz genau, wo es mir fehlt, Das normale Leben besteht nämlich zur einen Hälfte aus Arbeit und zur andern Hälfte aus Genuß. Und weil ich diese andere Hälfte bis jetzt vollkommen vernachlässigt habe, deshalb habe ich es noch zu nichts in der Welt gebracht, weil ich alles zu schwerfällig anpackte und von vornherein verdarb. Das muß jetzt anders werden. Ich muß mich jetzt vor allen Dingen zum Genußmenschen ausbilden. An der nötigen Energie hat es mir nie gefehlt. Wenn es mir nur gelingt, jemanden zu finden, der mir die praktische Anleitung erteilt. Die frivolen Reminiscenzen meines Sofas allein können mir doch zu keiner Gründlichkeit verhelfen. Und Gründlichkeit ist bei allem die Hauptsache; ich muß mich an eine Autorität ersten Ranges wenden. Wo finde ich die in München? Ich werde mich heute Abend nach der Vorstellung neben dem Residenztheater einfinden, dort, wo die geschniegelten Dandys mit den schönen Spazierstöcken und hohen Cylindern auf ihre Balleteusen warten, ich werde genau acht geben, wenn Don Giovanni, der bestrafte Wüstling, den Musentempel verläßt, werde mich ihm vorstellen als Berichterstatter des Simplicissimus und ihn über seine „Technik" interviewen. Hoffentlich betrachtet eine hohe Intendanz die persönlichen Erfahrungen einer so alten Bühnenfigur, wie es Don Giovanni ist, nicht als Geschäftsgeheimnis.

Don Giovanni schien nicht wenig überrascht, in der Dunkelheit von einem Manne angesprochen zu werden. Aus seiner Miene glaubte ich schließen zu müssen, daß er mich im ersten Moment für eine neue Verkörperung der Donna Elvira gehalten. Zum ersten Male in meinem Leben bedauerte ich, nicht die Ehre zu haben, dem schwächeren Geschlecht anzugehören. Dann hätte ich mir die Vorstellung, die vielen Worte und theoretischen Erörterungen ersparen zu können. Im fahlen Schein der elektrischen Lampen schlenderten wir die Maximiliansstraße entlang ins Café de l'Opéra, wo im hinteren Zimmer Franz und Karl Moor, Geßler und Wilhelm Tell in friedlichster Gemeinschaft allnächtlich ihr Bier vertilgen. In einem etwas abgelegenen Winkel nahmen wir Platz. Ich wollte meine kindliche Naivetät nicht diesen abgebrühten Lebemännern zum wohlfeilen Gespött vorwerfen.

„Ich weiß manchmal gar nicht mehr recht, ob ich Don Juan oder nicht vielmehr der ewige Jude bin," hub Don Giovanni in fast weinerlichem Ton an, als ob er mutterseelenallein wäre. „Man wird Philosoph, ohne es zu wollen; ein ganzes geschlagenes Jahrhundert lang Don Juan zu sein, ist auch für einen Herkules kein Kinderspiel. Ein anderer hielte das Leben keine zehn Jahre aus; nachher würde er sich den Teufel mehr um die Weiber scheren. Übrigens — was wünschen Sie eigentlich von mir?"

„Ich möchte Sie fragen, wie man es anfängt, um die Gunst einer schönen Frau zu gewinnen."

„Wozu wünschen Sie das zu wissen? — Seien Sie doch froh, daß Sie mit dem Pack nichts zu thun haben. Glauben Sie denn, ich leide nicht unter meiner Unwiderstehlichkeit?"

„Ich möchte mich gerne zum Genußmenschen ausbilden."

„Ach so. Um welche Art Frauen ist es Ihnen denn zu thun?"

„O, ich bin gar nicht wählerisch. Als Anfänger muß man mit allem vorlieb nehmen. Ich möchte nur so im allgemeinen wissen, welche Mittel man anzuwenden hat."

„Werden Sie Offizier oder Akrobat."

„Zum Akrobaten fehlt mir jede Spur von Biceps und zum Offizier jeder Anflug von Taille."

„Um welchen Typus von Frau ist es Ihnen denn zu thun?"

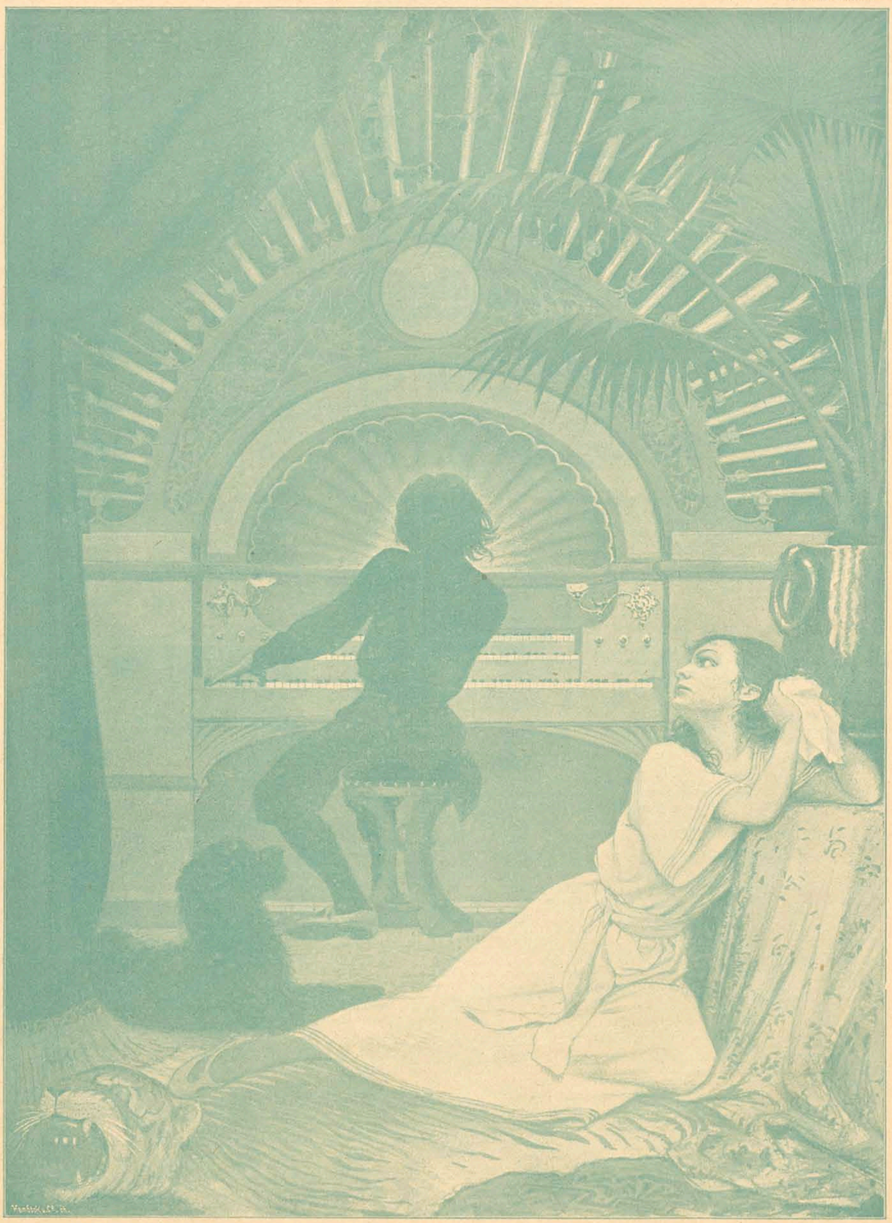
„Unterscheiden Sie denn zwischen bestimmten Frauentypen?"

„Das versteht sich von selbst. Ich habe in dieser Beziehung mein eigenes System. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann halten Sie sich an große Frauen mit monumentalen Formen, mit großen Augen, starken Lippen, die dabei aber feine geschmeidige Extremitäten haben, bei denen die Finger sich zurückbiegen lassen und die Fußknöchel schmal genug sind,

(Fortsetzung auf Seite 6)

Bruderseele

(Zeichnung von Fidus)



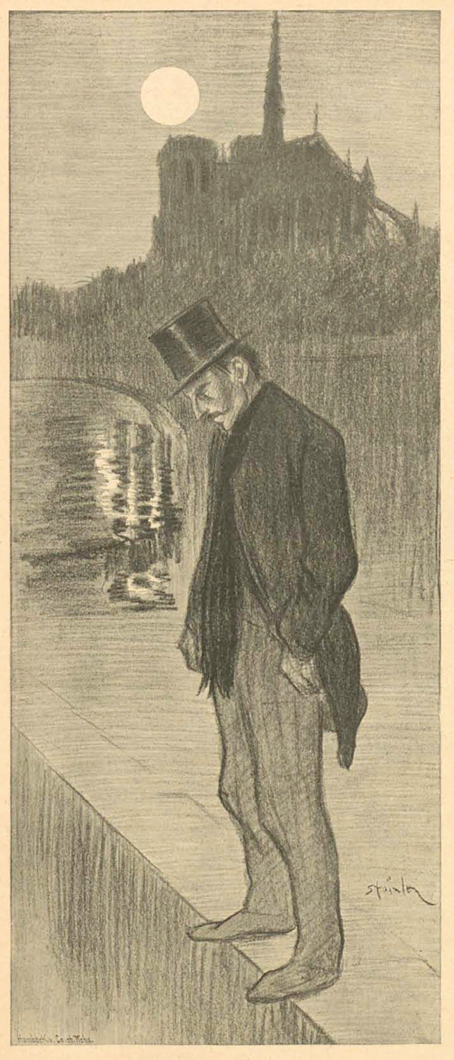
Verzweifelt betend lieg' ich auf den Knieen,
Mein einz'ges Bitten ist ein schneller Tod,
Da rauschen schwellend deine Melodieen
In meines Herzens tiefe Not.

Sie glätten mächtig die empörten Wogen,
Es schlummert ein des tollen Sturmes Wut,
Und hoffnungslicht spannt sich ein Regenbogen
Über der Seele dunkle Flut.

Korfiz Holm

Der Rhein

(Zeichnung von Steinlen)



Hab' keinen Pfennig in meiner Tasche
Und möchte trinken.
O Dichter sprich: wo mag eine Flasche
Wohl für mich blinken.
Trinken, ja trinken, Geselle,
Laß doch das Traurigsein!
Da drunten fließt ja der helle
Blinkende Rhein.

Hab' keinen Pfennig in meiner Hose
Und möchte wissen,
O Dichter sprich: wo steht eine Rose,
Rose zum Küssen.
Küssen, ja küssen, Geselle,
Laß doch das Fragen sein!
Den besten Kuß auf der Stelle
Giebt dir der Rhein.

Kein Pfennig zu einer Ruhestätte!
Und möchte schlafen.
O Dichter sprich: weißt du kein Bette,
Bette zum Schlafen.
Schlafen, ja schlafen! Die Wellen
Lullen den Müden ein.
Den Frieden für solche Gesellen
Hat bloß der Rhein.

Xavier Privas, deutsch von Albert Langen

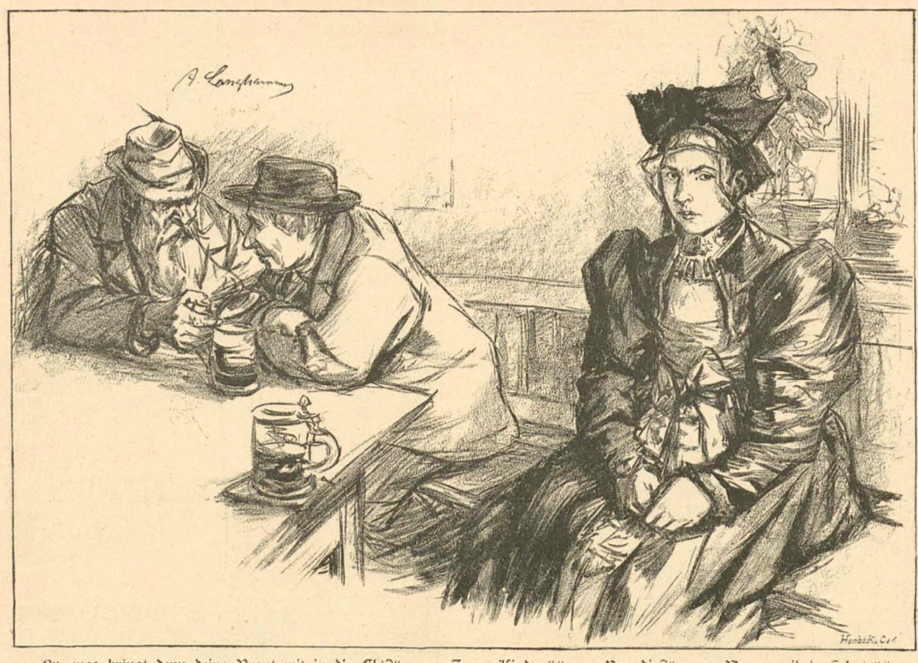
(Zeichnung von Th. Th. Heine)

RETTUNGS-GÜRTEL

Der Erbprinz lernt schwimmen!

Die Unschuld vom Lande

(Zeichnung von A. Langhammer)



„Du, was bringt denn deine Braut mit in die Eh'?“ — „„Zwoa Kinder.““ — „Von dir?“ — „„Na, von ihr'n Schatz.““

daß sie einander nicht berühren! Das sind die Frauen, bei denen Sie den heiligen Ernst im Genusse finden, Selbstlosigkeit, Zartgefühl, keine Spur von Mesquinerie. Das sind die Frauen, die Ihnen schöne Kinder schenken, obschon ich nie besondere Vorliebe für meine Kinder hegte. Wenn Sie dabei auf eine gute Unterhaltung Wert legen, dann wählen Sie unter diesen Frauen nur die mit Stumpfnasen. Frauen mit gebogenen Nasen sind zum Leiden geboren. Sie mögen ganz gut für die Ehe sein, — aber für die Ehe habe ich immer nur dann geschwärmt, wenn sich ein anderer verheiratete. Neben diesen großen Frauen mit feinen Extremitäten existiert noch ein sehr schätzenswerter Typus; das ist der kleine Schlag mit festen, gutmodellierten Formen, das Ponyweib, wie ich es nenne, gleichfalls mit Stumpfnasen. Für den Kenner kommt diese Art indessen auch nur als Dessert in Betracht, während die erstgenannte diejenige ist, die bei bestentwickeltem, verwöhntem Geschmack den Hunger stillt, ohne je Überdruß zu erwecken. Oder gehen Sie vielleicht darauf aus, geehrter Herr, sich von Sauerkraut und Pferdebohnen zu nähren?“

„Ich gehe darauf aus, geehrter Seigneur, mich zum Genußmenschen auszubilden, und bin zu jedem Opfer bereit. An der nötigen Energie hat es mir nie gefehlt. Sie sprechen mir indessen fortwährend nur von Frauen und Frauen und ich weiß dabei noch immer nicht, wie man ihre Gunst gewinnt. Beeilen Sie sich bitte ein wenig. Ich bin zweiunddreißig Jahr alt und habe bis heute nur meinem Berufe gelebt. Ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren.“

„Was den ersten Typus betrifft,“ versetzte Don Giovanni, „die große Frau mit den feinen Extremitäten, so haben Sie nichts anderes nötig, als sie genau zu studieren und ihr dann das Ergebnis Ihrer Studien mitzuteilen. Diese Art Frau liebt immer denjenigen, von dem sie richtig geschätzt, von dem sie verstanden wird. Auf Vergötterung macht sie gar keinen Anspruch, dagegen legt sie Wert auf seelischen Takt. Sie ist großdenkend und naiv, nicht schlau, aber klug, hat das Herz auf dem rechten Fleck; mit der Stumpfnase besitzt sie sogar Humor und ihr Lieben gleicht dem gewaltigen Wogenspiel des offenen Weltmeeres. — Bei dem Ponyweibchen hingegen müssen Sie studieren, in welchem Fach sie sich am liebsten produziert; denn sie hat den Drang, sich zu produzieren. Kaufen Sie sich eine Guitarre für den Fall, daß sie singt. Kaufen Sie sich eine Violine für den Fall, daß sie tanzt. Kaufen Sie sich einen Königstiger für den Fall, daß sie Bestien zähmt. Dann bleibt er der Tiger und Sie sind der König.“

„Sie teilen also die ganze weibliche Welt in zwei Klassen ein?“

„Das thue ich allerdings, aber das hat hiermit nicht das geringste zu schaffen. Ich teile die gesamte Frauenwelt in zwei große Klassen ein, in solche, deren Gesichtsausdruck hübscher wird, wenn sie sich küssen lassen, und in solche, deren Gesichtsausdruck häßlicher wird, wenn sie sich küssen lassen. Sie brauchen eine Frau nicht erst zu küssen, um darüber klar zu sein, wo sie hingehört. Mit einiger Übung sehen Sie es jeder schon auf hundert Schritt an. Die Frauen der ersteren Klasse sind die einzigen, die für mich in Betracht kommen. Alles übrige, und die Klasse repräsentiert die Majorität, ist Strundzeug, Ausschußware, Schund und Schofel — ich habe mich nie damit abgegeben.“

„Sie sprachen von verschiedenen Typen in der Frauenwelt. Kommt denn die gesellschaftliche Stellung gar nicht in Betracht? — Existiert kein Unterschied zwischen einer Zerline und einer Donna Anna?“

„Im Wesentlichen nicht.“

„Das hätt' ich nie gedacht!“

„Sie sind immer noch zehnmal glücklicher daran, wenn Sie unter Köchinnen eine Prinzessin finden, als wenn Sie unter Prinzessinnen eine Köchin finden.“

„Kommt denn das vor?“

„Warten Sie!“ Und Don Giovanni zog das berühmte von Leporellos Hand geschriebene Register heraus und zeigte mir gleich auf der ersten Seite folgendes kabbalistische Schema:

		Im Geiste.				
		Prinzessinnen	Patrizierinnen	Zigeunerinnen	Klavierlehrerinnen	Köchinnen
In der Wirklichkeit.	Prinzessinnen	A	B	C	D	E
	Patrizierinnen	F	G	H	I	K
	Zigeunerinnen	L	M	N	O	P
	Klavierlehrerinnen	Q	R	S	T	U
	Köchinnen	V	W	X	Y	Z

„Das ist mir ein Buch mit sieben Siegeln,“ sagte ich kopfschüttelnd.

„Halten Sie sich an die vertikale Kolonne der Prinzessinnen, an die Prinzessinnen im Geist, in welcher Sphäre Sie gerade auch verkehren mögen!“ sagte Don Giovanni mit eigentümlichem Pathos und funkelnden Augen. „Ob eine im wirklichen Leben Prinzessin, Bürgersfrau oder Köchin ist, das bleibt mehr oder weniger gleichgültig. Wenn sie nur von adliger, königlicher Gesinnung und dem entsprechenden Körperbau ist. Die übrigen vertikalen Kolonnen, die Kolonnen II, III, IV und V sind für einen Menschen, der das Leben kennt und zu genießen versteht, gar nicht vorhanden. Wenn Sie Schriftsteller, wenn Sie Künstler sind, dann schreiben Sie auch nur so, daß Sie von den Frauen der ersten Kolonne verstanden werden. Wenn eine großdenkende Köchin über Ihren Romanen weint, so muß Ihnen das wertvoller sein, als die Anerkennung von seiten einer engherzigen, phiströsen Baronin oder Herzogin.“

„Sie kennen Nora?“ fragte ich mit vor Erregung zitternder Stimme. „Die Ibsensche Nora! Sie müssen Sie kennen, weil Sie doch beim Theater sind!“

„Litera D!“ sagte Don Giovanni und zeigte mit dem Finger darauf. „Gesellschaftlich Bourgeoise, im Geist eine Klavierlehrerin.“

„Und Tortajada?“

„Litera L, im Geist eine Königin, im wirklichen Leben zufällig aus Zigeunerblut entsprungen!“

Ich war nur mehr ganz Ohr. Dieser Schlüssel Salomonis, wie Don Giovanni sein Schema nannte, brannte wie in feurigen Lettern vor meinen Augen.

„Sehen Sie, bitte,“ sagte der Weiberheld, „da haben Sie in Litera A den Fall, daß eine Prinzessin auch im Geiste eine Prinzessin sein kann; als Exempel erwähne ich Ihnen Katharina II., mit der ich vor hundert Jahren viel über diesen Gegenstand gesprochen habe. Sie hatte eine ähnliche Tabelle über uns Männer zusammengestellt. — In Litera Z haben Sie den Fall, daß eine Köchin wirklich eine Köchin sein kann; bedarf keines Exempels. — Und in Litera V haben Sie den Fall, daß eine Köchin eine Prinzessin ist. Kennen Sie Zenta z. B., dieses Kind aus dem Volke mit dem klassisch heroischen Körperbau, mit der großen, einfachen Seelenstruktur, das mich so ganz und gar versteht, daß sie nicht einmal meine Schrift lesen kann, wenn ich ihr ein Billet schicke, und sich die Briefe an ihren Gatten und ihren Geliebten von mir diktieren läßt — entschuldigen Sie, daß ich Sie allein lassen muß; sie geht eben vorbei; auf Wiedersehen.“

Mir drehte sich die Welt vor den Augen. Ich glaube kaum, daß ich jemals ein Genußmensch werde. Ich werde mich wohl nächstens verheiraten.

Entziehungskuren!
Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Patente

besorgen u. verwerten
H. & W. Pataky
Berlin NW.,
Luisen-Strasse 25.
Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch, gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1½ Millionen Mark.**
Auskunft — Prospecte gratis.

Soeben erschienen!

Albert Langens Kleine Bibliothek

Band I

Jakob Wassermann, **Schläfst Du Mutter?**

„Schläfst Du Mutter?" ist die rührende Geschichte eines Knaben. Ohne Sentimentalität und ohne gesuchte Naivität vorgetragen, bringt die Novelle eine Reihe feiner Seelenmalereien aus dem Leben des Kindes, bis es gleichsam aufwachend in die Wirklichkeit hineinsieht. Es träumt von der Zeit, wo es kein Träumer mehr sein wird. Aufgerüttelt von den dunklen Mächten der Natur steht der Knabe am Totenbett der Mutter und weiss nicht, was das ist: tot sein.

Band II

Marcel Prévost, **Julchens Heirat**

„Julchens Heirat" enthält die Gedanken und Betrachtungen einer kleinen Pariserin beim Herannahen ihrer Hochzeit und die Erfahrungen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe macht. Es ist durchaus kein naives Buch, aber geistreich und graziös. Man muss bei diesem Buche in Prévost wieder den Meister der feinen Form bewundern.

Band III

Amalie Skram, **Verraten**

„Verraten" ist die Geschichte von einem jungen Mädchen, das nach altem Muster, in Unkenntnis mit den natürlichsten Dingen, erzogen, an einen braven und lebensfrohen Schiffskapitän verheiratet wird. Das Resultat ist eine unglückliche Ebe, indem die junge Frau, in der Überzeugung ihrer eigenen Vortrefflichkeit und der Schlechtigkeit ihres Mannes, diesem, der sie aufrichtig liebt, das Leben so traurig macht, dass er sich zuletzt aus Verzweiflung in die Wellen stürzt.

Jeder Band ist mit einem künstlerischen Titelbild versehen und kostet elegant broschiert 1 Mark, gebunden in Leder 2 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Bad Brunnthal

in München.
Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.



Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Vorbereitung für das Fre willigen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.
Dresden 6. Moesta, Direktor.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.
Ludwig Windell,
BERLIN, Schlossplatz 2, II.
empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu
Ermittlungen u. Observationen etc.
(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.
Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.
On parle français. English spoken.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Universum
Illustrierte Familien-Zeitschrift.
Leipzig
Philipp Reclam jun.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.
Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.



Hamburg-Eilbek.

Geldschrankfabrik, Eisenkonstruktionswerkstatt, Kunst- u. Bauschlosserei.
Lieferanten der kaiserlichen Militär-, Post- u. Zollbehörden.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Georg Brandes

William Shakespeare

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.
Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Nach langen Vorstudien ist Georg Brandes dazu geschritten, von dem Leben und der Arbeit eines der grössten Geister aller Zeiten, **William Shakespeares,** ein wahrhaftiges Bild zu entwerfen. Der grosse Kritiker hatte seit Jahren den Plan, den Entwickelungsgang Shakespeares an seinen Werken darzustellen; aber er hat mit der Ausführung dieses gewaltigen Unternehmens gewartet, bis er jetzt, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, mit dem eigenen kritischen Geist dem gigantischen Dichtergeist Shakespeares gegenübergetreten ist. So legt Georg Brandes uns heute sein reifes Lebenswerk vor, dass in der grossen Shakespeare-Litteratur einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ungesunde

und Leidende

jeder Art sollten vor Allem Gratis-Prospekte verlangen über die preisgekrönten glänzend bewährten elektrischen Inductions-Maschinen von **Gustav von Mayenburg** in **Dresden-N.** Diese Maschinen zur Selbstbehandlung (Preis 24½ und 28½ M.) bringen selbst in verzweifelten Fällen Hülfe.
Bitte Ausschneiden.

Vergrößerungen
(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit
Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Photographien n. d. Leben.
Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.
S. Recknagel Nachf.
München.



Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**
Beyrich & Greve,
Halle a. Saale,
Internationales Auskunftsbureau.
Gegründet 1888.



Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Soeben erschien:
Eine rationelle und sichere **Hämorrhoid.-Kur**
von **Dr. med. Fr. J. Schoene,** Specialarzt für Magen- u. Darmleiden, **Berlin S.W.**
Zu beziehen gegen 90 Pf. direkt durch d. Verl. **Putter & Co., Elberfeld** u. d. a. Bchhdl.

Schmücke Dein Schaufenster

mit **Reklame-Figuren**
auch leihweise von C. H. Weigel, Leipzig I.

Zauber- und **Nebelbilder-Apparate** billigst. Preisl. gr. **A. Otto, Neu-Bukow** i/Mkl.

Cinetographe Werner.

Die beste Maschine für animirte Projectionen. Bänder von 18 bis 24 Meter, in schwarz und in Farben, neue Pariser Scenen vorstellend.
Bänderverkauf für alle Projections-Apparate.
Werner & Cie., 85 Rue Richelieu, **Paris.**

Neue Erfindung! Neue Industrie!

Malerei

auf **Porzellan, Glas, Thon, Metall** etc. **ohne Einbrennen.**
Für Jedermann! Ohne Vorkenntnisse.
Specialität: **Farbenkasten-Sortiments.**
C. Rosenkranz, Berlin C. 2.

Buchführung,
Correspondenz, Wechselkunde, kaufm. Rechnen unterrichtet
brieflich **Prof. E. Glück,**
Inhaber einer behördl. concess. Privatschule für kaufm. Lehrfächer. — 9000 Schüler ausgebildet. Prospekt und Probebrief gratis.
Wien, I. Fleischmarkt 15.

Sicherer Erfolg! Gründlichste Heilung! Ohne alle Arzneien!

Geschlechts-Krankheiten der **Männer,**

ihre Entstehung, Verhütung und
naturgemässe Heilung
dargestellt nach 50 jähriger Erfahrung von
Spohr, Oberst a. D.
11 Bgn. 8°. *Preis M. 1.50.* Gegen Einsendung von *M. 1.60* in Marken zu beziehen durch den
Naturheilverein Nürnberg
(Anerkannter Verein).
In jeder Buchhandlung, bei jedem Colporteur zu haben.

Soeben erschienen!

Am Ende des Jahrhunderts

Roman
von
Alexei Suvorin
2 Bände in 8°. 38 Bogen — Preis 4 M. 50 Pf.

Alexei Suvorin, der Verfasser der „Kleinen Briefe", ist der bedeutendste Feuilletonist des modernen Rußlands und einer der wenigen Dramatiker, die dieses Land hat. Das vorliegende Buch, sein erster Roman, hat nicht nur in der Heimat des Dichters, sondern auch bei seinem Erscheinen in einer deutschen Zeitung ungewöhnliches Aufsehen erregt, namentlich durch die Kühnheit und Schärfe, mit der das Problem gestellt und gelöst wird: „Welchen Einfluß hat auf das Leben, auf die eigentlich schöpferische Kraft des Weibes die „Liebe"? Beginnt die beste Zeit geistiger und seelischer Reife, der fruchtbare Sommer im Leben der Frau nicht erst, wenn die Lenzstürme der Liebe ausgetobt haben? Die Eigenart der vorgeführten problematischen Naturen sichert diesem Roman, der nicht nur im landläufigen Sinn „spannend", sondern ein psychologisches Kunstwerk ist, ein starkes Interesse bei allen Gebildeten, das durch die dichterische Verwertung modernster wissenschaftlicher Forschung — Suvorin haßt die Wissenschaft nicht, wie es sein großer Freund Tolstoi thut! — noch gesteigert wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh
herausgegeben von Marcel Herwegh
8°. ca. 25 Bogen. **Preis 3 Mark.**

Für viele
Nerven-,
Herz- und Nierenleidende Männer ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!
Unersetzlich weil **einzig.**
Prospekt-Brief gegen Retourmarke.
Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Firmen, die alljährlich eine große Anzahl **Briefcouverts** verbrauchen oder in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts zur Hälfte des Selbstkostenpreises. Proben gratis und franko.
München, Kaulbachstraße 51a.
Albert Langen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Mittagstunde

(Zeichnung von Walther Georgi)



Mit dem Rätselblick und -munde
Taucht sie aus dem kühlen Grunde,
Setzt am Marmorbrunnenrunde
Nieder sich und schweigt und lauscht,
Wie der Quell ins Becken rauscht;
Und ihr Bild ruht auf dem Grunde . . .

Schattend überhängt der Baum,
Müde Wolken stehn im Raum.
Auf der ungeheuren Runde
Ruht der Traum
Der Mittagstunde.

H. Ernst Kromer

1. Jahrgang Nr. 36

Preis 10 Pfg.

5. Dezember 1896

SIMPLICISSIMUS

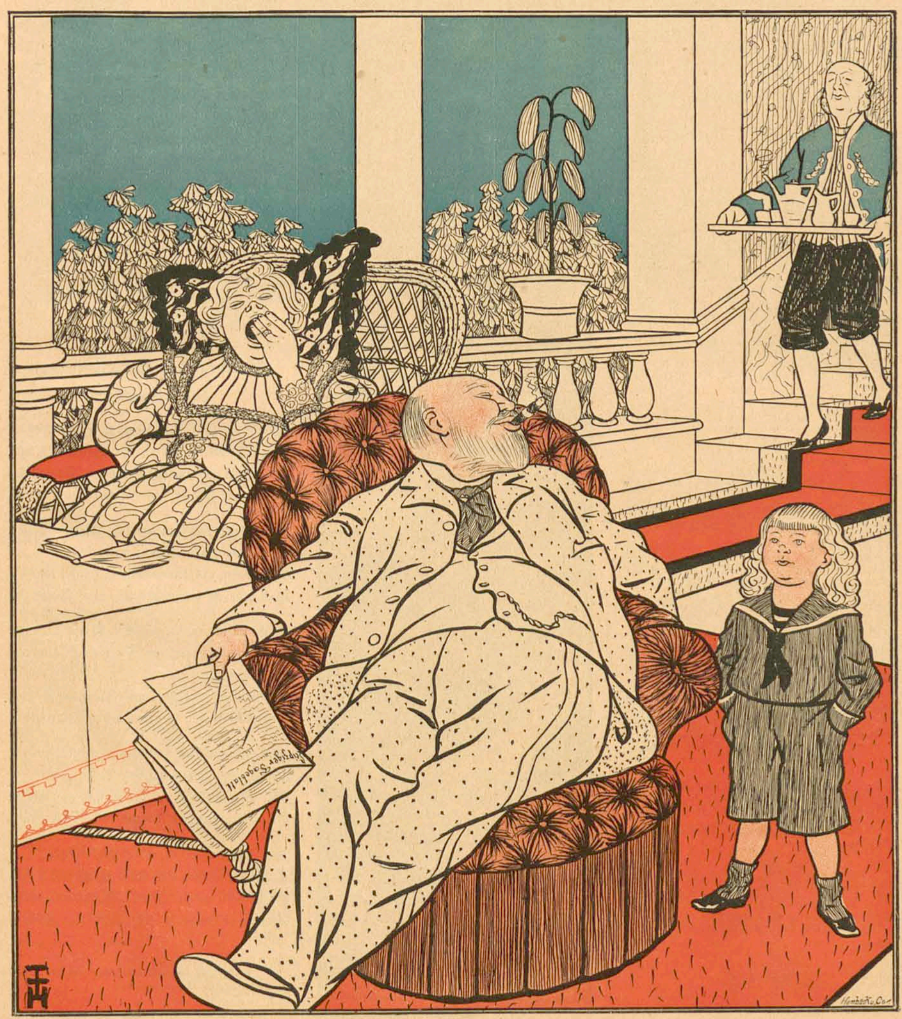
Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Bilder aus dem Familienleben Nr. 2

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Papa, was willst du eigentlich 'mal werden?"

Eine Trambahnbekanntschaft

Ich kam etwas später als gewöhnlich vom Ministerium. Ich wollte die Trambahn benützen, aber es dauerte ziemlich lange, bis ein Wagen kam, in dem noch Platz war. Als ich da an der Ecke wartete, bemerkte ich neben mir ein Mädchen mit einem großen Bündel im Arm.

Sie war ein recht hübsches Mädchen, soviel ich in der Abenddämmerung sehen konnte. Sie hatte schöne blonde Locken und ihre Gesichtsfarbe war hell, vielleicht ein wenig zu durchscheinend. Nach den Linien ihres in der Entwickelung begriffenen Körpers, die sich unter dem schäbigen braunen Kleidchen deutlich abhoben, schätzte ich ihr Alter auf 17 Jahre. Sie war sehr mager, und dann die dunkeln Streifen unter ihren hellen Augen — einige Wochen Landaufenthalt hätten ihr offenbar sehr gut gethan. Aus der Nähe eines großen Modemagazins schloß ich, daß sie sich Näh- oder Schneiderarbeit geholt habe.

Sie stieg zugleich mit mir in den Trambahnwagen, und ich war ihr behilflich, ihr unförmig großes Packet hineinzubringen. Sie bedankte sich. Wir kamen nebeneinander zu sitzen, und es entspann sich ein Gespräch; vielleicht weil sie, wie gesagt, sehr hübsch war. Vielleicht auch nicht.

„Ich fahre meistens abends mit diesem Wagen zurück,“ erklärte sie. „Manchmal kommt die Mutter und holt die Arbeit. Aber meistens hole ich sie. Es ist für Lippmanns, vielleicht kennen Sie das Geschäft?“

Meine Frau hatte sich dort mehrmals Kleider machen lassen, aber ich hielt es für genügend, zu antworten, daß ich das Geschäft kenne.

„Und wie viele seid Ihr daheim?“ fragte ich.

„Drei außer mir. Vater ist tot,“ war die Antwort.

Es schien, daß ich ihr Zutrauen erweckte, denn sie fuhr fort zu erzählen, wie ihre Mutter seit des Vaters Tode die ganze Familie zu ernähren hatte. „Aber jetzt helfe ich natürlich mit“, setzte sie stolz hinzu.

„Mutter arbeitet sehr viel für Lippmanns“, erzählte sie weiter. „Meistens holen wir die Arbeit am Abend. Oh, ja, manchmal werde ich sehr müde und das Kopfweh! Wenn man sich mit der Arbeit Zeit lassen kann, ist es nicht so schlimm. Aber oft wollen die Leute die Sachen so schnell wie möglich haben, und dann müssen wir die ganze Nacht durch arbeiten.

„Hier dieses Kleid,“ — sie zeigte auf das Bündel, das sie sorgfältig auf ihrem Schooße hielt, — „dieses Kleid, zum Beispiel, muß vielleicht übermorgen schon abgeliefert werden. Aber sie wußten es bei Lippmanns noch nicht bestimmt, bis wann es fertig sein muß. Morgen Abend muß ich noch 'mal hingehen und wenn sie dann sagen, bis übermorgen früh müßte es fertig sein, dann müssen wir wieder die ganze Nacht durch arbeiten. Aber ein *schönes* Kleid *ist* es,“ fuhr sie fort.

„Sehen Sie mal!“

Sie öffnete das Bündel an einer Ecke ein wenig und ich erblickte duftige lila Seide und Spitzen.

„Und da ist der Name der Herrschaft, für die es ist, auf dem kleinen Zettel am Rand: Frau von Wor — nein, Werdenfels!“

Es gab mir einen Ruck.

„Von Werdenfels. Das ist ein schöner Name, nicht wahr?“ sagte ich. (Ich heiße nämlich von Werdenfels, und das Zusammentreffen gab mir zu denken.)

„Was würde nun geschehen,“ fragte ich, „wenn Sie mit der Arbeit nicht rechtzeitig fertig würden?“

„Dann bekommen wir keine Arbeit mehr.“

Ich reichte dem kleinen Mädchen ihr Packet hinab, als sie bei einer schmutzig und dürftig aussehenden Mietskaserne ausstieg. Ich fuhr weiter nach meiner Villa hinaus und die ganze Zeit über verfolgte mich das zarte und gebrechliche Bild der kleinen Näherin, nächtelang über die Nadel gebeugt. Und der Name auf dem Kleid! Gewiß das war mehr als ein Zufall. —

„Ich habe mein neues Kleid bestellt,“ sagte meine Frau beim Abendessen, „und Lippmanns haben versprochen, es bis Freitag früh zu liefern, wenn ich es bis dahin unbedingt haben muß. Es wird sehr hübsch. Lila steht mir immer so gut, weißt du.“

„Aha,“ sagte ich nachdenklich. „Gewiß, diese Farbe kleidet dich vorzüglich,“ beeilte ich mich hinzuzufügen.

„Ich habe es mir überlegt,“ fuhr meine Frau fort, „und ich glaube, ich muß das Kleid bis Freitag früh haben. Freitag abend ist ja der Ball beim Präsidenten und da kann ich mich doch nicht in einem alten Kostüm sehen lassen. Ich will heute abend an Lippmanns schreiben, daß das Kleid am Freitag fertig sein muß.“

„Wie du meinst, meine Liebe“, sagte ich.

Ich mußte den ganzen Abend an die kleine Näherin denken, und als der Diener hereinkam, um zu fragen, ob keine Briefe zur Post zu geben wären, sagte ich zu meiner Frau, ich habe Kopfweh, ein wenig frische Luft würde mir gut sein und ich wollte ihren Brief selbst in den Kasten werfen.

* * *

Meine Frau war wütend, als ihr Kleid nicht rechtzeitig für den Ball eintraf. Natürlich behauptete sie, es sei meine Schuld, und es ging eine Viertelstunde lang recht lebhaft bei uns zu.

Ein paar Tage später traf ich die Kleine wieder in der Trambahn.

„Erinnern Sie sich — das Kleid, das ich neulich heimbrachte?“ sagte sie. „Ich sagte Ihnen, wir fürchteten, wir müßten wieder die ganze Nacht aufbleiben. Aber wie ich am nächsten Tag hinkam, sagten sie, es wäre nicht so eilig, man brauchte es nun doch nicht sofort. War ich froh! Ich war gerade so müde und Mutter war ernstlich krank. Wir wären in dieser Nacht nie fertig damit geworden.“

Aber, wie gesagt, meine Frau war wütend.

A. D. E.





(Zeichnung von Eichler)

Der Sommerhut

Dein Sommerhut, Liebchen, gefällt mir gut,
Es ist ein richtiger Mädchenhut,
Der mit dem breiten, gelben Rand
Dein Haupt wie ein Heiligenschein umspannt.

Aber ich hab' im Vorübergehn
Heut' in der Stadt einen Hut gesehn,
Der müßte dir ausgezeichnet passen,
Den solltest du dir nicht entgehen lassen.

Der Name „Hut“ paßt eigentlich nicht,
Es ist mehr — ein lyrisches Gedicht,
Oder ein heller Sommertraum,
Oder ein Flöckchen Wellenschaum!

Dies Wunder aus Blumen und weißem Band
Ist kaum so groß, wie meine Hand,
Und müßte mit deinen schwarzen Haaren
Zur schönsten Harmonie sich paaren.

So weit wär' freilich alles gut.
Nur ist's ein „Junger Frauen-Hut“,
Und um dies Wunderstück zu erlangen,
Müßtest du stillen erst mein Verlangen,

Müßtest du endlich dein Herz erweichen
Und mir dein trotziges Händchen reichen.
Nun, mein Liebchen, bedenk es gut!
Es ist ein entzückender Frauenhut!

Hugo Salus



Gesang der Priesterinnen des Apollo*)

Es ist der Tag, wo jedes Leid vergessen.
Ihr Schwestern, horcht, der Heilige ist nah,
Er meldet sich im Rauschen der Cypressen,
Und unsre Pflicht steht winkend vor uns da.

Wir lassen ihm den dunkeln Sang erschallen,
Daß seine schöne Sonne niedertaut.
Wir ziehn um seine weißen Säulenhallen
Und jede ist geschmückt wie eine Braut.

Seht, unten, wo die kühlen Bäche fließen,
Dort wandeln heut in Nacktheit Mann und Frau;
Sie trinken selig Duft und Klang der Wiesen,
Und alle blicken sie zum hohen Blau.

Und alle jauchzen sie, und alle pflücken
Die großen Freudenblüten dieser Welt.
Wir aber wollen nach der Frucht uns bücken,
Die golden zwischen Traum und Wachen fällt.

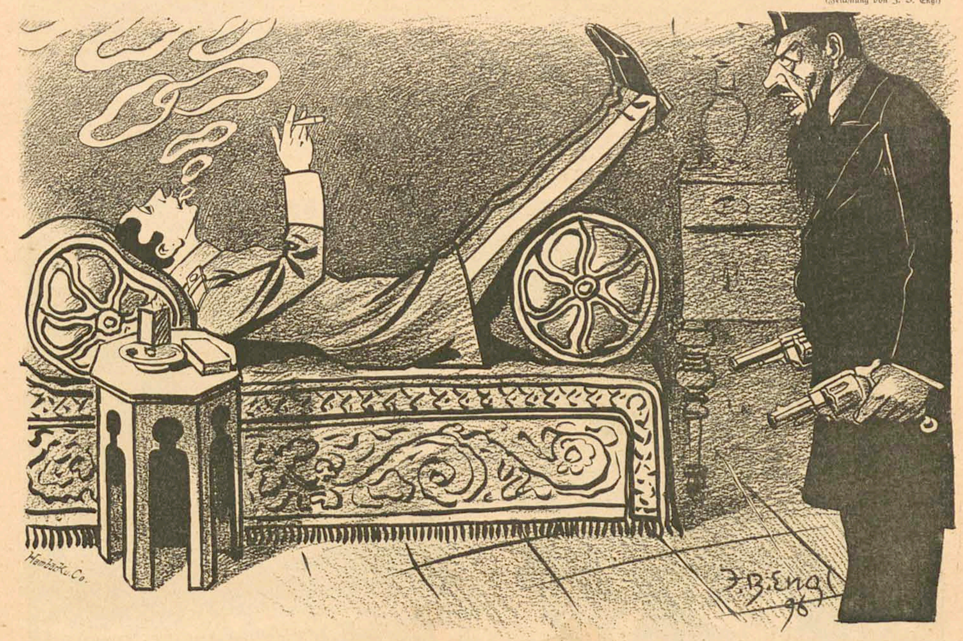
Wir bringen sie in einer Silberschale
Zum Tempel hin, dicht neben Speer und Schild.
Wir knieen nieder: Dufte, Frucht, und strahle
Dem Volk entgegen sein verklärtes Bild.

Emanuel von Bodman

*) Komponiert von Richard Strauß und im Richard Wagner-Verein in Berlin aufgeführt.

Ein Stoiker

(Zeichnung von J. B. Engl)



— Herr Leutnant! Sie haben meine Frau verführt!!
— Kann schon sein — wo wohnen Sie, wie heißen Sie?

Nina Riviera

oder

Der Mann mit dem schweren Herzen

Von

Donald Wedekind

Alle Welt wußte, daß der kleine Prinz Liebenot-Jammrenicht an einem schweren Herzen litt, dermaßen zwar, daß die gewiegtesten Ärzte befürchteten, es könne ihm wohl noch einmal in die Hose fallen, wenn er es nicht bald einem jungen Mädchen in den Schoß legen dürfe; seine Verwandten gaben sich also die erdenklichste Mühe ihn zu verheiraten. Denn da lag eben der Hund begraben, daß der Prinz, obschon ihn sein Philosophiepräzeptor des Tags ad absurdum und des Nachts an andere Orte führte, doch nichtigen Liebeständeleien abhold war und geschworen hatte, diejenige, welche er mit seinem schweren Herzen beschenke, auch mit seiner goldenen Hand zu beehren. Und da er all die glänzenden Marquisen und Baronstöchter, den Prinzessinnen von und ohne Geblüt, welche ihm der Reihe nach zur Heirat vorgestellt wurden, kurz von der Hand wies, sich dagegen mit Vorliebe auf irgend eines der armseligen Näh- oder Wäschermädchen steifte, die man ihm von Zeit zu Zeit mehr Experimentierens halber, als zur Verfolgung höherer Ziele unterzuschieben pflegte, so war die Sache heikel, denn eine Mesalliance durften seine Verwandten nicht zulassen. Als der Prinz also immer noch keine Ruhe gab, entschlossen sie sich, ihm eine Yacht frisch aufzutakeln, sie ließen sie weiß bemalen und mit unzähligen, goldenen Kronen übersäen und schickten ihn auf Tiefseeforschungen, das sollte ihn heilen, und jetzt beginnt eigentlich unsere Geschichte.

Nina Riviera war eines von den Mädchen, welche, wenn sie sich langweilen, nicht lange zögern, sondern schnell und kecken Mutes auf Abenteuer ausgehen. So hielt sie es auch diesen Morgen, nachdem sie längere Zeit auf dem Rande ihres breiten, doppelschläfigen Bettes gesessen hatte, die Hände zwischen die Kniee geklemmt und ihre große Zehe andächtig bewundernd, als wenn sie dieselbe noch nie gesehen. Dann aber erhob sie sich rasch, pantschte etwas in einer Schale frischkalten Wassers herum, warf einen glockenförmigen Rock aus dunkelblauem Cheviot über, schlüpfte in ein kokettgeschnittenes, vorne mit vier thalergroßen, grauen Perlmutterknöpfen besetztes Gigerljackett aus demselben Stoff, und nachdem sie einen Strauß Blumen vom Kamin genommen und an ihre Brust gesteckt, nachdem sie den kleinen Hut mit den hochstrebenden Reiherfedern auf ihre schwarzen, hinten in einen knorrigen Knoten gedrehten Haare gedrückt, trippelte sie auch schon die abschüssige Straße der heiligen drei Könige hinunter, die Füße in zierlichen Halbschuhen Louis Quinze mit nadelfeinen Spitzen und ungeheuer hohen Absätzen, den glockenförmigen Rock bei jedem Schritt wiegend, hin und her und hin und her, als wenn jemand darin gesessen und ihn geläutet hätte, die Hände mit den blaßblauen Glacéhandschuhen in die Seitentaschen ihres Jacketts gestemmt und auf ihrem kleinen Schelmengesicht jenen Zug von Entschlossenheit tragend, dem wir bei unternehmenden Leuten so gern begegnen; es war aber in Genua, im Frühling, und Morgenwind trug Veilchenduft in die Stadt am mittelländischen Meere.

Nun wollte es der Zufall, daß gerade zur selben Zeit der kleine Prinz Liebenot-Jammrenicht mit seiner weißen, goldkronenübersäeten Yacht vor dem Hafen dieses italienischen Handelsplatzes kreuzte. Er war durch seine Krankheit so sehr heruntergekommen, wohl, daß er wirklich Tiefseeforschungen trieb, wie das seine Verwandten von ihm verlangt hatten, aber daß er doch recht melancholisch auf der Kommandobrücke saß, mit einem ausgezeichneten, englischen Feldstecher das Ufer recognoszierend, als er plötzlich Nina Riviera gewahrte, wie sie die abschüssige Straße der heiligen drei Könige hinunterstieg. Das versetzte seinem Herzen einen solchen Ruck, daß er darauf geschworen hätte, es sei nun geschehen, was seine Ärzte schon seit langem befürchteten. Als er sich dann überzeugt, daß die Sache noch nicht so schlimm, ließ er doch landen, um Nina Riviera zu suchen. Und er lief die Straßen hinauf, rechts und links von zwei Handkoffern beschwert, worin er seine Meßinstrumente bewahrte, die ihm ein alter Fürstenonkel geliehen und die er nicht gern verloren hätte, aus Furcht vor politischen Komplikationen, und er lief und dachte, er könne es nicht mehr erwarten. Als er dann aber Nina Riviera vor dem Dom ungefähr begegnete, hatte er vergessen, was er ihr sagen wollte, er sperrte nur Augen und Mund auf und that keinen Wank.

Gerade aber weil Nina Riviera eines von den Mädchen war, welche nicht zögern, sondern schnell und kecken Muts auf Abenteuer ausgehen, erkannte sie sofort, in welchem Spital der Prinz krank war, sie blickte ihn mit ihren blauen Augen lange und herzlich an. Das hatte zur Folge, daß sich der Prinz schon außerordentlich erleichtert fühlte, sicherlich einen hohen Sprung in die Luft gemacht hätte, würden ihm sein schweres Herz und die Handkoffer nicht Vorsicht geboten haben. Dann begrüßten sie sich und gingen zusammen, kostbare Seidenstoffe einkaufend, goldene Halskettchen erwerbend. Aber auch der Prinz ließ sich neu kleiden, denn seine Verwandten hatten ihn für die Tiefseeforschungen ungefähr so angezogen, wie der fliegende Holländer in der großen Oper Richard Wagners, und sie reichte ihm ihre runden Pausbacken zum Kuß dar. Und sie promenierten durch grüne Anlagen auf eine sanfte Anhöhe, von der im hellen Sonnenschein glitzernd eine silberne Kaskade herabstürzte, drei, vier Mal absetzend, während unten Genua lag, das stolze, bergansteigende Genua, mit seinen hundert Kirchen, mit seinen hundert Palästen, mit dem Hafen mit den hundert Schiffen und der Yacht des Prinzen, da packte es ihn noch einmal und er wollte auch hinunterpurzeln über die Felsen wie der Wasserfall, Nina Riviera aber hielt ihn am Bein und sagte, er sei ein Esel. Und dann wurde er wirklich heiter, sie sahen Restaurants, Theater und Konzertgärten, sie setzten sich an die kleinen Marmortischchen unter der Galerie Mazzini, wo der Prinz ganze Gläser feinen Branntweins austrank und nachgerade bedenklich zu rumoren anfing, was die guten Genueser umsomehr in Erstaunen setzte, als sie gehört hatten, er sei Tiefseeforschungen halber in ihre Bucht gekommen. Und als sie dann spät im Stockdunkeln nachhause gingen, würde der Prinz seine Yacht nimmermehr gefunden haben, hätte sich nicht Nina Riviera in der Hafengegend besser als in ihrer eigenen Tasche ausgekannt. So kamen sie glücklich an Bord und der diensthuende Arzt konnte den nächsten Morgen konstatieren, daß der Prinz schon seit lange keine so gute Nacht mehr gehabt.

Wäre nun der Prinz nicht krank gewesen, so hätte er wahrscheinlich Nina Riviera am folgenden Tag reich beschenkt nach Hause geschickt, so aber behielt er sie bei sich, lichtete die Anker seiner weißen, mit Goldkronen übersäeten Yacht und steuerte einer einsamen Villa am Meere zu, welche seiner Familie gehörte. Hier richtete er ihr die herrlichsten Zimmer ein, sie gingen auf eine von Säulen getragene Veranda hinaus, Heliotropen wucherten in lilafarbener Pracht empor und erfüllten die Luft mit ihrem Parfüm, von ihren Betten aus hatten sie den Blick auf den immergrünen Garten, auf das blaue Meer, auf dessen Fluten die Yacht schaukelte, ja man sah sogar in der Ferne die Lichter von Genua, wenn es Nacht war und der silberne Mond und die kleinen Sterne am Himmel brillierten, ich sage, so installierte er Nina Riviera wohl glänzend, führte sich aber daneben auf, wie es eben nicht anders zu erwarten war von einem Mann mit einem schwerem Herzen. Denn während Nina Riviera, die allerdings keine brennenden Geschäfte versäumte und sich in ihrer Zurückgezogenheit gefiel, dem Prinzen alles that, was in ihren kleinen Kräften stand, gab sich der nicht zufrieden, fragte sie oft mitten in der Nacht, wenn sie alles schon vorher geliebt, ob sie ihn jetzt so liebe, daß sie seinetwegen wohl die Welt aus den Angeln heben möchte und ob sie später nie einen andern lieben werde. Nina Riviera, welche es nicht gerne hatte, wenn man sie im Schlafe störte, antwortete doch derart wie sie dachte, daß es dem Prinzen Freude mache, als er sie dann aber einmal fragte, ob sie ihn wohl heiraten möchte, sagte sie ihm ganz offen, nein, er sei ihr zu dumm, denn sie hatte gemeint, er habe gescherzt. Wie sie aber sah, daß es wirklich sein Ernst war, legte sie den Finger an die Stirne, sie setzte sich auf die blumenüberwachsene Veranda und reflektierte.

Und sie sagte sich, daß trotzdem sie jetzt in der That ein nichtsnutziges Mädchen sei, nicht besser und nicht schlechter als alle die, welche auf Abenteuer ausgehen, sie deswegen doch vielleicht später noch eine ganz respektable Hausfrau werden könne, jemanden kenne sie (das buschige Lazaronehaupt eines Exgeliebten tauchte bei diesem Gedanken vor ihrem geistigen Auge auf), der würde sie jeden Augenblick nehmen. Was Studenten anbelange, so hätten ihr Verschiedene am letzten Karneval nicht zu verkennende Anträge gemacht, Grafen, Barone und Marquis möchte sie niemals heiraten, denn bei denen stehe die Sache meist nicht glänzend. In Bezug auf Prinzen nun wisse sie allerdings nur, was ihr eine Freundin über den von Neapel erzählt habe, Einer aber mache nicht Alle; Prinz Liebenot-Jammrenicht sei, wenn auch

nichts weniger als ihr Ideal, doch jedenfalls ein anständiger Mensch, der ganz gut präsentiere; also wenn er durchaus wolle, warum nicht.

So überlegte Nina Riviera und der Prinz fühlte sich zum ersten Male genesen, als sie ihm die endgültige Antwort brachte. Er befahl, seine weiße, mit goldenen Kronen besäete Yacht hervorzuholen, er ließ neue Wimpel aufziehen und mietete hundert Fanfaristen, die beständig blasen mußten. Und als er, mit seiner Braut auf der Kommandobrücke stehend, noch denselben Morgen unter dem Donner der Kanonen in den Hafen von Genua einlief, war viel Volk zusammengeströmt, denn sie hatten gehört, daß die Nina Riviera aus der abschüssigen Straße der heiligen drei Könige einen Prinzen heirate, demgemäß nun selber Prinzessin oder Fürstin sei, jedenfalls aber nur noch in einem vier- oder sechs- oder achtspännigen Wagen einherfahren werde, wie Margarete, der Gemahlin des König Humbert, Sohn Viktor Emanuels.

Diesen Anschein hatte es auch, als jetzt der Prinz und Nina Riviera eine Karosse mit vergoldeten Rädern bestiegen, die am Ufer bereitstand und die inwendig ganz mit frischen Veilchen gefüllt war, in die sie sich mitten hineinsetzten, was der Prinz früher nie gethan hätte, aus Rücksicht auf die Kleider und wegen der schönen Blumen, früher, als er sich noch anzog wie der fliegende Holländer im dritten Akt der großen Oper von Richard Wagner; sie fuhren hinauf zum Dom. Und da stand auch auf der Marmortreppe des Gotteshauses der Prinz von Neapel, mit dem Säbel rasselnd und mit der rechten Hand an den weißbefederten Helm greifend, salutierend, was Nina Riviera so liebenswürdig fand, daß sie beschloß, nie, selbst wenn eine Revolution ausbräche, etwas von dem auszuplauschen, was nur sie und noch einige ihrer Freundinnen über ihn wußten; sie traten vor den rotseidenen Kardinalerzbischof. Der war so kurzsichtig, daß er sie zuerst mit einem viereckigen Vergrößerungsglas suchen mußte, dann fragte er sie, während die Leute klatschten, die Orgel dröhnte, ob sie sich wirklich heiraten wollten. Und Nina Reviera hatte schon „Ja“ gesagt, als ein alter Herr mit einer rundfenstrigen Brille auf der Nase und einem großen Stern auf der Brust dem Kardinal etwas ins Ohr flüsterte, worauf dieser seine Bibel zuklappte und, wie es schien, geärgert davonging, auch der Prinz von Neapel machte sich fort, die Hacken zusammenschlagend, die Hände in den Hosentaschen.

Und plötzlich stand der kleine Prinz Liebenot-Jammrenicht mit seiner Braut allein in der weiten Kirche, denn der alte Herr war ein Abgesandter seiner Mutter, der Königin gewesen, und er hatte dem Kardinal gesagt, daß der Prinz krank sei. Und sein Herz wurde ihm wieder unbeschreiblich schwer, sodaß es ihm diesmal sicherlich in die Hose gefallen wäre, hätte er nicht zur Vorsicht einen Gürtel getragen. Und er ging hinunter zu seiner Yacht, die er jetzt ganz schwarz anmalen ließ. Nina Riviera lief noch hinter ihm her, sie sagte, das thue ja gar nichts, sie könne ja auch so bei ihm bleiben. Der Prinz aber wollte nicht, er zog es nun wirklich vor, Tiefseeforschungen zu treiben. Nina Riviera aber heiratete einen Bremser vom Bahnhof Genua, dem sie der vielen Kilometer wegen, die er des Tags und des Nachts zurücklegte, schon lange gewogen war, und mit einem kostbaren Orden, welchen sie für ihre Verdienste um das Wohl des unglücklichen Prinzen Liebenot-Jammrenicht bekommen hatte, richteten sie sich ein.



(Zeichnung von B. Scherer)

Der Trost der Witwe

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Im Fegefeuer

(Zeichnung von J. B. Engl)

— Befehlen der Herr Kommerzienrat sonst noch etwas?
— Bringen Se mir den Kurszettel.

(Zeichnung von C. H. Küchler)



Die Liebe auf den ersten Blick

Von

Frank Wedekind

„Aber Sie kennen mich ja gar nicht. Ihre Zumutung hat etwas Beleidigendes. Sie sahen mich einen Abend in der Gesellschaft, erkundigen sich, wer ich bin, und am andern Tage kommen Sie und halten um meine Hand an. Mein Vater gilt für einen Millionär. Ich wünschte wirklich, es wäre anders; dann hätte ich Ursache, stolzer auf mich zu sein und auf die Huldigungen, die man mir darbringt.“

Das junge Mädchen sah zu Boden im Bewußtsein, eine Kränkung ausgesprochen zu haben. Sie hatte sie nur deshalb ausgesprochen, weil ihr die Unterredung, so überraschend sie zustande gekommen, in der That nicht gleichgültig war.

„Sie sagen, mein Fräulein, ich kenne Sie nicht. Ich erinnere mich auch wirklich kaum Ihres Namens. Und dennoch kenne ich Sie besser als irgend jemand, dem Sie bis jetzt in dieser Welt entgegengetreten. Das halten Sie nicht für möglich. Ich bin hergekommen, um es Ihnen zu beweisen. Es hat Ihnen wohl noch niemand gesagt, eine so sorgfältige Erziehung Sie genossen, daß es zwischen dem äußeren und dem inneren Menschen keinen Unterschied giebt. Sie halten mich für eingebildet, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Ihr ganzes Wesen, Ihr ganzes Fühlen und Denken, Ihre Art zu lieben, zu leiden und sich zu freuen aus Ihrer Erscheinung gestern abend erkannt, als das erkannt, was ich seit Jahren in dieser Welt suche und was ich so leicht nicht noch einmal wiederfinden werde. Das erklärt Ihnen, weshalb ich mich nicht einen Moment besonnen. Ich würde gestern abend mit Ihnen gesprochen haben, wären Sie nicht unversehens mit Ihrer Frau Mama aus dem Saale verschwunden.“

„Wenn Sie mich schon nach drei Stunden so vollständig durch und durch erkannt, werde ich Ihnen wenig Kurzweil für ein ganzes langes Leben bieten können.“

„Kurzweil ist es nicht, was ich bei Ihnen suche, mein Fräulein. Weiß Gott, es ist etwas anderes. Sehen Sie, ein Bauer heiratet eine Frau, die für ihn arbeiten kann, die ihm Geldeswert repräsentiert. Ein Müßiggänger heiratet eine Frau, bei der er Kurzweil findet. Ein Schöngeist heiratet eine Frau, die ‚ihn versteht‘, mag sie noch so einfältig an Geist sein, mag sie noch so wenig von der Welt verstehen, wenn sie nur ihn versteht. Er beansprucht einen durchaus nur relativen Wert bei seiner Frau, er sucht nur die Erhöhung der eigenen Persönlichkeit; sie muß ihn anbeten. Das alles sind Egoisten zweiten Ranges. Wer da weiß, was eine Frau als Frau ist, was eine Frau in dieser Welt sein kann, der sucht sich das Herrlichste aus, was das Leben hervorbringen kann, um es sein Eigen zu nennen, der sucht keine Frau, die zu ihm in irgend relativen Beziehungen steht, sondern die selber etwas ist, Entfaltung, Pracht, Größe, große Ansprüche und große Empfindungen, die Fähigkeit, in hohem Maße glücklich zu sein. Dann ist er seines eigenen Glückes gewiß. Es beklagen sich so viele Menschen darüber, daß ihnen kein großes überwältigendes Glück zu teil wird, und wissen nicht, daß sie einfach zu klein sind, um ein solches Glück im besten Fall empfinden zu können. Es giebt so viele Männer, die eine häßliche Frau einer schönen vorziehen, nicht aus Irrtum, aus Unwissenheit, sondern weil ihnen die Schönheit ein Greuel ist. Werden Sie, mein Fräulein, jemals Achtung vor einem Manne mit bescheidenen Ansprüchen haben? — Sie kennen sich selber. Würden Sie jemals einen Mann lieben können, der sich mit weniger begnügt, als Sie selber sind?“

„Aber woher wissen Sie denn, daß ich all jene schönen, großen Eigenschaften besitze, von denen Sie vorhin gesprochen haben?“

„Das will ich Ihnen erklären, wenn Sie mir für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit schenken. Es wird mich niemand besser begreifen als Sie. Wenn Sie hinter jemandem hergehen, nachts, wenn es fast stockdunkel ist, meinetwegen bei Nebel und Regenwetter, und der Jemand vor Ihnen trägt einen Mantel bis auf die Füße, so daß keine Linie seiner Figur genau zu erkennen ist, so bleibt Ihnen immer noch etwas, wonach sie den ganzen Menschen beurteilen können . . .“

„Die Gangart!“

„Gewiß. Woher wissen Sie das?“

„Ich glaube nicht daran. Aber es bleibt wenigstens nichts anderes.“

„Sie werden daran glauben lernen, mein Fräulein. Der Gang eines Menschen ist nichts Zufälliges. Er ist aufs engste bedingt durch die Art und Weise, wie sein Körper gebaut ist. Und wenn man bei Ihrer Art sich zu kleiden den Körper eines Weibes niemals beurteilen kann, so lange es ruhig vor einem steht, so sieht man sofort die präzisesten Proportionen und Konturen, wenn es sich drei Schritte vom Platze bewegt. Aber kehren wir zu jener nächtlichen Erscheinung zurück. Der Gang eines Menschen hat seinen Gefühlsrhythmus, der sich in Worten nicht erklären, der sich nur empfinden läßt. Aus diesem Rhythmus gelingt es Ihnen bei einiger Übung mit Leichtigkeit den ganzen Körper zu konstruieren. Sie wissen dann schon mit vollster Bestimmtheit, ob eine Renaissance-Figur, Rokoko-Figur, eine klassische Figur oder eine Figur fin de siècle vor Ihnen hergeht. Sehr wesentlich dabei ist, ob die Bewegungslinie vom Ohrläppchen bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verläuft oder über der Hüfte abbricht. Im letzteren Falle haben Sie keine einheitliche Natur vor sich und es läßt sich das durch den faltenreichsten Mantel hindurch feststellen. Wenn Sie sich nun über den Körper völlig klar geworden, denken Sie sich den entsprechenden Gesichtsausdruck dazu, vor allem den Mund und die Nase. Man kann in der That aus dem Schritt einer Dame eruieren, ob sie eine Stumpfnase oder eine gebogene Nase, ob sie volle Lippen oder schmale Lippen hat. Und dann wissen Sie auch schon mit voller Bestimmtheit, ob die Dame, wenn sie Sie kennte, Sie verstehen und lieben würde oder nicht, ob die Dame Ihr Fall wäre, ob Sie sie lieben würden oder nicht. Aus alledem erkennen Sie nicht, ob eine Prinzessin oder eine Bettlerin, eine Köchin oder eine Millionärin vor Ihnen hergeht, aber den Schlag des Menschen erkennen Sie daraus, äußerlich wie innerlich, und wissen, ob sie es mit einer freien oder beschränkten, einer reichen oder einer armen Natur zu thun haben. Und wenn Sie dann Ihre Schritte beschleunigen, wenn Sie dicht an der Person vorbeigehen und ihr ins Gesicht sehen, dann werden Sie in so und so viel Fällen finden, daß Sie . . .“

„Sich getäuscht haben, mein Herr!“

„Das ich mich getäuscht habe, gewiß. Und dann weiß ich, daß ich an ein rasseloses Geschöpf gerathen bin, das mich ebenso wie hier, mein ganzes Leben hindurch täuschen, belügen und betrügen würde und bei dem für alle Liebesmüh nichts als Undank zu holen wäre, und gehe so rasch wie möglich meiner Wege. Denn von solchen Naturen, mein Fräulein, muß man sich fern halten, mag man in der Welt anstreben, was man will; man wird immer nur Mißgeschick ernten. Die Sterne lügen nicht. Wo sie lügen, ist vor allem kein Himmel, sondern Teufelsspuk. Das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Rasse besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand, wie Sie sie jetzt machen, das Gefühl im Herzen erraten läßt, daß sie aus einem Gedanken heraus geschaffen sind, daß sie Kunstwerke sind in dem Sinne, wie es jede große Kunstschöpfung sein soll. Ich würde mich ebenso in Sie, mein Fräulein, verliebt haben, wenn ich nur eine Bewegung Ihrer Hand oder Ihres Fußes gesehen, oder nur einen Brief von Ihnen zu Gesicht bekommen hätte, wie jetzt, wo ich Sie einen ganzen Abend lang beobachtet. Ich habe Sie gestern abend im Verkehr mit mindestens zwanzig verschiedenen Personen gesehen. Diese Menschen entziehen sich schließlich auch nicht meiner Beurteilung und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es wünschen, was Sie von jedem halten. Dann mögen Sie entscheiden, ob ich ihre innere Natur, von der ich, wie Sie glauben, nichts ahne, richtig zu schätzen weiß oder nicht. Mir war jedenfalls jedes Ihrer Worte, das ich aus der Unterhaltung auffangen konnte, eine Bestätigung dessen, was mir Ihr königlicher Wuchs und die herrische Art Ihrer Bewegung auf den ersten Blick offenbart.“

„Liebe macht blind.“

„Die Liebe macht blind; aber wen, mein Fräulein? Einen Mann, der nie aus beschränkten Verhältnissen herausgekommen, der Welt und Menschen nicht kennt und eine freie Wahl getroffen zu haben glaubt, wo er nur einem animalischen Instinkte unterliegt. Wenn unsereiner sich verliebt, dann weiß er warum; dessen können Sie gewiß sein, und ich bin gewiß, daß Sie stolz darauf sein werden, daß Sie nicht zu den engherzigen Frauennaturen gehören, die auf die Vergangenheit eines Mannes eifersüchtig sind. Sie würden sich selber beschämt fühlen, einen Mann zu heiraten, der nicht einmal imstande wäre, Ihren Wert an demjenigen anderer Frauen, die er kennen gelernt, zu messen. Geliebt habe ich nur Sie, mein Fräulein, lange schon ehe ich Sie kannte; ich wäre sonst wohl nicht sechsunddreißig Jahre alt geworden ohne mich zu verheiraten. Wenige von Ihren Anbetern werden den nämlichen Vorzug für sich geltend machen können. Und nun erlauben Sie mir noch einen letzten Beweis dafür, wie hoch ich Sie schätze, und daß ich keineswegs blind bin und mich in Ihnen nicht täusche. Sie sind ein mutiges, entschlossenes Mädchen; das ist in Ihren Augen zu lesen. Da, wo Sie einmal das Richtige erkannt, da zaudern Sie auch nicht lange, mit Ihrer ganzen Person dafür einzustehen. Sie lieben es, Ihr Leben zu wagen. Das ängstliche Zuwarten, sich nicht entscheiden können, guten Rat und Hilfe bei anderen suchen, ist nicht Ihre Sache . . .“

Fräulein Ellie, die einen Moment beide Hände vor dem Gesicht gehalten, erhob sich in ihrer ganzen Größe vom Sessel, schlang dem Besucher, der sich gleichfalls erhoben, ihren Arm um den Nacken und küßte ihn.

Das Lebensspiel war gewonnen.



Unser Preisausschreiben

Zum letzten Preisausschreiben des «Simplicisssimus» sind ungefähr 220 Arbeiten eingelaufen. Davon sind fünf als gut zu bezeichnen, zwanzig sind für den Abdruck im «Simplicissimus» verwendbar, bei zweiundzwanzig der Einsendungen behält sich die Redaktion noch eine weitere Verfügung vor und 165 sind unverwendbar. Den Preis von M. 300.— hat die Novelle: «Hier ruht das kleine Öchselein» von Jakob Wassermann erhalten. Ernst von Wolzogen, hier, hatte die Liebenswürdigkeit, als letzte Instanz über die preiszukrönende Novelle zu entscheiden. Die Novelle wird in der nächsten Nummer veröffentlicht werden.

Im allgemeinen stehen die Arbeiten auf viel höherem Niveau als bei unserer ersten Konkurrenz. Unser Scherz mit der Weglassung der sexuellen Liebe wurde auch von den Herren Einsendern richtig aufgefasst; nur wenige haben sich pedantisch an das Wort geklammert, ohne nach dem feineren verborgenen Sinn zu spüren. Manche Autoren freilich konnten beim besten Willen nicht ohne die «Liebe» haushalten; kaum hatten sie zwei Seiten geschrieben, so wurde ihnen die Geschichte äusserst langweilig und sie verfielen schnell wieder in ihre alte Gewohnheit: Held und Heldin sich lieben zu lassen. Das geschah denn auch, — bei Mondschein im «Waldesgrund», wo das bekannte «Bächlein» «rauscht» oder sonst an ziemlich verschwiegenen Orten.

Auf den ersten Überblick teilen sich die eingegangenen (unverwendbaren) Arbeiten in vier Klassen. Erstens in Raubmordgeschichten; sie nehmen den breitesten Raum ein. Zweitens in Krankenhausgeschichten; sie sind sehr sentimental, etwa wie ein Lied von Meyer-Hellmund. Drittens Ateliergeschichten; sie behandeln den Künstler in seiner verschwiegenen Häuslichkeit und sein Verhältnis zum Modell. Viertens in sehr demokratische Arbeitergeschichten; sie handeln vom Strike, von der grenzenlosen Ausbeutung durch den Fabrikherrn und vom betrunkenen Mann, der seinen Lohn nicht nach Haus bringt und Weib und Kinder prügelt. Neben diesen Hauptthemen laufen viele Unter-Kategorien. Es finden sich mehr oder weniger geistreiche und gut erfundene, mehr oder weniger neue Probleme. Da ist das kleine Mädchen, das bei bitterer Winterkälte in der Nacht Streichhölzer feilbietet und wenn man es auffindet, dann ist es bereits tot (behandelt von drei Autoren); da ist das obdachlose, erwachsene Mädchen in der grossen Stadt voll grausamer Menschen (viermal); da ist die sterbende Greisin, die ihren letzten Traum träumt von dem Mann, der sie vor mehr als fünfzig Jahren böslich verlassen hat (sechsmal); da ist die züchtige Jungfrau, die sich nach irgend etwas sehnt und sie weiss doch nicht wonach und sie geht in ihr Kämmerlein und weint (etwa achtmal); da ist der verrückte Maler, der nicht mehr «kann» (dreimal); da ist der jugendliche Greis, der «das Weib» verachtet, da ist das symbolische Grossstadt-Märchen, das sinnige Waldmärchen, das Medaillon, an das sich Erinnerungen mehr oder weniger banaler Natur knüpfen; der Zigeuner mit der «schluchzenden» Violine und vor allen Dingen der «Dichter», der auch nicht einen Pfennig Geld hat und der sein armes, tugendhaftes Mädchen verlässt, um die herzlose, reiche Frau zu heiraten; oder er muss sich erschiessen, weil ihm seine „genialen« Novellen von den Redactionen der Banausen zurückgeschickt werden, aber fortwährend. Kurz, es finden sich alle Stoffvariationen von der Geburt bis zum Tod, von der Hebamme bis zum Sarglieferanten, von der Modistin bis zur Königin, vom Mörder bis zum «Genie». Nichts ist so tiefsinnig und so trivial, nichts so unwahrscheinlich und so selbstverständlich, nichts so verrückt und so wunderlich, als dass des Dichters Feder in seltsamem Wahnsinn nicht daran herumgestochert hätte.

Man sage nicht, dass wir frivol und schadenfroh die Schwächen unserer «Konkurrenten» an den Pranger zu stellen wünschen; dass wir über dem Stofflichen das Formelle vergässen; man werfe uns nicht Indiskretion und Nachsichtslosigkeit vor. Aber bei gegebener gleicher Belanglosigkeit der Form kann ein Massstab eben nur an den Stoff gelegt werden. Und wer sich in eine öffentliche Versammlung begiebt, muss ruhig zusehen, dass man ihn betrachtet und ihn auf seine Kleidung und sein Äusseres hin kritisiert. Wir sind von einem so würdigen Freundschaftsgefühl für unsere Mitarbeiter erfüllt, dass wir ihnen jeden Sonnabend auf unserer Redaktion einen Frei-Cognac verabreichen. Aber dafür wollen wir auch etwas Lesbares haben, und wer Schund bringt, wird ausgelacht.

Simplicissimus

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

DER KÖNIG

Ein Drama in vier Aufzügen

von

Björnstjerne Björnson.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von **E. von Enzberg.**

8°. 16 Bogen. Preis 2 Mark.

Aus der Vorrede des Verfassers:

Zwanzig Jahre sind verflossen seit dem Tage, an welchem dieses Stück im Drucke erschien: ein Kind seiner Heimat, seiner Zeit. In Norwegen ist das Königshaus nicht national, kann somit auch nie norwegische Tradition und nur selten norwegischen Willen repräsentieren. Das Stück ist in einer Zeitperiode entstanden, in welcher wir mit der Dynastie um ganz natürliche Reformen kämpften, wie den Zutritt der Minister zur Nationalversammlung (dem Storthing), die Erweiterung des Stimmrechtes, die Einführung der Schwurgerichte, die Befreiung der Schule von der Leitung durch Bureaukratie und Geistlichkeit. Die Königliche Gewalt hat nach und nach in allen Punkten nachgeben müssen.

Das Stück war eine Kampf-Schrift; es galt, den Gesichts- und Ideenkreis der jüngeren Generation zu erweitern, die damals heranwuchs und die jetzt das Wort führt.

— — — Könnte das Königtum seine eigene Lage überblicken, so würde es selbst den Versuch machen, all das über Bord zu werfen, was sich überlebt hat, und deshalb nicht nur den Fluch der Unwahrheit in sich birgt, sondern auch andere zur Unwahrheit zwingt. Es würde alsdann dem König wie dem Staate endlose Scherereien und grosse Sündenlast ersparen. Allein diese Selbst-Reformation wird dem Königtum durch seine Anhänger wie durch seine Gegner, nicht in letzter Linie aber auch durch den jeweiligen Träger der Krone, erschwert. Mein Stück führt die Gründe aus, weshalb der letztere so selten das Zeug zum Reformator besitzt. Dies ist der Inhalt des „Der König".

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Sicherer Erfolg! Gründlichste Heilung! Ohne alle Arzneien!



ihre Entstehung, Verhütung und

naturgemässe Heilung

dargestellt nach 50jähriger Erfahrung von

Spohr, Oberst a. D.

11 Bgn. 8°. *Preis M. 1.50.* Gegen Einsendung von *M. 1.60* in Marken zu beziehen durch den

Naturheilverein Nürnberg

(Anerkannter Verein).

In jeder Buchhandlung, bei jedem Colporteur zu haben.

Über 1000 Bildertafeln u. Kartenbeilagen.

MEYERS

= Soeben erscheint =

in 5., neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. — 160 Farbendrucktafeln.

272 Hefte je 50 Pf. — *17 Bände je 8 Mk.*

KONVERSATIONS-LEXIKON

17 Bände in Halbleder geb. je 10 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Photographien n. d. Leben.

Aktmodellstudien für Künstler, grösste u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,

Halle a. Saale,

Internationales Auskunftsbureau.

Gegründet 1888.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuss

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,

Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1½ Millionen Mark.**

Auskunft — Prospecte gratis.

Apollo-Trockenplatten

anerkannt beste Platten der Welt für Fach & Amateurphotographen.

zu beziehen durch alle Handlungen photogr. Artikel ebenso direct v. d. Fabrik

Unger & Hoffmann

Dresden A. Reissigerstrasse 34/38. — **Berlin S.W.** Jerusalemerstrasse 6.

Soeben erschienen!

ERDE

Ein Gedichtbuch

von

Emanuel Freiherr v. Bodman

Illustrierter Umschlag von **Ludwig Raders.**

8°. 7 Bogen. **Preis 2 Mark.**

In diesem Band befinden sich Verse, die man liest und wieder liest, und man hört nicht auf, über die Fülle und Zartheit der Mittel, über die reichen Ausdrucksformen, die diesem jungen Dichter zu Gebot stehen, zu staunen. Etwas von Eichendorff ist in Bodman, auch etwas von Liliencron, dem modernen Meister, viele Lieder sind wie prädestiniert zu einem frischen, fröhlichen Gesang, und Richard Strauss hat auch eines der frischesten komponiert. Aber die tiefste Kraft des Dichters ruht im Ernsten und Schwermütigen. Hier entfaltet er bisweilen einen hinreissenden Zauber von Stimmungen, eine wundervolle Naturempfindung, und manche Gedichte haben wirklich einen Hauch von Klassicität. Ein prächtiger, von Ludwig Raders gezeichneter Umschlag wird dies Buch zu einem Schmuck des Salons und jedenfalls zu einer schönen Weihnachtsgabe machen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Albert Langens Kleine Bibliothek

Band I

Jakob Wassermann,

Schläfst Du Mutter?

„**Schläfst Du Mutter?**" ist die rührende Geschichte eines Knaben. Ohne Sentimalität und ohne gesuchte Naivität vorgetragen, bringt die Novelle eine Reihe feiner Seelenmalereien aus dem Leben des Kindes, bis es gleichsam aufwachend in die Wirklichkeit hineinsieht. Es träumt von der Zeit, wo es kein Träumer mehr sein wird. Aufgerüttelt von den dunklen Mächten der Natur steht der Knabe am Totenbett der Mutter und weiss nicht, was das ist: tot sein.

Band II

Marcel Prévost,

Julchens Heirat

„**Julchens Heirat**" enthält die Gedanken und Betrachtungen einer kleinen Pariserin beim Herannahen ihrer Hochzeit und die Erfahrungen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe macht. Es ist durchaus kein naives Buch, aber geistreich und graziös. Man muss bei diesem Buche in Prévost wieder den Meister der feinen Form bewundern.

Band III

Amalie Skram,

Verraten

„**Verraten**" ist die Geschichte von einem jungen Mädchen, das nach altem Muster, in Unkenntnis mit den natürlichsten Dingen, erzogen, an einen braven und lebensfrohen Schiffskapitän verheiratet wird. Das Resultat ist eine unglückliche Ehe, indem die junge Frau, in der Überzeugung ihrer eigenen Vortrefflichkeit und der Schlechtigkeit ihres Mannes, diesem, der sie aufrichtig liebt, das Leben so traurig macht, dass er sich zuletzt aus Verzweiflung in die Wellen stürzt.

Jeder Band ist mit einem künstlerischen Titelbild versehen und kostet elegant broschiert 1 Mk., gebunden in Leder 2 Mk.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst. **Dresden 6. Moesta,** Direktor.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „**Simplicissimus**" bez. zu wollen.

Ein Golgatha

Roman aus dem Jahre 1870—1871 von **Octave Mirbeau**

Autor. Übersetzung aus dem Französischen Illustr. Umschlag von H. Schlittgen

Preis 4 Mark

Überall zu haben.

Steinbacher's Kur- u. Wasser-Heilanstalt — prämiirt London 1893 Wien 1894.

Bad Brunnthal

in München.

Aerztlicher Director: **Dr. Lahusen.**

Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Vorzügliche **Heilerfolge** bei Verdauungs-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten und chronischen Katarrhen.

Firmen, die in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.

Das der erst vor kurzem erfolgten Freigabe der konfiszierten Nummer 19 wegen nunmehr fertig gewordene „Simplicissimus-Album II", die Nummern 14—26 enthaltend, mit illustriertem Umschlag von Th. Th. Heine, liefern zum Preise von 1,25 Mk. alle Buchhandlungen, auch direkt

München, Kaulbachstr. 51a.

Die Expedition des „Simplicissimus".

Technikum Eutin

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu **Ermittlungen u. Observationen etc.** (unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.

Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.

On parle français. English spoken.

Vergrößerungen

(Kreidezeichnung) nach jeder kleinen Photographie liefert unter Garantie absoluter Portraitähnlichkeit

Karl Donner, Berlin W., Potsdamerstr. 84.

Für viele

Nerven-,

Herz- und Nierenleidende Männer ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!

Unersetzlich weil **einzig.**

Prospekt-Brief gegen Retourmarke.

Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Der Mörder

Von

Detlev von Liliencron

(Zeichnung von M. Slevogt)



"Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Plötzlich auf dem Hügel im Gebüsch ein Lärm,
Ein einziger Schrei gellt: Hermann . . . Herm . . .
Und heraus stürzt vom kahlen Hügel zum Tann
Mit ausgebreiteten Armen ein Mann.
Wie still liegt das Land.

In der Rechten ein Messer, das perlt noch rot,
Damit stach er dort oben sein Mädchen tot.
Die Augen groß offen, von Lachen gepackt,
Die Brust im zerrissenen Hemde nackt,
So läuft er, erreicht er den Wald, den Weg
Und verschwindet über den Brückensteg.
Wie still liegt das Land.

Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Der Vollmond glitzert auf Turm und Teich,
Zieht ruhig weiter durchs Himmelreich.
Der Halm steht auf, wo der Mörder lief,
Und das Blut oben schreibt einen Liebesbrief.
Wie still liegt das Land.

1. Jahrgang Nr. 37

12. Dezember 1896

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.



Stützen der ‚Gesellschaft'

Hier ruht das kleine Öchselein

Preisgekrönte Novelle

Von

Jakob Wassermann



(Zeichnung von Petersen)

Es ist einmal ein altes Lied erklungen von vieler Trauer und von Wunden, die der Krieg geschlagen hat oder das Leben, oder die Sehnsucht nach den großen Dingen, die da draußen irgendwo sind und nicht erhascht werden können, außer man giebt sein bischen Leben für sie hin. Nun, dann nützen sie einem auch nicht mehr. Wie schon diese alten Lieder sind, sie haben etwas von der durchdringenden Poesie eines stillen Waldes, und sie sind so unvergeßlich, daß oft unsere Träume voll davon sind und daß sie unsern Tag belasten wie der Schmerz um etwas, das wir verloren und doch nie besessen haben.

Sicherlich war es solch ein Lied, das Frau Margarethe einmal während ihrer Schwangerschaft gehört hatte, und es war in ihr haften geblieben. Viele bejahrte Leute sagen es, daß so etwas auf das ganze Leben eines Kindes Einfluß haben kann, und das muß wahr sein, denn die kleine Meta wurde ein Kind, gerade wie die Melodie jenes Liedes. Sie hatte einen schmerzhaften Zug im Gesicht und daneben etwas so Ehrliches und Reines, gleichsam Duftendes, daß man glauben konnte, sie sei ein Kind aus einer längst verstorbenen Zeit, wo die Vögel noch ganz andere Namen hatten und wo alles viel märchenhafter und geheimnisvoller war, als es jetzt ist. Oft sieht man solche Bilder: sie machen einen verträumt, gütig und mild; man sieht darin alles Zarte des Lebens aus einer Blüte, aus einem Halm leuchten. So war Meta. Sie lebte still für sich hin, mit einer Puppe, der sie altmodische Kleider anzog, mit der sie spazieren ging; sie war nicht trotzig und nicht mürrisch, sondern ihre Stirn war immer so glatt und leuchtend wie das Blatt einer Lilie oder das Blatt jener großen, stolzen Blumen mit glühendroten Staubfäden, die im Sommer am Rand der Wälder stehen und sich lässig schaukeln im leichten Abendwind.

Als die Zeit kam, wo sie zur Schule gehen mußte, war sie nur deshalb traurig, weil sie da ihre Puppe nicht mitnehmen durfte, die doch die treue Gefährtin ihrer Kindheit war; niemals konnte sie verstehen, warum das nicht sein dürfe und da fand sie zum ersten Mal, daß etwas unrechtes und grausames in der Welt sei. Aber niemand erfuhr von ihrem innigen Kummer, denn sie war ein so verschlossenes und scheues Kind, daß sie für das, was in ihrer Seele vorging, nicht den Hauch eines Wortes fand; sie trug das alles in sich herum: geduldig, ergeben, sogar mit ein bischen Freude. Dabei war ihr Herz voll von jener unbeschreiblich keuschen Frömmigkeit, die nicht glaubt, um das Verdienst des Glaubens zu haben, oder die Belohnung des Glaubens je zu empfangen; nein, das war so herrlich und rührend, so voll großer Treue und Anhänglichkeit, daß ihr oft beim bloßen Betrachten des abendlich glühenden Himmels die Thränen in die Augen traten, nur weil der liebe Gott dies so unvergleichlich schön gemacht hat. Und wenn sie da im Garten lag, unterm Apf.lbaum und sie sah in den glatten, strahlenden Himmel hinauf, so war sie selbst der Himmel, sie selbst war da draußen der friedliche Wald oder die Ebene mit ihrer Ruhe, mit ihrem grünen Glanz.

Anfangs ging Meta gern in die Schule. Das war ein kleiner und ziemlich dumpfer Raum, wo Knaben und Mädchen beisammen waren. Und die zwei großen Landkarten und der Erdglobus und die riesenhafte Tafel des Herrn Lehrers Oechselein und die rissigen, abgebrauchten Bänke und dann noch die Abbildungen von Tieren an den Wänden und das schwarze Pult auf dem erhöhten Tritt, und die Rechenmaschine mit den perlenartigen Kugeln: das alles gab der Schulstube etwas fremdartig Anziehendes, etwas Strenges und Kaltes, und die Kinder fanden sich mit Ehrfurcht einer Welt von Wundern gegenüber, deren verborgener Sinn ihnen bald klar werden konnte. Dazu waren sie ja da. Draußen lag der Garten und die Kirche stand da, und bisweilen läutete es oder die Herden zogen klingelnd vorbei, und die roten und gelben Blätter der Obstbäume nickten herein ins Fenster, und die Äste zitterten sanft. Herr Oechselein ging beständig mit einem dünnen Stöckchen in der Stube auf und ab, sagte pschsch und psssst, stand dann wieder an der Tafel still, zeigte mit dem Stock auf weiß gemalte Buchstaben und riß den Mund weit auf, wobei er A A A machte. Meta begriff nichts davon; sie fand es überaus seltsam, was hier vorging. Auch konnte sie kein Vertrauen fassen zu Herrn Oechselein, der einen breiten Mund mit dünnen Lippen und einen ganz kahlen Kopf hatte. Er sprach nie leise zu den Kindern, sondern er schrie immer, auch wenn er ein Lob sagte; auch klopfte er oft in die Hände, daß es nur so knallte und das sollte dann heißen: beide Hände mit geschlossenen Fingern vor sich hinlegen und mäuschenstill sein. Es war dann so schwer für sie, zu träumen. Sie konnte nicht mehr an den Gänseweiher denken, wo die Haselstauden dicht und freundlich standen und an das schöne Brombeer-Eck im Wald, wo man hinüberschauen konnte, wenn die Eisenbahnzüge kamen und es immer so rollte, und das Horn des Wärters tutete.

Es war am Montag nach dem Feiertag Maria Geburt, und jene feinen Nebel, die dem Herbst schon vorausgehen, zogen über die Straße, als Meta am Morgen zur Schule ging. Sie hatte von der Puppe einen langen und innigen Abschied genommen und sie dann in den Schrank gelegt, wo das Sonntagsgeschirr lag und auch sonst alles, was die Mutter Kostbares besaß. Das war freilich nicht viel. Einsam und still lagen die Gassen des Städtchens da und sogar die Spatzen huschten stumm über die niederen Dächer. Auch in der Schule war heute eine so feierliche Stimmung; auch war es schon recht kühl und die Frau Oechselein hatte noch nicht heizen lassen, weil sie eine sparsame Frau war. Der Lehrer kam und sah sehr mürrisch aus; Meta fröstelte, als das Morgengebet gesagt wurde, — es klang so dumpf und unfroh, ja, so gequält, daß Meta die Sünde für alle zusammen in ihrem kleinen Herzen spürte. Dann war Rechenstunde: drei mal zwei und fünf mal zwei und sieben und drei und vier und sechs. Das war so schwer für sie; sie konnte es nun einmal nicht fassen und sie bewunderte die flinken Knaben, die es so schnell heraus hatten. Als der Lehrer sie aufrief, sollte sie fünf und fünf sagen. Sie nannte aufs Geratewohl die Zahl vier. Ein Todesschweigen entstand; einer der Knaben hob lebhaft und ehrgeizig, gleichsam protestierend den Finger in die Höhe. Meta rechnete und rechnete und ihre Seele war voll von einem bitteren Kummer. Sie flehte den lieben Gott um Hilfe an, aber Gott war still. Herr Oechselein stellte sich vor sie hin und schaute höhnisch auf ihre Schulter und sie vermeinte, dieser Blick gehe durch und durch; ihre Brust ward förmlich eng davon. Der Lehrer zog die Augenbrauen weit in die Höhe, kniff den Mund ganz fest zusammen und wiederholte seine Frage. Meta begann zu zittern und flüsterte: neun. Herr Oechselein beugte sich scheinbar liebevoll herab und fragte mit süßlicher Stimme: was hast du gemeint? — Neun, erwiderte das Kind etwas mutiger. Da lachte Herr Oechselein und alle Knaben und alle Mädchen fingen auch an, zu lachen, weil der Lehrer sie dadurch ermutigte. „Meta Roland ist dumm, und sie hat nichts gelernt,“ verkündigte jetzt Herr Oechselein triumphierend. Er hieß sie aufstehen, nahm sie bei der Hand und führte sie auf die letzte Bank, die man den Eselstisch nannte, schon von alten Zeiten her.

Als die Rechenstunde vorbei war, kam die Rechtschreibstunde. Der Lehrer rief zunächst ein paar Knaben auf und die stellten ihn zufrieden. Aber Meta fühlte es, daß er beständig auf sie hinschaute, daß er fast ungeduldig war, sie zu rufen und daß er ihr sicherlich die aller-, allerschwerste Frage geben würde. Da hörte sie schon ihren Namen. Sie trippelte vor an die große Tafel und nun sollte sie das Wort Hahn mit der Kreide hinschreiben. Ihr ganzer Körper zitterte wie im Frost. Sie hatte es doch so gut daheim gelernt; länger als eine Stunde war sie über dem kleinen Aufgabebuch gesessen und die Mutter hatte ihr geholfen, und nun wußte sie nichts mehr. Sie buchstabierte im Stillen vor sich hin und die Buchstaben standen auch deutlich vor ihrer Fantasie, aber es war, als sei sie zu schwach und zu furchtsam, sie dorthin zu schreiben. Und dann sah sie auf einmal wieder in die ruhelos blitzenden Augen des Lehrers, die so kalt waren und so grau wie der Septembertag da draußen, und nun wußte sie auf einmal gar nichts mehr. Die Stirn ward ihr so schwer und die Augen schmerzten, als ob sie wund seien und wie durch einen matten Schleier gewahrte sie die Schar der Kinder, die neugierig und lächelnd hersahen und alle ein Gesicht machten, als sei es ganz unmöglich, das nicht zu wissen, was man von ihr verlangte. Da wurden ihre Hände und ihr Kopf plötzlich heiß, sie nahm die Kreide, streckte den Arm weit hinauf, viel mehr als es nötig war, und schrieb mit großen, schattenlosen Lettern: Ham. Herr Oechselein machte wieder sein heuchlerisch mitleidiges Gesicht; dann schlug er die Hände zusammen und blickte unter seiner Brille hervor hilfesuchend gen Himmel. Langsam schritt er hierauf zum Pult, holte sein dünnes Stöckchen, zog Metas Hand in eine wagrechte Lage, ließ dann das Rohr wie zum Spaß oder zum Spiel einigemal durch die Luft sausen, dann holte er berechnend und bedächtig aus und es gab einen kurzen, zischenden Schlag, dann noch einen und einen dritten. Meta blieb mit der ausgestreckten Hand stehen, ihr ovales Gesichtchen war totenbleich geworden, und ihre Augen hatte sie geschlossen. Sie fühlte zuerst keinen Schmerz. Es läßt sich nicht mit diesen blassen Worten der Sprache sagen, was in ihr vorgegangen war. Aber eine Welt war gestürzt: eine gar schöne Welt, voll Kindlichkeit und weicher Anmut; eine Welt, wo es immer sang in klaren Tönen, wo noch Wunder und Zeichen geschahen und wo keine Nacht vergeht, ohne daß man für einen armen Mann betet, und wo die Bilder des Glückes so klar und unüberlegt sind, daß das Leben gar nicht so hart zu sein brauchte, um Leiden über Leiden zu bringen.

Als sie nach Hause ging, wie war es doch? Die Häuser kamen ihr verändert vor; auch der Himmel und die Bäume. Alles hatte einen grausamen Glanz erhalten und alles schien düster und groß. All die Kinder hielten sich fern von ihr, wie vornehme Herrschaften, die sich scheuen, mit ihren feinen Kleidern die schmutzigen des Armen zu streifen. Vom Turm schlugs elf und der Gänsehirt trieb seine Gänse daher und in der Schmiede, da hämmerte es und die Postpferde stampften unruhig vor dem goldenen Stern. Aber das alles sah Meta nicht. Das gelbe Gesicht des Lehrers mit dem lippenlosen Mund begleitete sie allenthalben und wo sie sich auch hinwenden mochte, da schwebte es in der Luft und war da, und ging nicht weg. Auch brannten ihre Hände jetzt so sehr, daß sie sie zusammenballte und Fäuste machte; aber das half wirklich nicht.

Und als sie nach Hause kam, dachte sie nicht einmal an ihre Puppe. Sie ging umher im ganzen Haus und im Gärtchen und wußte eigentlich nichts zu denken, sondern starrte nur vor sich hin, versonnen und verloren. Ihrer Mutter sagte sie nichts, denn das konnte sie nicht; kein Mensch in der Welt hätte sie dazu bringen können. Erst am Abend, als sie sich zu Bett begab und ihre Milchsuppe gegessen hatte, stieg das Bild der Puppe als das einer Trösterin herauf, und sie ging hin und holte das tote Spielzeug aus dem Schrank und nahm es mit sich ins Bett. Für sie war es nicht tot; Mitleid und Liebe und Hingebung war in diesem porzellanenen Wesen und in einem stummen Zwiegespräch mit ihm lag ein wahrer Himmel voller Güte.

Aber am nächsten Tage ging es um nichts besser. Nur in der Religionsstunde wußte Meta alles, und es war so rührend, wenn sie dastand und ihr Sprüchlein aufsagte und so fest und unerschütterlich von der Wahrheit dessen durchdrungen war, was sie sagte. In der Rechenstunde und in der Schreibstunde aber und in der Ortsbeschreibung ging es genau wie gestern. Wieder und wieder mußte sie die Hand hinhalten, damit Herr Oechselein sie schlagen konnte und das kam so oft, daß das Kind zuletzt vor Angst und stillem Entsetzen nicht mehr den Blick von seiner Eselsbank zu erheben wagte. Jeder Tag ging hin wie eine bittere Arznei und mußte und mußte ausgetrunken werden. Wenn dann der Abend kam, war die ganze Welt tot, grau und kalt. Nur die Puppe war da und sonst nichts. Von den Kameradinnen wurde Meta verspottet und jede wußte ein Sprüchlein oder ein Scherzwort des Lehrers über die dumme Meta. Ihre Frömmigkeit litt gewiß nicht darunter, aber das Kind wurde auch dem lieben Gott gegenüber zaghaft und schüchtern und getraute sich nicht oft an ihn zu denken.

Der Herbst kam, der alles Grün hinwelken läßt und der die Einsamkeit im Wald doppelt so groß macht. Wie raschelt es, wenn leise Blatt um Blatt zu Boden fällt, wenn das Eichhörnchen über knackende Zweige huscht! Es war schon tief im Nachmittag, als Meta sich aus dem Hause stahl, und hinauf ging in den Burgstall. So wurde der Wald genannt. Seltsam genug, aber sie fürchtete sich nicht, dort allein zu gehen. Sie fürchtete nicht den schwarzen Mann, von dem doch alle Mädchen so viel redeten, nicht den Mörder, der herumgehen sollte, um die kleinen Kinder zu holen, nicht die Hexen und die Kobolde. Schon oft hatte sie vom Erdmännchen gehört und vom Alraun, aber eher fühlte sie ein Zutrauen zu all diesen überirdischen Wesen, als daß sie sich geängstigt hätte. Ein feierlicher Frieden breitete sich aus und um die Stämme rankten sich Märchenschleier, und bis weit hinein lag eine herbe Sonntagsstimmung da, etwas Trauerndes und Schwermütiges. Hie und da standen die Ruinen der alten Teufelsmauer oder ein Gedenkstein für ein römisches Kastell und eine Bank zum Ruhen war davor errichtet. Aber durch all die Wege ging dies Rascheln, das so wohnlich war und den Lauten glich, die man oft im Traume hört.

Meta wanderte mit ihrer Puppe bis zum ersten Kreuzweg und kehrte dann um. Der Abend kam wie ein großes dunkles Tuch heraufgezogen und legte sich schwer auf Feld und Flur; rosig war der Himmel und in der Höhe wurde er allmählich ganz grün, wie Smaragd. Daher schimmerte auch das Wasser einiger Pfützen in tiefem, strahlendem Grün und die hellen Häuserwände sahen fein gemalt aus. Meta war immer trauriger geworden; während sie sonst immer in sich hinein gesonnen hatte, und dabei glücklich war, fand sie jetzt keinen Halt mehr in ihrem Sinnen, und allenthalben lauerte Herr Oechselein mit dem Rohrstock und dem hämischen Gesicht.

Als sie die Straße gegen den Turm hinabschritt, dachte sie: wie schön ist die Welt. Aber mit jenem geheimen Druck im Herzen dachte sie es, der sie gleichsam von weither in das Treiben der Menschen hineinschauen ließ. Das herbstliche Gold hinter den Wäldern begann schon zu erblassen, und die Bewohner des kleinen Städtchens lustwandelten auf der Hauptstraße hinauf und hinab mit sehr langsamen Schritten und sprachen leise, ohne sich über den Grund dieses Scheuthuns recht klar werden zu können. Aber es war schon so: sie mußten leise sprechen. Die brandroten, schweren Farben des Abends hatten es ihnen angethan, und wenn am reinen Himmel ein blasser Stern aufzuckte, schien er alsbald niederzufallen zwischen die feiertäglich gestimmten Menschen, um ihre andächtige Stimmung zu erhöhen. Die Häuser zu beiden Seiten waren regelmäßig gebaut, und wenn man so gegen den Blasturm hinunterschaute, der ganz romantisch unbeholfen dastand, so hatte man das Gefühl — jeder, der daran dachte, mußte lächeln, — als seien die gleichmäßigen Häuschen, ein jedes mit seinem Gärtchen davor oder daneben, einer Weihnachtsschachtel entnommen und seien zum Entzücken einer spielfrohen Kinderschar reinlich und lieblich hier aufgestellt.

Bald traf Meta ihre Mutter und ging mit ihr spazieren. Vor den Menschen schlug sie den Blick nieder, als hätte sie sich tief schämen müssen. Sie kam sich vor wie gezeichnet und nimmer im Leben glaubte sie, die Schande, die sie bedeckte, abwaschen zu können. Man muß nicht meinen, daß dies ihre Gedanken waren; zählte sie doch erst sechs arme Jahre. Aber in ja ihrer Stimmung lag es und in ihrem ganzen Wesen, und weil sie es nicht wußte, und darum war es gar so hart für sie. Die Mutter stellte viele Fragen, aber Meta schüttelte bloß den Kopf oder nickte bloß; Hunger habe sie keinen, ihre Aufgabe habe sie gemacht, wo Brettingers Jakob sei, wisse sie nicht und Schlaf habe sie auch noch nicht. Siehe, da kam just Herr Oechselein des Wegs; die Mutter blieb stehen und begrüßte ihn, während Meta über und über erzitternd nach einer Rockfalte der Mutter griff. „Warum giebst du mir denn nicht die Hand, he?“ wisperte der Lehrer, indem er sich herabbeugte und das Kind beim Ohrläppchen zupfte. Dabei lächelte er sauersüß, sodaß von seinem Mund nur ein ganz dünner Strich sichtbar war und die Augen unter der Brille ganz verschwanden. Da ging es Meta wie ein eiskalter Hauch übers Herz, und auf einmal, so schnell geht nicht der Wind ums Haus, mochte sie ihre Mutter nicht mehr leiden. Es schien ihr, als sei die Mutter im Bündnis mit dem Lehrer, und sie hatte sich immer vorgestellt, daß die Mutter so mächtig sei wie ein König, ja, wie ein wahrer Kaiser und sie könne den Lehrer nehmen und nur so schütteln. Aber damit war es nichts; nun war die Mutter auch freundlich gegen ihn und that schön. Meta konnte es nicht ertragen; sie hörte noch, wie Herr Oechselein von einem neuen Gehülfen erzählte, den er heute erwarte, dann machte sie sich heftig los und rannte davon, indem sie die Puppe leidenschaftlich küßte.

Langsam und wie mit Schmerzen verging der Tag. All die seltsam gleitenden Lichter lösten sich förmlich mühevoll in das Abendgrau auf, wo auch im Sommer das Feuer der Rosen zarter und die Bläße der Lilien leuchtender erscheint. Müde und schleppender wurden die Schritte der Lustwandelnden und manchmal hörte man, wie ein fröhliches Kichern abbrach unter dem Eindruck einer schwülen, aber unbestimmten Angst. Schon haftete das Licht der Sterne ruhiger und klarer am Filmament, als Meta vor der Schmiede stand und in die glühende Esse schaute, wo der Amboß klang und klang und die Gesellen mit schwarzen Gesichtern wie Teufel rumorten, und wo auch Brettingers Jakob saß und mit seinem spitzbübischen Gesicht so fest in die Flammen starrte, als sinne er sich ganz neue und wunderbare Lügen aus.

Brettingers Jakob war nämlich ein Lügner, so klein er war, erst acht Jahre alt. Er log, wie man Kirschen ißt; log zum Zeitvertreib, ja, aus Ehrgeiz. Er log so schnell, daß er in einer Minute zehn Lügen erfinden und immer eine mit der andern künstlich verketten konnte, so daß es nach was Ehrlichem und Rechten aussah. Er log mit ganzer Seele und machte dabei ein Gesicht, treuherziger wie ein Pudel und frommer wie ein Kaplan und wichtiger wie ein Jude. Alles was er zusammenlog, hatte eine unumstößliche Festigkeit, eine arithmetische Genauigkeit, und er war so geübt und geschickt darin, wie der Mann, der das Lügenmärchen erfunden hat oder wie ein Schneider, dem es ans Leben geht oder wie ein Soldat, der vom Krieg erzählt, oder wie ein Ehemann, der seinen Ring verloren hat, kurz, er war ein Muster und Vorbild im Lügen, er war die Vollkommenheit darin, und wenn er den kleinen Mädchen erzählte, er habe heute ein Pferd über die Altmühl fliegen sehen, so blieb er dabei genau so ernst, wie weiland Napoleon, als er die Schlacht von Waterloo verlor. Er mußte es noch weit bringen im Leben; die klugen Spitzbuben und die dummen Ehrlichen bringen es einigermaßen weit im Leben.

Kaum hatte er Meta erblickt, als er auf sie zuschoß und flüsterte: „Du, gieb mir eine Puppe, und dann sag ich dir was, daß du keine Schläg' mehr kriegst vom Lehrer.“ Und er begann sogleich wie ein Agent, dem es um hohe Provision zu thun ist, die Vorteile seines enormen Schwindels klar zu legen. Und er sprach und sprach und wußte immer Neues, Blendenderes ins Feld zu führen, um die Puppe zu bekommen, die er alsobald für eine Wurst oder für einen Groschen an Ratgebers Simon verschachert hätte. Und seine Lügen wurden schließlich so groß, daß selbst der Amboß in der Schmiede erbost zu werden schien, denn sein Klingen ward immer schmetternder und auch das Feuer wurde wild, denn es knisterte und prasselte, als ob der Sturm in den Schlot gefahren wäre.

Meta blickte den Lügenjakob entsetzt an und sie schüttelte bloß immer den Kopf. Wohl war es ein heißersehntes Ziel für sie, nicht mehr geschlagen zu werden, nimmer der Spott zu sein, für alle die andern Kinder, nimmer auf der Eielsbank sitzen zu müssen und auch so heiter und so lachend in die Schule gehen zu können, wie die übrigen. Alles in der Welt hätte sie darum gegeben, nur nicht ihre Puppe. Darum wandte sie sich einfach um und ging nach Hause. Und unterwegs begegnete ihr noch eine Kameradin, die ihr unter allen Zeichen der Aufregung erzählte, der neue Lehrer sei schon angekommen. Und noch etwas wußte sie; aber das konnte nur ganz leise ins Ohr gesagt werden: nämlich die Frau Lehrer habe ein kleines Kind bekommen, einen Buben.

Am nächsten Morgen gab es noch viel größere Aufregungen; alle wußten schon von dem kleinen Neugeborenen, aber niemand hatte den Storch selbst gesehen, und das gab Anlaß zu weitgehenden Debatten. Erst als Brettingers Jakob kam, wußte man, daß auch der Storch gesehen worden war; nicht einmal der Storch konnte sich dessen scharfsichtigen Augen entziehen; natürlich habe er ihn gesehen, bei der Nacht über dem großen Schlot von Kellermanns, das sei doch klar, er werde doch noch den Storch sehen. Endlich kam Herr Oechselein mit dem junger Kandidaten. Das war ein blasser Mann, der stets etwas angestrengt in die Höhe sah, und nur wenn er seine Brille putzte, zu Boden guckte. Meta sah den Jüngling starr an. Eine seltsame Ergriffenheit bemächtigte sich ihrer, es war ihr plötzlich heiß und dann wieder kalt, ihre Augen wurden feucht und ihr Herz klopfte so stürmisch, daß sie die kleine Hand auf die Brust legen mußte. Nicht eine Sekunde wandte sie den Blick ab von diesem Mann, und es war genau so, als wäre sie mitten in der Nacht aufgewacht und vernähme eine wunderherrliche Musik, ein feines, feines süßes Lied, das einen ergreift und man weiß nicht warum, das einen hinunterzieht in eine unbekannte Tiefe, in ein Loch, wo in der Ferne goldene Lichter funkeln und plötzlich ein ganzer Saal auftaucht mit einem Meer von Diamanten. Heute zum erstenmal hätte sie gern weinen mögen, wenn sie daran dachte, daß Herr Oechselein sie schlagen könnte, und eine entsetzliche Furcht überfiel sie vor dem Aufgerufenwerden. Wer kann das alles sagen, was in der Seele eines Kindes vorgeht! Wir sind es gewohnt, mühelos darüber hinwegzugleiten und ahnen nicht, daß dort die Kräfte schlafen, die Großes oder Verderbliches schaffen, und daß wir dort all jene Gefühle vorfinden können, die später durch das Bewußtsein an Lieblichkeit und Reinheit und auch an wahrer Kraft so viel verlieren.

Die Schule war aus und die Kinder lärmten mehr als sonst und sprangen mit glühenden Backen die Straße hinauf. Sie verhöhnten Brettingers Jakob, der philosophisch gemessen dahinschritt und gleichgültig dem Spottvers zuhörte.

Jakobele, Jakobele, was machen deine Gäns?
Sie sitzen in dem Weiherle, und waschen ihre Schwänz'.

Meta hörte davon nichts. Sie fühlte noch die Hand des neuen jungen Lehrers auf ihrer Wange, denn er hatte das Kind in einem Anfall von Wohlwollen gestreichelt. Aber er war wirklich ein gütiger Mensch, sonst hätte er sicherlich nicht vermocht, ein Kind so im Tiefsten zu erregen. Der Tag verging Meta, und sie glaubte, das sei eine Stunde gewesen. Stets erfüllte eine selige Glut ihren Körper, stets lächelte sie heute still vor sich hin, und als der Abend kam, ging sie zur Schmiede, wo Brettingers Jakob saß, und sie bot ihm mit einer herrischen, damenhaften Gebärde ihre Puppe an. Der Lügenjakob war auf einen solchen Fall nicht gefaßt und geriet in Verlegenheit. Dann sagte er: „Du willst keine Prügel mehr kriegen? Also paß auf. Nämlich: du mußt nachts, wenns ganz finster ist, auf den Kirchhof und mußt von deinem Vater sein Grab eine Blume holen . . . ja und paß auf, die mußt du dann unters Kissen legen vom Herrn Lehrer sein Kind. Hast verstanden?“ Meta nickte schaudernd. Sie glaubte es völlig, was er sagte, sie hatte keinen Sinn für die Lüge, sie konnte nicht begreifen, warum man log. Es giebt solche Menschen und sie behalten ein großes Herz bis ins Alter, wenn sie durch eine glückliche Jugend gegangen sind.

Das Kind ging gar nicht heim. Als die Nacht vorschritt und schon keine Seele mehr auf den Gassen zu sehen war, huschte sie aus einer Gartenlaube hervor, wo sie sich versteckt gehabt hatte, und wanderte gegen den kleinen Kirchhof hinaus. Sie fror, und das Entsetzen, das sie empfand, kämpfte schwer mit der Fülle von innerer Schönheit und Seligkeit, die sie heute geahnt und ganz zu erringen hoffte. Wie still war es über den Gräbern! Wie schimmerte der verhüllte Mond, wie matt glänzte das Eisenthor und das Fenster der winzigen Kirche! Und sie brach eine Blume von Vaters Grab und verließ diesen wundersamen Ort voll Frieden. Daheim wartete die Mutter ganz außer sich, aber Meta lag nicht viel an dem, was sie sagte; ihr war genau so, als hätte sie überhaupt keine Mutter mehr. Ihr Schlaf in dieser Nacht war schwer und sie wälzte sich mit dumpfen Lauten auf ihrem kleinen Lager.

Der Morgen kam. Noch nie war sie so froh und erwartungsvoll zur Schule gegangen. Und an der Wohnung des Lehrers öffnete sie die Thür und mit einem erstaunlichen Aufwand von Pfiffigkeit und Verschlagenheit bat sie, daß man ihr den kleinen Wurm zeige, sie möchte ihn doch allzugern sehen. Die Wärterin lachte, wollte sich fast ausschütten vor Lachen und brachte das Neugeborene geschleppt, das sie nicht ohne Stolz zu Meta herunterhob. Das Mädchen schüttelte weise den Kopf wie eine alte Frau, streichelte dann den Wasserkopf des Säuglings und steckte ihm mit katzenartiger Raschheit die Kirchhofsblume unter das kahle Haupt. Der Wasserkopf begann zu schreien und zeigte nun in dieser Gemütsverfassung eine erschreckende Aehnlichkeit mit seinem Herrn Vater.

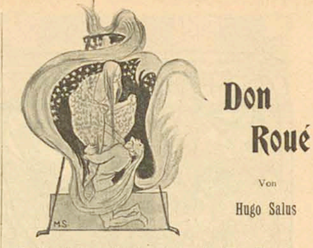
Die Schule begann. Mit freudiger Sicherheit setzte sich Meta auf ihren Platz. Und als sie aufgerufen wurde, lag ihr gar nichts daran, wußte sie doch, daß sie gefeit gegen Schläge war. Ihre leuchtenden Augen hingen mit einem Ausdruck von Verzückung an dem jungen Lehrer und als ihr Herr Oechselein die Kreide in die Hand drückte und ihr befahl, an der Tafel auszurechnen, wie viel fünf und eins und vier seien, da stand sie und lächelte den bleichen Seminaristen an. Aus den Bankreihen rief Brettingers Jakob, dem jetzt doch das Gewissen schlug: zehn! Aber Meta verstand es falsch und malte eine taumelige Sieben hin, immer noch lächelnd und voll Zuversicht. Aber in Herrn Oechselein kochte es schon wieder. Das Lächeln des Kindes brachte ihn ganz von Sinnen, und er nahm das Mädchen bei den Ohren und brüllte und zerrte es bis an den Pult hinüber. Er bekam einen feuerroten Kopf und nahm seinen Stock und schlug sinnlos auf den Rücken des Kindes los, das mit schwimmenden Augen den sich abwendenden jungen Mann anstierte.

Von dieser Stunde an war etwas gebrochen in dem Kind. Alle Zukunft und die erwartete Schönheit des Lebens und der duftende Garten der Phantasie und die tröstenden Träume; das alles war mit einem Male fort. Das Ungewöhnliche, das in der Reinheit ihrer Formen lag, der feurige und leidenschaftliche Geist, der sich schon in der Biegung dieses Kindernackens kundgab: alles dahin, verdorben, zerbrochen. Die Meta von gestern war gestorben und die neue Meta war ein Mädchen wie alle andern Mädchen auch, lernte fleißig ihre Schulaufgaben, bekam selten mehr Schläge, folgte in allem ihrer Mutter, war weder zu fromm, noch zu heidnisch, weder zu träumerisch, noch zu aufgeweckt. Und als sie älter wurde, verdrehte sie den jungen Männern die Köpfe, dachte leichtsinnig über das Leben und es war kein Vertrauen in ihr und ging auch keines von ihr aus.

Den letzten Stoß erhielt ihre Seele, als das kleine Söhnlein des Herrn Oechselein starb. Der Lehrer ging auch bald den Weg alles Fleisches. Sein Andenken war nicht mit Segen bedeckt, das zeigt sich dem Fremden schon, wenn er den Kirchhof des Städtchens betritt. Dort steht eine Tafel über dem Grab des kleinen Wasserkopfes und die hat eine Inschrift:

Hier ruht das kleine Oechselein,
Des großen Ochsen Söhnelein,
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt'.

So rächt sich manchmal das Volk an seinen „Erziehern“.



Don Roué

Von

Hugo Salus

Er ist nicht schlecht, der edle Don Roué,
Ihr seid ihm, dünkt mich, etwas neidische Richter;
Beseht ihn euch, wie ich, nur aus der Näh':
Er ist ein Träumer, sag' ich, fast ein Dichter!

„Er hat die schönsten Frau'n der Stadt verführt,
Bei hundert Mädchen mit verruchten Küssen
Die wilde Glut der Sinne aufgeschürt,
Dass sie ihr Leben lang dran glauben müssen!“

Das geb' ich zu: und doch verführt er nie
Um zu verführen, nie aus niedrem Triebe;
Ihn reizt der Liebeleien Poesie
Und lockt das lyrische Beiwerk junger Liebe:

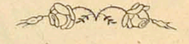
An Sommertagen an des Waldes Rand
Mit einem duftigen Kind im Gras zu liegen,
Das, Blumen auf dem Hut und buntes Band,
Im hellen Kleidchen zittert vor Vergnügen,

Oder im Winter, wenn es draussen tost,
Vor dem Kamin bei einer Frau zu sitzen,
Die, während sie sein lockig Haupt ihm kost,
Ihn leis berührt mit der Pantoffel Spitzen.

Des Weibes Duft, der unbeschreiblich ist,
Des Busens Wogen unter'm knappen Mieder,
Das Schauspiel des Errötens, wenn er küsst,
Und sich der Vorhang senkt der matten Lider:

Dies Vorspiel ist ihm Handlung, Inhalt, Schluss,
Dies Schmachten, Blicke senden, Händepressen,
Der halbverwehrte, halbgewährte Kuss,
Dies Kosten von der Tafel, nicht das Essen!

Ist's seine Schuld, wenn allzurasch verkürzt
Die Tändelei in tolle Lust sich wendet,
Wenn sich der Stier brutal auf Venus stürzt,
Und das Idyll als wüste Orgie endet?



Einkehr

Mein blondes Kind! Du bist so schön und rein
Und viel zu gut und edel zum Verderben;
So will ich denn kein loser Lüstling sein,
In keuschen Hulden will ich um dich werben!

Mit allen Sinnen will ich mich bemüh'n
Dich anzustarren nur als Schöpfungswunder,
Da soll mir nur ein reiner Funke glüh'n,
Wo ich gelodert einst wie mürber Zunder.

Was ich mit trunk'nen Zügen einst genoß,
D'ran will ich mit geschloss'nem Munde nippen,
Was ich mit heißen Armen einst umschloß,
D'ran will ich nur mit leisem Finger tippen.

Nur Mitmensch will ich sein, wo ich als Mann
Mit allen Waffen für mein Recht gestritten,
Und was ich ohne Frage haben kann,
Das will ich mir in Demut erst — erbitten.

Josef Schanderl



(Zeichnung von Fidus)

Unsere Dichter

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

„Nach meinem Tode wird man mir dereinst ein Denkmal errichten!" — „Das glaube ich nicht, Herr Doktor, aber vielleicht wird man Sie ausstopfen."

Christkindchen

(Zeichnung von J. B. Engl)

„Du, Rebekka, bekommst das teuerste Geschenk. Es kostet mich dreimalhundertfufzigtausend Mark!"

In Biarritz

(Zeichnung von Thöny)



Hüpfe nicht mit leichtem Fuße
In den tollen Gischt hinein!
Stürz' dich in das Meer der Buße,
Wasche deine Seele rein!
Bad'st du doch an diesen Küsten
Deinen Busen weiß wie Schnee,
Nur um dich damit zu brüsten
Abends in der Soirée.

F. W.

Liebesspiel

Von Ludwig Wolff

Die frühe Dämmerung des Winternachmittags überzog ungewiß und unklar alle Dinge mit einem feinen Schleier. Im Ofen brannte ein kleines Feuer, das zarte, goldige Strahlen aussendete, die heimlich und träumerisch in der Luft zitterten. Eine tiefe Stille herrschte in dem Raume, daß man das Schweigen leise summen zu hören glaubte. Verschwommen und undeutlich drang der Straßenlärm herein, wie aus weiter, weiter Ferne, wie aus einer anderen Welt . . .

„Sagen Sie, gnädige Frau," fragte er halblaut, um die Stimmung nicht zu verscheuchen, „haben Sie jemals wahr und aufrichtig geliebt, so geliebt, daß Sie sich nicht sagen mußten: du hast dich selbst belogen, es war eine Täuschung, eine Verirrung, ein Spiel der Sinne?"

„Ach, hören Sie mir mit der Liebe auf," entgegnete sie bitter, mit einem schmerzlichen Zug um die Lippen, „sie hält uns alle zum Besten. Und das Tiefe und Köstliche in ihr, das können wir nicht erzählen, wir fühlen es kaum, wir ahnen es nur. Darum sind ja alle Liebesgedichte so lächerlich. Wie kann man, wenn man je wahr geliebt hat, diese Liebe in zierliche Verse zwängen und sie dann auf dem Marktplatze laut aller Welt vortragen?"

„Sie sind meiner Frage ausgewichen, gnädige Frau," begann er von neuem hartnäckig, „ich erlaubte mir zu fragen, ob Sie jemals wahr geliebt haben?"

„Ich? . . . Lassen Sie mich nachdenken."

Sie blickte unentschlossen und zögernd in dem halbdunklen Zimmer herum, wie um etwas Fernes, Verschollenes herbeizusehnen. Und dann weiteten sich ihre Pupillen, und ein stilles, freudiges Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ja . . ., einmal . . ., ich . . . glaube, einmal habe ich so geliebt, wie Sie es meinen. Aber es läßt sich ja nicht sagen. Wenn ich es Ihnen erzähle, wird es plump und alltäglich erscheinen.

Es war . ., es war in der Oper, wo ich ihn kennen gelernt habe. Ich war den ganzen Abend unruhig und aufgeregt, das Gefühl eines Erlebnisses, das auf mich wartete, zitterte durch meinen ganzen Körper, prickelte in allen Fingerspitzen. Sie dürfen darüber nicht lachen, wir Frauen haben manchmal solche ahnungsvolle, hellsehende Vorgefühle.

Im zweiten Zwischenakt erschien ein Freund von mir und brachte einen Herren mit, der mir vorgestellt zu werden wünschte. Und das war ‚Er'. Das erste, was mir an ihm auffiel, war seine Stimme. Sie hatte diese eigenartigen Töne, die alle unsere Nerven in Schwingungen versetzen und uns süße Schauer über den ganzen Leib jagen.

Er gefiel mir. Ich lud ihn ein, mich zu besuchen. Und er kam, oft und öfter, jede Woche, jeden Tag. Ja, das Wichtigste habe ich vergessen, der Mann war vielleicht fünfundsechzig Jahre alt, ich zählte damals einundzwanzig.

Er liebte mich. Wir fühlen das ja gleich. Die Stimme, die Augen, die Hände, der Gang, jedes Einzelne verrät es uns. Es muß eine schmerzliche, quälende Liebe für ihn gewesen sein. Ich hatte eine ruchlose Lust an seinen Leiden. Es kam mir gar zu komisch vor, daß so ein alter Mann noch lieben könne. Ich suchte ihn auf jede mögliche Weise zum Geständnis zu verleiten. Ich dachte es mir sehr drollig, wenn er zu meinen Knieen niedersinken und ich salbungsvoll zu ihm sagen würde, daß ich seine Liebe nicht erwidern könne, aber auf seine Freundschaft stolz sei.

Doch er sprach kein Wort zu mir von seiner Liebe. Nur seine Miene war gequält und gemartert und seine Augen blickten trübe, daß es mir selbst ins Herz schnitt.

Und eines Tages . . ., eines Tages kam er nicht mehr. Von seinem Freunde erfuhr ich, daß er verreist war und nie mehr hierher zurückkehren wollte. Und jetzt geschah das Seltsame. Zuerst dämmernd und unbestimmt, dann immer klarer und heller stieg in mir eine köstliche, reine Liebe zu dem alten, stolzen Manne auf. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, ich weiß nichts von seinem ferneren Schicksal. Aber heute noch, Sie dürfen darüber nicht lächeln, quillt in mir, wenn ich an ihn denke, eine süße, schmerzliche Sehnsucht nach ihm auf, und er ist vielleicht gar schon gestorben."

Ein schweres Schweigen senkte sich wieder über den Raum. Die Flammen im Ofen knisterten und zuckten unruhig. Draußen hatte sich ein Wind aufgemacht und pochte herrisch an die Fenster.

„Und irren Sie sich nicht," fragte er nach einer Weile, „war es wirklich Liebe, nicht Mitleid und späte Selbstvorwürfe?"

„Nein."

Dann sagte sie:

„Jetzt müssen aber auch Sie mir Ihre Geschichte erzählen."

Er leistete Widerstand:

„Das kann ich schwer. Denn meine Geschichte ist eine bittere Anklage gegen Ihr Geschlecht, und ich will Sie nicht verletzen, gnädige Frau. Und dann ist es auch sehr undankbar für mich. Sie können, Sie dürfen mir ja nicht Recht geben. Ich behaupte, die erste Frau, mit der wir in Berührung kommen, stimmt uns für das ganze Leben. Sie kann uns Achtung vor ihrem Geschlecht und wahre Liebe lehren, oder aber das — Gegenteil. Und solch ein erstes, schlimmes Erlebnis klingt in uns immer nach, und wir können es nie vergessen, nie verwinden. Es zerstört in uns, was jung und echt ist. Und wir können dann an nichts mehr glauben, auf nichts mehr hoffen . . ."

„Das ist freilich hart." Und leise fügte sie hinzu:

„Und Sie haben so ein Erlebnis gehabt?"

„Ja."

„Ich bitte, erzählen Sie es mir. Ich werde gerecht sein."

„Wenn Sie mich zwingen . . . Ich trat damals gerade erst in die Gesellschaft ein. Am meisten verkehrte ich in dem Hause eines Freundes meines Vaters. Der hatte eine junge Frau. Jetzt wissen Sie fast alles."

„Bitte, weiter."

„Meine Gewissenskämpfe will ich Ihnen nicht beschreiben. Ich verehrte den Mann wie einen Gott. Und ich liebte seine Frau, und sie liebte mich. Die Jugend und die Liebe siegten. Es entstand das ‚Verhältnis'. Wir waren sehr glücklich, ich glaube, einen Monat lang. Ich liebte das Weib mit einer wahnwitzigen, erbitterten Liebe, mit einer Liebe, die jung und echt war, die noch keine Enttäuschung erfahren hatte und die noch nicht wußte, daß alles auf dieser Welt ein Ende haben muß.

Als ich eines Tages in das Haus kam, rief mich der Hausherr in sein Kabinett. Er war ein gütiger Philosoph, der für die armseligen Dinge unseres Lebens ein mitleidiges Lächeln hatte. Freundlich klopfte er mir auf die Schultern und sagte:

‚Da, mein Junge, lesen Sie diesen anonymen Brief, den ich heute erhalten habe.'

Meine Knie begannen zu schlottern. Ein roter Nebel schwamm mir vor den Augen. Er schien nichts zu bemerken, sondern drehte sich um und ging schweigend zur Thüre hinaus.

Den Brief habe ich erst zu Hause gelesen. Unsere Liebe war verraten worden. Man gab ganz genau an, wo wir uns gestern getroffen haben und wo wir uns morgen treffen werden. Wer das wohl gethan hat? Ich sann lange nach. Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Schrift war verstellt, aber die eigentümlichen U-Zeichen, die in einem wagrechten Striche bestanden, haben mich auf die Spur geführt. Und dann habe ich ganz klar gesehen. Sie, sie selbst, — ah! wie schändlich ist das! — hat den anonymen Brief geschrieben, um mich abzuschütteln, wie man ein lästiges und ekelhaftes Tier abschüttelt."

Schweigen. Endlich sagte die junge Frau schüchtern:

„Das ist freilich hart."

Und nach einer Weile:

„Aber eigentlich, sehen Sie, sie hat doch sehr zart gehandelt. Sie liebte Sie nicht mehr und wollte mit Ihnen brechen, ohne ihnen wehe zu thun. Und wenn man die Sache genau überlegt, — nur aus Liebe zu Ihnen hatte sie diesen Weg gewählt. Freilich, Sie hätten nicht dahinter kommen dürfen."

„Sie haben vollkommen Recht, gnädige Frau," sagte er spöttisch, „und der famose Brief, der war — — ein Liebeszeichen. Oder nicht?"

Sie sah ihn erstaunt und verlegen an. Zwischen den Augenbrauen stand eine kleine Falte auf. Dann sagte sie:

„Ach, lassen wir die Scherze, die uns nur ärgern. Aber eines haben wir aus den beiden Geschichten erfahren, nämlich daß wir Zwei einander ganz ungefährlich sind. Sie können den Frauen keine wahre Liebe mehr entgegenbringen, und ich, ich liebe einen alten, stolzen Mann."

Sie lachte nervös auf und warf ihm einen seltsamen, rätselhaften Blick zu. Er machte ein verdutztes Gesichts.

. . . Eine Lampe wurde in das Zimmer gebracht.

Soeben erschienen!

Laura Marholm, Das Buch der Frauen.

Zeitpsychologische Porträts. **4. Auflage.**

Inhalt:

1. **Die Tragödie des jungen Mädchens:** Marie Baschkirtzew.
2. **Eine Vorkämpferin!** Anne Charlotte Edgren-Leffler, Herzogin von Cajanello.
3. **Das moderne Weib auf der Scene:** Eleonora Duse.
4. **Nervöse Grundtöne!** „George Egerton", ***.
5. **Die Naturalistin:** Amalie Skram.
6. **Zeitopfer:** Sonja Kowalewska.

Hierzu 6 Porträts in Autotypie.

8°. 200 **Seiten.** — **Preis** 3 **Mark. Eleg. geb.** 4 **Mark** 50 **Pf.**

Das Buch der Frauen hat in ganz Deutschland ein eminentes Aufsehen erregt. Die gesamte Kritik hat sich monatelang damit beschäftigt. Innerhalb vier Wochen erschienen über 30 Spezialfeuilletons über „das Buch der Frauen" in den hervorragendsten Organen der deutschen Presse. — Das Buch ist in alle Kultursprachen übersetzt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Universum

Illustrierte Familien-Zeitschrift

Leipzig

Philipp Reclam jun.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Simplicissimus-Album II

No. 14—26 elegant broschiert

(auch die konfisziert gewesene Nummer 19 enthaltend).

Farbiger Umschlag. Zeichnung von Th. Th. Heine.

Preis: 1 Mk. 25 Pf.

Durch alle Buchhandlungen wie auch direkt von der **Expedition** des **„Simplicissimus"** in München, Kaulbachstrasse 51a zu beziehen.



besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch. gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**

Referenzen grosser Häuser

— Gegr 1882 —

ca. 100 Angestellte.

Verwerthungsverträge ca.

$1^1/_2$ Millionen Mark.

Auskunft — Prospecte gratis.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „Simplicissimus" bez. zu wollen.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.

Dresden 6. Moesta, Direktor.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,

Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. München.

Detectiv-Institut

d. Kgl. Criminal-Polizei-Beamten a. D.

Ludwig Windell,

BERLIN, Schlossplatz 2, II.

empf. sich in Folge seiner langjähr. Praxis u. prima Refer. v. Behörden u. d. höchst. Aristokratie d. In- u. Ausl. zu

Ermittlungen u. Observationen etc.

(unter Beweis) zu coul. Bedingungen. Verbindungen mit allen Ländern. Betreff meiner vielfachen Reisen in und nach Europa, sowie nach allen Erdteilen empfehle ich mich zur Reisebegleitung und Fremdenführung.

Sprechzeit von 4—7 Nachmittags.

On parle français. English spoken.

Vor kurzem erschien:

Gustave Geffroy

Herz und Geist

Autorisierte Übersetzung von **M. Mann.**

Illustrierter Umschlag von Chéret.

8°. 270 **Seiten.**

Preis 3 **Mark** 50 **Pf.**

Das erste belletristische Werk des in Paris hochangesehenen Kritikers Gustave Geffroy, das unter dem Titel „Le Coeur et L'Esprit" in Frankreich einen großen Erfolg hatte, verdient in Deutschland die weiteste Verbreitung. — Wir haben es hier weder mit einem modernen Sitten- oder Unsitten-Roman noch mit einer Sammlung Gil-Blas Novelletten zu thun. **Herz und Geist** ist ebenso fein und tief empfundene, wie durchaus edle Litteratur. Frei von jeder Anzüglichkeit oder Frivolität und doch von echt gallischen Reiz ist es, als habe Geffroy ein Buch für deutsche Frauen schreiben wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

SIMPLICISSIMUS

ILLUSTRIERTE WOCHENSCHRIFT

PREIS 10 PF.

ALBERT LANGEN'S VERLAG MÜNCHEN.

SIMPLICISSIMUS

10 PF

Simplicissimus-Plakate

Preis pro Stück 2 Mark.

Unsere bekannten Teufel- und Mops-Plakate liefern wir franko gegen Einsendung obigen Betrages. Geselligen Vereinen, die mehrere Exemplare benötigen, bewilligen wir entsprechende Preisermässigung.

München

Kaulbachstrasse 51a.

Die Expedition des „Simplicissimus".

Vertrauliche Auskünfte

über **Familien-, Geschäfts- u. Privat-**Verhältnisse aller Art erteilen gewissenhaft u. diskret auf das **In- u. Ausland**

Beyrich & Greve,

Halle a. Saale,

Internationales Auskunftsbureau.

Gegründet 1888.

Sicherer Erfolg! Gründlichste Heilung!

Ohne alle Arzneien!

Geschlechts-Krankheiten der Männer,

ihre Entstehung, Verhütung und

naturgemässe Heilung

dargestellt nach 50jähriger Erfahrung von

Spohr, Oberst a. D.

11 Bgn. 8°. *Preis M. 1.50.* Gegen Einsendung von *M. 1.60* in Marken zu beziehen durch den

Naturheilverein Nürnberg

(Anerkannter Verein).

In jeder Buchhandlung, bei jedem Colporteur zu haben.

Apollo-Trockenplatten

anerkannt beste Platten der Welt für Fach & Amateurphotographen.

Schutz-Marke APOLLO Gelatine-Trockenplatten

zu beziehen durch alle Handlungen photogr. Artikel ebenso direct v. d. Fabrik

Unger & Hoffmann

Dresden A. Reissigerstrasse 34/38.

Berlin S.W. Jerusalemerstrasse 6.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Georg Brandes

William Shakespeare

Komplett in gr. 8°. 1006 Seiten.

Preis broschiert 21 Mk., gebunden 22,50 Mk.

Die zahlreichen Kritiken über dieses Werk waren alle darin einig, dass Brandes die erschöpfendste und geistreichste aller Shakespeare-Biographien geschrieben hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für viele

Nerven-,

Herz- und Nierenleidende Männer

ist meine patentamtlich geschützte mechanische Erfindung

Ekku

eine grosse Wohlthat!

Unersetzlich weil **einzig.**

Prospekt-Brief gegen Retourmarke.

Paul Gassen, Ingenieur, **Köln.**

Firmen, die in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Auf der Hochzeitsreise

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Sei nicht traurig, liebe Marie, daß du aus niederem Stande bist. Mit der Zeit wird es mir schon gelingen, dich zu mir empor zu ziehen.“

1. Jahrgang Nr. 38

Preis 10 Pfg.

19. Dezember 1896

SIMPLICISSIMUS

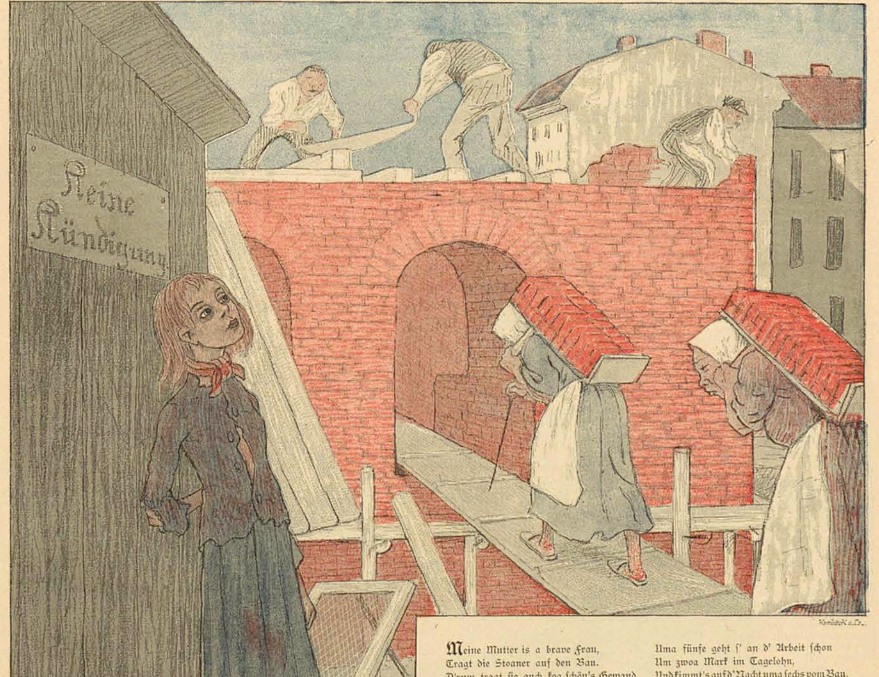
Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Mörtelweibs Tochter

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Meine Mutter is a brave Frau,
Tragt die Stoaner auf den Bau.
D'rum tragt sie auch koa schön's Gewand,
Steigt in Hadern umanand,
Wär' mei Mutter a Baronessen
Könnt' sie alle Täg' Braten fressen.
Oh, du lieber Gerichtsvollzieh'r!
's leid't's uns kaum a Brot und 's leid't's
uns kaum a Bier.
Oh mei! Oh mei!
Mei Mutter is a Mörtelwei.

Uma fünfe geht s' an d' Arbeit schon
Um zwoa Mark im Tagelohn,
Und kimmt's auf d' Nacht uma sechs vom Bau,
Schlagt's der Vatter braun und blau.
Dann essen ma an Kaffee auf d' Nacht.
Bankerte san ma Stucker acht.
Schlafen all' in oaner Stuben
Vatter und die Mutter und die Madeln
und die Buben.
Oh mei! Oh mei!
Mei Mutter is a Mörtelwei.

Habt's mi all' miteinander gern!
I mag net wia mei Mutter wer'n.
I mag a sauber's Deand'l sein,
Die Grafen werden um mi frei'n.
Mit an Grafen im Gubernat
Mach' i den allergrößten Staat,
Trag' an Hut und spiel Klavier,
Und schenk' mei Mutter alle Täg' zwoa
Weißwürscht' und a Bier
Oh mei! Oh mei!
Mei Mutter is a Mörtelwei.

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Frau Walters Ritter

Von **Peter Nansen**

Sie waren in eine höfliche Konversation vertieft, sie hatten sich wieder einmal — wie so oft — bei ihrem Nachmittagsbesuch bei der jungen Witwe Walter getroffen: sie war ausgegangen, wurde aber bald zurückerwartet. Der Apotheker saß in einem steiflehnigen Sessel, feierlich und gelb. Der Kapitän lag mit gekreuzten Beinen in einem Lehnstuhl und spielte mit einem Bartkamm aus Schildpatt. Der Volontär lehnte im Sofa und hielt sich jeden Augenblick die Hand vor den Mund. Zwischen ihnen stand ein Tisch mit einer angezündeten Lampe.

Sie hatten alle ihr Überzeug neben sich liegen und griffen von Zeit zu Zeit nach dem Hut.

„Jetzt werde ich aber doch gehen," sagte plötzlich der Volontär, ohne Miene zu machen, sich zu erheben.

„Welchen Weg haben Sie?" fragte der Kapitän.

„Zur Österbrücke."

„Dann gehen wir zusammen. Haben Herr Apotheker vielleicht auch denselben Weg?"

„Nein, ich warte noch ein wenig."

„Hm, ich kann eigentlich ebensogut auch noch warten."

„Ja, nun dann warte ich wohl auch. — Es ist ja im Grunde hier so gemütlich."

Und sie blieben sitzen, indem sie ihre höfliche und beherrschte Konversation fortsetzten und abwechselnd die notwendigen Repliken gaben. Kurz nachher klingelte es.

Die drei Herren richteten sich auf und sahen vergnügt aus.

Ein älteres Dienstmädchen kam herein, ernst und gesetzt.

Die drei Herren sahen sie fragend an.

„Es war das Abendblatt ..." sagte sie freundlich und reichte dem Apotheker die Zeitung.

Dann fragte sie: „Ist den Herren vielleicht kalt?"

„Nein."

„Sonst könnte ich noch nachlegen."

Die drei Herren waren wieder zurückgesunken, und begannen, als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, sich von neuem zu unterhalten.

Nach Verlauf einer halben Stunde fragte der Kapitän, indem er seine Uhr herauszog und sie wieder in die Tasche steckte, ohne darauf zu sehen: „Könnten Sie mir wohl sagen, wieviel Uhr es genau ist?"

„Dreiviertel auf neun."

„Was meinen die Herren? Glauben Sie, es hat Sinn noch zu warten?"

„Nein, man sollte lieber schauen, bald nach Hause zu kommen."

„Ja, wahrhaftig."

Sie erhoben sich langsam, einer nach dem andern. Als der letzte, der Kapitän, gerade aufgestanden war und eben nach seinem Überrock griff, klingelte es wieder.

Die drei Herren horchten, während sie thaten, als ob sie ihre Röcke anziehen wollten. Sie waren noch nicht fertig, als die Thüre sich öffnete und eine junge, üppige Dame im Pelz und mit blauem Halbschleier sich auf der Schwelle zeigte.

Die drei Herren legten die Überzieher weg und verbeugten sich lächelnd.

„Guten Abend, guten Abend! Wie schön, daß Sie gewartet haben! Lange?"

Und die junge Dame reichte ihnen allen die Hand, zuletzt dem Kapitän. Er konnte sie deshalb etwas länger behalten und sagte beinahe lustig: „Durchaus nicht, gnädige Frau, wir haben hier sehr behaglich gesessen und miteinander geplaudert."

Sie sah die Herren vergnügt an und sagte:

Ja, drei so lebhafte und liebenswürdige Menschen können sich freilich leicht unterhalten.

„Sie schmeicheln," sagte der Apotheker, indem er an sie herantrat. „Wie schön Sie heute abend sind!"

„Darf ich Ihnen den Pelz abnehmen?" fragte der Volontär und griff beflissen zu.

„Nun aber ich," rief der Kapitän und nahm ihr in schrecklicher Eile verschiedene Kleinigkeiten aus den Händen.

„Nun, Herr Apotheker, Sie thun ja gar nichts."

„Ja, ich weiß nicht, gnädige Frau ... aber man kommt gar nicht dazu."

„Sie können mir einen Sessel geben," sagte Frau Walter. Sie stand jetzt, ohne Umhülle, in einem strammen, schwarzen Samtkleid da und schüttelte die Armbänder herab.

Der Apotheker puffte den Sessel des Kapitäns hinter sie.

„Danke," sagte sie, indem sie sich hineinfallen ließ und über die Lehne zu dem Kavalier aufsah.

„Die Herren hatten es eilig, scheint mir, Sie waren schon im Begriff zu gehen?"

„O nein, nur der Kapitän —!"

Der Kapitän verbeugte sich vor ihr.

„Soll ich gehen, oder soll ich bleiben? Ich bin gewohnt, Ordre zu parieren."

Sie sah ihn eindringlich an und sagte in ruhigem Gesellschaftston:

„Sie sollen das thun, wozu Sie am meisten Lust haben. Aber Sie sollen am meisten Lust haben, zu bleiben."

Der Kapitän lachte laut. „Nun, so bleibe ich." Und er setzte sich in einen Stuhl gerade Frau Walter gegenüber.

„Haben Sie an das Los gedacht, Herr Brun?" fragte sie den Volontär, der dasaß und in einem Album blätterte.

„Gewiß, gnädige Frau."

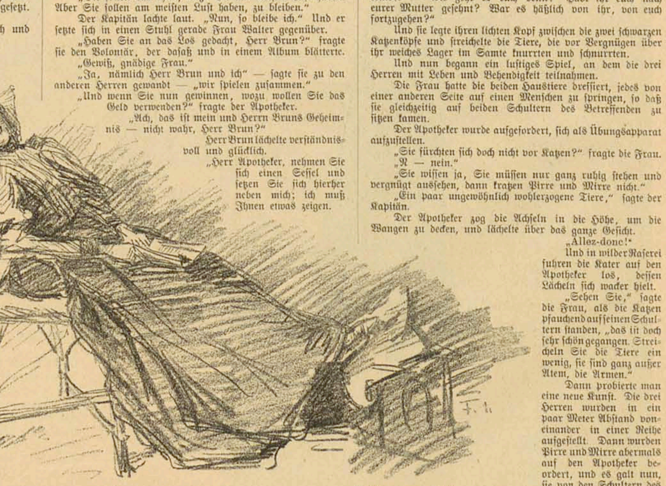
„Ja, nämlich Herr Brun und ich" — sagte sie zu den anderen Herren gewandt — „wir spielen zusammen."

„Und wenn Sie nun gewinnen, wozu wollen Sie das Geld verwenden?" fragte der Apotheker.

„Ach, das ist mein und Herrn Bruns Geheimnis — nicht wahr, Herr Brun?"

Herr Brun lächelte verständnisvoll und glücklich.

„Herr Apotheker, nehmen Sie sich einen Sessel und setzen Sie sich hierher neben mich; ich muß Ihnen etwas zeigen.



(Zeichnung von F. Melly)

Der Apotheker eilte zu ihr hin und sah sehr gespannt aus.

„Sehen Sie her" — Frau Walter beugte sich ganz zu ihm hin, nahm die Broche aus ihrem Kleid, schlug den Spitzenkragen ein wenig zur Seite und zeigte ihm ein Stückchen ihres weißen Halses. „Sehen Sie den kleinen roten Fleck? was kann das sein?"

„Das ist kein Fleck, gnädige Frau, das ist ein Pünktchen."

„Glauben Sie nicht, daß es ‚Roter Hund' ist?"

„Gestatten Sie?" sagte der Apotheker, indem er mit zwei Fingern die kranke Stelle zusammenpreßte.

„Au! Au!"

„Thut es weh? Nun, ich will Ihnen etwas zum Einpinseln bringen." Die beiden Finger des Apothekers waren noch immer auf ihrem Hals.

„Ja, das ist alles," sagte sie und schloß den Kragen, so daß der Apotheker die Finger wegziehen mußte.

Die anderen beiden Herren hatten inzwischen ein paar freundliche Repliken ausgetauscht.

Plötzlich kratzte und sprang etwas an der Thüre.

„Da haben wir bestimmt Ihre liebenswürdigen Kinder, gnädige Frau," sagte der Kapitän.

„Pirre und Mirre! Aber du lieber Gott, Kapitän, so machen Sie den armen Kindern doch auf! Die Kleinen sind natürlich furchtbar unglücklich, den ganzen Tag ihre Mutter nicht gesehen zu haben."

Der Kapitän öffnete vorsichtig die Thüre; im selben Moment sprangen zwei gewaltige Kater herein, einander über den Rücken, und mit einem Satz in den Schoß der Frau.

„Pirre Mirre, Pirre Mirre, meine süßen, gesegneten Kinder — wie geht es euch denn? Habt ihr euch nach eurer Mutter gesehnt? War es häßlich von ihr, von euch fortzugehen?"

Und sie legte ihren lichten Kopf zwischen die zwei schwarzen Katzenköpfe und streichelte die Tiere, die vor Vergnügen über ihr weiches Lager im Samte knurrten und schnurrten.

Und nun begann ein lustiges Spiel, an dem die drei Herren mit Leben und Behendigkeit teilnahmen.

Die Frau hatte die beiden Haustiere dressiert, jedes von einer anderen Seite auf einen Menschen zu springen, so daß sie gleichzeitig auf beiden Schultern des Betreffenden zu sitzen kamen.

Der Apotheker wurde aufgefordert, sich als Übungsapparat aufzustellen.

„Sie fürchten sich doch nicht vor Katzen?" fragte die Frau.

„N — nein."

„Sie wissen ja, Sie müssen nur ganz ruhig stehen und vergnügt aussehen, dann kratzen Pirre und Mirre nicht."

„Ein paar ungewöhnlich wohlerzogene Tiere," sagte der Kapitän.

Der Apotheker zog die Achseln in die Höhe, um die Wangen zu decken, und lächelte über das ganze Gesicht.

„Allez-donc!"

Und in wilder Raserei fuhren die Kater auf den Apotheker los, dessen Lächeln sich wacker hielt.

„Sehen Sie," sagte die Frau, als die Katzen pfauchend auf seinen Schultern standen, „das ist doch sehr schön gegangen. Streicheln Sie die Tiere ein wenig, sie sind ganz außer Atem, die Armen."

Dann probierte man eine neue Kunst. Die drei Herren wurden in ein paar Meter Abstand voneinander in einer Reihe aufgestellt. Dann wurden Pirre und Mirre abermals auf den Apotheker beordert, und es galt nun, sie von den Schultern des

einen Herrn auf die des anderen voltigieren zu lassen. Die Frau kommandierte; sie lachte und sie schalt; sie kniff die Katzen in den Schwanz, wenn sie nicht springen wollten und machte sie zuletzt ganz wahnsinnig. Sie jagten in der Luft umher, sprangen von einem Möbelstück zum andern und schlugen ihre Klauen in alles, das ihnen in den Weg kam.

Der Kapitän lärmte mit der Frau um die Wette, der Apotheker war bleich und der Volontär still.

Endlich sank sie müde und atemlos in einen Lehnstuhl, während die Kater vor ihr auf dem Sprunge saßen.

„Ihr wart wirklich ein paar süße, flinke Kerls," sagte sie, indem sie sie am Kopfe kraute. „Nun dürft ihr auch zur Belohnung oben bei Mutter sitzen." Und sie machte Platz an ihrer Seite.

Pirre und Mirre sprangen hinauf und legten die Schnauzen auf ihre Arme, während sie sie in die Ohren küßte.

Die drei Herren standen schweigend da und sahen zu. Plötzlich schüttelte sie die Kater herab, und während sie sie unter den Tisch stieß, sagte sie: „So, jetzt ist es genug. Legt euch!"

„War das nicht riesig lustig?" fragte sie die Herren.

Der Apotheker wickelte ein Taschentuch um seine linke Hand.

„Sie sind doch nicht zerkratzt worden, Apotheker?"

„Ach danke — nicht der Rede wert . . ."

„Ja, gewiß. Sie bluten ja. Kommen Sie, lassen Sie mich." Und sie knüpfte mit großer Sorgfalt den Verband in einen zierlichen Knoten. Der Kapitän saß da und summte vor sich hin, der Volontär hatte sich in eine Ecke zurückgezogen. Unter dem Tisch lagen Pirre und Mirre und pfauchten.

„Aber Herr Brun, Sie sind so still — sind Sie nicht bei guter Laune?"

„Doch, gnädige Frau, ich bin sehr vergnügt."

Der Kapitän lachte. „Bekommen wir also die Tasse Thee, liebste Frau?"

„Ach, ja! . . . Herr Apotheker, wollen Sie nicht Karoline bitten, den Thee hereinzubringen?"

Der Apotheker ging hoheitsvoll hinaus, die verwundete Hand in die Rocktasche versenkt.

— — — Das alte Mädchen setzte das Theebrett und ein Glastellerchen mit Cakes auf den Tisch.

Die Frau servierte den Herren. Sie fragte den Kapitän, wieviel Zucker er wünsche, nahm mit ihren Rosenfingern die weißen Stücke und ließ sie in den Thee fallen. Sie erinnerte sich an die kleine Passion des Apothekers, holte selbst die Kognakkaraffe und braute ihm eine Art Toddy zusammen.

Die beiden Herren leuchteten vor freudigem Wohlbehagen; aber der Volontär saß mürrisch in seiner Ecke und sah Albums an.

Die Frau kam mit dem Theebrett zu ihm hin.

„Soll ich Ihnen einschenken?"

„Danke, ich nehme keinen Thee."

„Vielleicht lieber Kaffee?"

„Nein — danke vielmals. Weder Thee noch Kaffee"

„Sie sind heute abend nicht liebenswürdig, Herr Brun."

„Weil ich keinen Thee haben will?"

„Ja eben. Aber nun sollen Sie gerade eine Tasse trinken."

Und die Frau stellte das Tablett nieder, goß eine Tasse ein, und während sie Brun weich zulächelte, trank sie einen Schluck.

„Das übrige ist für Sie" — sagte sie und reichte ihm die Tasse. Der ist nicht mein Freund, der den Trunk abschlägt, den ich kredenzt habe."

Das Gesicht des Volontärs klärte sich ein wenig auf.

„Sie wissen, daß Sie keinen besseren Freund haben können, als mich."

Und er trank den heißen Thee in einem Zuge aus, während er ihr in die Augen sah.

Die anderen Herren waren inzwischen zusammengesunken. Als die Frau sich wieder zu ihnen wendete, saß der Kapitän da und biß seinen Schnurrbart, während der Apotheker nervös den Kopf schüttelte.

Es entstand eine Pause im Gespräch. Der Apotheker wurde damit betraut, Pirre und Mirre zu füttern, und der Kapitän kritzelte mit einem Bleistift Figuren auf das Abendblatt.

Als die Katzen gesättigt waren, setzten sie sich zu der Frau und blinzelten schläfrig mit den Augen. Die Frau selbst gähnte ein paarmal.

Die Konversation ging matt.

In einer Pause schlug eine Kuckucksuhr elf. Alle horchten aufmerksam und zählten die Schläge.

Dann stand Frau Walter auf und sagte:

„Nun müssen Sie nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, zu gehen. Ich bin sehr müde. Ich war heute sehr lange an der Luft."

Die Herren standen auf und zogen die Röcke an.

Zuerst empfahl sich der Volontär.

„Ich sehe Sie doch bald wieder, Herr Brun?"

„Besten Dank."

Dann verneigte sich der Apotheker.

„Vergessen Sie nicht, was Sie mir für meinen Hals versprochen haben."

„Ich werde es morgen bringen."

Der Kapitän küßte der Frau die Hand.

Sie lachte und sagte:

„Ja, Sie brauche ich wohl nicht zu bitten, wiederzukommen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß der Kapitän ein so galanter und liebenswürdiger Kavalier ist . . ."

Sie nahm eine Lampe und ging ins Vorzimmer mit.

„Das Thor ist gewiß noch offen. Adieu! Adieu!"

Und sie blieb mit der Lampe in der halbgeöffneten Thüre stehen, während die drei Herren schwer und schweigend die Treppe hinabgingen. Erst, als sie vor dem offenen Thor standen, hörten sie die Thüre oben ins Schloß fallen.

Auf dem Amagamarkt blieben sie stehen. Sie fragten einander, wie gewöhnlich, welchen Weg sie hatten. Sie wollten gerne zusammengehen, aber es stellte sich heraus, was sie jedesmal gleich bedauerten, daß ihre Wege absolut entgegengesetzte waren.

Der Volontär mußte in die Schuhmachergasse.

Der Apotheker in die Breitegasse.

Der Kapitän zum Christianshafen.

Sie trennten sich zögernd.

Mit aufgestelltem Rockkragen und tief in die Stirne gedrücktem Hut wanderten sie an dem dunklen, stürmischen Winterabend jeder seiner Richtung zu.

Doch ein paarmal noch wendeten sie sich um und riefen: „Gute Nacht."

Der Kapitän blieb an der Hochbrücke stehen. Dann machte er plötzlich Kehrt und lief beinahe zurück. Als er auf den Amagamarkt kam, sah er zwei Herren im Gespräch vor Rauchs Fenstern.

Der eine sagte: „Ja, das ist so ärgerlich, wenn eine Uhr ungenau geht. Also nochmals gute Nacht, Apotheker."

Und der andere sagte: „Ja, das ist eigentümlich mit dieser Uhr. Gute Nacht, Herr Brun."

Der Kapitän blieb eine Weile im Schatten eines Hauses stehen. Dann ging er wieder langsam gegen die Hochbrücke zu.

Der Arbeitsmann von Richard Dehmel*)

(Zeichnung von Anetsberger)



Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind,
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
Mein Kind,
Und über den Ähren weit und breit
Das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
O, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
Um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind,
Wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
Als all das, was durch uns gedeiht,
Um so froh zu sein, wie die Vögel sind —
Nur Zeit!

*) Preisgekröntes Lied unserer Konkurrenz für das beste sangbare Lied aus dem deutschen Volksleben.

Vi



Der Kreuzberg. Mir zu Füßen liegt Berlin.
Der Himmel ist voll dunklem Wolkentreiben,
Und nur ein Lichtbach überflutet ihn.

In fahlem Glanz erglühn die Fensterscheiben,
Auf die der Himmel düstre Farben setzt;
Die schwarzen Wolken wehn zuhauf und bleiben.

Kein Regentropfen hat die Stadt genetzt;
Die Sonne drückte schwer auf Dach und Mauern,
Und fern im Osten droht ein Wetter jetzt.

Die Lüfte wirbeln wie vor bangen Schauern;
Und große Häuser stehen dicht geschart,
Wie Tiere der Gefahr entgegenlauern.

Im Westen, wo sich Licht mit Schatten paart,
Und wo der Horizont noch flammend blendet,
Ersteht ein Weib von seltsam wilder Art.

Wie von der Unterwelt heraufgesendet
Erhebt es sich ins letzte falbe Licht
Und hat sein Auge nach der Stadt gewendet.

Von heißen Träumen glüht sein Angesicht.
Die festen Glieder ragen durch die Räume;
Und rotes Haar umfließt sie grell und dicht.

Es ist, als ob die Welt sich vor ihm bäume.
Die vollen Brüste glänzen hell und groß,
Und braune Schatten sind die Mantelsäume.

on

(Zeichnung von Schulz)



Wolken decken kaum den Schoß;
en ungeschauten Finsternissen
ein ekelhaftes Wesen los.

das von Schwären ganz zerrissen,
über einem dürren Leib;
sind von Gift und Fraß zerbissen.

adisünde ist das Riesenweib,
ßiert die mörderische Seuche;
Todessucht ist kein Verbleib.

n kein Strahl, der mir das Bild verscheuche?
kuppeln leuchten wie verwirrt.
wird erregt, als ob er keuche.

Mein Blut schäumt auf, daß mir's im Ohre klirrt.
Ich fühle noch das Weib voll Unzucht schreiten,
Wie nun mein Auge durch den Himmel irrt.

Auch drüben baun die schwarzen Dunkelheiten
Sich auf zu einer mächtigen Gestalt,
Im Osten, wo sich schon die Blitze streiten.

Ein bärtig Haupt, es scheint unendlich alt,
Hebt sich aus dem entzündeten Gewitter
Und ragt wie für die Ewigkeit geballt.

Der ganze Rumpf — so eisern ist kein Ritter —
Ruht auf zwei Schenkeln, die wie Säulen sind,
Beleuchtet von elektrischem Gezitter.

Und immer voller stößt der harte Wind,
Und hinter seiner Wucht wankt jener Riese
Einher und scheint auf beiden Augen blind.

Es ist, als ob sein Weg nach Westen wiese..
Denn immer näher stampft er schon heran;
Sein schwerer Fuß zertritt die Häuserwiese.

Ob er das Weib dort wohl erreichen kann?
Schon steht er himmelfüllend in der Mitte..
Der G r o ß s t a d t h u n g e r ist der wüste Mann.

Die Siegessäule birst vor seinem Schritte;
Das Rote Haus hat schon e i n Fuß zermalmt —
Nun hebt den andern er zu neuem Tritte:

Und auch der Reichstag sinkt, von Staub umqualmt.
Ein Trümmerfeld liegt hinter seinem Rücken.
Die Kirchentürme sind wie abgehalmt.

Und jetzt faßt er das Weib mit jähem Bücken
Und würgt die Stöhnende; ich sehe schon,
Wie seine Fäuste langsam sie erdrücken.

Ein Schrei..ein Wetterschlag..ein Flammendrohn..
Und unaufhörlich Graun von Donnerschüssen —
Bis Mann und Weib verblassen und verlohn. —

Dies wilde Bildnis hab' ich schauen müssen.
Noch hängt mein Auge staunend an Berlin.
Die Stadt versinkt in dichten Regengüssen.

Der Traum verblich; doch ich bewahre ihn.

Franz Evers

Ein Neuling

(Zeichnung von J. B. Engl)

Minister: „Sie empfehlen mir für den freien Posten schon wieder einen Mann ohne jede Konnexion."
Sekretär: „Aber der Betreffende ist sehr fähig und . . .
Minister: „Schon recht, mein Lieber, aber das darf doch nicht einreißen!"

Ein Gleichnis

Von **Alfred Neumann**

Mitten in der Nacht streifte ich durch die Gassen. Fahle Blitze zuckten von fernher über den schwarzen Himmel, wie ein höhnisches Lächeln über ein finsteres Gesicht. Ich träumte mehr, denn ich wachte — im Fieber ging ich dahin mit wüstem, wirren Kopfe.

Einst fragtest du mich, Aljona, warum ich nicht wie andre Menschen zur Nachtzeit schlafe und ruhe, damit Körper und Geist sich kräftige.

Ich kann nicht.

Es treibt mich auf, ich muß hinaus ins Freie, an die Luft, weg, weit weg ins Dunkle; einsam schweife ich umher, bis der Morgen graut. Dann sinke ich aufs Lager, in bleiernen, schweren Schlummer. —

Und so ging ich denn dahin durch die schweigenden Straßen.

Von . . . fernher sah ich etwas auf mich zukommen, ich erkannte nicht gleich, was es war.

Jetzt fiel der Schein der Laterne darauf: ein alter, magerer Hund, abgezehrt und schwach; gesenkten Hauptes wankte das Tier einher, ein einsamer Nachtwandler. Tiefes Schweigen herrschte in den Gassen.

Plötzlich erhob er den Kopf und sah mich an mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde.

Es lag nichts Tierisches darin — er schien einem leidenden, schmerzdurchwühlten Menschen anzugehören. So flehend, so erbarmenerregend, anklagend — ich hatte dem Hunde niemals ein Leid angethan, ihn nie früher gesehen — und doch, ich kam mir vor wie ein Schuldiger.

Bisher hatte er geschwiegen — jetzt aber sank er winselnd nieder zu meinen Füßen: tiefe, klagende Töne entrangen sich seiner Brust.

Ich beugte mich zu ihm hinab und streichelte sein müdes, altes Haupt. Sein wilder Blick verwandelte sich, er sah mich dankbar an und leckte mir mit der Zunge die Hand.

Ich hatte lange, lange schon nicht geweint: nun aber stürzten mir die Thränen aus den Augen, schluchzend sah ich das Tier, den häßlichen, wilden Hund sterben.

Noch einen letzten, langen Blick — er war tot . . .

* * *

Alter Philosoph, solltest du recht haben? sollte die Seele eines Verstorbenen wieder auferstehen im Körper eines Tieres? Sollte es verstehen, wie die Menschen verstehen, leiden wie die Menschen leiden — und seinen Schmerz mit Worten nicht lindern können? Wenn dem so wäre — ich könnte mit ihm fühlen!

Ich kenne jemanden, gequält und verstoßen — einsam schweift er dahin, einsam geht er durchs Leben. Und niemand ist da, der ihn verstünde. Auch er wird so sterben in finstrer Nacht, verlassen, von Gott und den Menschen verlassen, wenn ihm nicht der Zufall ein freundliches Wesen entgegenschickt, in dessen Schoß er sein müdes Haupt legen kann, dem er den letzten, dankbaren Blick zusendet, ehe er verschwindet im Ozean des Ungewissen, Unbestimmten.

Ihm bangt, wenn er daran denkt.

Fahle Blätter treibt der Herbstwind vor sich her — und ich treibe unter ihnen . . .

Ein Kunstkenner



— Möchte meiner Frau zu Weihnachten schönes Bild schenken, — wozu raten mir Herr Kamerad?

— Schenken Sie ihr meine Photographie!

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Rivalinnen

(Zeichnung von H. Schlittgen)



Dame (in der Hitze des Gefechtes): „Pfui! und die Schminke, die Sie da im Gesicht haben!"
Die Andere: „Möchten Sie wissen, wo ich mir die kaufe? Fragen Sie nur Ihren Mann!"

1. Jahrgang Nr. 39 | Preis 10 Pfg. | 26. Dezember 1896

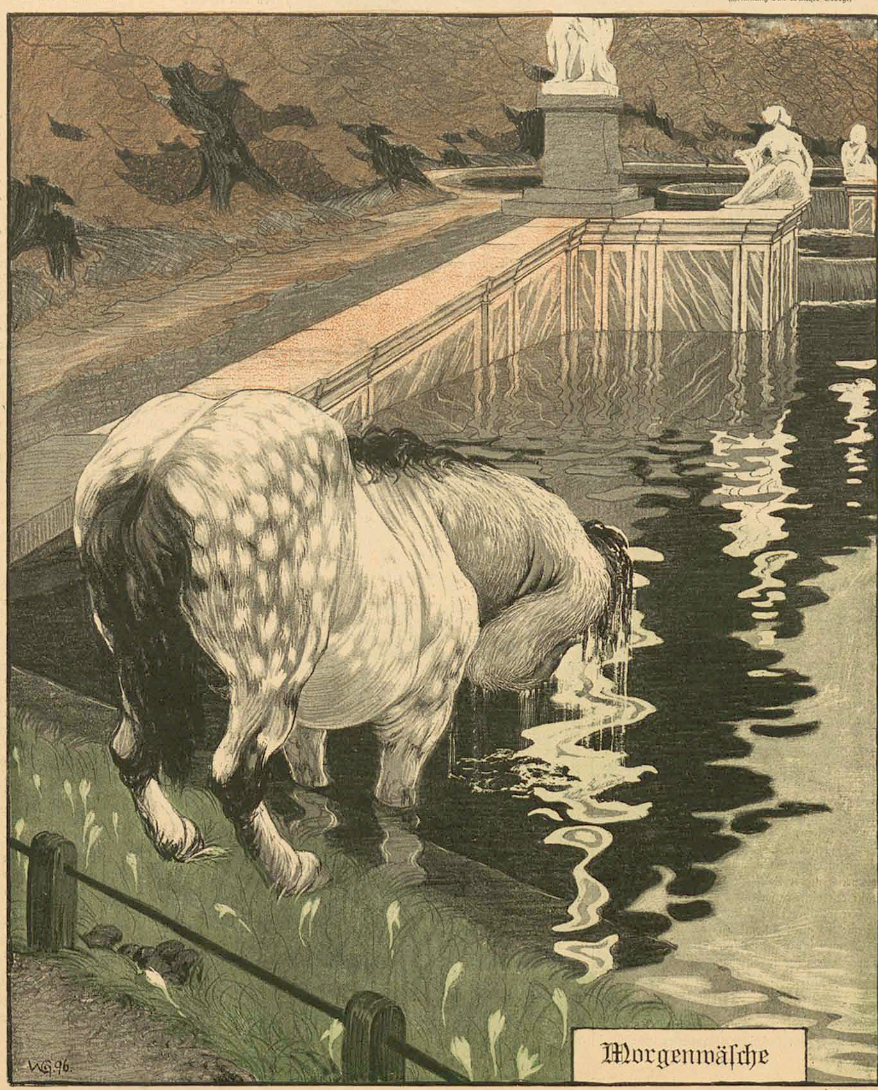
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

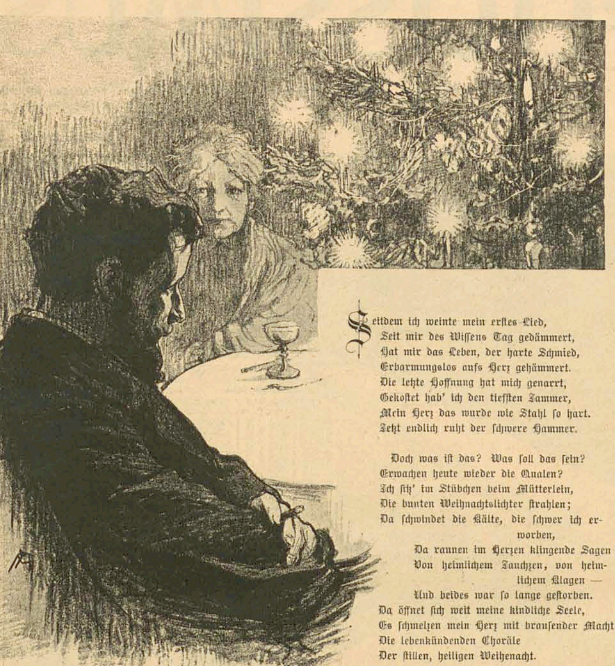
Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

(Zeichnung von Walther Georgi)



Morgenwäsche

Weihenacht



Seitdem ich weinte mein erstes Lied,
Seit mir des Wissens Tag gedämmert,
Hat mir das Leben, der harte Schmied,
Erbarmungslos aufs Herz gehämmert.
Die letzte Hoffnung hat mich genarrt,
Gekostet hab' ich den tiefsten Jammer,
Mein Herz das wurde wie Stahl so hart.
Jetzt endlich ruht der schwere Hammer.

Doch was ist das? Was soll das sein?
Erwachen heute wieder die Qualen?
Ich sitz' im Stübchen beim Mütterlein,
Die bunten Weihnachtslichter strahlen;
Da schwindet die Kälte, die schwer ich erworben,
Da raunen im Herzen klingende Sagen
Von heimlichem Jauchzen, von heimlichem Klagen —
Und beides war so lange gestorben.
Da öffnet sich weit meine kindliche Seele,
Es schmelzen mein Herz mit brausender Macht
Die lebenkündenden Choräle
Der stillen, heiligen Weihenacht.

Korfiz Holm

(Zeichnung von Ad. Münzer)

Der Hund

Von

Heinrich Mann

Im Salon eines Freundes hatten wir über Seelenwanderung gestritten. Nachdem Gegner und Liebhaber der Theorie sich auseinandergesetzt, vermochten die letzteren untereinander in betreff einer besonderen Frage zu keiner Einigung zu gelangen. Es handelte sich um die Neigung, die jemand den Seelen moralisch niedrig stehender Menschen zugeschrieben hatte, auf Tiere überzugehen. Das Gespräch verlor sich mehr und mehr in Allgemeinheiten, und ein Skeptiker glaubte es zu beendigen, indem er bemerkte: „Sie werden niemals greifbare Beweise für eine Theorie beibringen in einem Lande, wo diese Theorie nicht gestaltenreich in der Volksseele lebt. Denn der Glaube schafft erst die Thatsachen."

Hier unterbrach ihn die rauhe, ruckweis losgeeiste Stimme des alten Kolonel Jastins.

„Kann sein, daß Sie Recht haben. Wenigstens glaube ich, daß hier in Europa manche Vorkommnisse undenkbar sind, über die ich mich in Indien nicht weiter verwundert habe."

Der Alte hatte die kurze Holzpfeife aus dem Munde genommen, was ein sicheres Zeichen dafür war, daß er eine Geschichte loszuwerden wünschte. Unter seinem schlohweißem Haar leuchtete sein Gesicht so rot, wie dreißig Jahre Indien es gemacht hatten. Er saß gerade aufgerichtet, nur die Arme leicht auf die Lehne gestützt. Seine hellblauen, scharfen Augen sahen zwischen mir und meinem Nachbar hindurch wie ins Weite. Wir warteten; dann begann er:

„Als junger Offizier hatte ich während einer der lokalen Revolten, die damals so viel häufiger waren als heute, ein Detachement weit ins Innere zu führen. Es war ein vorgeschobener Posten in einem größeren Dorfe, das niemals Einquartierung gesehen hatte. Die Bevölkerung zeigte sich nicht feindlich, aber es war mir klar, daß sie nächtliche Verbindungen mit den Aufständischen unterhielt, sie vielleicht verproviantierte, ohne daß indes zu erfahren war, wie und wo. Der Verkehr mit den verdächtigen Eingeborenen war meinen Leuten verboten, aber es giebt Anziehungen, die auch für den bravsten Soldaten stärker sind, als ein Befehl seiner Vorgesetzten. Ein Fall beunruhigte mich vorzüglich, so daß ich mir den Uebelthäter kommen ließ.

‚Bob Naylor', redete ich den Mann an, ‚du unterhältst ein Liebesverhältnis mit einem Hindumädchen, das Giweh heißt und mit seiner Mutter in der zweitletzten Hütte nach Norden wohnt.'

‚Zu Befehl, Kornet.'

‚Du weißt, daß du einen andern bei dem Mädchen ausgestochen hast?'

‚Zu Befehl, Kornet.'

‚Wer ist es?'

‚Ramsun, meine ich, den sie die giftige Schlange nennen.'

‚Derselbe auf den wir vergeblich fahnden, der jede Nacht unsere Posten täuscht und an irgend einem Orte man weiß nie an welchem, ins Dorf einbricht als sei er unter dem Erdboden hindurch gekrochen.'

‚Derselbe, Kornet.'

‚Du kennst die blutigen Streiche, die man sich von ihm erzählt?'

‚Zu Befehl, Kornet.'

‚Und weißt von seiner Eifersucht, und daß er geschworen hat, sich zu rächen?'

‚Zu Befehl, Kornet.'

‚Nun, wie denkst du dich zu schützen?'

‚Ich habe einen Helfer, Kornet.'

‚Bob,' sagte ich mit strengerer Stimme, ‚der Verkehr mit den Eingeborenen ist untersagt. Du wirst dein Verhältnis abbrechen.'

‚Wenn es sein muß, Kornet.'

Er brachte das mit einer so erbärmlichen Miene hervor, daß ich nicht nachdrücklicher auf meiner Forderung bestehen mochte.

Aber in meiner Lage war mir jeder Mann wertvoll, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten und Reibungen, die entstehen konnten, wenn einer meiner Leute im Dorfe selbst umkam. Ich ließ also die Hütte der Giweh besonders bewachen. Das forderte ja auch die Menschlichkeit, nicht wahr?

Indes half es nur so viel, daß wir von der vollbrachten That alsbald Kenntnis erhielten. In einer Neumondnacht hatte der Posten nahe der von ihm bewachten Hütte einen rauhen, kurzen Schrei gehört. An die Stelle geeilt fand er nichts. Er schlug Allarm, meine Leute liefen mit Licht herbei. Wir fanden die Thür der Hütte offen, den einzigen Raum leer, nur in einem Winkel zusammengekauert die stumpfe Mutter des Mädchens. Blutspuren führten uns zum Dorf hinaus, an einer Stelle, wo der Posten, wie immer, von dem Durchbruch eines Menschen nichts wahrgenommen hatte. Diesmal war also dem Kerl das Unmögliche gelungen, einen zweiten Menschen, tot vielleicht, mit sich zu schleppen. Zweifellos trieb er seine Rache so weit, sein Opfer dem Begräbnis zu entziehen.

Weiter laufend vernahmen wir dumpfes Hundegebell, und bald verstanden wir die Lage. Der ‚Helfer', von dem der arme Bob sprach, hatte, nur leider zu spät, eingegriffen. Es war Giwehs ungeheure Dogge, die den Mörder zur Strecke gebracht hatte. Nicht weit davon lag der Körper unseres Bob und das Mädchen darüber ausgestreckt, in wildschmerzlicher Haltung. Auf ihrem Nacken, der mit den Küssen, die sie auf Bobs totes Gesicht drückte, auf und nieder flog, und in ihren aufgelösten schwarzen Haaren, die darüber fielen, zündeten unsere Fackeln die dunkelsten Lichter an. Aber es hatte doch etwas, daß ich an Edith Schwanenhals denken mußte, die ihren königlichen Geliebten nach Hastings auf dem Leichenfelde herausfand. Diese da hatte den ihrigen in der tiefsten Nacht nicht verfehlt.

Endlich mußten wir uns jedoch um die Hündin bekümmern und sie mit Gewalt von dem Körper des Mörders trennen. Das wilde Vieh hatte sich hineinverbissen, sich über und über mit Blut besudelt; ich glaube, es hatte von seinen Eingeweiden gefressen.

Wir schafften das Mädchen nach Hause. Sie war sehr schön; die Leute, die sie trugen, berührten mit einer eigenen, tastenden Ungeschicklichkeit ihre kraftlos hingegebenen, schlanken braunen Glieder. Und, hol' mich der —, wäre nur die Gelegenheit nicht so tragisch gewesen, es wäre mir am Ende nicht so unpassend erschienen, dem armen Bob einen Offizier zum Nachfolger zu geben.

Giweh blieb wochenlang in ihrer Hütte eingeschlossen, ohne einen Menschen zu sehen. Der Hündin bewies sie seither eine innige Freundschaft. Unglücklicherweise starb das Tier, nachdem es kurz vorher Junge zur Welt gebracht, von denen das Mädchen nur das erste bei sich behielt.

Dieser Hund mochte die Zuneigung des Mädchens ererbt haben, das nach wie vor keine andere Gesellschaft litt. Doch wollten meine Leute, deren Interesse an dem schönen Mädchen in der Einsamkeit der Garnison sich nicht leicht erschöpfte, erspäht haben, daß das Verhältnis der beiden ganz eigener Art sein müsse. Es gab zwischen ihnen ein Necken und Toben, das, je größer der Hund ward, immer mehr in Feindseligkeiten überging. Bald nahm das Lärmen in der verschlossenen Hütte kein Ende mehr. Sie prügelte den Hund, der ihr Verwundungen beibrachte. Schließlich jagte sie jedesmal das Tier hinaus, um es bald darauf selbst wieder hereinzurufen. Es trat dann ein seltsamer Waffenstillstand zwischen ihnen ein, den ich einmal selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Mädchen hockte auf ihrer Matte, der schöne Körper sah vernachlässigt und abgemagert aus; der Hund ihr gegenüber, zusammengekauert in der Ecke, zottig und verwildert, mit einem Blick von einer tückischen, gewissermaßen menschlichen Leidenschaft, wie ich ihn nie wieder an einem Tier gesehen habe, und vor dem Giweh sich sichtlich ängstigte. Beide hatten sie weißen Schaum vorm Munde.

Eines Abends zeigte sich Giwehs Mutter vor meinem Zelte und schien, durch Gebärden und unverständliche Laute, Hilfe nachsuchen zu wollen. Es mußte etwas Beträchtliches sein, was die Alte aus ihrer Stumpfheit aufgerüttelt hatte. Ein wunderliches Interesse an der Sache ließ mich mitgehen.

Bei unserm Eintritt in die Hütte sprang der Hund beiseite. Das Mädchen lag auf der Matte ausgestreckt, die Brust, noch immer schön geformt, stand bewegungslos. Aus einer klaffenden Wunde am Hals floß Blut. Wir suchten es in Eile zu stillen. Von den Schmerzen aus ihrer Ohnmacht aufgeweckt, ließ Giweh sich halb aufrichten. Ihr Blick suchte und fand. Einer der Leute hatte dem Hunde einen wuchtigen Kolbenschlag versetzt und ihn mit einem Fußtritt in die Ecke geschleudert. Von dort begegnete sein verendender Blick, unheimlich ausdrucksvoll wie je, dem des Mädchens.

Aus Giwehs Augen sprühte ein Feuer des tödlichen Hasses, wie ich es niemandem in ihrem verzweifelten Zustande zugetraut hätte. Mit einer äußersten Anstrengung suchte sie sich vollends aufzurichten, einen ihrer mageren Arme streckte sie, wie zur Verwünschung, aus, und von ihren weißen Lippen kamen stoßweise halb unverständliche Worte, die wie ein Röcheln klangen.

‚Du wußtest wohl, was du thatest, du, — denn bist du nicht Er? Lebt nicht seine Seele in dir? Hab' ich doch gesehen, als deine Mutter sein Blut schluckte. — Sein Blut!‘

So schrie sie auf, um dann ganz auf die Seite zurückzufallen. Doch verlor ihr Blick nicht den des Hundes, der, sei es unter der Macht ihrer Anrede, sei es unter dem Nahen des Todes, ebenfalls ganz in sich zusammengesunken war.

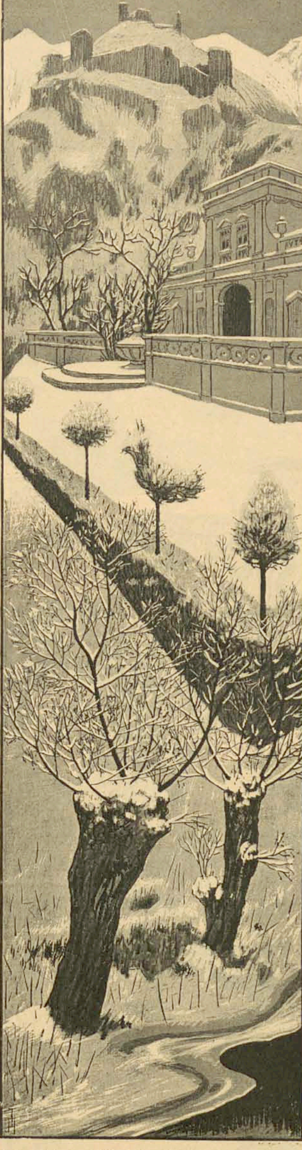
Unaufhörlich blickten so die beiden Sterbenden einander an, das Mädchen und der Mörder ihres Geliebten — ihr eigener Mörder."

„Der Hund!" rief, als der Erzähler schwieg, jener Skeptiker aus, der die Anekdote des Kolonel durch seine Bemerkung veranlaßt hatte, und es war ein deutlicher Schrecken in seiner Stimme.

„Der Hund, wollen Sie sagen!"

Aber der Alte sagte nichts mehr. Er hatte die Pfeife zwischen die Zähne zurückgeschoben und blickte, immer unbeweglich, mit seinen hellen, scharfen Augen zwischen mir und meinem Nachbar hindurch wie ins Weite.

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Es fliesst der Bach und stehet nicht,
Und Gott ist und vergehet nicht.
Nun kommt der Winter, rauh und gross,
Zäumt knirschend sein schneeweisses Ross
Und reitet, reitet übers Land
Streut Schlaf und Tod aus seiner Hand,
Befiehlt dem Sturm, befiehlt der Nacht,
Dass sie sich schwer und dunkler macht,
Verschliesst den Himmel, raubt dem Baum
Den allerletzten Herbstestraum, —
Da ist der Bach wie Eisen hart
Und ist erstarrt —
Es fliesst der Bach und stehet nicht
Und Gott ist und vergehet nicht.

Jakob Wassermann

Komödie

Von

Korfiz Holm

Hermann Dalberg war zu Ende. Er lehnte seinen kolossalen Körper bequem in die Sofaecke zurück und wandte sein einfaches, aber offenes Gesicht fragend Leskow zu.

Der hätte beinahe laut aufgelacht. Die Geschichte war so ganz nach seinem alten Freund Dalberg. Aber er bezwang sich und sagte sachlich:

„Warum gleich so grob? Du hättest diplomatischer sein sollen. Der Mann kann dir viel schaden."

„Da ist nichts zu machen. Hol ihn der Teufel, wenn er so nachtragend ist. Ich bin nicht für Halbheiten. Wenn ich mit der Wahrheit nicht möglichst brutal herausplatze, sage ich aus lauter Gutmütigkeit ganz was anderes, als ich eigentlich wollte. Vom Komödiespielen verstehe ich so viel, wie der Bauer vom Gurkensalat. Einmal im Leben hab' ich es versucht, und das hat mir mein ganzes Leben verdorben. Dir kann ich die Geschichte ja erzählen."

„Also los. Ich bin sehr gespannt." Leskow hatte keine Ahnung, wo er hinaus wollte.

„Du weißt ja," begann Dalberg mit seinem tiefen Baß, „daß ich mit meiner verstorbenen Frau nicht gerade sehr glücklich gelebt habe. Von Toten soll man nur Gutes reden. Und sie war gewiß auch ein geistreiches und originelles Frauenzimmer. Aber, hol mich der Teufel, sie hatte doch riesig überspannte Lebensanschauungen. Was hat sie alles von mir, von Hermann Dalberg in Anführungszeichen, verlangt: geistige Interessen, ein reines Herz und große Gedanken. Na, es ist ja Wurscht, vielleicht war ich der Schuldige, ich bin immer ein ganz gemeiner Erdenmensch gewesen. Jedenfalls haben wir nicht zusammengepaßt und uns gegenseitig das bißchen Leben total verbittert die zehn Jahre hindurch."

„Ich weiß, ich weiß," nickte Leskow und mußte lächeln in der Erinnerung an dies seltsame Paar, das schon im Äußern so verschieden gewesen war, daß die Menschen sich auf der Straße umsahen, wenn sie zusammen gingen.

„Ja," seufzte Dalberg, „wir hätten uns nie heiraten sollen. Verlobt habe ich mich mit ihr, grade weil sie so anders war. Und sie war ja auch verflucht nett und pikant und hatte schon viele Körbe ausgeteilt. Aber mir wurde doch schon in der Brautzeit scheußlich bange. Wenn es jetzt schon so viel Streitpunkte zwischen uns gab, wie sollte das erst später werden? Und sie regte sich immer so auf dabei. Sie war, bei Gott, 'n bißchen exaltiert, weißt du. Na, eines Abends, kurz vor der Hochzeit, war sie bei meinen Eltern die damals jenseits der Düna wohnten, zu Besuch, und es hatte wieder so eine Scene gegeben. Ich hatte ihr aufrichtig gesagt, daß ich ihre Ideen im Grunde für Quark hielte, und daß im Leben doch die Bequemlichkeit die Hauptsache sei. Und das sage ich noch heute, wenn ich nicht meine Ruhe und mein gutes Essen habe, dann kann mir das ganze Leben mit seinen hohen Ideen gestohlen werden. Na, sie hatte sich furchtbar über meine gemeine Stumpfheit aufgeregt und schließlich einen Weinkrampf bekommen. Meine Mutter und ich beruhigten sie, so gut wir konnten, und dann brachte ich sie über die Düna nach Hause. Ich mußte übrigens so wie so zur Stadt, weil ich meinen Freunden im Hôtel de Rome an dem Abend eine Bowle gestiftet hatte, als Abschied von der lustigen Junggesellenzeit. — Also wir machten uns auf. Es war im November, die Düna war zugefroren, und wir gingen über das Eis. Das steht mir noch vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Es lag viel Schnee, und die Laternen brannten vor uns am Stadtufer und neben uns auf der hohen Eisenbahnbrücke. Es war so was Rührendes drin, so wie Schlagsahne und Geburtstagslichtchen. Und das schien meiner Braut zu gefallen. Ich merkte, daß sie ruhiger wurde. Nur hin und wieder stieg ihr noch ein Schluchzen in die Kehle. Wir sprachen die ganze Zeit nichts. Erst als wir über den Fluß hinüber waren, fing sie an, und ich war paff. Sie sagte, wir paßten wohl nicht zusammen, und sie wollte die Verlobung lösen und führte hundert Gründe dafür an. Ich ging schweigend neben ihr. An ihrer Hausthür angekommen, sagte sie endlich: Also, leb wohl, Hermann, wir wollen in Frieden scheiden. Und sie streckte mir ihre Hand hin. Und ich war ja so ganz ihrer Meinung, ich hätte sie küssen mögen vor Dankbarkeit. Aber mir saß plötzlich was im Halse, als hätte ich einen Igel verschluckt, und der Deuwel verführte mich, daß ich in dieser Stunde Komödie spielte, zum ersten Male in meinem Leben. Ich nahm ihre Hand nicht, drehte mich kurz um und ging mit langen Schritten davon. Ich wollte ins Hôtel de Rome. Aber schon nach kurzer Zeit merkte ich, daß sie mir vorsichtig nachschlich. Ich kannte ihre kleinen, eiligen Schritte zu gut. Und da schämte ich mich ins Hotel zu gehen und schlug den Weg nach Hause ein. Sie immer hinter mir her. Die Geschichte wurde mir langweilig. Mitten auf der Düna hatten die Fischer ein großes Loch ins Eis gehauen. Und, weiß der Kuckuck, was es war, bei diesem Loch blieb ich stehen. Da war sie plötzlich bei mir und klammerte sich an mich und fragte schluchzend, was ich thun wollte. Und, stell' dir vor, ich sagte, scheinbar sehr erstaunt durch ihre Anwesenheit: Du bist noch gerade zur rechten Zeit gekommen, sonst hätte dies schwarze Loch leicht mein Grab werden können. Ich weiß, bei Gott, heute noch nicht, welcher Satan mich damals geritten hat. Sonst habe ich in meinem ganzen Leben nicht ähnliche Töne von mir gegeben. Sie aber war natürlich tief ergriffen. Es wäre alles wieder gut. Sie sehe, daß ich mich sonst immer schlecht mache, daß ich doch tiefer Gefühle fähig sei und dergleichen schöne Dinge mehr. Und dann küßte sie mich. Du weißt ja, wie die Küsse verweinter Weiber sind, weich und salzig. Brr, ich habe nachher in meiner Ehe viel solche Versöhnungsküsse bekommen."

Dalberg schwieg einen Augenblick und paffte mächtige Rauchwolken aus seiner Sofaecke hervor. Dann sagte er nach einem tiefen Aufseufzen:

„Das ist das einzige Mal in meinem Leben, wo ich Komödie gespielt habe. Und Gott soll mich verdammen, wenn ich's noch einmal thu'."

❦❦❦

Bilder aus dem Familienleben Nr. 3 Fridas schönstes Weihnachtsgeschenk

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Als Weihnachtsüberraschung haben die guten Eltern Fridas Herzenswunsch erfüllt und ihre Einwilligung zur Verlobung mit dem Herrn Leutnant gegeben.

(Zeichnung von R. M. Eichler)

Adagio. Affettuoso ed appassionato

Op. 18. No 1.

Kammermusik

Von **Hugo Salus**

Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter,
Es sind immer wieder dieselben Gesichter;
So eine Kleinstadt, es ist ein Graus,
Gott gebe, ich wäre schon wieder heraus.

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter
«Auf einen Löffel Suppe» den Grossstadtdichter.
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die Drei
Sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut, da ist nichts zu sagen,
Ihr Minister des Innern ist eben der Magen;
Und der Wein nicht übel; nun ja, man spürt,
«Man» hat eben in der Hauptstadt studiert.

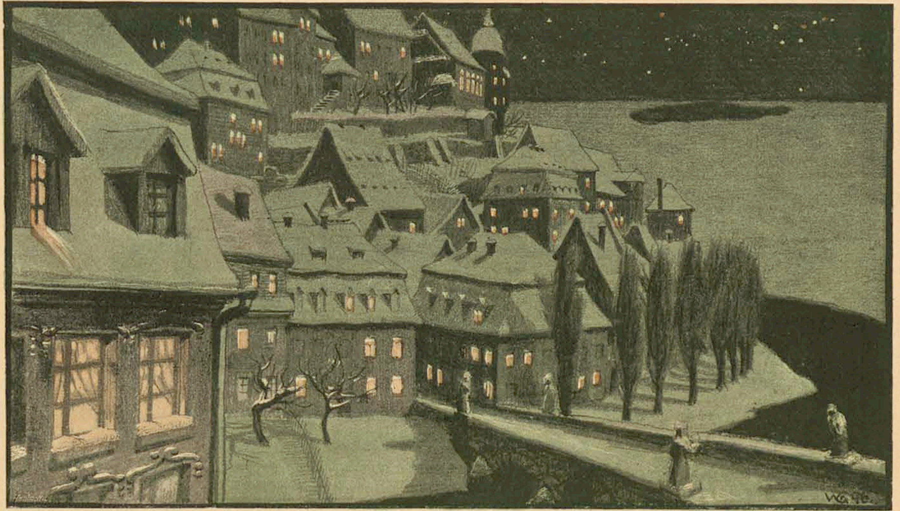
Dann spricht man und raucht; es geschieht auch zuweilen,
Dass Minuten ohne Gespräch enteilen,
Dann spricht man wieder. Und dann, auf Ehr',
Bringt die Hausfrau Notenständer her.

Und dann, da ich seufze: «Es ist nicht zu ändern!»
Sitzen die Alten schon vor ihren Ständern,
Ein jeder den Fidelbogen nimmt,
Zwei Geigen, Viola und Cello. «Es stimmt.»

Und sie spielen Beethoven. Erst etwas befangen;
Dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
Und herrlich durch das Zimmer ziehn
Die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert;
Mein Herz wird mild und die Seele erzittert.
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
Die Luft, der fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,
Als müsst' zum Gebet ich die Hände falten:
O Himmel, im Alter bewahre auch mir
Die Freude am Schönen, wie diesen hier!



(Zeichnung von W. Georgi)

Ein Insinuant

(Zeichnung von Th. Th. Heine

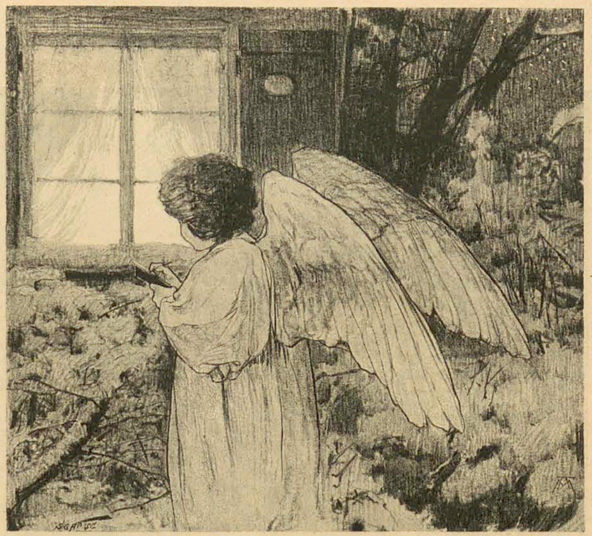
Verleger: Ja, aber sagen Sie mir nur, warum wollen Sie denn à tout prix Dichter werden? — „Genie“: Verzeihen Sie, mein Herr, — Dichter wird man nicht, als Dichter ist man geboren! — Verleger: Versuchen Sie doch nicht, die Schuld auf Ihre alten, unbescholtenen Eltern zu schieben.

Das nebenstehende Lied ist den «Mutterliedern» von Mia Holm entnommen, die soeben mit ca. 50 Illustrationen von Adolf Münzer im Verlage von Albert Langen in München erschienen sind.

Wohl selten dürfte auf dem deutschen Büchermarkt ein solches Werk erschienen sein: eine Apotheose der Mutterliebe in zartester Form, eine Verkörperung all des Grossen, Glühenden und Überschwänglichen, was das Herz der Mutter dem Kinde giebt, das ahnungslos in diesem blühenden Liebesgarten weilt und sein Glück nicht würdigen kann, weil es von der Kälte des Daseins noch nichts weiss. Ein wie inniges Leben lebt die Natur in diesen Gedichten, die an Einfachheit und Unmittelbarkeit gleich gross sind! Die junge Knospe im Beet und das glückliche Kind, das sie berührt, der Storch und die Singvögel und die Wolken und die Bäume, all das erscheint wie vergoldet durch den Glanz der Mutterliebe; und wie vermag diese Mutter in ihrem Schmerz um das verlorene Kind unser Herz förmlich zu verwunden! Da vergeht auf einmal die süsse Poesie ihres Gartens und der Kinderspiele, wir hören sie weinen und müssen mit ihr weinen. Diese Lieder sind in ihrer Aufrichtigkeit der Natur gleich: Güte und Frömmigkeit und der Schmelz der Jugend wohnt in ihnen. Der Künstler Adolf Münzer hat es verstanden, seine Zeichnungen ganz im Geist der Dichtung zu halten, ja er geht völlig darin auf. Dieselbe Innigkeit und Aufrichtigkeit der Empfindung, die in den Versen leben, reden auch aus den Bildern, die man als wahrhafte und ergreifende Verherrlichung der Kinderseele und ihrer Träume bezeichnen darf, ebenso wie diese seltenen Lieder selbst.



Der Weihnachtsmann von Mia Holm



Morgen kommt der Weihnachtsmann
Mit den schönsten Sachen an.
Heut schon flog ein Engel aus,
Fliegt geschwind von Haus zu Haus,

Schwebt geräuschlos wie der Wind,
Sieht, wo art'ge Kinder sind,
Schreibt sich alle Namen auf,
Macht ein kleines Zeichen drauf.

Hört er Weinen und Geschrei,
Fliegt er böse schnell vorbei —
Merke dir's, mein kleiner Wicht!
Gleich ein freundliches Gesicht!

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „**Simplicissimus**“ bez. zu wollen.

An die Leser des Simplicissimus!

Mit dieser Nummer beschließt der Simplicissimus sein drittes Quartal. Wir blicken mit umso größerer Hoffnung in die Zukunft, als das Blatt im Begriff ist, sich einen festen Kreis von Freunden zu erwerben. Es wäre falsch anzunehmen, daß diejenigen, die an der Spitze eines künstlerischen Unternehmens solcher Art stehen, völlig und unbeschränkt seinen Geist und seine Form bestimmen können. Wir sind nur der eine Teil der wohl ins Leben rufen, aber nicht erhalten kann. Die Freunde des Blattes machen den Geist des Blattes oder sie bilden ihn nach ihrem eignen Bild. So hat der Simplicissimus in den letzten Monaten einen Charakter angenommen, der ihn scharf und deutlich von allen deutschen Wochenschriften unterscheidet und wie ihm die gewonnene Eigenart die Kraft giebt, den Weg, der vor ihm liegt ohne Wankelmut weiterzugehen, wird auch sein innerer Reichtum, wird auch die Zahl seiner Anhänger mehr und mehr wachsen. Wir sind gern bereit denen, die für den Simplicissimus Interesse fassen, probeweise Nummern abzugeben und bitten zu diesem Zweck um möglichst zahlreiche Angabe von Adressen.

München, Kaulbachstraße 51a.

Die Verlagshandlung und Redaktion.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Genrebild, Gedicht von J. P. Jacobsen

(Zeichnung von R. M. Eichler)



1. Jahrgang Nr. 40 — Preis 10 Pfg. — 4. Januar 1897

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Sylvestertraum

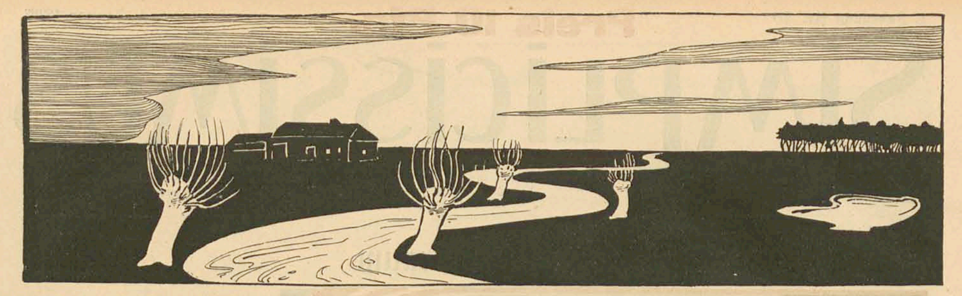
(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Es steht der Zeiger nun auf Mitternacht,
Und seltsam dünkt mir heute diese Stunde.
Mir ist, als hab' es ferne still gelacht,
Die alte Erde macht wohl ihre Runde.

Sie trägt die Züge einer alten Frau,
Zwei Kinderaugen treten aus den Lidern.
Sie spielt, sie schmückt beständig ihren Gau
Mit lebenden und toten Menschengliedern.

Einst hält sie meinen Schädel in der Hand.
Vorbei. Sie rollt ihn lächelnd zu den andern,
Greift einen neuen Sohn aus dem Gewand,
Läßt ihn ein Weilchen an dem Garne wandern.

Emanuel von Bodman



Das gestohlene Dokument

Von Heinrich Mann

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Das plötzliche und für uns schmerzliche Hinscheiden des Herrn Geheimrat Glumkow, vortragenden Rats im Ministerium des Innern, giebt noch immer Anlaß zu den verschiedensten Kommentaren. Wir verstehen sehr wohl, daß das gewissermaßen auffällige Betragen, das unser Verwandter kurz vor seinem Tode an den Tag legte, einen Verdacht in weitere Kreise dringen ließ, der ihn mit jenem, damals die öffentliche Meinung in hohem Grade beunruhigenden Vorfall in dem Ministerium, dem er als Beamter angehörte, in Verbindung brachte. Inzwischen ist, wie Sie wissen, der Thäter ermittelt worden, und zwar in einer ganz anderen Person, als der jenes Agenten, als dessen Mitschuldigen sich unser Verwandter in seiner unglückseligen Verwirrung betrachtete. Aber „semper aliquid haeret“.

Um das Andenken eines in jeder Beziehung untadeligen Beamten von gegenstandslosem Verdachte zu reinigen, halten wir, seine Familie, es nunmehr für angemessen, den Thatbestand jener Angelegenheit, soweit er den Verstorbenen angeht, in seinen eigenen täglichen Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Wir stellen Ihnen dabei anheim, die etwa kompromittierenden Personalien, die darin zur Sprache gelangen, nach Gutdünken unkenntlich zu machen.

Für die Familie des Geheimen Rats Glumkow
in vollkommener Hochachtung
ergebenst
Dr. Albert Glumkow, Gymnasial-Professor.

* * *

Donnerstag, 2.

Diesmal muß ich es als eine wirkliche Zurücksetzung auffassen. Obwohl ich an der Ausarbeitung der neuen Umsturzvorlage den Hauptanteil habe, ist die Vertretung des Ministers im Reichstage nicht mir, sondern dem Geheimrat v. Ehwald übertragen worden. Mit dem Gesetz wird zwar auch diesmal nicht viel zu machen sein, so gut wir die öffentliche Meinung fortdauernd bearbeiten mögen. Die Roten haben zuviel heimliche Bundesgenossen im Reichstage. Alles was „sozial“ angekränkelt ist, fühlt sich durch unsere Vorlage betroffen. Also im Grunde ein undankbares Geschäft sie zu vertreten. Aber es bringt einen doch in Sicht. Man empfiehlt sich, je unwahrscheinlicher ein Erfolg ist, desto mehr durch Überzeugungstreue. Auf alle Fälle ist es ein Affront, nach dem es eigentlich nur noch den Abschied giebt Der ist aber unmöglich aus den bewußten Gründen — ich möchte das Gesicht meiner l. Frau bei der Nachricht sehen —; oder aber dem Ehwald ist ein Stein hinzuwerfen. Er ist eine Null, nur dekorativ und sich Sr. Excellenz empfehlend. Man muß die Amendements abwarten, die der nächste Ministerrat bringen wird. Ehwald, den ich unter irgend einem Vorwand im Stich lassen kann, wird zu ihrer Abfassung unfähig sein.

Sonnabend, 4.

Wieder ein Dokumentendiebstahl im Ministerium. Es ist unerhört. Ich sehe noch den unglücklichen Kanzleidirektor Brummer vor mir, wie er unter dem Blick des Ministers zusammenknickte. Ich erkannte unsere gutmütige Excellenz gar nicht wieder. Aber es ist wahr, daß der Spaß aufhört, wenn die geheimsten Falten unserer Aktenmappen nicht mehr vor den Helfershelfern der Roten sicher sind. Wir könnten schließlich unsere Kanzleien gleich mit den Bureaus des Vorwärts vereinigen, das würde das Budget nicht unwesentlich entlasten. Hätte ich nur nicht der ganzen Scene zwischen Sr. Excellenz und Brummer beiwohnen müssen! Es war kein Abgang thunlich. 20 Beamte standen herum, wie zu einer fürchterlichen Musterung. Ich bin noch ganz überwältigt. Dem Mann sind die stillen Freuden des a. D.-Standes sicher. Und wäre es nicht vorsichtiger, ich möchte sagen staatsmännischer, ihm gleich nachzufolgen, anstatt einen ähnlichen Anlaß abzuwarten — der alle Tage eintreten kann? Aber der Ministerrat steht noch bevor; er kann Ehwald teuer zu stehen kommen. Wir werden ja sehen.

Mittwoch, 8.

Schlimme Tage. Ich bin seit der Brummerschen Sache noch immer fieberhaft erregt und trage so etwas, wie die Vorahnung eines Unglücks mit mir herum. Unsinn. Als ob es hieran nicht gerade genug wäre. Beßhardt erfüllt mich auch mit den gemischtesten Gefühlen, so oft ich genötigt bin, seinen Rapport entgegenzunehmen. Er hat von seinen mannigfachen früheren Berufsarten — Wechselagent und Reisender in Glanzwichse, glaube ich — eine biedermännische Kraft der Überzeugung von der Güte der Sache, die er vertritt. Als Agent provocateur ist er vollkommen oller ehrlicher Seemann. Es wirkt ja ganz komisch, wenn er sich über die Treulosigkeit eines von ihm angeworbenen Roten entrüstet, der auf dem Wege war, ihn den Genossen zu verraten. Kaum habe er ihn noch kalt stellen können. Er erzählt lauter solche Geschichten, die höchstens ins Polizeipräsidium gehören, bei uns aber dem Orte keineswegs angemessen sind. Und wenn der Mensch seine laute Biedermannsstimme mäßigen könnte. Unmöglich; in meinem Vorzimmer wäre alles zu hören gewesen. Ich mußte mit ihm in Ehwalds (der gerade abwesend war) Kabinet eintreten, wo man sicher ist. Aber sich mit Beßhardt allein zu befinden, ist auch kein Vergnügen. Es kompromittiert einen gewissermaßen. Jedermann fühlt, daß der Mensch, wie er die Genossen an uns verrät, gerade so gut auch imstande wäre, uns an die Genossen zu verkaufen. Man kann in diesen Zeitläuften, wo, natürlich abgesehen von Sr Excellenz, niemand hoch genug steht, um ganz außer Verdacht zu bleiben, gar nicht vorsichtig genug sein. Der Mensch hat ein gewisses Augenzwinkern, womit er einen, ich möchte fast sagen, zu seinem Complicen macht. Na, er tritt morgen seine Provinztour an, um die Stimmung zu gunsten unserer Pläne zu bearbeiten. Ich werde einige Zeit von ihm befreit sein.

Sonnabend, 11.

Die Sache ist schief gegangen. Ehwald hat Glück gehabt, wie alle diese repräsentativen Strohköpfe. Die Minister machen dem Entwurf weiter keine Schwierigkeiten. E. ist der Blamage entgangen. Als ich den Minister heute behutsam sondierte, übrigens ohne nennenswerte Hoffnung, winkte er mir deutlich ab. „Mein lieber G., Sie sind ehrgeizig. Wir müssen alle ehrgeizig sein. Aber Sie sind *zu* ehrgeizig.“ Er sah mich bei dem letzten Wort schief an und wand sich hin und her, als hätte er eigentlich „aufdringlich“ sagen wollen. Wie gesagt, nicht daß ich etwas anderes erwartet hätte. E. sitzt zu fest im Sattel. Se. Excellenz ist auch nicht unbeeinflußbar und Frau v. E. ist sehr schön . . . Aber ich schreibe Unvorsichtigkeiten. Ein leichtes Fieber läßt mich seit 8 Tagen nicht los.

Montag, 13.

Das ist das Unglück, das ich erwartet habe. Sage mir noch einer, es gebe keine Ahnungen! Es ist schlimmer, als sich aussprechen läßt. Mir schwindelt, wenn ich an die Minute denke, als Heidstetten mit dem Vorwärts in der Hand auf mich losstürzt. Ohne ein Wort gelesen zu haben, weiß ich sofort alles. Es kann ja nur Das sein. So ziemlich das gefährlichste Stück Papier, das zur Zeit im Ministerium existiert. Eine Zusammenstellung alles Materials, das die einzelnen Agenten, die einander nicht kennen, dem Polizeipräsidium geliefert haben. Eine vollständige Liste aller unserer „Anarchisten“, der Preis eines jeden Mannes dabei bemerkt, bis auf die Zuschüsse der Blätter, die den alten Vorwärts-Despoten im eigenen Lager beunruhigen. Kurz, eine förmliche Heerschau über die gesamten, von uns gegen die Roten ins Feld gestellten Mob-Bataillone. Und der detaillierte Schlachtplan für den zu veranstaltenden großen Putsch in der Linienstraße, der unserer Vorlage die nötige Schwungkraft geben sollte. Die Vorlage ist nun so gut wie bestattet, der Minister hat einen Stoß erhalten, — wer weiß, ob er sich bis zur Reichstagseröffnung davon erholt? Er wütet nicht, wie das vorige Mal, das war Kinderspiel. Er geht blaß und mit zusammengekniffenen Lippen umher, jeden wie seinen Feind musternd. Im ganzen Hause herrscht Leichengeruch, scheint mir.

Später:

Nun ist es heraus und das erfahre ich erst jetzt! Das Dokument, das sich natürlich heil und sicher vorgefunden hat — die Kerle verstehen zu photographieren — lag vor der That *in Ehwalds Kabinet!* Der Minister hat ihn bis zuletzt halten wollen, daher das verspätete Bekanntwerden des Umstandes. E. liegt nun am Boden, urplötzlich umgeworfen, hoffnungslos geliefert, mausetot für immer. Aber darf ich triumphieren? Da der infame Abdruck heute erschienen ist, so nimmt man an, daß der Diebstahl vorgestern stattgefunden habe, natürlich in Ehwalds Abwesenheit. Und ich — ich habe eine halbe Stunde in dem Unglückszimmer zugebracht, mit Beßhardt zusammen. Wir sind direkt vom Korridor eingetreten; daß uns jemand gesehen hat, bezweifle ich. Aber *wenn* ich bemerkt worden bin? . . . Man hätte keine Feinde, wenn nicht ein Verdacht auf mich fiele.

Später:

Ich war zu aufgeregt, um weiter zu schreiben. Nun kann ich diese unsinnigen Zeilen nicht undementiert dastehen sehen. Wovon rede ich? Wer bin ich denn, daß jemand es wagen sollte, mich, den Geheimrat Glumkow, mit den geschworenen Feinden von Thron und Altar, von Staat und Gesellschaft zusammen zu nennen, zusammen mit der Rotte! Wenn irgend ein Beamter, ganz abgesehen von Verdienst, einfach in seinem Pflichtbegriff untadelig dasteht, so bin ich's. Erst jetzt wird mir klar, wie einzig wahr die Auffassung meiner Stellung ist, der ich immer gefolgt bin; ohne „Tendenzen“, ohne „soziale“ Modekrankheit, ohne Nachgeben nach links oder rechts. Ich habe immer ruhig den Wink von oben abgewartet und niemals die unstatthafte Eitelkeit hervorgekehrt, die man hochtrabend Persönlichkeit nennt und die stets nur kompromittiert. Als Beamter war ich ehrgeizig, als Mensch nicht im geringsten. Wer auf mich den Verdacht lenken wollte, würde einfach für wahnsinnig gehalten werden, dessen bin ich gewiß . . . Zwar, was ist noch gewiß? Der Minister soll geäußert haben, daß er *sich selbst* nicht mehr traue. *Darf ich mir* denn noch trauen? Ach, lassen wir die zwecklosen Fragen. Ich werde wieder Chinin nehmen müssen. Meine Temperatur steigt des Abends nicht unbedenklich.

Dienstag, 14.

Ganz mit kaltem Schweiß bedeckt, bin ich aufgewacht. Es war ein grauenhafter Traum. Ich durchlebte die ganze Scene in Ehwalds Kabinett noch einmal. Beßhardt erzählte mir seine Gaunereien mit einer Vertraulichkeit, als ob er mich jeden Augenblick auf die Schulter klopfen wollte. Unser Einverständnis wurde mit seinem gewissen Augenzwinkern besiegelt. Ich reichte ihm das Dokument hin, das ich von seinem Platze nahm, den ich genau kenne. War er mir denn gestern schon bekannt? Aber heute, wie gesagt, kenne ich ihn und weiß auch, daß er mir *damals* bekannt war . . . Mir fällt auf, daß ich mich ganz so ausdrücke, als wenn der Traum den *wirklichen* Vorgang wiederholt hätte?

Abends:

Gut, daß ich mich den ganzen Tag zu Hause gehalten habe. Ich fühlte mich wie zerschlagen, unfähig zu irgend einer Bewegung, wie zu irgend einer Ideenfolge. Ich habe all' die Stunden keinen Gedanken gefaßt. Das ist eine rechte Erholung. Ich darf hoffentlich die Krise der kleinen Krankheit, die ich mir infolge des bedauerlichen Ereignisses zugezogen hatte, als überwunden betrachten.

Mittwoch, 15.

Die Krise ist allerdings vorüber. Ich habe befriedigend geschlafen und mein Kopf ist völlig klar. Ich zweifle jetzt nicht mehr, daß mein sogenannter Traum nur eine lebhafte Erinnerung an das wirklich Vorgefallene war. *Ich habe das Dokument gestohlen.* Das finde ich jetzt ganz erklärlich. Hatte ich nicht das lebhafteste Interesse an Ehwalds Sturz? Ehrgeiz ist nicht einmal ein unedles Motiv. Auch habe ich die Vorahnung meiner That gehabt, die mir durch frühere Fälle des Abhandenkommens von Aktenstücken eingegeben ist. Warum ich die That vergessen hatte? Vielleicht infolge der jedenfalls großen Aufregung, in der ich sie verübt habe, — vielleicht, daß ich es geradezu in Autosuggestion that. Die Frage gehört möglicherweise den Ärzten, mich geht sie nichts an . . . Ich gehe merkwürdig leicht über das wichtige Verantwortlichkeitsproblem hinweg. Aber es ist noch viel wichtiger, das Dekorum zu wahren. Habe ich aus der vollendeten Thatsache die Konsequenz zu ziehen, so besteht sie in ruhiger Haltung und Vorsicht. Zur Kopflosigkeit ist kein Grund. Denn wer weiß etwas Sicheres, außer mir und Beßhardt? Mich beargwöhnen, käme einer Beleidigung gleich. Und wer hätte ein Interesse daran? Ich habe jetzt meine Familie zu verteidigen, in der die altpreußische Beamtenehre niemals wanken wird. Kann ich mir denn überhaupt meine Frau vorstellen, wie sie die Nachricht empfängt, ihr Mann, der Geheimrat Glumkow, habe gestohlen? Unsinn. Ich verteidige aber auch den Staat. Denn die Regierung hat ein

dringendes Interesse daran, daß der Dieb unbekannt bleibe, daß mindestens kein hochgestellter Beamter als Thäter entdeckt werde. Das fehlte noch zur Vervollständigung des Skandals. Ich bin mir bewußt, als Mensch, wie als Beamter, vollkommen pflichtgemäß zu handeln.

Abends:

Der Blick des Ministers hat mich doch dekonzertiert. Es lag eine solche Vorsicht darin, kälter als die meinige. Sollte er schon etwas wissen? Bah, was hätte ich von ihm zu fürchten! Falls er sich nicht selbst verloren fühlt und im Stolpern aus Rache noch einen Gewaltstreich vollführt. Er könnte der schönen Frau v. Ehwald eine letzte Gefälligkeit erzeigen, wenn er mich bloßstellte, um die Ehre ihres Gatten zu retten. Ich bereue es jetzt, gestern nicht ins Ministerium gegangen zu sein. Man hat dort inzwischen neue Betrachtungen über den Fall angestellt, offenbar in einer gewissen Richtung. Bei meiner Scheu, bestimmte Fragen zu stellen, kann ich nicht dahinter kommen. Es wird mir doch schwerer als ich dachte, dies wichtige Geheimnis zu bewahren. Ich habe im Heucheln keine Übung, weil ich mir nie eine Meinung gestattet habe, die ich nicht auch höheren Ortes hätte aussprechen können. Der ungewohnte Zustand greift mich mächtig an, ich fühle das Fieber wiederkommen.

Donnerstag, 16. Mittags:

Eine erbärmliche Nacht. Es war mir beim Aufwachen, als ob ich mich mit Beßhardt gestritten und sehr laut gesprochen habe. Trotz meiner gereizten Schlaffheit bin ich ins Amt gegangen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß man dort in meiner Abwesenheit den Fall kommentiert. Ich bin aber nur kurze Zeit geblieben, aus Furcht, mich vollends zu verraten. Denn daß sie es jetzt wissen, mindestens ahnen, ist mir ziemlich unzweifelhaft. So oft ich mich einer Gruppe von Kollegen näherte, steckten sie die Köpfe zusammen und ich hörte deutlich meinen Namen flüstern. Mehrmals muß Heidstetten es auch gehört haben, gegen den sie reserviert sind, weil er als mein Intimus gilt. Als ich ihn das erste Mal fragte, was man von mir wolle, schien er nicht zu verstehen. Das zweite Mal sagte er: „Wir sprachen ja neulich von Hallucinationen? Na, wollen Sie mir glauben, daß ich gestern nachts beim Nachhausekommen auch welche gehabt habe? Nach den Aufregungen dieser letzten Zeit kann das dem gesündesten Menschen passieren. Man wird nervös. Thatsächlich, was wir jetzt durchzumachen haben . . .“ Das „wir“ betonte er in ungerechtfertigter Weise und sah mich dabei starr an. Der Minister hat sich nicht blicken lassen, oder vielleicht bin ich ihm ausgewichen.

Abends:

Meine Sache steht noch schlimmer, als ich glaubte. Meine Frau ist nicht mehr ahnungslos. Bei Tische war sie schweigsam und schien mich doch zum Reden veranlassen zu wollen. In meinem Unwohlsein sah sie offenbar keinen hinreichenden Grund für meine Zurückhaltung. Als später Besuch kam, gab sie mir eilig einen Vorwand, mich zu entfernen. Wie habe ich daran nur nicht früher gedacht! Gegen alle andern würde ich den Kampf aufnehmen. Aber meine Frau! Ich habe ihr von jeher alles gesagt, was sie zu wissen wünschte. Dies Geheimnis kann nicht zwischen uns bestehen. Ich habe die positive Gewißheit, daß ich es werde gestehen müssen, vielleicht in 8 Tagen, vielleicht morgen. Und darauf das Zusammenleben? Das ist unmöglich. Sie darf nichts Bestimmtes wissen. Aber die jetzige Lage ist unhaltbar. Ich müßte mich also — davon machen, — es ist schwer auszusprechen, — mich aus der Welt schaffen . . .

Später:

Der Gedanke kam so plötzlich und ist doch, selbst in meinem jetzigen Zustande, recht schwer zu fassen. Ich bin eine Stunde lang auf und nieder gegangen und fühle das Fieber wieder überhandnehmen. Wenn das nur nicht wäre. Man hat alle seine Kraft nötig, um sich zusammenzuhalten, etwas Gefährliches gut verschlossen bei sich zu behalten, und verfällt in einen Zustand, in dem man sich durch ein Wort den Hals abschneidet. Wir haben manchmal über solche Sachen gesprochen, Heidstetten, Schelsky und ich. Heidstetten wollte wissen, daß die Affäre zwischen Oberst v. Kapman und Assessor Holbehn durch eine Krankheit der Frau v. K. veranlaßt sei. Sie habe im Fieber ihr Verhältnis zu Holbehn eingestanden. Schelsky, der in solchen Kreisen verkehrt, erzählte von dem letzten großen Börsengewinnst des Kommerzienrats Bertheim. Frau v. Paukus, mit der er ein Verhältnis unterhält, hinterbrachte ihm ein Geheimnis, das ihrem Manne während eines Fieberanfalles entfahren war. Das sind so Geschichten, über die man bei Huth, eine Flasche Rotspon zwischen drei Freunden, herzlich lachen kann. Heute jagen sie mir blasse Furcht ein. Ich zittere und bin bei meiner Aufregung doch so ermattet, daß ich meine Beine nicht fühle. Wenn ich jetzt vom Stuhl aufstände, würde ich zusammensinken. Ich werde ernstlich krank werden, hilflos zwischen den Händen Fremder, des Arztes, des Wärters, denen ich meine Seele ausschütte. Das darf nicht sein, der Gedanke daran ist schon zu viel. Mein ganzer Stolz, mein Ehr- und Pflichtgefühl bäumt sich dagegen auf. Ich weiß, was ich meiner Familie schuldig bin, fünf Generationen ehrenwerter Beamten — und meiner Frau. Gegen den Toten wird man Rücksicht üben, auch die Pension wird ihr gesichert sein. Ebenso ist das Regierungsinteresse dann hinlänglich gewahrt. Man kennt den Thäter und wird sich, froh, dem Eklat entgangen zu sein, mit seinem Verschwinden begnügen. Ich werde in jeder Beziehung meine Pflicht gethan haben. Indes will ich mir nichts vormachen. Man macht sich ja vieles vor. Aber mit dem geladenen Revolver vor sich auf dem Tisch ist eigentlich kein Grund mehr dazu. Als ich vorhin an die Stunden bei Huth dachte und an die freundschaftlichen Plaudereien, fiel mir wohl ein, daß das nun auch vorbei ist. Ich kann ja keinen Menschen mehr ohne Mißtrauen ansehen. Die kleinen Behaglichkeiten, die zusammen das Leben erträglich machen, sind mir verloren. Was ich vorhabe, thue ich also auch meinetwegen.

Später:

Ich habe es doch nicht gleich thun mögen. Das Fieber scheint durch die Beichte, die ich mir abgelegt habe, etwas beruhigt zu sein. Diese Nacht will ich mir noch geben — probeweise. Wenn nur Beßhardt aus Breslau wieder zurück wäre. Ich könnte ihn fragen, ob alle Vorkehrungen getroffen sind, daß wir unentdeckt bleiben. Aber er kommt erst am 22. und bis dahin kann alles verloren sein.

Freitag, 17.

Es ist nun entschieden. Beim Erwachen — sehr spät, so daß meine Frau oder die Dienstboten etwas gehört haben müssen — hatte ich noch den lauten Klang meiner Stimme im Ohr. Ich schrie in Gegenwart von Ehwald, Sr. Excellenz, Heidstetten, Beßhardt und aller Leute, die mich höhnisch angrinsten, mein Geständnis: „Ich habe das Dokument gestohlen.“ Es ist also nichts mehr zu machen, ich muß vor mir selbst entfliehen. Ich überlege, ob ich diese Aufzeichnungen vernichten soll. Indes ziehe ich vor, sie so wegzulegen, daß nur meine Frau sie finden kann. Ich bin gewiß, daß sie ihr nichts neues sagen werden. Aber meine offene Beichte wird ihr die Überzeugung geben, daß ich recht gehandelt habe und sie für mein Andenken milder stimmen.

Die Zukunft gehört den Hallunken

Viel Jahre hat er mit kräftiger Faust
Den schweren Hammer geschwungen
Und, wild von tötlicher Lohe umbraust,
Das starre Eisen bezwungen.

Nie ist ihm gebrochen sein mannhafter Mut
Vor drückender Alltagsfrone,
Er hat gelacht über Mühen und Glut
Mit freiem, hoffenden Hohne.

Ihm glänzte vor Augen der Rache Tag,
Da schwielige Fäuste hienieden
Mit hellauf jauchzendem Hammerschlag
Sich güldene Freiheit schmieden.

Doch heimlich nagte des Zweifels Wurm
In seinen verborgensten Tiefen,
Und heute nacht erwachten zum Sturm
Die Kräfte, die lange schliefen.

Es glimmen hervor aus des Dunkels Schoß
Viel irrende, bläuliche Lichter,
Und plötzlich stürmen wild auf ihn los
Zwei lumpige Galgengesichter.

Sie bohren ihm tief in die keuchende Brust
Ein kaltes, spitziges Eisen
Und schwingen die Hämmer voll höhnischer Lust
Und singen gellende Weisen:



(Zeichnung von J. B. Engl)

„Wir sind die kalten Söhne der Nacht,
Die den tiefsten Tiefen entstammen,
Wir suchen nach Herzen, von Hoffnung entfacht,
Nach heimlich glimmenden Flammen.

„Wir glühn unser Eisen in fremder Glut
Unser Ambos sind fremde Leiber,
Wir stacheln euch auf zu lodernder Wut,
Sind nimmer rastende Treiber.

„Wir schüren die Lohe und schmieden das Schwert
Und bald wird der Morgen tagen,
Da werden die Flammen, die schlau wir genährt,
Empor bis zum Himmel schlagen.

„Und haben sie unsere Arbeit gethan,
Dann löschen wir mächtig die Funken,
Dann reift uns die Frucht von eurem Wahn:
Die Zukunft gehört den Hallunken.“

So tönt ihr Lied, es dröhnt mit Macht
Vor der sausenden Hämmer Hieben
Seine keuchende Brust, bis er erwacht,
Vom grauenden Morgen getrieben.

Die Dämmerung schreckt ihn zur Arbeit empor,
Der wüste Traum ist versunken,
Doch gellend hallt es ihm nach im Ohr:
Die Zukunft gehört den Hallunken.

Korfiz Holm

Winter

(Zeichnung von R. M. Eichler)

Hembach u. Co.

Es ist doch schon so lange her.
Der weiße Winter wohnt im Park.
Mein Herz ist kalt, mein Herz ist leer,
Mein Sinn ist leicht, mein Mut ist stark.

Was ist denn eigentlich geschehn,
Daß sich erhebt der alte Drang?
Ich habe heut im Schnee gesehn
Die alte Bank im Laubengang.

Da hat mein Sehnen ungestillt
Dein längst vergess'nes Bild umloht.
Mein Herz ist heiß, mein Herz ist wild,
Mein Sinnen schwer, mein Mut ist tot.

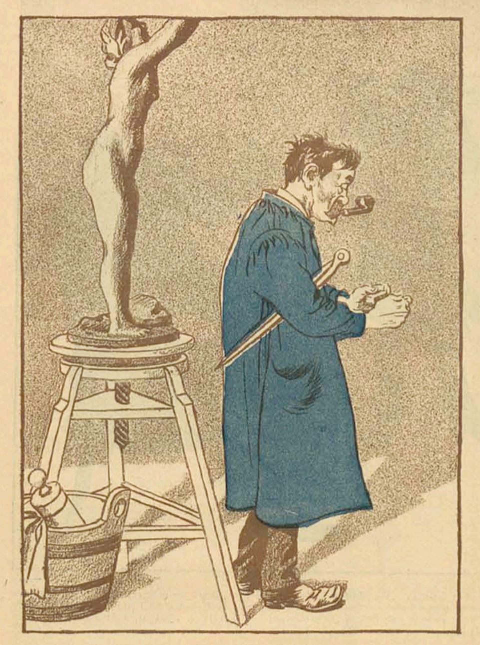
Hembach u. Co.

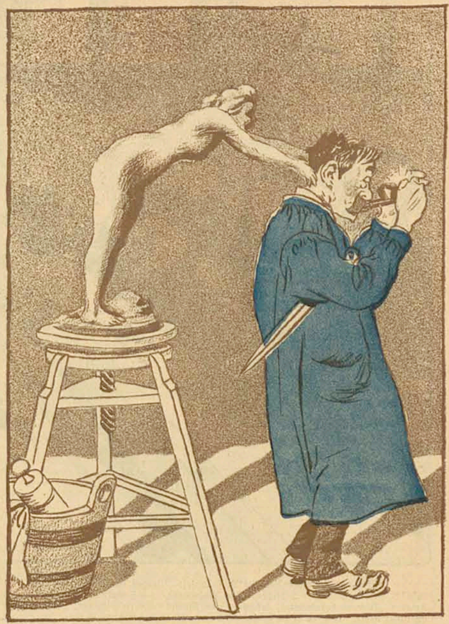
Verlassen

(Zeichnung von Fidus)

Die verliebte Statue

(Zeichnung von E. Thöny)



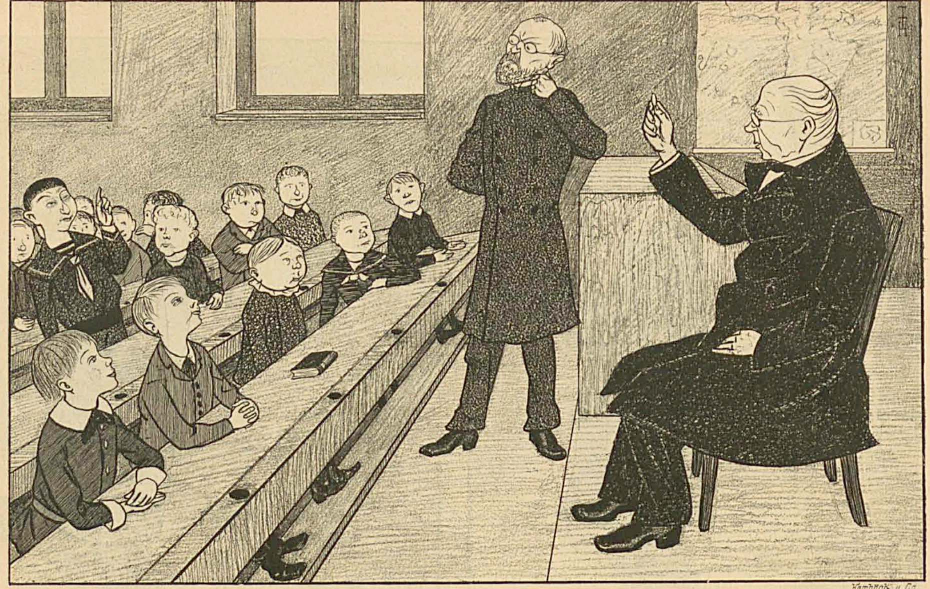






Ein Eklektiker

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Schulrat (in einer Berliner Volksschule): „Welches ist die heiligste Liebe?" — Ein Schüler: „Die Mutterliebe." — Schulrat: „Wißt Ihr nicht eine Liebe, die noch höher steht?" — Ein anderer Schüler: „Die Kindesliebe." — Schulrat: „Ich meine noch eine andere Liebe" — Schweigen. — Schulrat: „Denkt noch einmal nach." Zieht eine Mark heraus: „Wer es beantwortet, bekommt eine Mark." — Ein Schüler: „Die Liebe zu unserm Herrn und Heiland Jesus Christus." — Schulrat: „Jawohl, mein Sohn! Hier hast du deine Mark. Wie heißt du denn, mein Sohn?" — Schüler: „Moses Itzigsohn."

F. W.

Der Dieb

Von Guy de Maupassant

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß man es mir nicht glauben wird?" — Erzählen Sie immerhin.

„Ich thu' es gerne, doch fühle ich zunächst das Bedürfnis, Sie zu versichern, daß meine Geschichte in allen Punkten wahr ist, so unwahrscheinlich sie auch lauten mag. Nur die Maler werden darob nicht erstaunen, namentlich die alten nicht, welche sich selber noch jener Epoche unsinniger Überspanntheiten und Narrenstreiche erinnern, jener Zeit, da die Spaßmacherei so stark in Blüte stand, daß sie in die ernstesten Angelegenheiten überfloß."

Und der alte Künstler setzte sich rittlings auf einen Stuhl und erzählte:

„Wir hatten bei dem armen Sorieul, der jetzt tot ist, aber damals der wildeste unter uns war, zu Abend gespeist. Wir waren nur unser drei: Sorieul, ich und Le Poittevin, glaube ich, aber ich möchte es nicht beschwören, daß er es gewesen. Wohlverstanden, ich spreche vom Marinemaler Eugen Le Poittevin, der ebenfalls tot ist, und nicht vom Landschaftsmaler, der noch rüstig unter uns lebt und sich seines großen Talentes freut.

Bei Sorieul speisen und betrunken sein, war eins. Poittevin allein war noch bei klarem Verstande, wenn er auch etwas angesäuselt sein mochte. Wir waren damals noch jung und grün. Auf Teppichen ausgestreckt, schwatzten wir in dem kleinen Zimmer, das ans Atelier stieß, das tollste Zeug zusammen. Sorieul, der, die Füße auf einem Stuhl, rücklings auf dem Boden lag, schilderte Kriegserlebnisse, und kam auf die Uniformen zur Zeit des Kaiserreiches zu sprechen; plötzlich stand er auf, und nahm aus seinem großen Requisitenkasten eine vollständige Husaren-Uniform heraus und zog sie sich an. Hierauf nötigte er Le Poittevin sich als Grenadier zu verkleiden. Und als dieser sich weigerte, packten wir ihn, zogen ihn aus und steckten ihn in die riesige Uniform, in der er fast ertrank.

Ich selbst stand bald als Kürassier da und Sorieul ließ uns eine schwierige, militärische Bewegung ausführen. Dann rief er aus: Da wir nun heut abend einmal Haudegen sind, so laßt uns auch wie Haudegen saufen".

Ein Punsch wurde angezündet und verschlungen, und zum zweitenmal schlug die Flamme aus der mit Rum gefüllten Bowle. Wir sangen aus voller Kehle alte Lieder, die vor Zeiten die ausgedienten Kommis-Soldaten der großen Armee gegröhlt hatten.

Plötzlich hieß uns Le Poittevin, der bei aller Schwelgerei Herr seiner selbst blieb, schweigen und nachdem wir uns einige Sekunden stille verhalten, sagte er leis: „Ich bin sicher, im Atelier Schritte gehört zu haben." Sorieul stand auf, so gut er konnte und rief: „Ein Dieb! Ein Dieb! Welch herrliche Aussicht!" Dann stimmte er die Marseillaise an:

„Auf, zu den Waffen, Bürger!"

stürzte auf den Waffenkasten zu, schloß auf und rüstete uns noch ziemlich unsern Waffengattungen entsprechend aus. Ich erhielt eine Muskete und einen Säbel; Le Poittevin ein riesiges Gewehr mit Bajonnet, und Sorieul selber, als er nicht fand was zu seiner Uniform paßte, riß eine Sattelpistole heraus, die er in den Gurt steckte und ein Enterbeil, das er über dem Kopf schwang. Dann öffnete er vorsichtig die Thür zum Atelier und die ganze Armee betrat das verdächtige Gebiet.

Als wir bis in die Mitte des geräumigen Zimmers, das mit ungeheuren Leinwänden, sonderbaren Geräten und Gegenständen versperrt und übersät war, vorgedrungen waren, hielt Sorieul eine Ansprache an uns: „Ich ernenne mich zum General, und nun wollen wir Kriegsrat halten. Du, das Kürassier-Regiment, schneidest dem Feind den Rückzug ab, das heißt, Du schließt die Thür mit dem Schlüssel. Du, das Grenadier-Bataillon, dienst mir als Bedeckung.

Ich führte die befohlene Bewegung aus und schloß mich dann dem Gewalthaufen an, der eben eine Rekognoszierung unternahm.

Als ich hinter einer großen spanischen Wand zu ihnen stoßen wollte, entstand ein gräßliches Geräusch. Ich stürzte hinzu, die Kerze in der Hand, und sah wie Le Poittevin soeben mit seinem Bajonnet einer Modellgruppe die Brust durchstochen und Sorieul ihr mit dem Enterbeil den Kopf gespalten hatte. Als man den Irrtum erkannte, ermahnte der General uns zur Vorsicht, und die Operationen begannen von neuem.

Während wenigstens 20 Minuten hatten wir alle Winkel und Schlupfwinkel des Ateliers erfolglos durchstöbert, als Le Poittevin auf den Gedanken kam, einen ungeheuer großen Wandschrank zu öffnen. Er war tief und dunkel; aber als ich mit der Kerze hineinzündete, wich ich bestürzt zurück; da drinnen lag ein lebender Mensch, der mich deutlich angeblickt hatte.

Sofort schloß ich den Wandschrank wieder indem ich den Schlüssel zweimal drehte und wir hielten neuerdings Kriegsrat.

Die Ansichten waren sehr geteilt. Sorieul wollte den Dieb ausräuchern, Le Poittevin sprach davon, ihn durch Aushungerung zur Übergabe zu zwingen, während ich den Vorschlag machte, den Wandkasten mittels Pulver in die Luft zu sprengen.

Die Ansicht Le Poittevins drang durch; und während er nun mit seiner langen Flinte die Wache bezog, holten wir unsere Punschreste und die Pfeifen, worauf wir uns alle vor dem vorschlossenen Schrank aufpflanzten und dem Gefangenen zu tranken.

Nach Verlauf einer halben Stunde meinte jedoch Sorieul: „Und wenn schon, ich möchte mir den Kerl doch näher ansehen. Wie wär's wenn wir uns seiner mit Gewalt bemächtigten?"

Ich schrie: „Bravo!" Jeder eilte zu seinen Waffen; die Tür des Wandschrankes wurde geöffnet und Sorieul, der seine ungeladene Pistole lud, stürzte voran.

Wir folgten ihm unter Siegesgeheul. Da es im Schrank ganz dunkel war, setzte es ein schreckliches Zerren, Stoßen und Hauen ab; und erst nach einem gräßlichen Kampf gelang es uns, einen alten, schmutzigen und zerlumpten Banditen mit ergrautem Haar ans Licht zu ziehen.

Man band ihm Hände und Füße und setzte ihn in einen Sessel. Er sprach keine Silbe.

Hierauf wandte sich Sorieul in feierlicher Betrunkenheit an uns: „Jetzt wollen wir dem Elenden das Urteil sprechen."

Ich war derart angestochen, daß dieser Vorschlag mir durchaus natürlich vorkam.

Le Poittevin hatte die Verteidigung und ich die Anklage zu übernehmen.

Er wurde mit Einstimmigkeit — eine Stimme, die des Verteidigers ausgenommen — zum Tode verurteilt.

„So, nun wollen wir ihn hinrichten" sagte Sorieul. Da kam ihm aber ein Bedenken: „Dieser Mensch darf nicht ohne die Tröstungen der Religion sterben. Man sollte einen Priester holen." Ich entgegnete, daß es zu spät in der Nacht sei. Da machte Sorieul mir den Vorschlag, dieses Amt zu übernehmen, und er ermahnte den Verbrecher, in meinen Busen eine Beichte abzulegen.

Während fünf Minuten sah der Mann erschreckt von einem zum andern, sich angstvoll fragend, mit was für Wesen er es zu thun habe.

Dann sprach er deutlich, aber mit hohler vom Alkohol verwüsteter Stimme: „Sie wollen sich ohne Zweifel lustig machen. Aber Sorieul drückte ihn mit Gewalt auf die Kniee nieder und goß ihm, in der Befürchtung, seine Eltern möchten bei ihm die Taufe unterlassen haben, ein Glas Rum auf den Schädel.

Hierauf sagte er: „Beichte diesem ehrwürdigen Herrn; deine letzte Stunde hat geschlagen."

Nun begann aber der alte Lump in seinem Schrecken so heidenmäßig um Hilfe zu schreien, daß man gezwungen war, ihm mittels eines Knebels den Mund zu sperren, um nicht die ganze Nachbarschaft zu wecken. Er wälzte sich auf dem Boden herum, wand sich und schlug mit Beinen und Armen aus, daß die Geräte übereinander kollerten und manche Leinwand platzte. Endlich wurde Sorieul ungeduldig und rief: „Machen wir ihm ein Ende."

Er zielte auf den am Boden liegenden Elenden, drückte am Abzugsbügel seiner Pistole. Der Hahn klappte unter trockenem Geräusch nieder. Vom Beispiel hingerissen, schoß ich meinerseits. Mein Steinschloßgewehr warf einen ungemein schönen Funken.

Jetzt trat Le Poittevin dazwischen und sprach ernst diese Worte: „Haben wir denn auch das Recht diesen Menschen zu töten?"

Sorieul gab ihm ganz bestürzt zur Antwort: „Wir haben ihn ja zum Tode verurteilt!"

Aber Le Poittevin erwiderte: „Man erschießt Civilpersonen nicht; der da muß dem Henker überliefert werden. Wir müssen ihn auf den Polizeiposten führen!"

Diese Schlußfolgerung schien uns zutreffend.

Man hob den Mann auf, und da er nicht gehen konnte, wurde er auf ein Brett von einem Modelliertisch gelegt und auf demselben festgebunden. Le Poittevin und ich trugen ihn, während Sorieul, bis zu den Zähnen bewaffnet, den Zug schloß.

Vor dem Posten hielt uns die Schildwache an. Der Postenchef, den wir herauskommen ließen, erkannte uns, und da er fast täglich Zeuge unseres Schabernacks, unserer Vexierstreiche und unglaublichen Einfälle war, begnügte er sich damit herzlich zu lachen und wies unsern Gefangenen einfach zurück.

Sorieul beharrte auf der Annahme desselben: da ersuchte uns der Soldat ernstlich, nach Hause zu gehen und keinen Lärm zu machen.

Die Truppe brach auf und rückte wieder ins Atelier ein. Ich warf die Frage auf, was nun mit dem Dieb anzufangen sei.

Jetzt war Le Poittevin gerührt und meinte, der Mann müsse sehr müde sein. Wirklich sah er, wie er so geschnürt, geknebelt und aufs Brett gebunden vor uns lag, aus, als ob er sterben wollte.

Auch mich ergriff jetzt in meinem Trunkenelend ein jähes Mitleid und indem ich ihn von diesem Knebel erlöste, fragte ich ihm: „Nun, mein guter Alter, wie geht es?"

Er seufzte: „Ich habe jetzt genug, Herrgott Sakerment!" Da wurde auch Sorieul väterlich angewandelt. Er befreite ihn von seinen Banden, hieß ihn sich setzen, dutzte ihn, und um ihn zu trösten und zu stärken, machten wir uns alle drei daran, einen neuen Punsch zu bereiten. Der Dieb saß ruhig in seinem Lehnsessel und sah uns zu. Als der Trank gebraut war reichte man ihm ein Glas voll dar — wir hätten's ihm sogar gerne eingeschüttet — und wir stießen zusammen an. Der Gefangene trank für ein ganzes Regiment. Aber als der Tag anbrach, stand er auf und sagte ruhig: „Ich bin genötigt, Sie zu verlassen, da ich nach Hause gehen muß."

Wir waren trostlos und versuchten ihn zurückzuhalten; allein er weigerte sich noch länger zu bleiben.

Wir drückten ihm zum Abschied die Hand, und Sorieul leuchtete ihm in den Hausflur hinaus und rief ihm besorgt nach: „Haben Sie acht auf dem Tritt im Thorweg."

Als er geendigt hatte, lachte man dem Erzähler von allen Seiten herzlich zu. Er stand auf, zündete sich die Pfeife an und fügte, indem er sich breit vor uns hinsetzte, hinzu:

„Aber das Drolligste an meiner Geschichte ist, daß sie wahr ist!"

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1 I am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

Für auswärtige Schüler Pension im Hause.



Das Geheimnis der Schönheiten.

Interessant illustriert.

Herren, Damen besonders.

Buch über 130 Seiten Text.

Gegen 50 Pfg. Marken zu beziehen von

Dr. Meienreis Verlag, Dresden-Blasewitz 4.

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, **reich illustrierter Katalog für 1897** über Tausende von Photogravuren u. Photographien nach hervorragenden Werken klassischer u. moderner Kunst wird gegen 50 Pfg. in Postmarken franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft, Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.



Gratis Illustr. Kataloge üb. Ansichten aus Thüringen, Schweiz etc., **Antiquaria u. Kunst**, Modellstudien.

Probebilder der Ansichten u. Studien gegen 75 Pfennige franco.

Hermann Zieger, Leipzig, Königsstr. 21.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

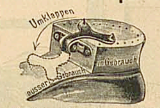
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Patentierte Eissporen.



Gesetzlich geschützt. Diese äußerst praktischen Eissporen sind der beste Schutz gegen Glatteis. Sie sind klein und leicht, beschädigen den Absatz nicht, brauchen nicht von demselben entfernt zu werden, klappern nicht, und sind außer Gebrauch unsichtbar. Gegen vorherige Einsendung von 1 Mark (auch Briefmarken) sonst gegen Postvorschuß zu haben bei

C. A. Stanek in Zittau.

— Wiederverkäufern Rabatt. —

Henrik Ibsen's neues Stück

erschien soeben und ist durch alle **Buchhandlungen**, sowie direkt vom Verleger **Albert Langen, München**, Kaulbachstr. 51a, zu beziehen:

John Gabriel Borkman

Schauspiel in 4 Aufzügen

von

Henrik Ibsen

8°. 12 Bogen. Preis 2 M. 50 Pf.

„NEULAND".

Monatsschrift. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin 4.

Abonnementspreis pro Quartal:

1,30 M. durch Post oder Buchhandel, 160 M. bei direkter Zusendung.

Einzelnummer 50 Pf., mit Porto 60 Pf.

Die soziale Frage ist es, welche in der Gegenwart Politik, Litteratur und Kunst beherrscht. Jeder wahrhaft Gebildete muss der sozialen Frage das höchste Interesse entgegenbringen. Um diesen Interessen zu dienen, um jenen weiten Kreisen, welche an die sozialen Fragen der Gegenwart und die mit ihnen zusammenhängenden Litteratur- und Kunstbestrebungen mit gebührender Sachlichkeit herantreten wollen — geistig befreit von Bildungsphilisterei und Klassenvorurteilen jeglicher Art — ein wissenschaftliches und litterarisches Organ zu bieten, erscheint seit Oktober 1896 die Monatsschrift **„Neuland"**.

„Neuland" bringt Originalarbeiten oder Originalübersetzungen von Trägern der besten Namen des In- und Auslandes. Künstlerische Vignetten und Portraits von Zeichnern ersten Ranges werden die Eleganz der Ausstattung mit dem Werte des Inhalts in Einklang zu bringen suchen.

Soeben erschienen! Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verleger. **Soeben erschienen!**

Mutterlieder

von **Mia Holm**

Illustriert von Adolf Münzer mit 30 Vollbildern und 30 Vignetten

Groß-Quartformat — 60 Seiten

In Original-Prachtband mit Goldschnitt: 10 Mark.

„Zu den wertvollsten Festgeschenken aber rechnen wir eine Sammlung von Liedern, wie sie selten gleich tief und voll erklingen, so schlicht und einfach, so wahr und schön, daß es fast wunderbar berührt in unserer Epoche, wo man das Schöne der Lyrik so oft erst mühsam aus dem dichten Geschlinge des Gekünstelten und Gequälten heraussuchen muß. Es sind die „Mutterlieder" von Mia Holm, auf die wir unsere Leser schon aufmerksam machten, als sie in den Spalten der satirischen Wochenschrift „Simplicissimus" erschienen. So wonnesam sind noch selten die Freude und das Entzücken der Mutter, so erschütternd noch selten ihre hoffnungslosen Klagen gesungen worden. Die ganze Natur verschönt diese tiefe Mutterliebe mit ihrem jauchzenden Blick. Nichts als diese nimmer ermüdende Liebe ist der Ton, auf den alle ihre Lieder gestimmt sind, und trotz dieses einzigen Tones keine Eintönigkeit! Die Verlagsbuchhandlung von Albert Langen (München), Björnsons kunstbegeisterter Eidam, hat jetzt die „Mutterlieder" in einer schönen illustrierten Prachtausgabe gesammelt und sich damit ein Verdienst um die Kunst und den Dank aller Freunde der Poesie erworben. Der Illustrator Adolf Münzer ist im allgemeinen der schlichten Tiefe der Lieder gerecht geworden, nur selten stört ein manierierter oder allzu geistreich reflektierender Zug. Für junge Mütter und alte die jung geblieben sind, wüßten wir kaum ein schöneres Geschenk. Der Preis von 10 M. erscheint für das prachtvoll ausgestattete Werk als nicht zu hoch gegriffen." (Nordd. Allgem. Zeitung vom 8./XII. 96.)

München, Kaulbachstraße 51a. **Die Verlagsbuchhandlung Albert Langen**

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky

Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**

Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1½ Millionen Mark.**

Auskunft — Prospecte gratis.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.

Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.

L. Stader, Kunstbildhauer, **München**, Arcostrasse 12/0.

Dr. Adolf Pfannenstiel's

Heidelbeer-Punsch-Essenz

1/1 Flasche M. 2.50, 1/2 Flasche M. 1.30

ist die **Beste in der Welt** und deshalb überall begehrt. In den feineren Geschäften der Delikatessen- und Kolonialwarenbranche überall vorrätig; wo keine Niederlage sein sollte, wende man sich gefälligst direkt an die

Heidelbeerweinkelterei Regenstauf oder München von **Dr. Adolf Pfannenstiel & Maderholz.**

T. 8086.

Wertvoll für **Aerzte** und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing, erstatteten eidlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung

gegen vorzeitige Schwäche!

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.

Es existiert nichts Aehnliches!

Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme, Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

CLICHÉS für alle Zwecke in bester Ausführung liefern HAMBÖCK & Co. MÜNCHEN Briennerstr. 31-32.

Firmen, die alljährlich eine große Anzahl **Briefcouverts** verbrauchen oder in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.



Soeben erschienen!

ERDE

Ein Gedichtbuch

von

Emanuel Freiherr v. Bodman

Illustrierter Umschlag von **Ludwig Raders.**

8°. 7 Bogen. **Preis 2 Mark.**

In diesem Band befinden sich Verse, die man liest und wieder liest, und man hört nicht auf, über die Fülle und Zartheit der Mittel, über die reichen Ausdrucksformen, die diesem jungen Dichter zu Gebot stehen, zu staunen. Etwas von Eichendorff ist in Bodman, auch etwas von Liliencron, dem modernen Meister, viele Lieder sind wie prädestiniert zu einem frischen, fröhlichen Gesang, und Richard Strauss hat auch eines der frischesten komponiert. Aber die tiefste Kraft des Dichters ruht im Ernsten und Schwermütigen. Hier entfaltet er bisweilen einen hinreissenden Zauber von Stimmungen, eine wundervolle Naturempfindung, und manche Gedichte haben wirklich einen Hauch von Klassicität. Ein prächtiger, von Ludwig Raders gezeichneter Umschlag wird dies Buch zu einem Schmuck des Salons machen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein Tableau (33:32 cm) mit *11 Visitbildern* in Photographie-Druck

Nach Meisterwerken **50 Pf.** in Marken. — **Schöne Frauen** — Moderner Kunst **50 Pf.** in Marken.

versendet der Kunstverlag **Rich. Bong, Berlin W.,** Potsdamerstrasse 88a oder jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes gegen Einsendung

Bildhauer-Atelier A. Ehrl

München, Landwehrstrasse 44, Rgbd. I

übernimmt die Anfertigung von **Büsten, Reliefs, Medaillons, Denkmäler** in moderner und kirchlicher Kunst. — Feinste Referenzen.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**

Das Geheimnis der Unwiderstehlichkeit im Damen-Verkehr.

Unterweisung in den feineren Künsten der Liebes-Strategie mit Mustern siegreicher Gespräche u. originell. Anknüpfungs- und Conversations-Phrasen. Preis M. 1,10.

A. Schlöffel's Verlag, Leipzig, Sedanstraße 13.

Schweizerische

Spielwerke

anerkannt die vollkommensten der Welt.

Spieldosen

Automaten, Necessaires, Schweizerhäuser, Cigarrenständer, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarrenetuis, Arbeitstischchen, Spazierstöcke, Flaschen, Biergläser, Dessertteller, Stühle u. s. w. **Alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet für Weihnachtsgeschenke empfiehlt die Fabrik**

J. H. Heller in Bern (Schweiz).

Nur **direkter** Bezug garantiert für Echtheit; illustr. Preisl. sende franko. **28 goldene und silberne Medaillen und Diplome.**



Soeben erschienen! *Soeben erschienen!*

DER KONIG

Ein Drama in vier Aufzügen von Björnstjerne Björnson.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von **E. von Enzberg.**

8°. 16 Bogen. Preis 2 Mark.

Aus der Vorrede des Verfassers:

Zwanzig Jahre sind verflossen seit dem Tage, an welchem dieses Stück im Drucke erschien: ein Kind seiner Heimat, seiner Zeit. In Norwegen ist das Königshaus nicht national, kann somit auch nie norwegische Tradition und nur selten norwegischen Willen repräsentieren. Das Stück ist in einer Zeitperiode entstanden, in welcher wir mit der Dynastie um ganz natürliche Reformen kämpften, wie den Zutritt der Minister zur Nationalversammlung (dem Storthing), die Erweiterung des Stimmrechtes, die Einführung der Schwurgerichte, die Befreiung der Schule von der Leitung durch Bureaukratie und Geistlichkeit. Die Königliche Gewalt hat nach und nach in allen Punkten nachgeben müssen.

Das Stück war eine Kampf-Schrift; es galt, den Gesichts- und Ideenkreis der jüngeren Generation zu erweitern, die damals heranwuchs und die jetzt das Wort führt.

— — — Könnte das Königtum seine eigene Lage überblicken, so würde es selbst den Versuch machen, all das über Bord zu werfen, was sich überlebt hat, und deshalb nicht nur den Fluch der Unwahrheit in sich birgt, sondern auch andere zur Unwahrheit zwingt. Es würde alsdann dem König wie dem Staate endlose Scherereien und grosse Sündenlast ersparen. Allein diese Selbst-Reformation wird dem Königtum durch seine Anhänger wie durch seine Gegner, nicht in letzter Linie aber auch durch den jeweiligen Träger der Krone, erschwert. Mein Stück führt die Gründe aus, weshalb der letztere so selten das Zeug zum Reformator besitzt. Dies ist der Inhalt von „Der König".

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen**, Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München**, Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Morituri

(Zeichnung von E. Thöny)



„Haben die Damen schon n' neusten Sudermann jesehn? Das Ewig=Männliche: feiner Titel, was?"
— Allgemeines Schweigen. —
„Aber erlauben Se mal!"

1. Jahrgang Nr. 41 Preis 10 Pfg. 9. Januar 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt

Entrüstung!

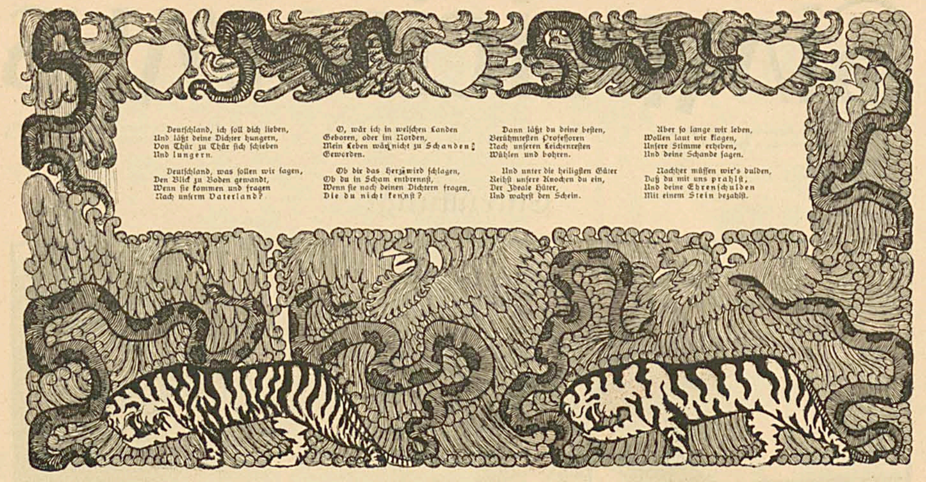
(Zeichnung von Adolf Münzer)



„Was ist das für ein großes Gebäude, Melanie?"
„Das ist ein Asyl für arme, unverheiratete Wöchnerinnen."
„Schrecklich, wie von allen Seiten der Unsittlichkeit Vorschub geleistet wird."

Vaterland von Gustav Falke

(Zeichnung von Kongstad Rasmussen)



Das jüngste Gericht

Von F. Gräfin zu Reventlow

Es war am Vorabend des jüngsten Gerichts.

Petrus und der liebe Gott pflogen Rat miteinander. Sie waren in einiger Verlegenheit, wie die Sache gehen sollte.

„Petrus, wie soll es nur werden?", seufzte der liebe Gott. „Wir sind gar zu sehr aus der Zeitanschauung herausgekommen. Und da kommen nun alle diese modernen Menschen und sind eine ganz andere Art von Rechtsprechung gewöhnt und wir — —"

Petrus hatte erst schweigend zugehört, dann seufzte er: „Gottvater, wir sollten einen Staatsanwalt zum Beistand haben. Siehst du, die Leutchen auf Erden können sich keine Gerichtsverhandlung ohne Staatsanwalt vorstellen. Und sie haben Recht. Wer soll denn anklagen? Für dich schickt sich das nicht. Der oberste Richter kann doch nicht die Anklage führen. — Das Prinzip der Milde und Gerechtigkeit würde darunter leiden. Und ich? Man weiß ja wie die Leute sind. Sie könnten mich für parteiisch oder am Ende gar für bestechlich halten. Und dann träfe es sich grade gut. Gerade gestern haben wir einen Staatsanwalt in die Juristenabteilung des Fegefeuers bekommen. — Die Herren sollen ja heutzutage Kolossales in der Rechtsprechung leisten."

Aber der liebe Gott wollte nicht recht dran. Er meinte, es müsse auch so gehen. Die Zuziehung eines Staatsanwalts sei ja doch im göttlichen Weltplan von Anbeginn nicht vorgesehen.

Sankt Petrus wagte nicht weiter zu widersprechen. Die Sache hatte ja auch immerhin ihre Bedenken.

Der jüngste Tag brach an. Auf Erden herrschte ein furchtbares Durcheinander, die Erde drehte sich nicht mehr, die Sonne hatte aufgehört zu scheinen. Die Gräber thaten sich auf, und mit Entsetzen sah man seine guten Freunde wieder auferstehen.

Die recht gesinnten Menschen erfaßten sofort die Sachlage und fingen an zu beten und sich zu bekehren. Die Lasterhaften und Verstockten dagegen beeilten sich noch die wüstesten Gelage und Orgien zu veranstalten, weil sie in ihrem sträflichen Materialismus meinten, es sei ja nun doch alles vorbei.

Im Himmel war die Konfusion womöglich noch größer. Der liebe Gott und Petrus saßen vor ihren großen Büchern, suchten, zählten und verglichen um die Wette. Da waren die Geburts- und Todesregister, die Himmel-, Höllen- und Fegefeuerlisten. Da waren die Kontobücher — auf der einen Seite standen die Sünden, auf der andern die guten und verdienstlichen Werke der Menschheit aufgezeichnet.

Manches Mal konnte der liebe Gott sich nicht durchfinden, und Petrus schlug das Gewissen. Die Buchführung war seine schwache Seite, und er hatte es manchmal nicht ganz genau damit genommen. Gewöhnlich hatte er sich dabei beruhigt, daß es am Ende gar nicht zum jüngsten Gericht kommen würde.

Und nun war es da. — Kalter Angstschweiß trat dem armen Petrus auf die Stirn. Verstohlen blickte er zu Gottvater hinüber. Der legte gerade die Feder aus der Hand und sagte nach längerem Nachdenken: „Petrus, weißt du, ich glaube, die Idee mit dem Staatsanwalt wäre doch nicht ganz ohne. Wir finden uns da sonst nicht zurecht. Die Rechtsanschauungen haben sich gerade in letzter Zeit so sehr verschroben" — Der liebe Gott versprach sich, er meinte verschoben — Petrus merkte es, aber er wagte nicht ihn zu verbessern.

Voller Freude suchte er den Schlüssel zur Juristenabteilung und begab sich ins Fegefeuer. Als er zurückkam, erschien mit ihm ein Herr in der üblichen Büßertracht, der mit kalten, unbestechlichen Blicken um sich schaute. Er stellte sich dem lieben Gott als Staatsanwalt Donnerschlag vor. „Freut mich, klingt sehr vielversprechend", sagte der liebe Gott, die Verbeugung erwidernd, „Petrus, du magst einstweilen die Leute versammeln und eine provisorische Scheidung vornehmen, du weißt ja, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken." — „Wir pflegen uns hier nämlich bildlich auszudrücken, das ist so die Tradition," fügte er zum Staatsanwalt gewendet hinzu.

„Sie, Herr Donnerschlag, sind wohl so freundlich, einstweilen die Register durchzusehen und sich etwas zu orientieren. Petrus hat Ihnen wohl schon gesagt, was uns veranlaßt hat, Sie um Ihren fachmännischen Beistand anzugehen. — Ich habe jetzt noch alle Hände voll zu thun. Auf Wiederseh'n."

— Der Gerufene setzte sich vor die Bücher, zog eine Miniatur-Westentaschenausgabe des Strafgesetzbuches hervor, las, schlug auf und machte Notizen.

Endlich war alles so weit. Das jüngste Gericht konnte beginnen.

Petrus hatte die provisorische Einteilung in Gerechte und Ungerechte sehr geschickt arrangiert.

Die Gerechten begannen vorlaut ein Halleluja anzustimmen. Ein Teil der Verdammten betete und flehte um Gnade, andere tobten, ein paar alte Schiffskapitäne fluchten sogar. Als man es ihnen verwies, behaupteten sie, man gewöhne es sich im Fegefeuer an.

Die Glocke des Präsidenten erscholl und der liebe Gott hielt eine der Gelegenheit angemessene Thronrede, in welcher er sein Programm kundthat. Dann stellte er der Versammlung den Staatsanwalt Donnerschlag vor, was mit allgemeinem Gemurmel begrüßt wurde. Herr Donnerschlag ignorierte diese zweifelhafte Kundgebung vollkommen. Er glaubte die Beförderung zum himmlischen Justizministerium schon ganz sicher in der Tasche zu haben.

Nun intonierte das Orchester „Heulen und Zähneklappen" nach einem eigens für diesen Tag von einer einflußreichen Persönlichkeit komponierten Motiv.

Petrus mußte das Buch des Lebens herbeibringen, und die Verhandlung konnte beginnen.

„Es geht nach dem Alphabet, Herr Staatsanwalt," bemerkte der liebe Gott. — —

„Adam" begann Herr Donnerschlag mit weithin vernehmlicher Stimme.

Ein Gemurmel äußersten Unwillens erhob sich von allen Seiten. Im Hintergrunde wurde sogar gezischt. Sankt Petrus konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Da standen sie ja, die beiden Sünder, die so viel Unheil angerichtet hatten. Eva hatte die eine Hand, in der sie den berühmten Apfel hielt, auf dem Rücken versteckt, und beide waren äußerst verlegen. Sie schienen sich in der großen Versammlung zu schämen, daß sie so wenig anhatten. „Passons là-dessus, warf der liebe Gott in jovialem Ton ein und sagte dann leise zum Juristen, als er dessen Brillengläser verwundert auf sich gerichtet sah: „Entschuldigen Sie, Herr Staatsanwalt, mit Adam und Eva ist das so eine besondere Sache. Sie verstehen — der göttliche Weltplan — ".

Herr Donnerschlag wollte etwas entgegnen, aber jetzt hatte Eva sich halb umgewandt und warf ihm über die Schulter einen Blick zu, der ihn entwaffnete. „Gut denn, lassen wir die Sache ruhen, handelt sich ja auch nur um leichte Delikte — — Mundraub."

Er murmelte noch etwas vor sich hin und fuhr dann mit der Verlesung fort:

„Abel!" — hat sich früh der himmlischen Gerechtigkeit entzogen, indem er vorgab, von seinem Bruder Kain, einem notorischen Mordbuben, umgebracht worden zu sein. — Ich beantrage die Vorführung."

Petrus und der Herrgott wechselten einen ratlosen Blick, aber Petrus faßte sich schnell und erklärte kurz und bündig, die Sache habe längst eine andere Aufklärung gefunden. Man habe Abel seinerzeit einen Abonnementsplatz im Himmel eingeräumt und er sei unbedingt unter die Gerechten zu klassifizieren, — was auch geschah.

„Bebel", las der Staatsanwalt mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung — endlich fing er an sich heimisch zu fühlen.

„Gehört doch nicht hierher", rief der liebe Gott entrüstet, „bitte im Alten Testamente fortzufahren".

Petrus bekam einen zornigen Blick, diese unordentliche Buchführung. Es war wirklich zu arg.

Das eben aufgeflammte Feuer in den Augen des Staatsanwaltes erlosch. Enttäuscht und abgekühlt las er weiter: „Abraham" —.

Wieder wurde interpelliert. Der Himmelvater war hinter den Verlesenden getreten und raunte ihm zu:

„An Abraham dürfen wir nicht rühren. Bedenken Sie doch, der Stammvater des Volkes Israel. Sie begreifen, es sind die Prinzipien, die aufrecht erhalten werden müssen." —

Und die Musik spielte einen Tusch, während Abraham unangefochten zu den Gerechten passierte. Jakob und Esau machten einen Versuch, sich ihm anzuschließen, wurden aber zurückgehalten. Ihnen ahnte Schlimmes.

Jetzt wurde eine Schar verwilderter Zuchthäusler durch einen Gendarmen vorgeführt. Sie hatten rothe Kokarden an den Hüten und sangen die Marseillaise. Es waren die Kinder Korah.

„Korah und Genossen", begann Herr Donnerschlag, „mehrfach vorbestraft wegen Aufruhrs und Zusammenrottung."

Es wurde beraten. Der Staatsanwalt beantragte lebenslängliche Höllenstrafe und Stellung unter Polizeiaufsicht wegen Gemeingefährlichkeit der in Frage kommenden Individuen. Auch seien denselben die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen.

Petrus warf sich zum Verteidiger auf. Er meinte, man müsse mit der noch besserungsfähigen Jugend nicht so hart verfahren. Aber Herr Donnerschlag hielt ihm entgegen, es könne der zunehmenden Entsittlichung und inneren Zersetzung des Volkes durch dergleichen rot angehauchte Bestien nicht scharf genug entgegengearbeitet werden. Er wußte diese Anschauung so plausibel zu machen, daß einstimmig auf Vollstreckung des Urteils erkannt wurde.

Man machte kurzen Prozeß mit der Rotte. Die Höllenversenkung wurde in Thätigkeit gesetzt, und die Kinder Korah verschwanden mit einem Hoch auf die Anarchie in der Tiefe.

„Nun hat es doch endlich mal jeklappt", ließ sich ein Eckensteher aus der Schar der Gerechten vernehmen. —

Plötzlich entdeckte man, daß auch der Gendarm mitverschwunden war. Jemand wollte gesehen haben, wie ein Kind Korah ihn böswillig mit hinabgezogen habe.

Der Staatsanwalt beantragte Wiederaufnahme des Verfahrens, aber Petrus erklärte ihm, daß das bis zur nächsten Höllenrevision warten müsse. Augenblicklich würden weder die Angeklagten noch die Opfer vernehmungsfähig sein.

Herr Donnerschlag war just in seinem Element und begann Exempel zu statuieren, daß es eine Lust war. So wütete er mit verfassungsmäßiger Schneidigkeit durch die 2 Bücher Josua und das Buch der Richter hindurch, daß dem lieben Gott angst und bange wurde.

Heimlich rief er Petrus beiseite, um Rücksprache mit ihm zu nehmen.

„Peter, was sollen wir machen, der Mann wächst uns über den Kopf. Dein Rat war gut, aber ich wollte, du hättest ihn mir nicht gegeben. — Wo der Donnerschlag nur all die Paragraphen hernimmt. Für jeden hat er einen, der für ihn paßt. Was sollen wir denn anfangen, wenn er an die Könige kommt mit den fatalen Weibergeschichten. Das giebt noch den reinen Kolonialskandal."

„Es ist recht peinlich," sagte Petrus nachdenklich. „Im schlimmsten Falle müssen wir den Teufel durch Beelzebub austreiben und — —"

„Das geht nicht," antwortete Gottvater entsetzt, „das wäre doch zu mittelalterlich possenhaft." — „Ich meine es ja nur bildlich," sagte Petrus mit Würde. — Die Unterhaltung wurde jäh unterbrochen durch ein wüstes Getöse, Musik, Lärmen, Durcheinanderrufen.

„Um Gotteswillen," schrie Petrus, „sie sind schon bei David und wir haben nicht aufgepaßt." —

Es hatte seine Richtigkeit. Schon hatte Herr Donnerschlag seine Anklagen vorgebracht, die in schwerer Menge auf den König von Israel herabregneten. David ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern tanzte mit seinen Hofschranzen vor der Bundeslade, während das Getöse der Harfen, Cymbeln und Pauken durch den Himmel erschallte.

Petrus hatte seine schwere Mühe, alles wieder zur Ruhe zu bringen. Mehrmals mußte die Glocke des Präsidenten ertönen, bis die Verhandlung weitergehen konnte.

Nun begann Sankt Peter mit Gewandtheit die Verteidigung, aber es war ihm nicht möglich den eklatanten Beweisen gegenüber durchzudringen, die Herr Donnerschlag auf den Tisch des Hauses niederlegte. Da war der Uriasbrief. Petrus und Gottvater konnten nur mit Mühe ihr Erstaunen darüber ausdrücken, wie der in die Hände der Staatsanwaltschaft gelangt sein konnte.

Der Staatsanwalt beantragte für den König David eine halbe Ewigkeit schwerer Höllenpein, wegen Ehebruchs und Totschlag.

Vergebens suchte Petrus darzuthun, daß Ehebruch Privatsache sei und nur auf Antrag des armen seligen Urias hätte verfolgt werden können und daß man an dem Tode des letzteren doch nicht unbedingt den König beschuldigen könne. Derselbe habe nur angeordnet, daß Urias während der Schlacht an einem exponierten Platz Posten stehen solle. Das müsse jeder Soldat. Es könne hier also höchstens von einem Dolus eventualis die Rede sein.

„Der Petrus hat wirklich schon etwas profitiert," dachte der liebe Gott, der ganz verwundert dem glänzenden Plaidoyer zugehört hatte. Aber gegen Herrn Donnerschlag kämpfte selbst Petrus vergebens. Mit dem kostbaren Beweisstück, mit einem Hagel von Paragraphen und mit der festen Absicht, dem lasterhaften Judenkönig eins auszuwischen, trug der findige Mann des Rechts den Sieg davon und das Unerhörte geschah. David mußte zur Hölle fahren. Für Sack und Asche war es zu spät. Nun hatten ihm alle seine Psalmen doch nichts geholfen. Verstimmt trat er die Fahrt an, mit seinen Cymbeln und Pauken zu einem letzten Tanz aufspielend.

Der ganze Himmel war skandalisiert. Petrus und der liebe Gott schauten sich verzagt an. Jetzt sollte Hiob dran kommen.

„Gottvater," flüsterte Petrus, „laß mich nur machen, ich werde Rat schaffen."

„Mach, was du willst," sagte der liebe Gott ganz apathisch, „nur rette mir meinen Knecht Hiob."

Sankt Peter entfernte sich schleunigst.

Während seiner Abwesenheit saß der liebe Gott wie auf Kohlen und mußte zuhören, wie der Staatsanwalt fortfuhr, ihm sein bestes Himmelsmaterial mit Hilfe dieses entsetzlichen Strafgesetzbuches zur Höllenware zu stempeln.

Hiob, der hart mitgenommene alte Mann, dem er, der Himmelsvater, längst ein Rentengut zugesichert hatte, wo er sich von den Strapazen seiner Heimsuchung erholen konnte, wurde der Majestätsbeleidigung geziehen. Und da sollte man noch ruhig sitzen und zuhören. Empört sprang der liebe Gott auf und übernahm dieses Mal selbst die Verteidigung:

Da hätte er denn doch noch ein Wort mitzureden. Die Sache sei überhaupt zwischen ihm und Hiob längst zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt worden, da man sie nun aber noch einmal an die Öffentlichkeit gezerrt habe, so müsse er denn doch die Ansicht betonen, daß sich Hiob allerdings im Übermaß seiner Schmerzen einer Gotteslästerung schuldig gemacht, aber wenn er selbst, — Gottvater — —

„Gotteslästerung mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft, § 16, 6," warf der Staatsanwalt ein.

Der liebe Gott konnte vor Zorn nicht weiterreden und der Staatsanwalt setzte nun auseinander, wie hier nach seiner Auffassung unbedingt eine Majestätsbeleidigung zu konstruieren sei, insofern als für Hiob in diesem speziellen Fall eine Identität der himmlischen und irdischen Staatsgewalt vorgelegen habe. — —

Petrus war inzwischen wieder erschienen. In seiner Begleitung erblickt man einen allgemein bekannten Nervenarzt, der seiner Zeit auf Erden durch seine tiefsinnigen Lehren über Suggestion und Gegensuggestion manchen Raubmörder den Händen der strafenden Gerechtigkeit entrissen hatte.

Ein alter Russe mit Heiligenschein und apostolischen Alluren machte die Umstehenden auf die ausgeprägte Schurkenphysiognomie des neuen Ankömmlings aufmerksam.

Jetzt unterbrach Petrus den Staatsanwalt mitten im schönsten Reden, was dieser nicht gern sah, aber er hatte längst gemerkt, daß man es mit dem Alten nicht verderben dürfe. So ließ er resigniert die Zeugen abtreten. Es waren die drei Freunde Hiobs, die mit ihren langen Reden und weisen Bemerkungen die Versammlung schon aufs höchste irritiert hatten.

Es wurde eine Erholungspause gemacht und während derselben die landesüblichen Erfrischungen herumgereicht, welche aus Heuschrecken und wildem Honig bestanden.

Dann ertönte wieder die Glocke und diesmal ergriff Petrus zuerst das Wort. Er redete erst von der hohen Bedeutung des Tages, sprach dann über Gerichtswesen im allgemeinen und über das Wesen des jüngsten Gerichts im speziellen, erwähnte ferner, daß eine nicht zu verkennende Mißstimmung über einige der heute gefällten Urteile in der Versammlung herrsche. — Einige scheelsüchtige Böcke hätten zwar triumphiert, aber unter den Schafen herrsche große Trauer. —

Hier lächelte Herr Donnerschlag satanisch. — Er, Petrus mache deshalb den Vorschlag, daß ein Schwurgericht zusammentreten solle, das jedesmal nach eingehender Beratung den endgültigen Urteilsspruch zu fällen habe.

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Versammlung. Der liebe Gott atmete auf: Wenn man die Geschworenen richtig zusammenstellte, konnte Hiob noch gerettet werden. Und vielleicht waren auch noch Aussichten für David. Man mußte ihm sofort telephonieren, daß er Revision gegen das vorhin gefällte Urteil einlege.

Der Staatsanwalt protestierte heftig. Aber der Redner war noch nicht zu Ende. Nachdem der Beifall sich gelegt, fuhr er fort: er habe außerdem die Absicht, eine anerkannte ärztliche Autorität als Sachverständigen heranzuziehen — hier machte der Arzt eine tiefe Verbeugung gegen die Anwesenden. — „Als Sachverständiger, der vor und nach jedem Urteilsspruch den Geisteszustand aller Beteiligten aufs genaueste zu untersuchen habe. Es sei in letzter Zeit so oft nachträglich die geistige Zurechnungsfähigkeit eines Verurteilten oder seines Richters angezweifelt worden. Hierzu komme noch, daß die Leute durch den Aufenthalt im Fegefeuer sehr oft ihre geistige Frische einbüßten. Man kann nicht nachsichtig genug vorgehen." —

Ein rasender Beifallssturm machte den Himmel erbeben und übertönte die Worte des Herrn Donnerschlag, der sich Gehör zu verschaffen suchte. Er war der erste, der sich der Untersuchung durch den skeptisch blickenden Arzt unterziehen mußte, während Petrus und der liebe Gott sich mit der Auswahl der Geschworenen beschäftigten. Die bewährte Einteilung in Böcke und Schafe wurde auch hier festgehalten.

Als alles arrangiert war, wurde der Fall Hiob von neuem aufs Tapet gebracht. Der Arzt stellte zeitweilige geistige Störungen fest an denen der alte Mann gelitten habe, und die Geschworenen verneinten die Schuldfrage.

Das Urteil erregte allgemeine Befriedigung. Die Gerechten frohlockten und manchem Verdammungskandidaten wurde leichter ums Herz. Der liebe Gott telephonierte an David, und der degradierte König beging in der Hölle einen Freudentanz.

Herr Donnerschlag war außer sich. Seine Ausdrucksweise war fast unehrerbietig.

„Petrus," sagte der liebe Gott leise zu diesem, „wir müssen sehen, ihn loszuwerden. Er macht sich unmöglich und kompromittiert uns."

„Nur abwarten," meinte Petrus, „vielleicht können wir ihn unter Kuratel stellen lassen." —

Er nahm den Arzt beiseite und besprach sich mit ihm. Aber sie wurden gleich wieder unterbrochen.

Ratlos stürzte der liebe Gott herbei: „Um Himmelswillen, Petrus, wo bleibst du? Alles steht auf dem Kopf. Nun sieh selbst, was du angerichtet hast mit deinen Geschworenen. Eben haben sie die Jesabel freigesprochen, und jetzt ist Kain dran. Den bringen sie mir womöglich auch noch in den Himmel, Deine Geschworenen!"

Dem armen Petrus wirbelte der Kopf. Heute mußte auch alles schief gehen.

Allgemeine Panik hatte die Versammlung ergriffen. Jesabel wandelte mitten unter den Gerechten und zog drei Foxterriers an der Leine hinter sich her. Vor den Geschworenen stand Kain mit rohen Landstreichermienen und leugnete hartnäckig. Seine Manieren hatten einen unangenehm arbeitslosen Anstrich.

Auch aus der Hölle ertönte wilder Aufruhr. David tanzte und die Kinder Korah brachten ein dröhnendes Hoch auf das Proletariat der Zukunft aus. Nur der Geistesgegenwart Sankt Peters gelang es die Situation zu retten. Er erklärte der gespannt aufhorchenden Versammlung, das jüngste Gericht müsse unlösbarer Schwierigkeiten wegen einstweilen vertagt werden.

Alles atmete auf. Nur Herr Donnerschlag stand wie angewurzelt da.

Der liebe Gott begann die nötigen Befehle zu erteilen und die himmlischen Heerscharen flatterten geschäftig hin und her.

Tausende von weißbeschwingten Engeln stießen in ihre Posaunen. Petrus drückte auf einen Knopf und das große Schwungrad des Dynamos, das das Weltsystem zu bewegen hatte, begann sich langsam zu drehen. Mit donnerartigem Getöse fingen die Planeten wieder an, ihre vorschriftsmäßigen Bahnen zu wandeln.

Noch ein rasender Posaunenstoß, alles drehte sich — alles versank und verschwand. — — —

Mit einem lauten Ausruf des Schreckens fuhr der Rechtspraktikant Guido Ausbohrer aus dem Schlaf empor.

Neben seinem Bette rasselte der Wecker. Es war höchste Zeit aufzustehen, wenn er nicht zu spät in den Gerichtssaal kommen wollte. Er kleidete sich rasch an Der Kopf wirbelte ihm. Seine erste Verteidigung. — — Himmelherrgott, ob er seinen Klienten wohl durchbringen würde.

Studentenliebe

Von

Carl Bulcke

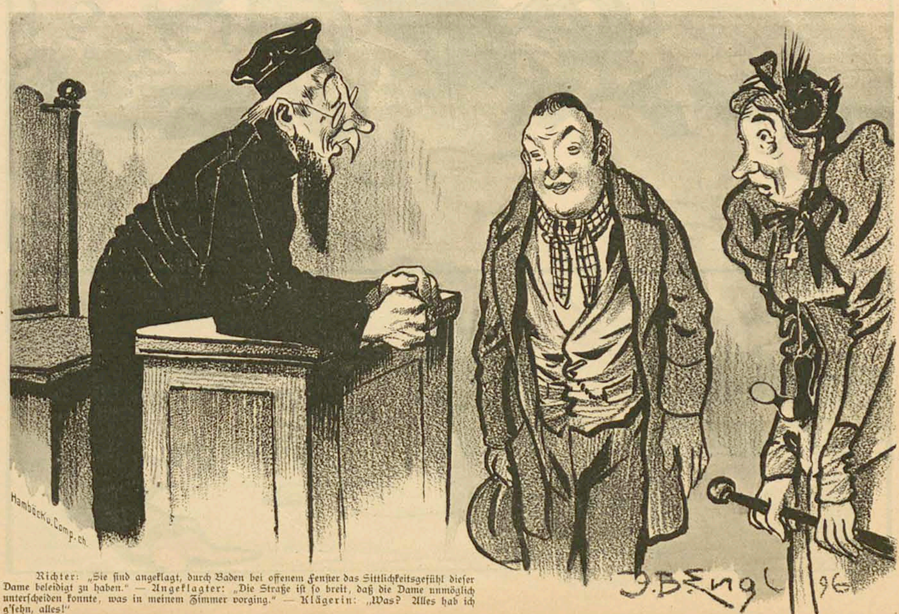
„Auf die Mensur! Fertig! los!"
Hei! wie klangen die Speere!
Frisch war der Mut, und riesengroß
War die studentische Ehre.
Hei! Wie mein Herz geschlagen hat!
Cläre, ich will nicht klagen,
Warst mein lustiger Kamerad
Immer in jenen Tagen.

Hast mir so schön mein Band gestickt,
Goldstrahlend über und über,
Hast so verliebt mir nachgeblickt,
Ging ich am Fenster vorüber.
Brachtest mir lachend auf jedem Ball
Immer die schönsten Orden,
Bist oft grundlos auf Knall und Fall
Eifersüchtig geworden!

Sangest so hell und lachtest so toll,
Küßtest mich, ohne zu zagen,
Ach, unsre Herzen waren so voll,
Haben so selig geschlagen!
Bist nun lange schon junge Frau,
Ach, und ich träume, es wäre
Noch immer der Himmel wie damals so blau,
Als wir uns lieb hatten, Cläre!

Gute Augen

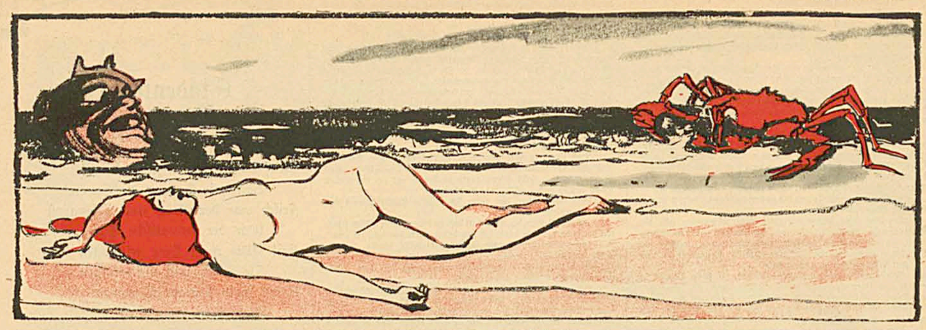
(Zeichnung von J. B. Engl)

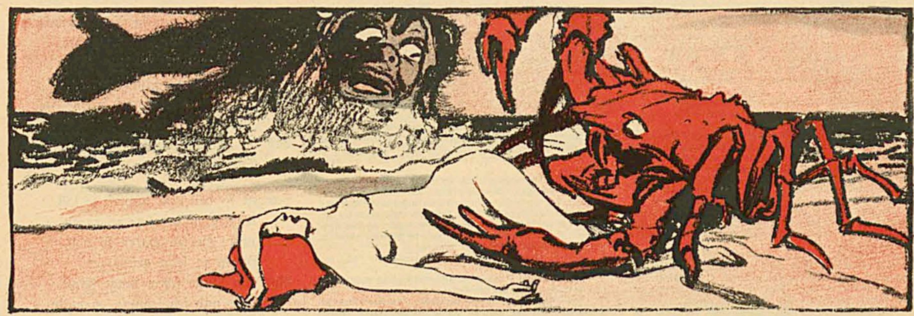


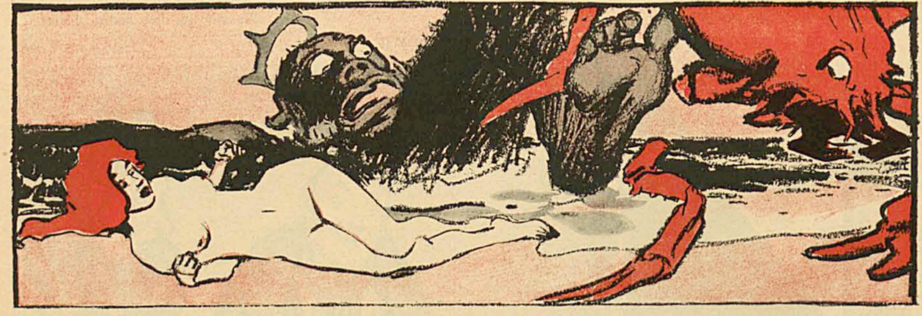
Richter: „Sie sind angeklagt, durch Baden bei offenem Fenster das Sittlichkeitsgefühl dieser Dame beleidigt zu haben." — Angeklagter: „Die Straße ist so breit, daß die Dame unmöglich unterscheiden konnte, was in meinem Zimmer vorging." — Klägerin: „Was? Alles hab ich g'sehn, alles!"

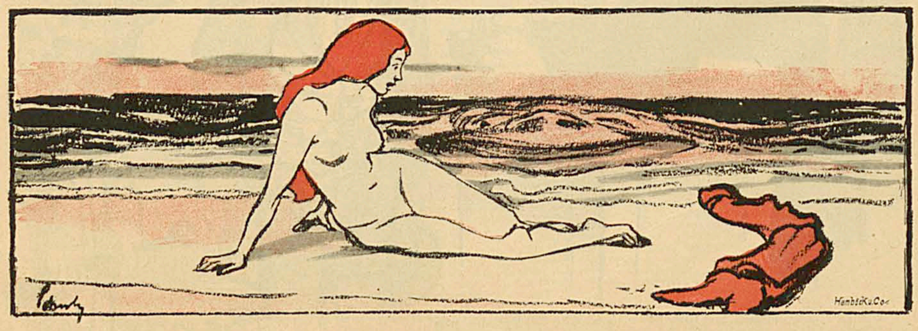
Schutzengel Aegir

(Zeichnung von Schulz)









Die schlauen Hühner

(Zeichnung von E. Neumann)



„Du, Girgl, unsere Hühner fressen so viel und san so dick und fett und legen doch koane Oar.“
„Dummes Madl, z'was brauchen d'Hühner Oar z'legen, wenn's nur g'sund san!“

Aus einer Rede des Regierungsvertreters über den Militäretat

(Zeichnung von J. B. Engl)



. . . Und weiter möchte ich dem Vorredner zu bedenken geben, daß gerade die ärmeren Schichten der Bevölkerung in hervorragender Weise ihr Brot den Garnisonen verdanken.

Das Wespennest

Von **Korfiz Holm**

4. April 1896.

Heute habe ich Karls neuen Roman zu Ende gelesen. Ich kann nicht sagen, daß er mich besonders entzückt hätte. Daß zwei Brüder auch so verschieden sein können, wie Karl und ich. Er läßt sich von allem so leicht beeinflussen. Sollte er jetzt als Mann von fünfundvierzig Jahren unter die modernen Schriftsteller gehen wollen, mein Bruder? Es wäre lächerlich, aber nach diesem neuen Roman scheint es fast so. Liegt es nur an mir? Aber ich finde, dieses Buch hat keinen Zweck, keine ideale Absicht. Daß es in unseren Gesellschaftskreisen genug oberflächliche Menschen giebt, die keine höheren Interessen haben, und auch Hautgoutmenschen, die unter ihren guten Manieren nur Zügellosigkeit und Unsittlichkeit verbergen, das weiß ich ja so gut, wie jeder andere. Aber davon hat man doch im Leben genug zu sehen, das will man nicht noch in Büchern lesen. Und wenn es noch als Folie dienen sollte für andere, höhere Menschen, aber nichts davon, kein echter Mensch von der ersten bis zur letzten Seite. Es degoutiert mich recht sehr, daß Karl so wenig taktvoll war, seinem Helden einige äußerliche Züge von mir zu geben. Auch er ist ein wohlhabender Mensch ohne Beruf, der in ähnlichen Kreisen verkehrt wie ich. Aber, Gott sei Dank, habe ich sonst keine Ähnlichkeit mit ihm. Ich habe doch reifere und gefestigtere Gedanken, als dieser Mensch, und intensivere geistige Interessen. Mein Sinn für das ästhetisch Schöne ist gottlob zu groß, als daß ich in dergleichen Anfechtungen fallen könnte. Nein, im ersten Moment habe ich wirklich geglaubt, ich hätte zu diesem Menschen Modell gestanden, allerdings ohne Berücksichtigung der edlen Züge in meinem Charakter, nur mit meinen kleinen Schwächen. Aber nein, dieser Romanheld mit seinen tönenden Phrasen, der alles mögliche Gute und Schöne zu wollen vorgiebt, und doch bei jeder Gelegenheit in seine alten Fehler zurückfällt und jeder Schürze nachläuft, hat mit mir nichts gemein.

10. April 1896.

Ich hatte des Romans wegen an Karl nach Berlin geschrieben. Er hat mir eine Antwort gegeben, die mich vollkommen befriedigen mußte. Karl hat mich nicht im geringsten als Modell benutzt. Die Handlung des Romans ist nur deshalb nach München verlegt, um die Leute irre zu führen, da der Held die Kopie eines in der Berliner Gesellschaft wohlbekannten Mannes ist. Karl hat zuerst gar nicht begreifen können, wie ich darauf gekommen bin, in dem Helden eine Ähnlichkeit mit mir zu finden. Er ist so ein weltfremder, harmloser Mensch, daß ihm diese Idee gar nicht gekommen ist. Jetzt sieht er es ja auch ein, daß in Äußerlichkeiten eine entfernte Ähnlichkeit vielleicht zu konstatieren wäre.

25. April 1896.

Karls Roman liegt in allen Schaufestern. Um das Buch ist ein roter Streifen geklebt, auf dem in leuchtend weißen Lettern steht: Sensationell. Ich begreife nicht, was die Leute daran finden. Sollte ich unrecht haben mit meiner Abneigung gegen die neue Schule?

26. April 1896.

Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Ich bin heute auf der Straße verschiedenen Bekannten begegnet, die höchst auffällig wegsahen und mich nicht grüßten. Jetzt erst fällt es mir auf, daß ich in letzter Zeit fast gar keine Besuche erhalten habe. Ich bin in quälender Ungewißheit darüber, was das zu bedeuten hat. Habe ich denn die Pest oder den Aussatz, daß mich alles meidet? Ich bin mir keiner ehrenrührigen Handlung bewußt. Quälend ist vor allen Dingen dieses Geheimnisvolle, Rätselhafte. Alles, wonach ich greife, um mir Gewißheit zu verschaffen, zerrinnt in meinen Händen wie Nebel. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Und ich fühle mich so einsam und verlassen, denn ich war gewohnt, immer mit Menschen zusammen zu sein.

Später.

Soeben war der Hofrat Hermans bei mir. Ich bin noch ganz aufgeregt vor Zorn. Ich habe diesen Menschen nie leiden können mit seiner ganzen weichlichen Art. Aber heute, wie er so ankam, ganz Mitleid und Wehmut, wurde er unausstehlich. Er wolle durch seinen Besuch dokumentieren, daß er ein guter Mensch sei und fern von jeder unchristlichen Härte. Er habe zu seinem aufrichtigen Schmerze gehört, daß ich nicht in allen Punkten des rückhaltlosen Vertrauens meiner guten Freunde mich würdig erwiesen hätte. Er aber grolle mir nicht, er habe viel Mitleid mit mir. Denn jedem könne etwas Menschliches passieren u. s. w. Dabei wollte er absolut nicht mit der Sprache herausrücken, worum es sich handele. Er sagte tief betrübt, daß ich es ja doch besser wissen müßte, als jeder andere, daß dieser Mangel an Aufrichtigkeit ihn tief betrübe. Er wäre doch mein alter Freund und glaube fest, es würde mir Erleichterung schaffen, einer treuen Seele mein Herz auszuschütten über die Beweggründe meines Handelns u. s. w. u. s. w. Ich konnte nicht anders, ich habe dem widerwärtigen Menschen die Thür gewiesen. Und merkwürdig, das hat mir Erleichterung verschafft, eine ordentliche Erquickung war's mir, und ich bin doch sonst so sehr gegen jede Verletzung der guten Form. Aber jetzt will ich ausgehen, ich weiß noch nicht, wohin. Aber auf irgend eine Weise muß ich in Erfahrung bringen, was ich denn eigentlich verbrochen haben soll.

Abends.

Jetzt weiß ich glücklich alles. Es ist doch zu lächerlich. Ich war zum Professor Berner gegangen. Der ist doch schließlich der Vernünftigste aus unserem Kreis. Der ganze Kreis und außerdem alles, was sich für ihn interessiert, ist in heller Aufregung über das Buch meines Bruders. Jeder fühlt sich durch irgend eine Person des Romans getroffen. Daß unter dem Helden ich gemeint bin, ist über jeden Zweifel erhaben. Traurig, traurig ist das. Ich habe nicht geglaubt, daß meine Bekannten so verdorbene Menschen sind, wie die Leute im Buch meines Bruders. Ich muß wohl mit blinden Augen durch das Leben gegangen sein, denn ich habe nie etwas von den kleinen Skandälchen bemerkt, die in dem Buche so genau nach dem Leben geschildert sein sollen. Der Professor hat mir alles erzählt. Manche Leute sollen sogar glauben, ich hätte den Roman selbst unter dem Namen meines Bruders geschrieben. Das glaubte der Professor nicht, aber er fand es sehr häßlich von mir, daß ich meine Bekannten, die mir doch immer freundlich entgegengekommen seien, in solchem Licht gesehen und meinem Bruder geschildert hätte. Denn mein Bruder in Berlin kenne die Münchener Gesellschaft nicht, und ein anderer als ich könne ihm all diese pikanten Histörchen nicht hinterbracht haben, denn es sei kein anderer so über alles orientiert gewesen, als ich. Besonders verächtlich erschiene ich aber der Gesellschaft deswegen, weil sich jetzt endlich einmal gezeigt habe, was ich für einer sei. Ich hätte in der schamlosesten Weise auf einmal mein ganzes Herz aufgedeckt. Und sonst hätte ich mich immer so tugendhaft gestellt, als ob ich viel edler, reiner und besser wäre als sie. Nun sehe man's deutlich, daß ich wohl noch viel schlimmer sei, als alle, auf die ich sonst in meinem Berliner Hochmut herabgesehen habe.

Ich erklärte nun dem Professor, daß mein Bruder sich bei dem Buch gar nichts gedacht habe, daß weder ich, noch der ganze Kreis darin geschildert werden sollten. Ich sagte, ich begriffe durchaus nicht, wie Leute, die mich doch seit Jahren kennen sollten, von mir glauben könnten, ich würde boshafte Klatschgeschichten von München nach Berlin kolportieren.

Darauf hatte dieser Herr Professor die Dreistigkeit, mir ins Gesicht zu behaupten, er glaube mir nicht.

Ich sagte, er müsse mir Satisfaktion dafür geben. Und er erwiderte ruhig, nach seinen und unseres Kreises Begriffen wäre ich nicht mehr satisfaktionsfähig.

Also ehrlos soll ich sein. Ehrlos bin ich in den Augen meiner Standesgenossen wegen eines solchen Blödsinns. Es ist entsetzlich. Und dennoch sitze ich noch da und schreibe Tagebuch. Vor kurzer Zeit noch dachte ich, in solch einem Fall könnte einem Mann nichts übrig bleiben, als der Selbstmord. Und jetzt? Ich wundere mich, daß ich so ruhig bin.

Heute nachmittag, als ich vom Professor kam, begegnete mir Doktor Born. Er begrüßte mich ostentativ freundlich, trotzdem wir früher uns eigentlich nur flüchtig kannten. Er sagte, er habe von der blödsinnigen Geschichte gehört, ihm dokumentiere das nur wieder das gute Gewissen des „Kreises“. Mir aber gratulierte er, daß ich die Wanzen los sei.

Es liegt etwas in diesem Wort.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Bilder aus dem Familienleben Nr. 4 Der ungeratene Sohn

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Der Grund meines Besuches ist die traurige Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir genötigt sind, Ihren Sohn von unserem Gymnasium zu relegieren, weil er den Lastern fröhnt: Als ich ihn in einem bedenklichen Nachtlokale, und noch dazu mit Damenbedienung, antraf, zeigte er nicht nur keine Reue, sondern setzte auch meine Ehegattin brieflich von dieser unserer Begegnung in Kenntnis.

1. Jahrgang Nr. 42 **Preis 10 Pfg.** 16. Januar 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pfg.**
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile **1 Mk. 50 Pfg.**
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Und Satan lachte...

Von
Ludwig
Jacobowski

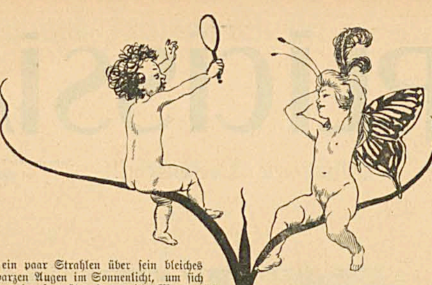


(Zeichnung von Chény)

Und Satan lachte . . .

Von

Ludwig Jacobowski



Schwer fiel eine volle Blutorange Satan aufs Haupt. Er erwachte aus seinem Schlummer, sah unwirsch empor, wo sich die Zweige der Orangenbäume langsam den breiten Kronen der Fächerpalmen näherten, und stand gähnend auf. Unmerklich zitterte die klare Luft und eine sanfte Wärme wehte mit wohligem Wallen hin und her. Die goldne Sonne glitzerte durch die schmalen Lücken des breiten Blätterdaches und überschüttete sein dunkellockiges Haupt mit glänzenden Lichtern und tanzenden Schatten. Jetzt glitten ein paar Strahlen über sein bleiches schmales Gesicht, jetzt blitzten seine schwarzen Augen im Sonnenlicht, um sich blitzschnell zu schließen, und dann schritt er langsam über das weiche Moos, nicht achtend, daß seine nackten Füße manchmal im kühlen Farrenkraut versanken und kleine blaue Glockenblüten niedertraten.

Endlich kam er an eine Lichtung des Paradieses, an der alle Mittage der Erzengel Michael ausruhte. Hier dehnte sich eine weite Fläche mit fremden Blüten aus, rot und gelb und blau, und goldig schwamm der heitere Glanz des Sonnenlichtes darüber. Unbewölkt und selig blaute der Himmel droben und stumm standen die riesigen Palmen an den Seiten und hielten die Winde zurück, die atemlos die seltsamen Wohlgerüche hinwegzuführen gedachten. Weit hinten glitt das silberblanke Gewässer der Flüsse Gihon und Phrat durch die Niederung des Paradiesgartens, und ihr sanftes Gemurmel tönte so leise durch die Stille, daß nur ein scharf lauschendes Ohr es vernahm.

Suchend wanderten die schwarzen, leuchtenden Augen Satans die Reihe der kerzengrade sich aufreckenden Palmbäume entlang. Endlich entdeckte er am Stamme einer mächtigen Schattenpalme eine schlanke Gestalt, deren glänzendes Weiß hell vor den dunkelgrünen Linien des Baumes hervorglänzte.

Da stutzte Satanas.

Langsam ging sein Fuß weiter. Tiefer beugten sich die Farrenblätter unter seinen Schritten.

Ein unendliches Staunen glitt jetzt über sein Gesicht. Vor ihm stand ein unbekanntes Wesen, schlank und hoch, nur wenig kleiner als er selbst. Blau waren seine Augen und über die breite Stirn rann goldiggelb die lange Flut heller Locken.

Es war Adam, den der Herr geschaffen, als Satan schlief.

Sein Blick war ruhig und seine Stirn war rein. Wohl staunte er über die mächtige Gestalt Satans und über den heißen Blick der glühenden schwarzen Augen, aber der Herr hatte sein Herz mit Ruhe und Friedlichkeit gesegnet, und Furcht lebte nicht in seiner frommen Brust.

„Wer bist du?“ herrschte ihn Satan an.

„Ein Geschöpf Gottes!“

Satans Stirn zeigte eine böse Falte.

„Ah . . .“

So hatte Gott der Herr sein Versprechen erfüllt. Satan war bisher Herr des Paradieses gewesen, aber er hatte eine grelle Lust an der Zerstörung gehabt und vernichtet, was die fleißigen Hände der Engel geschaffen. Sie hatten den Fluß Gihon durch das Paradies geleitet; er hatte ihn durch einen mächtigen Felsblock aufgehalten. Sie hatten herrliche Brenn- und Bergpalmen aufsprießen lassen, seine Rechte hatte sie geknickt wie winzige Zweige. Friedlich hatten sie Panther und Tiger nebeneinander zur Tränke wandeln lassen, er hatte sie mit Rutenhieben aufeinander gehetzt, daß das Blut in die blauen Blüten der Erde geronnen. Da war der Erzengel Michael vor den Thron des Höchsten getreten, um seine göttliche Hilfe gegen den Friedlosen anzurufen. Und Satan hatte vor Gottes Thron gestanden und nur höhnisch die Oberlippe emporgezogen, als der Herr geantwortet: „Laßt ihn. Keine himmlische Hand soll sich gegen ihn erheben. Doch aus Staub will ich ein Geschöpf formen, das soll jetzt Herr der Erde sein und nur mir gehorchen, nicht ihm . . .“

Noch immer ruhte der fremde Blick Adams auf den bleichen Zügen Satans.

„Was suchst du hier?“ klang Satans schneidende Frage.

„Gott.“ Das Wort tönte ruhig; sein Blick war groß und still.

„Hier ist mein Reich!“

„Hier ist das Reich Gottes! Du bist nicht Gott, nicht einmal wie der Erzengel Michael. Denn du hast eine schlimme Falte in der Stirn, und deine Augen haben einen bösen Blick.“

In den tiefliegenden Augenhöhlen Satans glomm ein verräterisches Feuer. Er fühlte, aus diesem Geschöpf sprach Gottes Odem, und in seinem Antlitz lag die Kraft des Ewigen. Er griff nach dem Stamme, an dem Adam stand, aber als er ihn mit einem Ruck emporzureißen gedachte, legte Adam sanft seine Linke an die grünende Rinde, und unbeweglich stand der Baum.

Da erblaßte Satan.

Er wußte jetzt, daß er nicht mehr Herr der Erde und des Paradieses war, denn die Bäume beugten sich nicht mehr seinem Wink.

Da wandte er sich mit einem Ruck um und lief, daß sich kaum die Gräser bogen, wie ein verängstetes Wild über den Rasen.

Adam sah ihm nach, bis seine hohe Gestalt hinter den mächtigen dunkelgrünen Gesträuchern verschwunden war. Er bemerkte nicht mehr, wie sich Satan in das thauige Gras warf und die schwer ringende Brust mit den Fäusten niederzuzwingen suchte.

Da gingen ruhige Schritte an ihm vorbei. Er hob den Kopf und sah den Erzengel Michael vorüberwandeln.

„He!“ schrie Satan ihn an.

Ruhig wandte sich Sankt Michael um. Was wollte Satan von ihm? Waren sie nicht Todfeinde von Anbeginn der Welt an? Wie er ihm jetzt in die tiefen Augen sah, die von unheimlichem Feuer zu glühen schienen, da wußte Michael, daß Satan schon Adam gegenüber gestanden.

„Du hast ihn gesehen?“ fragte er und schämte sich, daß er heimlich tiefe Freude darüber empfand.

Satans Atem ging heiß.

„Dein Reich ist aus, Satan. Nicht ein Strohhalm folgt dir mehr, und kein Wassertropfen, wenn du es willst. Der Erde Herr ist Adam, und Adam ist Gottes Knecht.“

„Er wird sterben, wie ein Grashalm stirbt, und vergehen wie ein Regentropfen!“ höhnte Satan und hob das Haupt. „Aus Erde ist Adam und sein Los ist Erde!“

„Ja,“ entgegnete Michael sanft, „aber noch heute schafft ihm der Herr ein Weib, und so wird Adams Geschlecht wachsen und sich mehren bis in alle Ewigkeit.“

„Ein Weib?“

Wie ein Schrei klang Satans Frage. Dann fiel sein Haupt in das Gras zurück und seine Blicke wanderten irre durch die heiße sonnige Luft.

Erstaunt sah ihn der Erzengel an. Dann schüttelte er den Kopf und ging . . .

Wieder lag auf dem Paradies der ewige Glanz der Sonne und wieder wandelte Satan durch die Palmen zur Lichtung.

Seltsam.

Es war nicht mehr still wie sonst.

Es ging ein Flüstern durch Halm und Strauch, die Gräser wisperten, und die Blätter raschelten, durch alle Kronen ging ein seltsames Rauschen, und die Flüsse des Paradieses rollten ihre Wogen doppelt rasch und doppelt geschwätzig daher.

Große farbenbunte Schmetterlinge flogen paarweise über blaue und rote Blüten, durch die Farrenkräuter irrte kleines Gewürm und suchte sich zu haschen, und hoch in den Wipfeln der Bäume flöteten Pärchen von Nachtigallen ihr zärtliches Lied.

Manchmal sah Satans verwundertes Auge durch die hellen Lücken der geraden Palmenschäfte Rehe sausen, denen andere hüpfend und springend folgten, und ab und zu klang der sehnsüchtige Schrei eines Hirsches durch die schwebenden sonnigen Lüfte.

Da hielt er an. Vor ihm stand ein dichtes Gebüsch, das ihn deckte. Und vor den halbdichten Zweigen lagen zwei Gestalten im Grase und tauchten ihre Blicke verzückt ineinander. Adams blondes Haupt ruhte in Evas Schoß und nachlässig lag ihr rechter Arm im Gras, indes die linke Hand das Haar des Mannes streichelte.

Einen Farrenstengel hatte sie zwischen die Zähne gesteckt, so daß die großen breiten Blätter kühl auf ihrer vollen weißen Brust lagen, und ihre Augen irrten selig-müde durch die Luft.

Jetzt hörte Satan sie sprechen:

„Hol mir Wasser, zu trinken.“

Und mit einem Satz sprang Adam auf. Er eilte an den Strom und brachte ihr das kühle Wasser in einer hohlen Wurzel.

Nachlässig trank sie es und achtete nicht darauf, wie Adam mit glänzendem Blick den Bewegungen ihres jungen vollen Leibes folgte.

„Dort oben sind Früchte. Hol sie mir!“ klang wieder ihre müde Stimme und Satan sah wieder, wie Adam mühsam den Baum erkletterte und eine Hand voll mächtiger Äpfel herunterwarf, um sie aufzusammeln und demütig in ihre Hände zu legen.

Sie biß in einen Apfel hinein und warf ihn fort.

„Ich mag nicht!“ sagte sie und legte den zierlichen Kopf zurück, daß das schwarze Haar ihr über die weißen Schulter fiel.

„Hier stechen die Gräser so, und die Sonne ist heiß!“ klang von neuem ihre sanfte Stimme, und Adam erhob sich wieder und lief weithin bis an den Rand der Lichtung, um ihr unter einer kühlenden Fächerpalme ein Lager zurechtzumachen.

Mit beiden Händen riß er die stachlichen Gräser aus, aus der festen Erde hob er die dicken Wurzeln, und der Schweiß lief ihm über das heiße und dennoch heitere Gesicht.

Regungslos lag Eva und starrte träge vor sich hin.

Da schob Satan das Gebüsch ein wenig zurück und aus dem dunkelgrünen Laube tauchte sein bleiches düsteres Gesicht. Jetzt sah ihn Eva plötzlich, und wie gebannt hing ihr Blick an seinen glühenden Augen. Sie hob den Kopf ein wenig und nun nickte ihr Satan leise zu. Da errötete sie und ließ das Farrenblatt aus ihrem Munde fallen.

Da riß Satan eine Rose vom Strauch und führte sie an seine Lippen. Dann schleuderte er sie ihr zu, daß sie auf ihre linke Brust fiel, und purpurroten Gesichts nahm sie die Rose und preßte sie an ihren Mund.

„Woher hast du die Rose?“ fragte Adam, der atemlos von seiner Arbeit eben herzugetreten war.

„Der Wind trug sie mir zu!“ hauchte sie und errötete stark.

„Auch er ist freundlich zu dir!“ lächelte Adam. Er wußte noch nicht, daß es Lügen gab und Eva eben die erste ausgesprochen hatte.

„Ja!“ entgegnete sie.

„Willst du jetzt hinüberkommen? Dort ist ein weiches Lager und der Schatten ist sanft und kühl!“

„Nein!“ wies sie ihn ab, „ich bleibe hier. Komm leg dich hin zu mir und schlafe. Die Luft ist schwül! Und du wirst müde sein!“

Und Adam glitt zu ihr in das Gras und barg wieder sein Haupt in ihren Schoß. Sie aber liebkoste ihn jetzt mit beiden Händen, und seligen Antlitzes schlummerte er ein. Dann hob sie den Kopf und spähte scharf in das Gebüsch. Über das Haupt des Schlafenden wanderten ihre Blicke zu Satan hin und her und leise Worte folgten.

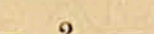
„Also morgen am Baum der Erkenntnis!“ flüsterte Satan.

Und Eva nickte.

Da reckte sich Satan hoch auf. Seine Augen glänzten und seine Lippen murmelten:

„Mein ist das Weib, drum ist auch die Erde mein!“

Und Satan lachte . . .



Die Todesahnung

(Zeichnung von Anetsberger)



Am Kornfeld steht ein Baum.
Darunter sitzt ein Greis,
Wischt von der Stirn den Schweiß.
Vom lichten Himmelssaum
Krächzt müde her ein Rabe.

„Großvater, hier ist Brot
Und hier die Flasche Wein.
Das Glas! ich gieß' dir ein.
Wie strömt er hell und rot!"
So spricht ein blonder Knabe.

Der Alte streckt darnach
Die wetterbraune Hand.
In Dünsten liegt das Land.
Es leckt der Wiesenbach
An seinem Wanderstabe.

Da sinnt und spricht der Greis:
„Ich zog durch manche Stadt
Die Füße nackt und matt...
Nun ist mein Schädel weiß,
Bald modert er im Grabe.

„Horch, Karl, und sieh mich an:
Das beste auf der Welt
Ist nicht das runde Geld,
Ein tief Herz ist dem Mann
Die allerschwerste Habe.

„Nur wer die bittre Not
Mit trotzigen Lippen trank,
Der sagt dem Leben Dank
Für jedes Stückchen Brot
Und jede liebe Gabe."

Den Buben schauert leis.
Die Sichel blitzt im Gras,
Die Luft. die flirrt wie Glas.
Und leise friert der Greis:
Hoch krächzt der große Rabe.

E. von Bodman

Der Tod

Von Thomas Mann

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den 10. September

Nun ist der Herbst da, und der Sommer wird nicht zurückkehren; niemals werde ich ihn wiedersehen. . . .

Das Meer ist grau und still, und ein feiner, trauriger Regen geht hernieder. Als ich das heute morgen sah, habe ich vom Sommer Abschied genommen und den Herbst begrüßt, meinen vierzigsten Herbst, der nun wirklich unerbittlich heraufgezogen ist. Und unerbittlich wird er jenen Tag bringen, dessen Datum ich manchmal leise vor mich hin spreche, mit einem Gefühl von Andacht und leisem Grauen. . .

Den 12. September

Ich bin mit der kleinen Asuncion ein wenig spazieren gegangen. Sie ist eine gute Begleiterin, die schweigt und manchmal nur groß und liebevoll die Augen zu mir emporschlägt.

Wir sind den Strandweg nach Kronshafen gegangen, aber wir sind rechtzeitig wieder umgekehrt, bevor wir noch mehr als einen oder zwei Menschen getroffen hatten.

Während wir zurückschritten, freute ich mich über den Anblick meines Hauses. Wie gut ich es mir gewählt habe! Schlicht und grau blickt es von dem Hügel, dessen Gras nun welk und feucht und dessen Weg aufgeweicht ist, über das graue Meer hinaus. Auf der Rückseite führt die Chaussee vorbei, und dahinter sind Felder. Aber darauf achte ich nicht; ich achte nur auf das Meer.

Den 15. September

Dieses einsame Haus auf dem Hügel am Meere unter dem grauen Himmel ist wie ein düsteres, geheimnisvolles Märchen; und so will ich es haben in meinem letzten Herbst. Heute nachmittag aber, als ich am Fenster meines Arbeitszimmers saß, war ein Wagen da, der Vorräte brachte, der alte Franz half beim Auspacken, und es gab Geräusch und verschiedene Stimmen. Ich kann nicht sagen, wie mich das störte. Ich zitterte vor Mißbilligung: Ich habe befohlen, daß dergleichen nur frühmorgens geschehen soll, wenn ich schlafe. Der alte Franz sagte nur: — Zu Befehl, Herr Graf. Aber er sah mich mit seinen entzündeten Augen ängstlich und zweifelnd an.

Wie könnte er mich verstehen? Er weiß es ja nicht. Ich will nicht, daß Alltäglichkeit und Langeweile an meine letzten Tage rühre. Ich ängstige mich davor, daß der Tod etwas Bürgerliches und Gewöhnliches an sich haben könnte. Es soll um mich her fremdartig und seltsam sein an jenem großen, ernsten, rätselhaften Tage — am zwölften Oktober. . . .

Den 18. September

Während der letzten Tage bin ich nicht ausgegangen, sondern habe die meiste Zeit auf der Chaiselongue zugebracht. Ich konnte auch nicht viel lesen, weil dabei alle Nerven mich quälten. Ich habe einfach stillgelegen und in den unermüdlichen, langsamen Regen hinausgeblickt.

Asuncion kam oft, und einmal brachte sie mir Blumen, ein paar dürre und nasse Pflanzen, die sie am Strande gefunden. Als ich das Kind zum Danke küßte, weinte es, weil ich „krank" sei. Wie unsäglich schmerzlich mich ihre zärtliche und wehmütige Liebe berührte!

Den 21. September

Ich habe lange in meinem Arbeitszimmer am Fenster gesessen und Asuncion saß auf meinen Knieen. Wir haben auf das graue und weite Meer hinausgeblickt, und hinter uns, in dem großen Gemach mit der hohen, weißen Thür und den steiflehnigen Möbeln, herrschte tiefe Stille. Und während ich langsam das weiche Haar des Kindes streichelte, das schwarz und schlicht auf ihre zarten Schultern hinabfließt, habe ich zurückgedacht in meinem wirren, bunten Leben; ich habe an meine Jugend gedacht, die still war und behütet, an meine Wanderungen durch die ganze Welt und an die kurze, lichte Zeit meines Glückes.

Erinnerst du dich des anmutigen und flammend zärtlichen Geschöpfes unter dem Sammethimmel von Lissabon? Es sind zwölf Jahre, daß sie dir das Kind schenkte und starb, während ihr schmaler Arm um deinen Hals lag.

Sie hat die dunklen Augen ihrer Mutter, die kleine Asuncion; nur müder sind sie und nachdenklicher. Vor allem aber hat sie ihren Mund, diesen unendlich weichen und doch ein wenig herb geschnittenen Mund, der am schönsten ist, wenn er schweigt und nur ganz leise lächelt.

Meine kleine Asuncion! wenn du wüßtest, daß ich dich werde verlassen müssen. Weintest du, weil ich „krank" sei? Ach, was hat das damit zu thun! Was hat das mit dem zwölften Oktober zu thun! . . .

Den 23. September

Tage, an denen ich zurückdenken kann, und in Erinnerungen mich verlieren, sind selten. Wie viele Jahre sind es, daß ich nur vorwärts zu denken vermag, nur zu warten auf diesen großen und schauerlichen Tag, auf den zwölften Oktober meines vierzigsten Lebensjahres!

Wie es sein wird, wie es nur sein wird! Ich fürchte mich nicht, aber mich dünkt, daß er qualvoll langsam herankommt, dieser zwölfte Oktober.

Den 27. September

Der alte Doktor Gudehus kam von Kronshafen, er kam zu Wagen den Chausseeweg gefahren und nahm das zweite Frühstück mit Asuncion und mir.

„Es ist nötig", sagte er und aß ein halbes Huhn, „daß Sie sich Bewegung machen, Herr Graf, viel Bewegung in frischer Luft. Nicht lesen! Nicht denken! Nicht grübeln! Ich halte Sie nämlich für einen Philosophen, he, he!"

Nun, ich habe die Achseln gezuckt und ihm herzlich für seine Bemühungen gedankt. Auch für die kleine Asuncion gab er Ratschläge und betrachtete sie mit seinem gezwungenen und verlegenen Lächeln. Er hat meine Brom-Dosis erhöhen müssen; vielleicht, daß ich nun ein wenig mehr schlafen kann.

Den 30. September

Der letzte September! Nun ist es nicht lange mehr, nun ist es nicht lange mehr. Es ist drei Uhr nachmittags, und ich habe mir ausgerechnet, wie viele Minuten noch fehlen bis zum Beginn des zwölften Oktobers. Es sind 8460.

Ich habe nicht schlafen können heute nacht, denn es ist Wind aufgekommen, und das Meer und der Regen rauscht. Ich habe gelegen und die Zeit vorbeischwinden lassen. Denken und grübeln?

(Schluß auf Seite 6)

Eine Notlüge

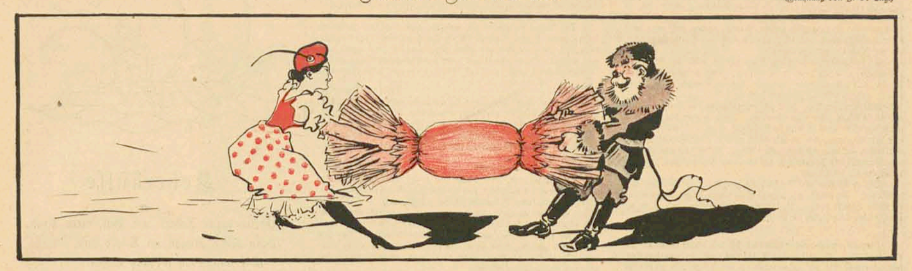
(Zeichnung von R. Hoberg)

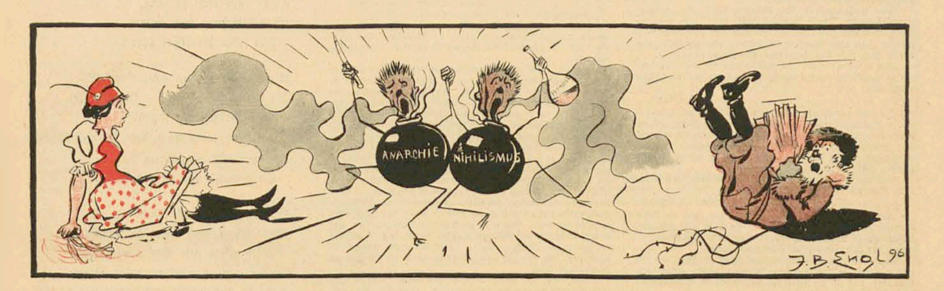


„Dieser Filetbraten soll aus diesem Fenster diesem Herrn auf den Cylinder gefallen sein."
„Ja, ja, geben's her, geben's her!!"

Knall=Bomb=on

(Zeichnung von J. B. Engl)





Träumerei

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Ach nein! Doktor Gudehus hält mich für einen Philosophen, aber mein Kopf ist sehr schwach, und ich kann nur denken: Der Tod, der Tod!

Den 2. Oktober

Ich bin tief ergriffen, und in meine Bewegung mischt sich ein Gefühl von Triumph. Manchmal, wenn ich daran dachte, und man mich zweifelnd und ängstlich ansah, habe ich gesehen, daß man mich für wahnsinnig hielt, und ich habe mich selbst mit Argwohn geprüft. Ach nein! ich bin nicht wahnsinnig.

Ich las heute die Geschichte jenes Kaisers Friedrich, dem man prophezeite, er werde „sub flore“ sterben. Nun, er mied die Städte Florenz und Florentinum, einst aber kam er dennoch nach Florentinum: und er starb. — Warum starb er?

Eine Prophezeiung ist an sich unbeträchtlich; es kommt darauf an, ob sie Macht über einen gewinnt. Thut sie aber das, so ist sie schon bewiesen, und sie wird in Erfüllung gehen. — Wie? und ist eine Prophezeiung, die in mir selbst aufsteht und stark wird, nicht wertvoller, als eine, die von außen käme? Und ist die unerschütterliche Kenntnis des Zeitpunktes, an dem man sterben wird, zweifelhafter als die des Ortes?

Oh, es ist eine stete Verbindung zwischen dem Menschen und dem Tode! Du kannst mit deinem Willen und deiner Überzeugung an seiner Sphäre saugen, du kannst ihn herbeiziehen, daß er zu dir tritt, zu der Stunde, an die du glaubst. . . .

Den 3. Oktober

Oftmals, wenn meine Gedanken sich wie graue Gewässer vor mir ausbreiten, die mir unendlich scheinen, weil sie umnebelt sind, sehe ich etwas wie den Zusammenhang der Dinge und glaube die Richtigkeit der Begriffe zu erkennen.

Was ist Selbstmord? Der freiwillige Tod? Aber niemand stirbt unfreiwillig. Das Aufgeben des Lebens und die Hingabe an den Tod geschieht ohne Unterschied aus Schwäche, und diese Schwäche ist stets die Folge einer Krankheit des Körpers, oder der Seele, oder beider. Man stirbt nicht, bevor man einverstanden damit ist. . .

Bin ich einverstanden? Ich muß es wohl sein, denn ich glaube, daß ich wahnsinnig werden könnte, wenn ich am zwölften Oktober **nicht** stürbe. . . .

Den 5. Oktober

Ich denke unaufhörlich daran, und es beschäftigt mich ganz und gar. — Ich sinne darüber, wann und woher mein Wissen mir gekommen ist, ich vermag es nicht zu sagen! Ich wußte mit neunzehn oder zwanzig Jahren, daß ich mit vierzig sterben müßte, und irgend eines Tages, als ich mich eindringlich fragte, an welchem Tage es geschehen werde, da wußte ich auch den Tag!

Und nun ist er so nahe herangekommen, so nahe, daß ich den kalten Atem des Todes zu verspüren meine.

Den 7. Oktober

Der Wind hat sich verstärkt, die See braust, und der Regen trommelt auf dem Dache. Ich habe in der Nacht nicht geschlafen, sondern bin in meinem Wettermantel hinunter an den Strand gegangen und habe mich dort auf einen Stein gesetzt.

Hinter mir war in Dunkelheit und Regen der Hügel mit dem grauen Haus, in dem die kleine Asuncion schlief, meine kleine Asuncion! Und vor mir wälzte das Meer seinen trüben Schaum bis vor meine Füße.

Ich habe die ganze Nacht hinausgeblickt, und mich dünkte, so müsse der Tod sein oder das Nach dem Tode: dort drüben und draußen ein unendliches, dumpf brausendes Dunkel. Wird dort ein Gedanke, eine Ahnung von mir fortleben und -weben und ewig auf das unbegreifliche Brausen horchen?

Den 8. Oktober.

Ich will dem Tode danken wenn er kommt, denn nun wird es zu bald erfüllt sein, als daß ich noch warten könnte. Drei kurze Herbsttage noch, und es wird geschehen. Wie gespannt ich bin auf den letzten Augenblick, den allerletzten! Sollte es nicht ein Augenblick des Entzückens und unsäglicher Süßigkeit sein? Ein Augenblick höchster Wollust?

Drei kurze Herbsttage noch, und der Tod wird hier zu mir in mein Zimmer treten — wie er sich nur benehmen wird! Wird er mich behandeln wie einen Wurm? Wird er mich an der Kehle packen und mich würgen? Oder wird er mit seiner Hand in mein Gehirn greifen? — Aber ich denke ihn mir groß und schön und von einer wilden Majestät!

Den 9. Oktober

Ich sagte zu Asuncion, als sie auf meinen Knieen saß: „Wie, wenn ich bald von dir ginge, auf irgend eine Weise? Würdest du sehr traurig sein?“ Da schmiegte sie ihr Köpfchen an meine Brust und weinte bitterlich. — Mein Hals ist zugeschnürt vor Schmerz.

Übrigens habe ich Fieber. Mein Kopf ist heiß, und ich zittere vor Kälte.

Den 10. Oktober

Er war bei mir, diese Nacht war er bei mir! Ich habe ihn nicht gesehen und nicht gehört, und dennoch habe ich mit ihm gesprochen. Es ist lächerlich, aber er benahm sich wie ein Zahnarzt! — „Es ist am besten, wenn wir es gleich abmachen,“ sagte er. Aber ich wollte nicht und wehrte mich. Mit kurzen Worten habe ich ihn fortgeschickt.

„Es ist am besten, wenn wir es gleich abmachen!“ Wie das klang! Es ging mir durch Mark und Bein. So nüchtern, so langweilig, so bürgerlich! Nie habe ich ein kälteres und hohnvolleres Gefühl von Enttäuschung gekannt.

Den 11. Oktober (11 Uhr abends)

Verstehe ich es? Oh! glaubt mir, daß ich es verstehe!

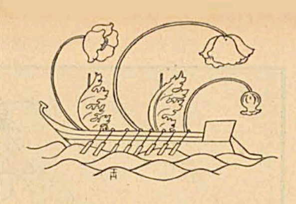
Vor anderthalb Stunden, als ich in meinem Zimmer saß, kam der alte Franz zu mir herein; er zitterte und schluchzte. „Das Fräulein!“ rief er, „das Kind! Ach, kommen Sie schnell!“ — Und ich kam schnell.

Ich habe nicht geweint, und nur ein kalter Schauer schüttelte mich. Sie lag in ihrem Bettchen, und ihr schwarzes Haar rahmte ihr blasses, schmerzliches Gesichtchen ein. Ich bin bei ihr niedergekniet und habe nichts gethan und nichts gedacht. — Doktor Gudehus kam.

„Das ist ein Herzschlag“, sagte er und nickte wie einer, der nicht überrascht ist. Dieser Stümper und Narr that, als habe er es gewußt!

Ich aber — habe es verstanden? Oh, als ich allein war mit ihr — draußen rauschten Regen und Meer, und der Wind heulte im Ofenrohr — da habe ich auf den Tisch geschlagen, so klar wurde es mir in einem Augenblick! Zwanzig Jahre lang habe ich den Tod auf den Tag herbeigezogen, der in einer Stunde beginnen wird, und in mir, tief unten, ist etwas gewesen, das heimlich gewußt hat, ich könne dies Kind nicht verlassen. Ich hätte nicht sterben können nach Mitternacht, und es mußte doch sein! Ich hätte ihn wieder fortgeschickt, wenn er gekommen wäre: Aber er ist zuerst zu dem Kinde gegangen, weil er meinem Wissen und Glauben gehorchen mußte. — Habe ich selbst den Tod an dein Bettchen gezogen, habe ich dich getötet, meine kleine Asuncion? Ach, das sind grobe, armselige Worte für feine und geheimnisvolle Dinge!

Lebe wohl, lebe wohl! Vielleicht, daß ich dort draußen einen Gedanken, eine Ahnung von dir wiederfinde. Denn sieh: der Zeiger rückt, und die kleine Lampe, die dein süßes Gesichtchen erhellte, wird bald verlöschen. Ich halte deine kleine, kalte Hand und warte. Gleich wird er zu mir treten, und ich werde nur nicken und die Augen schließen, wenn ich ihn sagen höre: „Es ist am besten, wenn wir es gleich abmachen . . .“



Ketzerküsse

Grün deine Federn am Hut, mein Kind,
Blau deine Augen im Kopfe sind, —
Wie kannst du so was wagen!
Grün paßt nicht zu blau,
Wird dir flugs und genau
Ein jeder Professor sagen.

Was? Dir ist das ganz einerlei?
Du sagst, daß es dir — schnuppe sei,
Was Professoren sagen?
Mein Kind, mein Kind, dein Sinn ist schlimm!
Ich aber will ad interim
Es dennoch mit dir wagen.

Verwegen zwar, ich fürcht' es, ist
Mein Thun, doch wenn du gnädig bist,
Wird mir's zum Heil ausschlagen.
Komm, gieb mir deinen roten Mund
Und laß uns küssen und lachen und
Kein' Menschen darum fragen!

Otto Julius Bierbaum

Der zerstreute Professor

(Zeichnung von J. B. Engl)

„Nu, Herr Professer, was sagen Se zu meine Plastik?“ — „Sehr gut. Merkur, der Gott des Handels und der Diebe.“

Damen-Modellierschule für gebildete Stände. Mit Januar beginnt wiederum der Modellierkurs für Damen der besseren Gesellschaft: Auf das Ideale wie Nützliche dieses Kursus braucht wohl nicht besonders eingegangen zu werden; mag die Dame durch das Mitarbeiten sich Vorteile oder Erwerb erringen oder durch das Verstehen und Mitfühlen das Hehre und Vornehme dieser Kunst der Gesellschaft übermitteln, in beiden Fällen werden dem so wenig beachteten Kunstzweig neue Bahnen geebnet. Mit Recht kann man wohl sagen, daß eine solche Schule in München fehlte und der Begründer derselben, Herr Kunstbildhauer L. Stader, diesem Bedürfnis abgeholfen hat. Zwar ist die Schule noch klein und die Beteiligung eine geringe, aber zweifellos wird es Herrn Stader gelingen, zu Ehren der Münchner Kunst und zum Nutzen der Beteiligten etwas Großes zu gestalten. Prospekte werden gratis zugeschickt.

Der neue Jahrgang der Gartenlaube. Während nahezu einem halben Jahrhundert ist die „Gartenlaube“, unser verbreitetstes illustriertes Familienblatt, nach wie vor ein Lieblingsgast im deutschen Hause. Ein so dauernder Erfolg kann nicht auf einem Glückszufall beruhen; er ist der Lohn einer ernsten pflichtbewußten Arbeit. In der That hat die „Gartenlaube“ ihr Ziel, weiteste, verschiedenartig zusammengesetzte Volksschichten durch guten Lesestoff zu fesseln, sie nach des Tages Last und Mühe zu unterhalten und zugleich durch Belehrung zu erheben, niemals aus den Augen verloren und auch glücklich von Jahr zu Jahr erreicht.

Am 1. Januar begann ein neuer Jahrgang der „Gartenlaube“, und aus dem Prospekt desselben können wir ersehen, daß sie auch im nächsten Jahrgang ihren alten Ruf bewähren wird. Wie statistische Erhebungen in Leih- und Volksbibliotheken gezeigt haben, werden gegenwärtig die Romane und Novellen von W. Heimburg vom Publikum am häufigsten verlangt und gelesen. Weiteste Leserkreise werden also mit Freuden die Nachricht entgegennehmen, daß „Trotzige Herzen“, der neueste Roman von W. Heimburg, den nächsten Jahrgang der „Gartenlaube“ eröffnen wird. Daran werden sich u. a. anschließen: „Hildegard“, Roman aus der Zeit der Hexenprozesse von Ernst Eckstein, „Die Hansebrüder“, Zeitroman von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach), „Unter der Linde“, Novelle von Wilhelm Jensen, „Auf dem Kynast“, Erzählung aus den Befreiungskriegen von R. v. Gottschall, und „Das Tagebuch“, Humoreske von Hans Arnold. Schon aus diesen Beispielen kann man ersehen, wie die Romane und Novellen der „Gartenlaube“ frei von jeder Einseitigkeit in der Auswahl, nach verschiedenen Richtungen hin das Lesebedürfnis befriedigen sollen.

Das Programm des belehrenden Teils der „Gartenlaube“ ist nicht minder glücklich ausgefallen. Wir begegnen in ihm Namen von bestem Klange, denn es ist der „Gartenlaube“ gelungen, einen Kreis hervorragender Gelehrten für die Mitarbeit an der Belehrung des Volkes zu gewinnen. Wir heben hier nur einige der angekündigten Beiträge hervor: „Gesundheit und Kleidung“ von Prof. H. Buchner (München), „Die traumatische Neurose“ von Prof. Paul Fürbringer (Berlin), „Die Sehschärfe der Naturvölker“ von Prof. Herm. Cohn (Breslau), „Der Liebeszauber“ von Prof. Max Haushofer (München), „Auf den Goldfeldern Australiens“, nach Mitteilungen von Bergrat Schmeißer (Aachen) und „Die Südpolforschung“ von Prof. Sophus Ruge (Dresden).

Das Programm verspricht ferner, daß die so allgemein beliebte Rubrik der kleinen illustrierten Mitteilungen und Winke für allerlei nützliche Beschäftigungen und Arbeiten im Hause bedeutend erweitert werden wird.

Dieser so reichhaltige Inhalt, der noch durch einen sorgfältig hergestellten, künstlerischen Bilderschmuck gehoben wird, muß auch den weitgehendsten Ansprüchen genügen, und so können wir unsern Lesern die „Gartenlaube“ an der Jahreswende mit gutem Gewissen als ein gediegenes, Belehrung und Unterhaltung im reichsten Maße bringendes Familienblatt empfehlen.

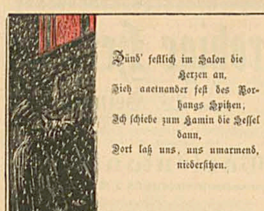
Dr. Adolf Pfannenstiels Heidelbeer-Punsch-Essenz, Etiquette mit der Schwarzbeer-Nödl (Beerenleserin) hat sich durch ihre stets gleichbleibende Güte einen ehrenden Platz unter den besseren deutschen Punschextrakten erobert und man findet dieselbe in fast jeder Delikatessenhandlung, neben den feinsten Weinen aufgeführt und von hoch und nieder bevorzugt. Letzteres nicht nur allein ihres relativ billigen Preises wegen, sondern ganz besonders deswegen, weil sie eminente praktische hygienische und diätätische Vorzüge vor allen anderen Punsch-Essenzen besitzt; praktische, durch die Einfachheit ihrer Anwendung, da man sie nur mit frisch aufkochendem Wasser vermischen braucht, ohne alle Zusätze, die sie selbst in harmonischer Weise bereits besitzt, und hygienisch-diätätische, weil sie die einzige Punsch-Essenz ist, die vermöge ihrer Reinheit (absolut frei von ätherischen Ölen etc. und künstlichen Farben oder Gerüchen) jedem auch dem schwächsten Magen zuträglich ist und weil selbst reichlicher Genuß derselben niemals das Unbehagen zurückläßt, das sonst das Gefolge der Punsch-Sitten bildet.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Erinnerung

(Zeichnung von R. M. Eichler)



Zünd' festlich im Salon die Kerzen an,
Zieh aneinander fest des Vorhangs Spitzen;
Ich schiebe zum Kamin die Sessel dann,
Dort laß uns, uns umarmend, niedersitzen.

Denn sieh, an solchem Winterabend oft
Bin als Student ich durch die Stadt gegangen,
Mein Auge, das Erfüllung nie gehofft,
Ist oft an solchen Lichtes Schein gehangen.

An Lampenschein, der mild ins Dunkel bricht,
An Fenstern, draus ich frohe Stimmen hörte,
An Schatten hinterm Vorhang, eng und dicht,
Indes die Sehnsucht drunten sich verzehrte.

Heut' ist ein solcher Abend, kalt und rauh,
Das Glück vertieft sich mir in diesen Räumen:
Lehn' fest dein Haupt an mich, geliebte Frau,
Recht fest an mich — und laß mich träumen, träumen!

Hugo Salus



1. Jahrgang Nr. 43

Preis 10 Pfg.

23. Januar 1897

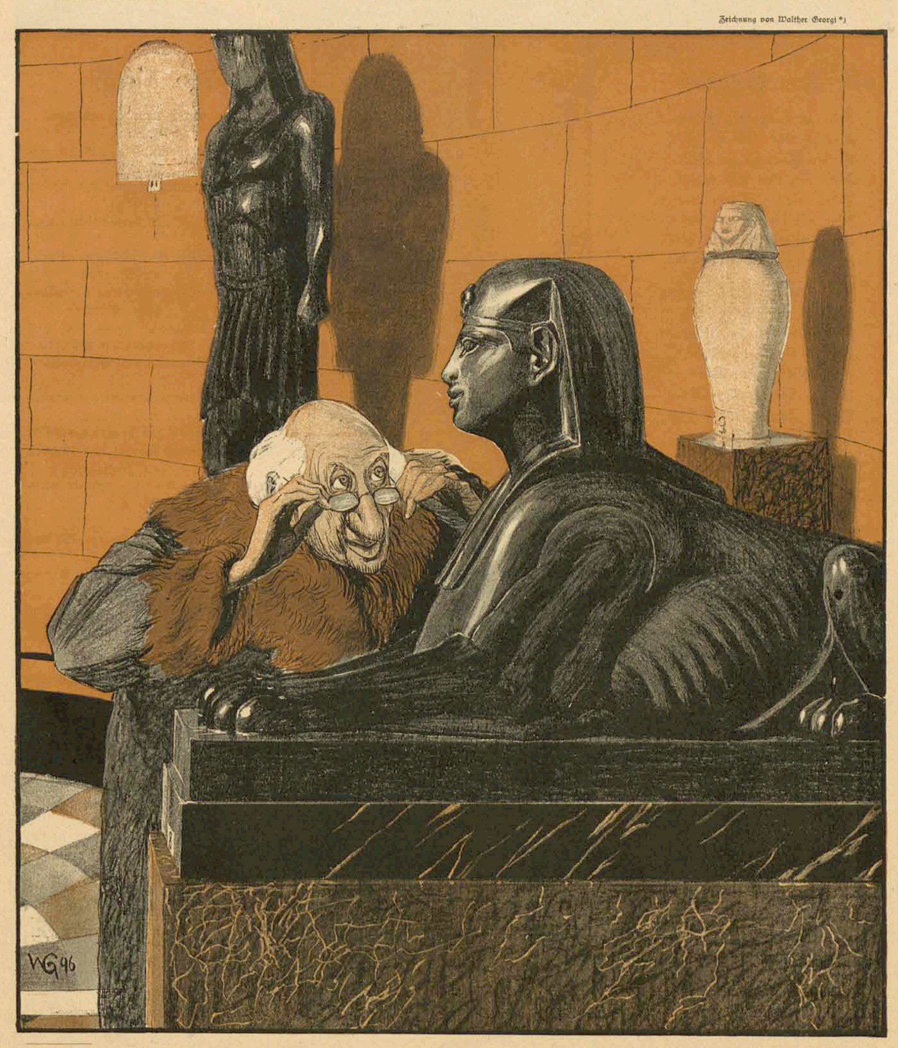
SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Zeichnung von Walther Georgi *)



*) Titelbild zum Simplicissimus-Album Nr. 5.

(Zeichnung von W. Georgi)



Kombäck u. Co.

Das Goldstück

Hier an dieser öden Stätte
Will ich rasten, bis es tagt.
Welker Rasen ist ein Bette,
Wie's mir eben recht behagt.
Neben mir die Wogen brausen,
Über mir die Wolken sausen,
Keiner milden Stimme Klang
Tönt den düstren Hag entlang.

Alles habt ihr mir genommen,
Was ihr mir gegeben habt;
Nackend bin ich hergekommen,
Nackend bin ich hingetrabt,
Ohne Stiefel, ohne Hosen —
Meines Lebens goldne Rosen,
Meiner Jugend lautrer Sinn,
Alles, alles ist dahin.

Ob es schon ein Ziel mir setzte,
Zu erforschen vom Geschick,
Werf' ich in die Luft dies letzte
Blanke goldgeprägte Stück:
Fällt es auf des Kopfes Seite,
Weiß ich, daß es Tod bedeute;
Wenn das Bild gen Himmel schaut,
Sei noch beff'rer Zeit vertraut.

Und es steigt, es fällt, es klingelt,
Weh, zum Himmel starrt die Zahl!
Mein erbebend Herz umzingelt
Todesangst zum letztenmal.
Eingedenk der Abschiedsflasche
Steck' ich's schweigend in die Tasche;
Ihre Dauer sei mein Maß,
Eins des andren Stundenglas.

Spät am Tage schlendr' ich weiter
In der Sonne fahlem Glanz.
Such dir rüstigern Begleiter,
Wandrer du im Epheukranz!
Vieles würdest du versäumen,
Ich darf rasten, ich darf träumen.
Was das Schicksal mir verspricht,
Jüngling, das enteilt mir nicht.

Frank Wedekind

***

Die Fliege

Als wir unter dem Trauhimmel standen
Und das Gebrause der Orgel erklang,
Ward mir, umstrickt von der Weihe Banden,
Um meinen schönen Unglauben bang.

Und den Becher Weins in den zitternden Händen
Sprach der Priester zu uns mit gläubiger Glut,
Und der Widerhall klang von den schimmernden Wänden,
Und es duftete mild des Herren Blut.

Und mein Lieb neben mir, nun bald mein Eigen,
Mit Thränen seliger Freude im Blick!
Mein Herz ward fromm und begann sich zu neigen:
Du Gott, der du bist, erhalte mein Glück!

Da kam, von dem Dufte des Weines gezogen,
Die Weihe mir störend, mit lautem Gebrumm
Eine kühn atheistische Fliege geflogen,
Und flog um den goldenen Becher herum.

Und flog mit Surren und Schnurren und Summen
Um die Nase des Priesters und um den Wein,
Und flog mit ihrem höhnenden Brummen
In des Priesters schönste Sentenzen hinein.

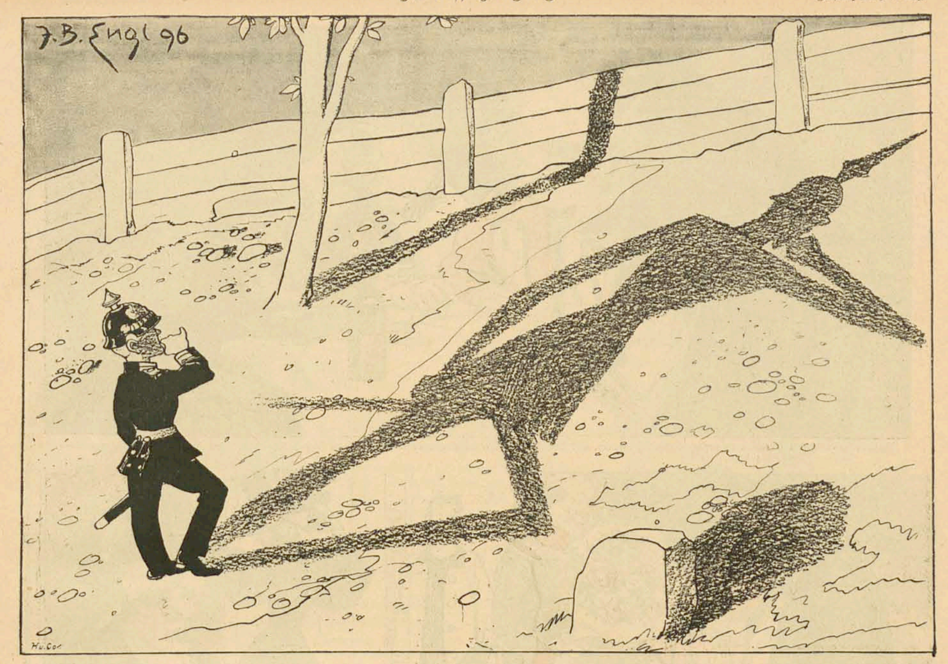
Mein Glauben versank, kaum, daß er erstanden,
Mein Herz ward frei, frei ward mein Blick,
Und ich hörte, befreit von den mystischen Banden,
Zu den Worten des Pfaffen der Fliege Kritik.

Hugo Salus

***

Abendspaziergang

(Zeichnung von J. B. Engl)



Taraxacum officinale

Von Gustav Kühl

Es war ein Mensch, der liebte die Kuhblumen.

Schon von klein auf. Reinste Sympathie. Kinder pflegen sonst an den reifen „Puhstblumen“ die Kraft ihres Atems zu erproben und nach der Zahl der übrigbleibenden Haarkrönchen die Tageszeit zu bestimmen, oder aus den langen Stengeln, deren Enden sich, wenn sie eingeschnitten werden, aufrollen, Ketten zu verfertigen; das trieb er wohl auch, aber mehr reizte es ihn, die gelbblühende Pflanze, so wie sie war, zu betrachten. Wie die sonderbar geformten Blätter mit ihren mehrfachen Widerhaken sich von dem einen Wurzelpunkte aus nach allen Seiten verbreiten, große und kleine, und wie aus dem Centrum dieser grünen Rosette die schlanken Schäfte in leichter Krümmung aufsteigen, jeder eine Sonne tragend, die mit ihrer Fülle winziger Blüten erst gar ein strahlendes Wunder ist, daran konnte er sich nicht satt studieren. Und wie dankbar ist diese Blume, die auch die magerste Wiese, die jeden Schutthaufen und abgetretenen Grabenrand mit ihren goldenen Blüten bevölkert!

Es ist klar, daß ein Mensch mit einem solchen Geschmack nicht ungestraft durchs Leben gehen darf. Auch der kleine Klaus Pünt mußte schon in seinem ersten Schuljahre bittere Erfahrungen machen. Es war Anschauungsunterricht. Der Lehrer wollte seinem Plane gemäß von der Besprechung der Menschen- und Tierwelt zu den Pflanzen übergehen. Um allgemeines Interesse zu wecken, begann er langsam und in Neugierde weckendem Tone: „Wer kann mir einmal eine recht hübsche Blume nennen?“ Vierzig Händchen wimmelten augenblicklich über den runden Flachsköpfen. Bald hob man sich vom Vergißmeinnicht und Gänseblümchen zur Tulpe und Rose und höher empor; eben hatte bereits das hübsche blonde Predigersöhnchen Stephan von Hofmann, welches leider ein wenig mit der Zunge anstieß, mit der fromm gelispelten Passionsblume den höchsten Trumpf ausgespielt, den der zukünftige Bankier Felix Cauhn mit der vor seiner väterlichen Villa blühenden Magnolie vergeblich zu überbieten versuchte, da sah der Magister auch den aufwärts gestreckten Finger unseres Klaus. „Nun, weißt du noch eine schönere?“ Treuherzig kam die Antwort heraus: „Die Kuhblume.“ Ein schallendes Gelächter war der augenblickliche Erfolg. Der Lehrer wollte sich die günstige Gelegenheit, auf billige Weise beliebt zu werden, nicht entwischen lassen und sagte, als der Lärm sich etwas legte, unter triumphierendem Lächeln nichts weiter als: „Na, guten Appetit!“ Ein neuer und ärgerer Sturm brach los, der während der folgenden Pausen in launige Thätlichkeiten ausartete: Klaus wurde von allen Seiten gezwickt, oder angepuhstet, oder an den Beinen gezogen, kleine Gruppen marschierten auf und ab und sangen „Kohbloom, Kohbloom!“ und der unversehens aufgetauchte Spottname „Botterklüter“ („Butterklößer“) war noch nach Monaten nicht ganz verschwunden, bis im Anfange des Winters das Interesse der Schabernackfreudigen auf Stephan abgelenkt wurde, der sich beim Schneeballen von einem kleinen Mädel hatte waschen lassen. Seitdem hatte Klaus wieder Ruhe.

Natürlich wurde er Theologe. Ebenso natürlich bestand er zur rechten Zeit sein Staatsexamen, und zwar mit „gut“, was er, gleichfalls natürlich, nicht im entferntesten erwartet hatte. Es war ein schöner Septembernachmittag, an dem er, den neuerhaltenen „Charakter“ in der Busentasche und ein gutes Mittagessen im Magen, den Verdauungsbummel durch das Stadtwäldchen machte. In einer großen Lichtung, wo eine neuangelegte Schonung Platz genug für einen schönen Waldrasen ließ, sah er noch ein tadelloses Exemplar seiner Lieblinge stehen. Er pflückte es ab, reinigte die milchige Bruchstelle des Stengels und steckte es in das Knopfloch seines Fracks. Eine kleine Stunde später stand er an der Korridorthür seines Generalsuperintendenten zur Abschiedsvisite. Als er den Knopf der elektrischen Glocke gedrückt hatte und nun im Warten auf das durch das hastige Treppensteigen verursachte Klopfen seines Herzens horchte, bemerkte er plötzlich die schon vergessene Blume auf seiner Brust; aber er brachte es nicht fertig, sie abzureißen und umkommen zu lassen. Da wurde geöffnet, und er ward in ein mit Teppichen überladenes Empfangzimmer geführt. Seine Hochwürden waren ein ältlicher, sehr feiner Herr und unterhielten sich eine Weile in verbindlicher Weise über die Aussichten des zukünftigen Pastoren, für den sich sicher bald ein Vikariat auf dem Lande werde finden lassen u. s. w. Erst in dem Augenblicke, wo Klaus aufbrechen wollte, hielt ihn die Magnifizenz mit den Worten zurück: „Sie haben wohl ein lustiges Examensdiner gehalten?“ — „Nein, Herr Generalsuperintendent; meine Studienfreunde sind sämtlich in die Ferien fort, und meine Verhältnisse liegen auch nicht so, daß ich . . .“ — „So . . . gewiß . . . haben Sie sehr recht; auch pflegt man sich bei solchen Gelegenheiten anders zu schmücken?“ — Der unerwartet scharfe Ton der Worte forderte eine Antwort. Klaus wußte keine. — „Diese Blume in Ihrem Knopfloch kann doch kaum die Feierlichkeit Ihres Gewandes erhöhen sollen?“ (Der Ton wurde immer giftiger.) — „Warum nicht, Hochwürden? Es ist zwar eine bescheidene Blume . . .“ — „Finden Sie? Sie macht sich an allen Wegen breit genug. Ein Theologe sollte sich nicht gerade das Gewöhnliche und Häßliche auswählen, zumal wenn er . . .“ — „Häßlich?“ rief Klaus, „gewöhnlich? Diese Blume kann zu manchen Beobachtungen Anlaß geben. Die Mannigfaltigkeit in der Einheit . . .“ — „Genug!“ erhob sich der alte Herr. „Merken Sie sich, Herr Kandidat, daß unser Heiland keine Diener wünscht, die so klug sind wie die Tauben und einfältig wie die Schlangen.“ Damit winkte er ein Lebewohl und ließ den Verblüfften mit seiner Kuhblume auf den Teppichen stehen.

Es war nicht gefährlich. Schon zu Advent versah Klaus Pünt seinen Dienst als Hilfsprediger in Klein-Tangholm, und nicht lange nach Weihnachten war er sich mit Alma, der stattlichen Tochter eines benachbarten Hofbesitzers, über die wichtigste Frage seiner Zukunft klar. Jetzt endlich ballte sich das Verhängnis: eine alte und eine neue Liebe müssen nach dem einstimmigen Urteil aller Romanschreiber in Konflikt geraten, und kein Federheld ist stark genug, einem rollenden Schicksalsrad in die Speichen zu greifen; lassen wir also der düstern Moira ihren Willen! — Alma war ein für ihre ländlichen Verhältnisse sehr gebildetes Mädchen, konnte Klavier spielen und Tassen bemalen und schwärmte für alles, was irgendwie in ästhetischen Tüll eingewickelt werden konnte. Sie verfügte über ein niedliches Stuppsnäschen, einen üppigen Mund und eine Last des wundervollsten schwarzen Haares, so daß sie trotz ihrer etwas leeren blauen Augen wohl mit Recht für hübsch galt. In dieses Wesen war also der angehende Pfarrer mit der ihm eigenen Innigkeit verschossen. An einem schönen Frühlingstage saßen die beiden einmal wieder nach ihrem züchtigen Spaziergange nebeneinander auf einem Grashügel am Ufer des Klein-Tangholmer Sees, in dem sich in der Ferne der stumpfe Kirchturm und die ergrünenden Ulmen des Dorfes spiegelten. Um sie herum frische, waldbekränzte Wiesen. Der Lenz zirpte und summte über den Gräsern und zwitscherte und trillerte in den Lüften. Es war sehr poetisch. Klaus sprach (die Präliminarien zu einem Kusse wurden ihm noch immer etwas schwer) von seiner künftigen Pfarre, und wie er sich einen brauchbaren Kantor wünsche, mit dessen Beistand er der neuen Liturgie einen festeren musikalischen Halt zu geben und einen tüchtigen Chor heranzubilden hoffte; auch dächte er an Festtagen die Kirche mit Blumen zu schmücken und auf jede Weise in die unkünstlerische Nüchternheit des dörflichen Protestantismus etwas Farbe und Freude zu bringen. Mitten in seinen redlichen Betrachtungen störte ihn plötzlich die lachende Frage seiner Braut: „Was machst du denn da?“ Es ist eine leidige Erfahrung, daß unsre unterdrückten Untugenden und Tugenden, wenn sie sich endlich einmal Bahn brechen, grade im allerungeschicktesten Augenblicke ans Licht zu treten pflegen. Klaus hielt einen fast fertigen Kranz schöner gelber Kuhblumen in den Händen. Bald schüttete er der erstaunten Freundin sein Herz aus: wie er seine Freude an dieser einfachen Blume habe immer verbergen müssen und nie unterdrücken können, wie er endlich einsehe, daß eine fixe Idee nicht zu verjagen sei u. s. w. Und als sie schweigend seinen aus tiefstem Herzen quellenden und nicht eben unromantischen Ergüssen zuhörte, glaubte er, sie verstände ihn, und sagte: „Wart einmal, Gelb steht so schön zu Schwarz,“ — und hielt den Kranz gegen ihr dunkles Haar. Das war ihr denn doch zu viel, sie rückte ein paar Centimeter von ihm weg, und als er ihr ungestüm folgen wollte, rief sie: „Nein! Wenn du keinen schönern Schmuck für mich weißt, wenn du dich in dem Grade für so etwas begeistern kannst, dann . . .“ und sie brach ohne weiteres in Thränen aus. Nun faßte er sie sanft um, und sie ließ es geschehen, er drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, und sie ließ es geschehen; aber sie erwiderte seine Liebkosungen nicht. Er flüsterte: „Sei nur gut, warum erregst du dich! Sieh, da werf' ich die dummen Dinger weg. Was sind mir die Kuhblumen! Hab' ich doch dich!“ — Da riß sie sich los und sprang auf. Mit ihrer Eitelkeit waren die Fundamente ihrer Liebe verletzt, ihr Gesicht verzerrte sich in Zorn und Hohn, sie hob die armen Blumen auf und schmiß sie ihrem Bräutigam, ihn wie eine Furie anlachend, ins Gesicht. Dann rannte sie der Straße und dem Dorfe zu. Langsam stieg Klaus ihr nach und sah auch, wie sie im Laufen den rechten Fuß immer etwas einwärts setzte. Aber das tröstete ihn wenig; vielmehr hatte er den Kopf so voller Thränen, daß er sie auf der Zunge zu schmecken meinte, der arme Kerl.

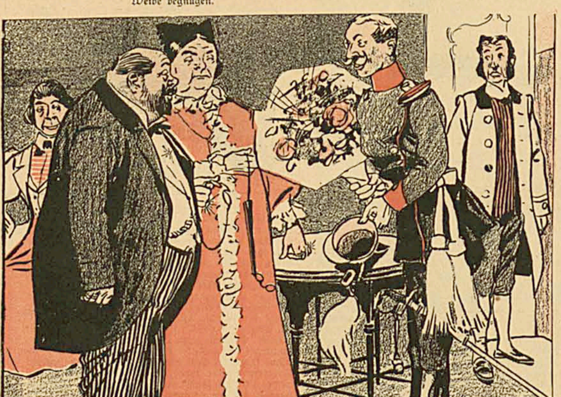
Wie kann aber einer auch bloß an den Kuhblumen was Schönes finden!

Illustrationen zu Tacitus „Germania"

(Zeichnung von Thöny)



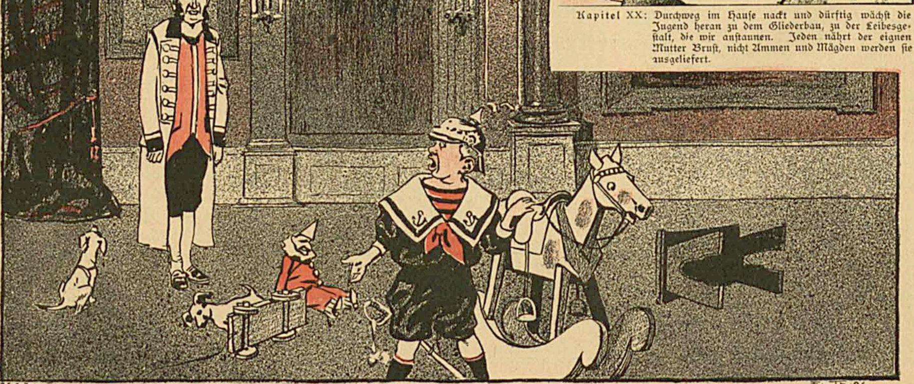
Kapitel XVIII: Das Eheleben ist streng bei den Germanen, und das ist wohl ihre achtungswerteste Sitte. Denn sie sind fast die einzigen Barbaren, die sich mit Einem Weibe begnügen.



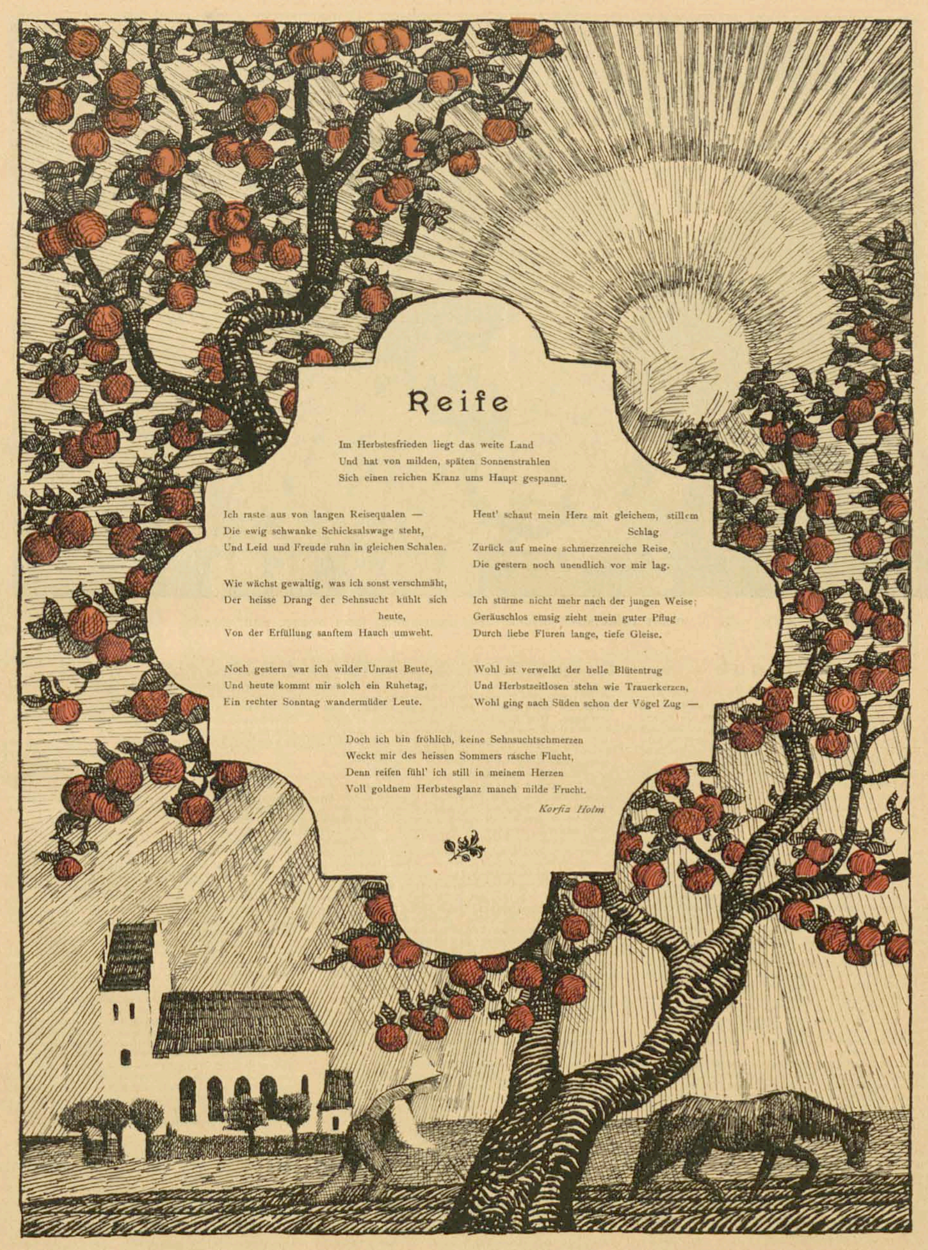
Kapitel XVIII: Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Eltern und Verwandte sind zugegen, die Geschenke zu mustern. Geschenke, aber nicht Luxusartikel für weibliche Eitelkeit, noch zum Schmuck der Neuvermählten, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roß und ein Schild mit Schwert und Speer.



Kapitel XX: Durchweg im Hause nackt und dürftig wächst die Jugend heran zu dem Gliederbau, zu der Leibesgestalt, die wir anstaunen. Jeden nährt der eignen Mutter Brust, nicht Ammen und Mägden werden sie ausgeliefert.



Kapitel XX: Keine feinere Erziehung scheidet den Herrn vom Knechte. Auf dem gleichen Boden wachsen beide zwischen den Tieren des Hauses auf, bis das Alter den Freigeborenen absondert, der innere Adel ihn hervorhebt.



Reife

Im Herbstesfrieden liegt das weite Land
Und hat von milden, späten Sonnenstrahlen
Sich einen reichen Kranz ums Haupt gespannt.

Ich raste aus von langen Reisequalen —
Die ewig schwanke Schicksalswage steht,
Und Leid und Freude ruhn in gleichen Schalen.

Wie wächst gewaltig, was ich sonst verschmäht,
Der heisse Drang der Sehnsucht kühlt sich heute,
Von der Erfüllung sanftem Hauch umweht.

Noch gestern war ich wilder Unrast Beute,
Und heute kommt mir solch ein Ruhetag,
Ein rechter Sonntag wandermüder Leute.

Heut' schaut mein Herz mit gleichem, stillem Schlag
Zurück auf meine schmerzenreiche Reise,
Die gestern noch unendlich vor mir lag.

Ich stürme nicht mehr nach der jungen Weise;
Geräuschlos emsig zieht mein guter Pflug
Durch liebe Fluren lange, tiefe Gleise.

Wohl ist verwelkt der helle Blütentrug
Und Herbstzeitlosen stehn wie Trauerkerzen,
Wohl ging nach Süden schon der Vögel Zug —

Doch ich bin fröhlich, keine Sehnsuchtschmerzen
Weckt mir des heissen Sommers rasche Flucht,
Denn reifen fühl' ich still in meinem Herzen
Voll goldnem Herbstesglanz manch milde Frucht.

Korfiz Holm

(Zeichnung von Kongstad Rasmussen)

Humanität

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Gefängnisarzt: „Er ist wieder vollkommen gesund. Die Hinrichtung kann morgen stattfinden."

La Blague

Von Marrel Prévost

Mein geliebter Ludwig. Du hast mich so eingeschüchtert; ich habe solche Angst vor einem gewissen Lachen von Dir, das Du stets bei meinen „sentimentalen Anfällen" hast, wie Du es nennst, daß ich gar nicht recht weiß, wie ich Dir das sagen soll, was ich Dir heute zu sagen habe. Ich weiß, ich bin herzlich unbedeutend, nur eine kleine, zärtliche, alltägliche Frau, wie die meisten andern. Ich habe nur ganz gewöhnliche Ausdrücke, um das zu sagen oder zu schreiben, was ich empfinde; denn ich empfinde nur sehr einfache, sehr natürliche Dinge, Dinge, welche alle die empfinden müssen, glaube ich, die wirklich lieben. Du aber nimmst nichts ernsthaft; alles erscheint Dir nur „Blague", wie Du Dich ausdrückst. Ich wollte diesen Brief eigentlich mit dem Satz anfangen:

„Lieber Freund, wenn Du diese Zeilen hier liest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden." Es ist ein Satz, den ich oft gehört und gelesen habe. Wahrscheinlich fangen alle die kleinen dummen Frauen in meiner Lage ihre letzten Briefe so an; aber ich wagte es nicht, den Satz zu schreiben, ich sah voraus, daß Du Dich beim Lesen darüber lustig machen würdest, daß Du es mit „Zwanzigpfennigs-Roman" oder „Rührstück" bezeichnen würdest, alle jene Redensarten von Dir, die ich leider so gut kenne. Da habe ich diesen Satz lieber nicht geschrieben . . . Und doch ist es Wahrheit, mein Herzensliebster; — wenn Du diese Zeilen hier liest, wird Deine arme, kleine Cécile tot sein, richtig tot.

Nur dies eine Mal lache nicht, mein Geliebter, — habe Mitleid; glaube mir, sterben ist nicht leicht, wenn man jung ist, wie ich und sich kerngesund fühlt und nur stirbt, weil man es will, weil man einfach so zu unglücklich ist. Diesmal ist es vielleicht ein ganz klein bißchen der Mühe wert ernst zu bleiben, vielleicht hast Du, geliebter Mann, einen kurzen, schmerzlichen Augenblick meinetwegen. Wenn es auch nicht viel und nicht tief ist, was Du empfinden wirst, wenn Du auch keine Thräne für mich hast, — um eins bitte ich Dich, Geliebter, nimm meinen Tod nicht à la „Blague" — lache nicht! Und nun laß mich zum letztenmal mein Herz ausschütten, laß mir in diesem letzten Brief noch einmal alle meine verliebten Dummheiten, alle meine sentimentalen Anfälle, die in „Zwanzigpfennigs-Romanen" stehen, laß mich Dir noch einmal sagen, alles, was ich von grenzenloser Liebe für Dich in meinem Herzen habe. Lache nicht! Es ist das letzte Mal, — ich langweile Dich nie mehr wieder. Kannst Du mir diese letzte Bitte nicht erfüllen? . . .

Siehst Du, Ludwig, Du hast nie verstanden, mit welch wahnsinniger Zärtlichkeit ich an Dir hing! Ich war keine Unschuld vom Lande, als ich Deine Geliebte wurde. Ein hübsches zwanzigjähriges armes Mädchen ist in Paris selten eine Unschuld. Aber ich schwöre es Dir vor Gott, der mich bald richten wird, daß Du mein erster und einziger Geliebter warst. Ich habe niemanden vor Dir angehört. Du hast meinen Körper und meine Seele rein und unberührt empfangen. Aber daran lag Dir kaum etwas. Du mokiertest Dich über meinen Widerstand. Du machtest Dich grausam lustig über mich, nahmst alles nur à la „Blague", — so daß ich nie gewagt habe Dir zu sagen: „Ludwig, weißt Du auch, daß Du mein erster Geliebter bist?" Würdest Du gelacht haben! Und Deine Antwort wäre gewesen: „Wir kennen das, alter Witz! Weißt Du nichts Besseres?" Ich liebte Dich schon so, daß mir das übrige gleichgültig war. Was ich wollte, war Dir angehören, und ich ergab mich in alles. Du hast mit mir gemacht, was Du gewollt hast. Lieber wäre es mir freilich gewesen, Du wärest dabei ein wenig rücksichtsvoller und zärtlicher vorgegangen. Mein sehnsüchtigster Wunsch war, mit Dir aufs Land zu gehen und in einem kleinen Haus mit einem Gärtchen daran nur acht Tage zusammen mit Dir wie „Mann und Frau" zu verbringen . . oder zwei Tage, ganz wie Du gewollt hättest. Als ich Dir aber ganz vorsichtig davon sprach, lachtest Du mich aus, daß ich erschrak (damals war ich noch nicht so daran gewöhnt) und sagtest spöttisch: „Dann wollen wir uns doch lieber für diese feierliche Gelegenheit Schäferanzüge bestellen und in eine Hütte ziehen. Zwei Herzen und ein Strohdach." Ich schwieg und ergab mich. Ich wurde die Deine in dem kleinen salon particulier eines Restaurants, da, wo sich alle Abend liederliche Frauenzimmer für Geld hingeben. Wenn ich Dich nicht trotz alledem angebetet hätte, — diese Nacht im Café Anglais wäre mir die schrecklichste Erinnerung meines Lebens geworden. So aber segne ich diese Nacht, denn es war mir vergönnt, Dich glücklich zu machen. Dieses eine Mal wenigstens fühlte ich mich leidenschaftlich von Dir geliebt! Geliebt? Darf ich das Wort nennen, das Wort das Dich entweder reizt oder aufs höchste belustigt. In der ersten Zeit hatte ich es immer auf den Lippen, aber Du hast mir bald die Lust benommen, es auszusprechen. Jedesmal wenn ich vor Liebe aufwallend meine Arme um Deinen Nacken schlug und mit überströmendem Herzen Dir zurief: „Ich liebe Dich, Geliebter!" — es war ja nichts Neues und nicht sehr geistvoll, ich weiß es, aber es war doch innig und wahr empfunden —; jedesmal antwortest Du mit einem Deiner Scherze. Entweder riefst Du wie in einem Vorstadttheater: „Musike!" oder Du sagtest „Sing mir mal was, Kindchen," oder „Na, und ich erst, ich bin ja schon ganz mager vor lauter Liebe." Ich weiß nicht ob solche Redensarten andere Frauen belustigen; mir schnitten sie ins Herz, wie ein scharfes Messer. Bei alledem hast Du doch gar keinen schlechten Charakter. — Warum hast Du mir nur stets so weh gethan? Hast Du denn keine Ahnung von dem gehabt, was „mein Herz" heißt? Vielleicht wolltest Du Dich auch nicht um das bekümmern, was in meinem Herzen vorging. Du bildetest Dir ein, daß ich die glücklichste der Frauen, daß das Leben, das Du mich führen ließest, das beneidenswerteste unter der Sonne sei! Theater, Diners in Restaurants, Rennen, Nizza und Monte-Carlo! — Welch schreckliches Leben für jemand, der wirklich liebt. Wie oft habe ich im stillen geweint. Meine Natur ist die einer hausbackenen, kleinen Bürgersfrau, ohne Witz, ich gestehe es ein, aber mit mehr Herz und Zärtlichkeit als bei zwanzig geistvollen Damen. Das Beste in mir, meine grenzenlose Liebe, mußte ich wie ein Verbrechen verheimlichen.

Wie ich unter meiner Geistesarmut tagaus tagein Dir gegenüber litt, läßt sich nicht beschreiben. Ich litt Deinetwegen, weil ich sah, wie die Späße und „Blague" anderer Frauen Dich amüsierten, und wie ungehalten Du über die schweigsame Schüchternheit Deiner Geliebten warst. Die harten Worte, die ich in solchen Augenblicken hören mußte! Und als ich mich einmal entschuldigte (ich gebe zu, es war nicht sehr geschickt) und Dir sagte: „Andere mögen witziger sein, Ludwig, aber niemand liebt Dich so wie ich," da hattest Du den Mut mir zu antworten: „Mir ist es ganz Wurst, ob man mich liebt oder nicht! Für eine Liebe mit großen Phrasen, ohne Amüsement und ohne ein bischen „Blague", brauche ich keine Maitresse. Wenn ich das will, kann ich mich ja verheiraten!" . . . Du hast Dich nicht verheiratet, mein geliebter Freund, aber Du hast Deine arme Cécile mit Frauen betrogen, die amüsanter waren als sie. Du hast ihr Deine Untreue nicht verheimlicht, — das Zeugnis kann ich Dir geben —, Du überwachtest Deine Worte so wenig, daß ich es fast jedesmal wußte, wenn Du mich betrogst. Und ich war so feige, daß, obgleich mein Herz mir brach, ich nicht zu weinen noch Dir einen Vorwurf zu machen wagte. Ein einziges Mal, als ich meinen Kummer unvorsichtiger Weise merken ließ, sahst Du mich ganz überrascht an und sagtest:

„Wie? Eifersucht?! Haben wir uns etwa ewige Treue gelobt? Sind wie nicht alle beide frei? Du gefällst mir, ich gefalle Dir; wir haben uns zusammengethan, um in diesem irdischen Jammerthal ein Stück Weg gemeinsam zurückzulegen und uns so wenig wie möglich dabei zu langweilen. Aber wir bewahren jeder, Gott sei Dank, unsere Unabhängigkeit."

Ich habe versucht Dich zufrieden zu stellen, mein Herzensfreund! Ich habe ehrlich versucht, ich schwöre es Dir, das Leben und die Liebe wie Du aufzufassen: „à la Blague". Ich habe mit den Thränen gekämpft, die Dir meinen Schmerz über Deine Untreue verraten hätten; ich habe, den Tod im Herzen, gelacht und gescherzt. Der Erfolg meiner Komödie war, daß Du sie für Wahrheit genommen hast, daß Du mich von meinen „sentimentalen Anfällen" geheilt hieltst. Du glaubtest, ich wäre endlich im glücklichen Stadium der „Blague" angelangt, und Du gratuliertest mir dazu . . .

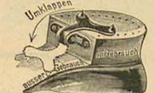
Nein! Und jetzt ist's genug! Ich habe nicht länger mehr die Kraft zu lügen und mich zu beherrschen. Meine Komödie widert mich an. Ich werfe sie mit Ekel von mir. Ich will wieder ich sein. Einmal wenigstens sollst Du meine wahren Gedanken kennen lernen, sollst Du in meiner Seele lesen. Du siehst aus dieser meinen letzten Zeilen, was ich in dem einen Jahr gelitten habe, wie Deine Ideen und Ansichten mir das Herz in Fetzen gerissen haben, wie Du dies arme weiche Herz mit Füßen getreten hast, ohne auch nur ein einziges Mal ein tröstendes Wort der Zärtlichkeit zu finden. Es ist nicht Deine Schuld! Ein unglücklicher Zufall hat uns zusammengeführt, uns, die wir nicht für einander paßten. Du wirst sicherlich sehr erstaunt sein, wenn Du erfahren wirst, daß Deine arme kleine Cécile sich getötet hat, weil sie das furchtbar amüsante, lustige Leben, daß Du mit ihr führtest, nicht mehr ertragen konnte. Vielleicht verstehst Du dann, daß es doch noch eine andere Liebe giebt, die nicht nur „Blague" ist, eine Liebe, die leidet, die blutet, und an der man stirbt. Und vielleicht bist Du in Deinem künftigen Leben vorsichtiger und thust niemanden mehr so weh wie mir.

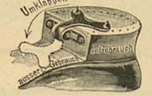
Leb' wohl, Geliebter, ich bin Dir nicht böse, mein Herz gehört Dir für immer. Ein Schwefelholz, ein Kohlenbecken, eine Stunde auf dem Bett, und alles ist vorüber; ich langweile Dich nie wieder. Nicht wahr, ich verschwinde ganz so, wie Du es liebst, ohne Lärm, ohne Scene, ohne daß jemand, außer Dir, den wahren Grund meines Todes kennt. Da ich Dich nun so still und demütig verlasse, so spotte und „blaguire" nicht über meinen Tod, — finde ihn nicht lächerlich, — romantisch! Ach, Geliebter, ich möchte noch weniger auffallend sterben, ich möchte mich ganz klein, winzig klein machen und so unbemerkt verschwinden. Sei mir nicht böse! Mach' Dich nicht über mich lustig. Vergiß mich nicht zu schnell! Ich, ich habe Dich geliebt . . . Geliebter! Leb' wohl!



Die eingelaufenen Neujahrswünsche für den Simplicissimus sind so zahlreich, daß wir unseren Freunden nur an dieser Stelle unseren aufrichtigen Dank aussprechen können.

Simplicissimus.





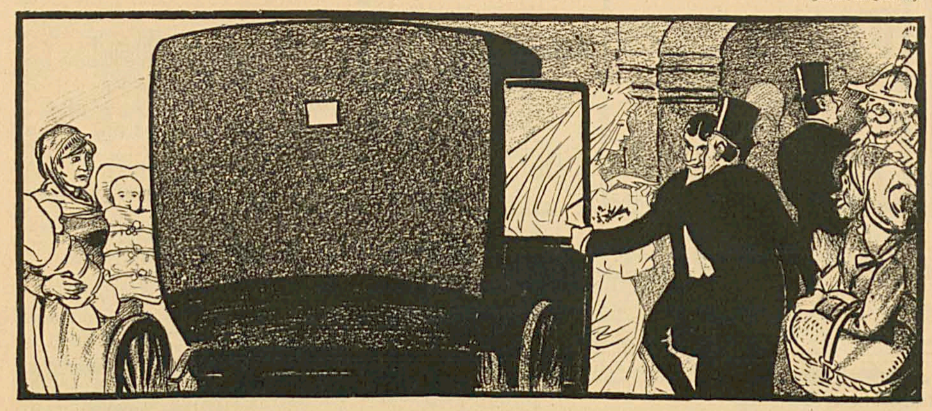
Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

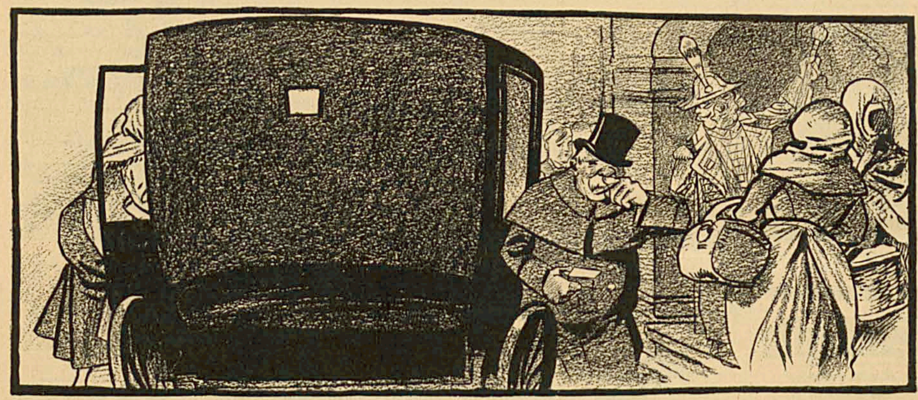
Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Die Rache der Verlassenen

(Zeichnung von J. B. Engl)







1. Jahrgang Nr. 44 | Preis 10 Pfg. | 30. Januar 1897

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

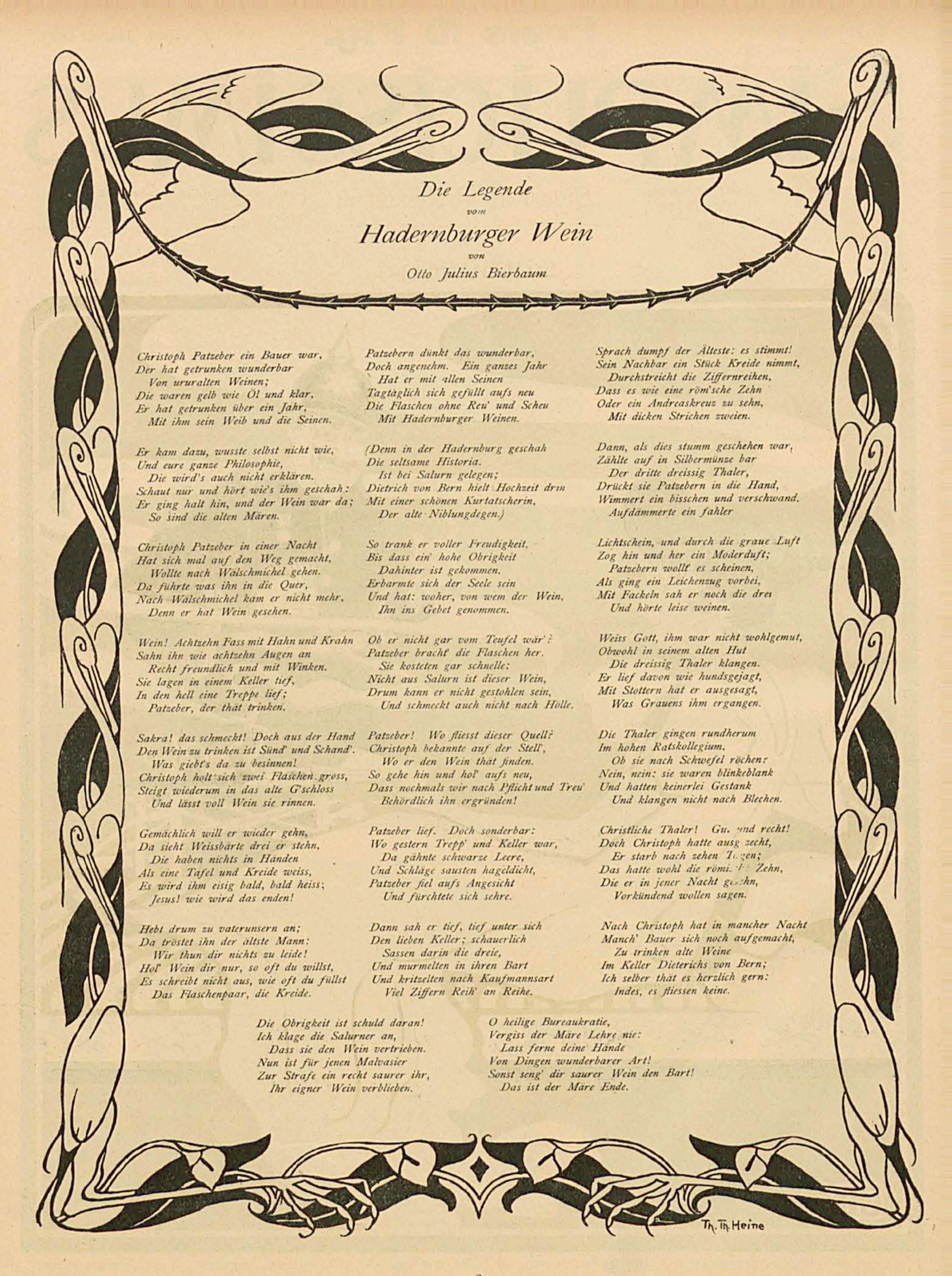
Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Sittenpolizei

(Zeichnung von E. Neumann)



„Sie empfangen Herrenbesuch!“ — „Wie kommen Sie dazu?“ — „Hier wird jequalmt!“ — „Ich rauche Cigaretten.“ — „So, Zijaretten rauchen Se, — am Ende ooch Ziejarr'n?“ — „Mitunter.“ — „Na, denn jeben Se mal eine her. Und daß mir sowat nich wieder vorkommt.“



Die Legende
vom
Hadernburger Wein
von

Otto Julius Bierbaum

*Christoph Patzeber ein Bauer war,
Der hat getrunken wunderbar
Von ururalten Weinen;
Die waren gelb wie Öl und klar,
Er hat getrunken über ein Jahr,
Mit ihm sein Weib und die Seinen.*

*Er kam dazu, wusste selbst nicht wie,
Und eure ganze Philosophie,
Die wird's auch nicht erklären.
Schaut nur und hört wie's ihm geschah:
Er ging halt hin, und der Wein war da;
So sind die alten Mären.*

*Christoph Patzeber in einer Nacht
Hat sich mal auf den Weg gemacht,
Wollte nach Wälschmichel gehen.
Da führte was ihn in die Quer,
Nach Wälschmichel kam er nicht mehr,
Denn er hat Wein gesehen.*

*Wein! Achtzehn Fass mit Hahn und Krahn
Sahn ihn wie achtzehn Augen an
Recht freundlich und mit Winken.
Sie lagen in einem Keller tief,
In den hell eine Treppe lief;
Patzeber, der thät trinken.*

*Sakra! das schmeckt! Doch aus der Hand
Den Wein zu trinken ist Sünd' und Schand'.
Was giebt's da zu besinnen!
Christoph holt sich zwei Flaschen gross,
Steigt wiederum in das alte G'schloss
Und lässt voll Wein sie rinnen.*

*Gemächlich will er wieder gehn,
Da sieht Weissbärte drei er stehn,
Die haben nichts in Händen
Als eine Tafel und Kreide weiss,
Es wird ihm eisig bald, bald heiss;
Jesus! wie wird das enden!*

*Hebt drum zu vaterunsern an;
Da tröstet ihn der ältste Mann:
Wir thun dir nichts zu leide!
Hol' Wein dir nur, so oft du willst,
Es schreibt nicht aus, wie oft du füllst
Das Flaschenpaar, die Kreide.*

*Patzebern dünkt das wunderbar,
Doch angenehm. Ein ganzes Jahr
Hat er mit allen Seinen
Tagtäglich sich gefüllt aufs neu
Die Flaschen ohne Reu' und Scheu
Mit Hadernburger Weinen.*

*(Denn in der Hadernburg geschah
Die seltsame Historia.
Ist bei Salurn gelegen;
Dietrich von Bern hielt Hochzeit drin
Mit einer schönen Kurtatscherin,
Der alte Niblungdegen.)*

*So trank er voller Freudigkeit,
Bis dass ein' hohe Obrigkeit
Dahinter ist gekommen.
Erbarmte sich der Seele sein
Und hat: woher, von wem der Wein,
Ihn ins Gebet genommen.*

*Ob er nicht gar vom Teufel wär'?
Patzeber bracht' die Flaschen her.
Sie kosteten gar schnelle:
Nicht aus Salurn ist dieser Wein,
Drum kann er nicht gestohlen sein,
Und schmeckt auch nicht nach Hölle.*

*Patzeber! Wo fliesst dieser Quell?
Christoph bekannte auf der Stell',
Wo er den Wein thät finden.
So gehe hin und hol' aufs neu,
Dass nochmals wir nach Pflicht und Treu'
Behördlich ihn ergründen!*

*Patzeber lief. Doch sonderbar:
Wo gestern Trepp' und Keller war,
Da gähnte schwarze Leere,
Und Schläge sausten hageldicht,
Patzeber fiel aufs Angesicht
Und fürchtete sich sehre.*

*Dann sah er tief, tief unter sich
Den lieben Keller; schauerlich
Sassen darin die dreie,
Und murmelten in ihren Bart
Und kritzelten nach Kaufmannsart
Viel Ziffern Reih' an Reihe.*

*Sprach dumpf der Älteste: es stimmt!
Sein Nachbar ein Stück Kreide nimmt,
Durchstreicht die Ziffernreihen,
Dass es wie eine röm'sche Zehn
Oder ein Andreaskreuz zu sehn,
Mit dicken Strichen zweien.*

*Dann, als dies stumm geschehen war,
Zählte auf in Silbermünze bar
Der dritte dreissig Thaler,
Drückt sie Patzebern in die Hand,
Wimmert ein bisschen und verschwand.
Aufdämmerte ein fahler*

*Lichtschein, und durch die graue Luft
Zog hin und her ein Moderduft;
Patzebern wollt' es scheinen,
Als ging ein Leichenzug vorbei,
Mit Fackeln sah er noch die drei
Und hörte leise weinen.*

*Weiss Gott, ihm war nicht wohlgemut,
Obwohl in seinem alten Hut
Die dreissig Thaler klangen.
Er lief davon wie hundsgejagt,
Mit Stottern hat er ausgesagt,
Was Grauens ihm ergangen.*

*Die Thaler gingen rundherum
Im hohen Ratskollegium.
Ob sie nach Schwefel röchen?
Nein, nein: sie waren blinkeblank
Und hatten keinerlei Gestank
Und klangen nicht nach Blechen.*

*Christliche Thaler! Gut und recht!
Doch Christoph hatte ausgezecht,
Er starb nach zehen Tagen;
Das hatte wohl die römische Zehn,
Die er in jener Nacht gesehn,
Vorkündend wollen sagen.*

*Nach Christoph hat in mancher Nacht
Manch' Bauer sich noch aufgemacht,
Zu trinken alte Weine
Im Keller Dieterichs von Bern;
Ich selber thät es herzlich gern:
Indes, es fliessen keine.*

*Die Obrigkeit ist schuld daran!
Ich klage die Salurner an,
Dass sie den Wein vertrieben.
Nun ist für jenen Malvasier
Zur Strafe ein recht saurer ihr,
Ihr eigner Wein verblieben.*

*O heilige Bureaukratie,
Vergiss der Märe Lehre nie:
Lass ferne deine Hände
Von Dingen wunderbarer Art!
Sonst seng' dir saurer Wein den Bart!
Das ist der Märe Ende.*

Th. Th. Heine

Sein Gott

Von W. Schäfer

Die Juden hatten ihren Zebaoth und die Philister ihren Dagon. Und wenn ich sage, daß auch jedem Menschen sein Herrgott auf dem Buckel fest gewachsen ist, so mein ich damit nicht, daß er nun gar nicht anders laufen kann, als der auf seinem Nacken will. Er darf nach rechts und links in die Felder hopsen, wie er Lust hat, aber er wird sich die Kniee zerstoßen und Beulen in den eigenwilligen Schädel rennen.

Der Amerikawillem hatte eigentlich irgendwo anders hin gesollt: aber als der Storch mit ihm über Raubach geflogen war und die vielen Löcher in den faulen Strohdächern gesehen hatte, war ihm der Schrecken so in den Schnabel geschlagen, daß er sein Bündel fallen ließ.

So war der Amerikawillem in das Haus des Steinklopferadam geraten.

Die Frau des Steinklopferadam wickelte ihn in Lumpen und ließ sich auf den Kirchhof tragen. Der Kirchhof war das schönste von Raubach und der Amerikawillem saß ganze Wochen unter seinen alten Tannen, als er die Windellappen mit der Leinenhose vertauscht hatte. Später nur des Sonntags. Sechs lange Wochentage hockte er draußen auf der Landstraße, und seine schmächtigen Arme klopften Brot aus harten Basaltsteinen. Manchmal, wenn die Steine unter seinen Knieen zu spitz und der Hammer zu schwer wurde, kam vom Berg herab eine Staubwolke, von trabenden Pferden gezogen. Die Wolke rollte näher und hatte glänzende Räder und lachende Menschen in ihrer Mitte, wenn sie vorüber flog; bis sie weit unten wieder nur Staubwolke war und hinter dem blauen Streifen der Freiheck verschwand.

Dann saß er lange; und die Blicke träumten durch den blauen Wald hindurch, tief hinab ins Thal. Da wallte die Staubwolke noch immer, tanzte von Wiese zu Wiese und spielte mit dem Sonnenschein wie ein Hund mit seinem Schatten.

Er hatte eigentlich gar nicht nach Raubach gesollt. Und als der Amerikawillem eines Morgens auf der Landstraße kam und sein schmaler Schatten vor ihm her schwankte nach Westen hin, den Berg hinab: Da wußte er selbst nicht, warum er's that. Aber er ging an dem ersten Basalthaufen vorbei, an dem zweiten auch, immer weiter, durch den blauen Streifen der Freiheck hindurch ins Rheinthal. Die Landstraße führte durch Dörfer und Städte und hörte nicht auf, viele harte Tage. Bis das Meer kam. Über das Meer segelten Schiffe. Drüben fing die Landstraße wieder an und hörte nicht auf, viele harte Jahre — bis er sich eines Tages wunderte, daß die Leute ihre Mützen vor ihm zogen, und daß die Tochter des reichen Landrichters an seinem Arm hing als junge Frau.

Eine ganze Woche sann er nach. Dann nahm er seine Frau und eine Tasche mit Gold und guten Scheinen und kam über das Meer zurück.

Von seinem Vater erzählte er der jungen Frau und von seinen Geschwistern und von ihrer Armut. Sie wunderte sich, daß er nicht eher daran gedacht hatte, und er wunderte sich auch. Dann malte er das Bild der alten Stube in sanften Worten mit sanften Farben, den Vater darin, Karl den Bruder und Anna, die Schwester. Und alle waren grau und dunkel. Aber es lag nichts Häßliches an ihnen. Ihr Leiden war ihre Schönheit. —

Als sie von Neuwied weggingen, war es zwei Uhr. Um sechs konnten sie in Raubach sein. Gleich beim Straßenhaus saß der lahme Franz am Weg und hüstelte, wie er schon vor achtzehn Jahren gehüstelt hatte. Nur die knochigen Hände zitterten mehr als sonst, und die roten Augenlider waren triefender geworden.

Sie gingen ein Stück zu dreien. Und ihre Schritte wurden langsamer, je mehr der Franz auf all die zitternden Fragen Antwort krächzte.

„Der Steinklopferadam? Hähä! Dem macht kein Hammerstiel mehr Schwielen in die Händ'. Und's Wetter färbt sein Gesicht nicht rot, aber der Schnaps. — Die übernächste Woch' kommt der Karl frei. Die sechs Jahr sind um. Wird nicht lang mit ihm dauern. Wer einmal die Handschellen angehabt hat, dem jucken die Händ für immer. — Die Anna ist wieder zu Haus. Ihre zwei Kinder auch. Sie ist nicht mehr nett genug für ihr Geschäft in der Stadt. Und hier auf dem Land giebt keiner Geld für so was aus."

Der Willem war stehn geblieben.

„Es ist gut!" sagte er und führte seine junge Frau zurück in den Gasthof. Sie küßte ihn, und sagte nichts. Nur ihre moosgrünen Augen leuchteten still, und um ihren Mund zog die Liebe kleine sorgende Falten.

Am Spätnachmittag ging der Amerikawillem denselben Weg. Er ging ihn schweigend, wie einer, der übermüdet ist und nicht mehr darnach fragt, ob sein Weg noch Meilen hat. Er kam durch den blauen Waldstreifen der Freiheck. Weit zog sich die Landstraße den Berg hinan. Die Basalthaufen lagerten zur Seite wie damals. Droben hinter der mageren Wiese hockten die Strohdächer von Raubach, schwarz wie Eisenblech vor dem grauzinnernen Himmel. Da war nun seine Heimat. Er kam dahin zurück nach langen dreizehn Jahren. Und doch war es ihm, als ging er aus der Welt hinaus. Um ihn wurde es still wie der Tod, und durch die Ranken, die von der Welt in seine Seele hingen, war ein scharfes Messer gefahren. —

Er mußte sich bücken, als er über die schwarzgefaulte Schwelle trat.

Drinnen war die Dämmerung grau und stumpf. Zwei

Ein Freund der allgemeinen Teilung

(Zeichnung von J. B. Engl)



„Das Geld oder das Leben!!" — „Ach Herrjeses, dann deelen mer lieber."

Kinder lagen am Boden wie schwarze Klumpen und schrieen mit heiseren Stimmen. Eine dunkle Gestalt riß sie auseinander. Das Geschrei blieb.

„Guten Abend!" sagte er und hörte selbst nichts davon.

„Still!"

Sie warf das eine Kind ins Dunkel und riß das andere an den Haaren empor.

„Still!"

Das Geheul ließ nach.

„Guten Abend!" Ihre Stimme klang wie Papier, das zerrissen wird.

„Ist er zu Hause?"

Er wunderte sich, daß er das fragte.

„Nein!" sagte sie, und eine lange dumpfe Stille fraß das Wort.

„Kann ich zur Nacht bleiben?"

Ein anderer sagte das in ihm, ein anderer, der hinaus mußte aus diesem Raume, um nicht zu ersticken.

Die Kammer war dumpf und eng. Aber es fiel auf ihn wie die große Stille der Erlösung, als die andere hinaus gegangen war. Er setzte sich auf den Rand des Bettstrohes und sah in den dämmerigen Lichtfleck des kleinen Fensters mit dem dunklen Astgewirr. Von unten drang das Geheul der Kinder herauf. Dazwischen lautes, knöchernes Kreischen.

Es rief sich jedes Wort zurück, das er gesprochen hatte. Es war nicht manches. Dann dachte er daran, daß das nun seine Schwester Anna war, und er schüttelte den Kopf dazu, ohne daß er's wußte.

Unter der Thür her huschte ein Lichtstreif ins Zimmer. Die Stufen der Treppe knarrten. Sie stand vor ihm, ein trübes Licht in der Hand, in verschossenem rotem Nachthemd, das strähnige Haar gelöst.

Ob er noch etwas wünsche?

Ein Lächeln machte ihr knochiges Gesicht häßlich zum Ekeln und hinter ihr warf das rote Licht einen langen gräßlichen Schatten an die Wand.

Es war ihm, als müsse er einen Schrei thun, so hart, daß die Mauern des Hauses zerbrächen.

„Nein!" sagte er und griff nach seinem Hals. Er sah sie lange an, starr mit großen Augen. Dann hatte er seine Tasche in der Hand. Er gab ihr einen Schein. Wieviel es war, wußte er nicht.

„Für die Kinder! Geh! Geh!"

Seine Stimme war schrill geworden vor Zorn. Er sah noch ihren gierigen Blick, ihren Griff nach dem Schein, als längst die schwarze Thür vor dem roten Licht war.

Wieder saß er auf dem Bettrand, eine lange Stunde. Er wollte denken, alles genau durchdenken, aber seine Gedanken waren wie eine Schafherde, in die der Wolf gekommen ist. Bis ihm alles vorkam wie ein wüster Traum. Eine Sehnsucht nach dem Tag kam über ihn, nach dem hellen Tag, aus dem er gekommen war. Er sah nach dem Fenster. Es war jetzt dunkel, fast so dunkel, wie die schwarzen Wände. Noch in der Nacht, gleich mußte er fort. Durch das Dunkel. Wenn der Tag anbrach, war er wieder bei ihr, und alles war nur in der Nacht gewesen.

Er stand auf und schritt zur Thür.

Und es war wieder wie damals, als er auf der Landstraße ging, an dem ersten Basalthaufen vorbei, am zweiten auch, immer weiter in die helle Welt.

Sie sollten ihn nicht hören. Leise hob er die Thür in den Angeln herum, bis er hindurch konnte. Die enge Treppe kannte er noch, auch im Dunkeln.

Auf der untersten Stufe war er. Da blieb er stehn, jäh, atemlos. Von der Stube kam trübrotes Licht, ganz

Im Boot

(Zeichnung von Walther Georgi)



Ich sitze still im kleinen Boot
Und blicke in die Tiefen:
Mir ist, als ob mit Schmeichellaut
Mich Schwesterstimmen riefen.

Es missverstehn, verhöhnen mich
Die andern Menschenkinder:
Gebrechlich bin ich, leicht verletzt,
So fremd, und scheuer, blinder.

Wie zieht es mich von Welt und Licht
Zur Tiefe unermessen;
Ich stieg gewiss aus Seesgrund
Und hab' es nur vergessen.

E. D.

Nach der Christbescherung

(Zeichnung von J. B. Engl)

Der Geber: „Johann, spritzen Se mich tüchtig mit Eau de Cologne ein, daß ich den Geruch weg bring' von de arme Leut'." — Das Kind: „Lieber Gott, laß den guten Mann recht lang leben, der mir die schönen Sachen geschenkt hat."

(Zeichnung von Ph. Klein)



— „Die Frau Assessor findet, daß Ihnen schwarz gar nicht gut steht."
— „Ach, die ist nur neidisch, weil ich Witwe geworden bin.

Ein Gemütsmensch

— „Aber Karlchen, wie kann man nur sein Schwesterchen so schlagen?"

— „Ach was, wenn man nicht mal seine Schwester mehr verhauen darf, dann pfeif' ich aufs ganze Familienleben!"



(Zeichnung von Th. Th. Heine)

schwach. In dem Licht standen zwei dunkle Gestalten, die eine lang und hoch im roten Nachtgewand, die andere gebückt, mit vorgebeugten Knieen. Sie flüsterten. Ihre Blicke hingen ineinander. Und in der Hand des Mannes blinkte ein schweres Beil.

Eine lange Minute sah er die beiden stehn.

Sie regten sich.

Er ging zurück, leise, vorsichtig und doch wie im Schlaf. — Einen Riegel hatte die Thüre nicht. Er schob die Bettstelle davor, leise, vorsichtig. Ein paarmal polterte er. Jedesmal hielt er ein und horchte. Endlich stand sie vor der Thür.

Er stand im Dunkel und hörte seinen Atem. Es war ihm, als wär' die Erde eine kleine Kugel, und er stände oben darauf. Nach allen Seiten ging es abwärts, hinab in den unermeßlichen Weltgrund.

Unten kamen leise Schritte. Die Treppe knarrte. Einen Augenblick Stille. Er atmete nicht mehr. Ein zweites Knarren. Sie waren an der Thür. Die Angeln knirschten. Das Holz krachte leise. Jetzt kam ein dumpfer Stoß. Wieder Stille, endlose Stille.

Er stand noch immer mitten im Zimmer, weit vorgebeugt und wunderte sich, daß er keine Furcht hatte. In seiner Tasche war eine Waffe. Er dachte kaum daran.

Draußen begann leises Flüstern.

Und dieses Flüstern erinnerte ihn plötzlich daran, daß es sein Vater und seine Schwester waren, die da draußen standen mit blinkendem Beil. Der Gedanke warf ihn nicht nieder und regte ihn nicht auf.

Aber das Etwas in ihm, das ihn eben hinunter getrieben hatte, kam wieder über ihn, stark und mächtig. Er ging zum Fenster. Er öffnete es, leise und vorsichtig. Er kroch hindurch und kletterte hinab, sicher und ruhig. Drunten blieb er einen Augenblick stehn und sah an der schwarzen Wand zum sternlosen, schwergrauen Himmel hinauf. Dann ging er durch die wirren Sträucher des Gartens hindurch zur Straße. Ihr weißer Staub leuchtete schwach aus dem Dunkel und ging vor ihm her wie ein weißer Schleier, immer grade aus, den Berg hinab. Zur Seite lagen von Zeit zu Zeit wie schwarze Flecken die Basalthaufen. Bis der Wald der Freiheck kam und alles versank in dem einen schweren Dunkel.

Nachher wurde es wieder heller, und als er nach Neuwied kam, lief die Nacht des Himmels zusammen in einzelne schwarze Flecken, die auf dem kaltgrauen Grunde schwammen wie dunkles Gewächs auf den starren Fluten eines tiefen, grauen Wassers.

Als er ins Zimmer kam, wo seine Frau angekleidet am Fenster saß, sah er draußen ein leichtes rosiges Rot an der kalten Wand des Himmels aufflattern bis hoch zu den schwarzen Wolken.

Sie küßte ihn wild unter schweren Thränen, wie nach jahrelanger Trennung, und sagte kein Wort von dem Schrecklichen, das sie in der Nacht an schweren Träumen erlebt hatte.

Am selben Morgen reisten sie zurück. Er erzählte nichts, und sie fragte nicht.

Nur als sie schon auf dem Schiff saßen und ein Tag ins Meer sank mit blauem Nebel, fragte sie leise, ob sie denn für die Kinder nichts thun könnten. Die trügen doch keine Schuld.

Da brauste er fast auf und sah sie nachher an mit tiefen fernen Augen.

„Schuldig ist keiner. Auch die nicht. Nur ich hab' nichts mit ihnen zu thun."

Dann zeigte er lange nach Westen hinüber, träumend, mit weitvorgestrecktem Arm, und ihr war's, als hörte sie ihn sagen, leise und fern:

„Du sollst nicht andere Götter neben mir haben."

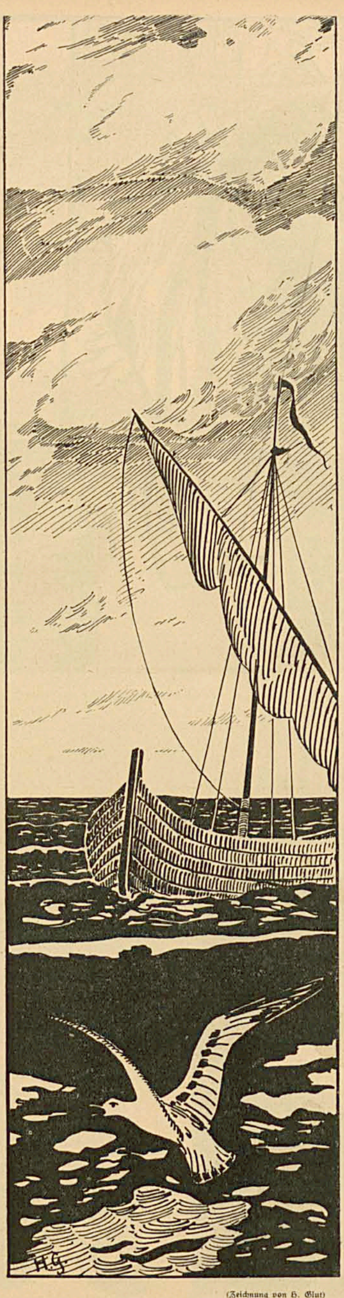
Die Raubacher erzählen die Geschichte anders. Sie wissen von einem Briefumschlag, der dem Amerikawillem aus der Tasche gefallen war, von einem hochmütigen, kaltherzigen Menschen, der vor der Armut laufen ging und von einem gottverlassenen Sohn, der seinen Vater und seine eigenen Geschwister in Schand' und Elend sitzen ließ.

Hans im Glück

Hättest du mich doch gesehen,
Wie ich durch den Sommer ging:
Augen blos für meine Zehen,
Böse jedem Schmetterling.
Glück und Unglück nannt' ich dumm;
Gott, wie ging ich Weiser krumm!

Jetzt ist Feld und Himmel grau,
Und viel Unglück wird geschehen,
Treulos Weib, geliebte Frau,
Denn du hast mich angesehen,
Und ich gehe wie ein Licht;
Gott, wie leuchtet mein Gesicht!

Richard Dehmel



(Zeichnung von H. Glut)

Kapteihn Wolters Nero

Von

Korfiz Holm

„De verfluchten Kopmannsbengels soll doch glik de Düwel halen," fluchte Kapitän Wolters und stampfte mit dem Fuß. Der Zollbeamte, der erst vor kurzer Zeit von der österreichischen Grenze nach Lübeck versetzt war und heute zum erstenmal die „Ellida" nach Travemünde zu begleiten hatte, kam heran und sagte:

„Es ist zu dumm, ich werde nicht mehr mit dem letzten Zug zurückkönnen. Warum fahren wir denn nicht ab, Herr Kapitän?"

„Ach, Sie mit Ihren ollen, dämlichen Zug," antwortete der Kapitän grob, „da soll ich woll wieder was für können, wenn die trödeligen Kopmannsbengels die Konnaissemente nich bringen. Wenn ich nich vor Dunkelheit aus der Trave rutkomme, dann lop ick ja in den verfluchten Rinnstein up. — Nero, du verdammtes Aas, willste dich woll zum Düwel scheren!"

Er gab der großen dänischen Dogge einen Tritt, daß sie winselnd an das Kartenhaus flog. Von dort blickte sie ihren Herrn mit so traurig vorwurfsvollen Augen an, daß er es nicht aushielt.

„Nero, oller, gauder Hun'n, komm her."

Und Nero sprang fröhlich an seinem Herrn empor.

„Einen schönen Hund haben Sie da, Herr Kapitän," begann wieder der Zollbeamte das Gespräch.

„Das können Se mir woll zuglauben, daß dat n' guter Hund is. De hat Seebeinen. So lütt hab' ich ihn aufs Schiff bekommen, und in de ganzen sechs Jahren is er nich von's Schiff runtergegangen. Und bei's schlimmste Wetter is er bei mir gestanden auf de Brücke."

Endlich kamen die Konnaissemente. Der letzte Laufsteg wurde eingezogen und das vordere Haltetau gelöst. Rasselnd ging die Dampfwinde, und die „Ellida" drehte sich am straffgespannten hinteren Tau in den Fluß hinein. Der Kapitän war, gefolgt von Nero, auf die Brücke gestiegen und gab seine kurzen Kommandos ab. Die letzte Verbindung mit dem Land fiel, die Schraube machte ein paar Drehungen rückwärts, dann ging es mit halber Kraft vorwärts. Der Mann am Ruder drehte sein Rad mit aller Gewalt nach den Weisungen des Kapitäns. Die „Ellida" glitt langsam und majestätisch ins Fahrwasser und dann stromabwärts.

„Keine gaude Fahrt wird dat nicht, Kapteihn," sagte der Steuerman, „de Sturmwarnung, un denn, dat's hüt' Fridag is."

„Ach wat Sei immer hewwen," brummte der Kapitän spöttisch, „Sei hewwen am End' ok den Klabatermann gesehn?"

„Sei können gaud lachen, Kapteihn. Sei sünd Junggeselle, äwer ick —"

„Ja, ick weit schon, Sei sünd n' olles Wiew, Stüermann."

Die Fahrt wurde wirklich stürmisch. Erst am Sonnabend Abend legte sich der Wind. Aber die See wogte noch in heftiger Dünung. Und jetzt kam ein Nebel, der in der Nacht so dick wurde, daß man keine zwanzig Schritt sehen konnte.

Kapitän und Steuermann standen auf der Brücke und spähten angestrengt aus. Die Maschine arbeitete mit halber Kraft. In regelmäßigen Pausen brüllte warnend die Dampfpfeife.

„Wat's dat?" sagte plötzlich der Mann am Ruder und wies in den Nebel. Da hob sich ein verschwommener dunklerer Punkt ab. Der Kapitän und der Steuermann griffen zu den Gläsern.

„Ein Schipp is't nicht," sagte der Kapitän, „dor is kein Licht tau seihn."

„Kapteihn, dat's de Holländer," sagte der Steuermann angstklappernd mit überzeugter Stimme.

„Sei sünd ein Rindvieh, Stüermann," brummte der Kapitän, dann ließ er die Dampfpfeife brüllen und schrie ins Sprachrohr:

„Volle Kraft rückwärts!"

„Volle Kraft rückwärts," tönte dumpf die Stimme des Maschinisten zurück. Einen Augenblick stand die Schraube, dann arbeitete sie mit verdoppelter Kraft rückwärts.

„Dat's n' Schipp, Kapteihn, ick kann't hüren," sagte der Mann am Ruder.

Der Kapitän horchte angestrengt hinaus. Im selben Augenblick fing Nero, der bis dahin mit furchtgesträubten Haaren dagesessen hatte, ein langgezogenes, unheimliches Geheul an, das jeden anderen Laut verschlang.

„Du verfluchtes Aas, willst uns tau Grun'n richten?" schrie der Kapitän wie tobsüchtig, hob den Hund mit seinen Riesenkräften auf und warf ihn über Bord. Nero schlug auf die Bedeckung des Rettungsbootes, dann fiel er mit einem schweren Platsch ins Wasser und war verschwunden.

„Äwer Kapteihn, uns' Nero!" rief der Mann am Ruder.

„Holl din Mul, Dämelklas. — Stüerbord, Stüerbord," schrie er plötzlich aufgeregt und sprang selbst an das Ruder und half drehen. Es war die höchste Zeit. Haarscharf an der „Ellida" glitt ein größerer Dampfer ohne Lichter vorbei. Nur ein schwacher Schimmer aus dem Skylight und den runden Kajütenfenstern zeigte, daß Leben an Bord war.

„Verfluchte, besapene, englische Beefsteakfreter," wütete der Kapitän.

Beim herrlichsten Sommerwetter fuhr die „Ellida" am Morgen des nächsten Tages in den Hafen von Libau ein. Aber beim Kapitän war Gewitter. Er konnte Nero nicht vergessen. Die geschäftlichen Gänge ließ er vom Steuermann besorgen. Er selbst blieb in der Kajüte und trank den allersteifsten Grog bis tief in die Nacht hinein.

Am Montag morgen saß er schon wieder beim Grog, als der Steward in die Kajüte gestürzt kam:

„Kapteihn, die Nero is wedder da!"

„Du bist woll verrückt," schrie Kapitän Wolters barsch. Aber er lief doch auf Deck, so schnell ihn die Beine trugen. Und wirklich, da lag Nero, noch ganz matt und schwach, aber doch lebendig. Er hatte die große Strecke schwimmend zurückgelegt. Ein Hafenarbeiter hatte ihn fast ohne Lebenszeichen am Strande gefunden und gleich erkannt.

Der Kapitän kniete nieder zu ihm und streichelte ihn, und wirklich, die Thränen begannen ihm zu fließen.

„Kuck, de Oll rohrt," tuschelten die erstaunten Leute, und dabei trat ihnen selbst das Wasser in die Augen.

„Kapteihn Wolters sin Nero" aber ist noch heute der berühmteste Hund auf der ganzen Ostsee.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



(Zeichnung von Th. Th. Heine)

1. Jahrgang Nr. 45 Preis 10 Pfg. 6. Februar 1897

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Aus Berlin

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

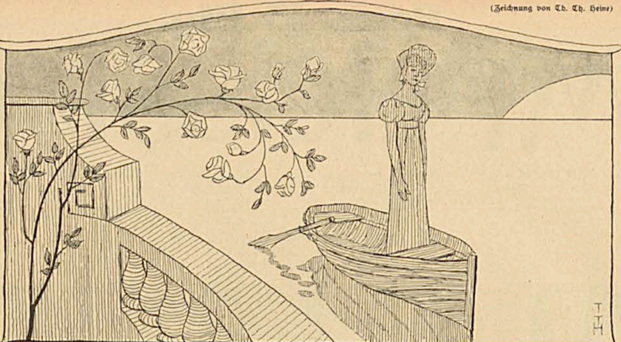


Minister: „Habe ich vielleicht das Vergnügen, ein Mitglied der politischen Polizei vor mir zu sehen?"

Die Favoritin

Von Arthur Achleitner

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Am einsam stillfriedlich im Bergwald gelegenen Pirschhause des Fürsten X. versammelt sich ordregemäß die Jägerei, Durchlaucht zu erwarten. Vorsichtig meiden die Jagdgehilfen die Fenster auf der einen Seite des Holzhauses, die zu den Gemächern der Vorleserin gehören, um ja nicht die Ruhe der Favoritin Sr. Durchlaucht zu stören. Die derben Jägersleute fürchten die rotblonde Dame mit ihrem Einfluß auf den gnädigsten Jagdherrn weit mehr als den ältlichen Fürsten, der ab und zu wohl dergleichen thut, als sei er Herr und Gebieter, schließlich aber und namentlich in Gegenwart der in die Bergeinsamkeit mitgenommenen Vorleserin stets sich dem Willen der rotblonden Schönheit fügt und der Favoritin immer Recht giebt. Das haben die rauhen Bergmenschen sehr rasch herausgefühlt, und demgemäß erweisen sie der „Vorleserin“ weit mehr Respekt, als dem Fürsten selber, dem bei seiner Gutmütigkeit und Nachsicht leicht bei einigermaßen Geistesgegenwart ein Schnippchen zu schlagen ist. Bei der Vorleserin ist's ganz und gar anders; sie versteht zwar vom Waidwerk annähernd so viel wie ein Zebra vom Flötenspiel, mischt sich aber in jagdliche Angelegenheiten mit Energie, redet immer dem gnädigsten Herrn zu Gefallen, „tunkt“ jeden in die Tinte, sobald sie ein Stirnrunzeln auf dem durchlauchtigsten Kopf wahrnimmt und bekommt naturgemäß immer Recht, auch da, wo das „Blech“ handgreiflich ist. Der Jägerei hat sich allmählich ein wahrer Horror der hübschen Vorleserin bemächtigt, und auch der sonst höllisch bärbeißige Jagdleiter wird bei ihrem Anblick kleinlaut und wachsweich im Gefühle, daß das rote Teufelsweib bloß zu lispeln brauchte, um ihn um seinen Posten zu bringen.

Heimlich ist daher die Parole ausgegeben worden, das gefährliche Weib im Pirschhause zu meiden, wo immer es angeht und auf die satanische Vorleserin aufzupassen mehr als auf die Durchlaucht.

Eigenartig ist es daher, daß sich einem Jagdhause vor Jagdantritt das Personal auf den Zehenspitzen nähert und so stumm bleibt, als wären kleine Kinder im Hause, die nicht im Morgenschlafe gestört werden dürfen.

Wo Durchlaucht nur so lange bleibt?

Die Sonne ist längst herauf, der Weg weit, es wird spät werden, bis der erste „Trieb“ vor sich gehen kann. Soll man Durchlaucht, die sich verschlafen zu haben scheinen, wecken? Nein, nein; das geht nicht, denn trollt einer mit den schweren Bergschuhen hinein auf die dünnen Dielen, so wird unzweifelhaft die Rote hoch gemacht, und der Teufel ist los!

Gott lob, es kommt Baron Detlef, der gestern eingetroffene Jagdgast des Fürsten; also scheint man drinnen doch allmählich hoch zu werden.

Der Jagdleiter flüstert: „Guten Morgen, Herr Baron! Ist Durchlaucht schon auf?“

Verwundert platzt Baron Detlef heraus mit der ihm eigenen gröhlenden Stimme: „Was soll denn das Heimlichgethue bei uns im Bergwald?“

„Ssst! Um Gotteswillen ssst! Sie wecken die Vorleserin mit Ihrem Hirschbaß, Herr Baron!“

Unwillkürlich dämpft Detlef sein Organ und fragt, wer denn das sei.

Und der alte Jagdleiter informiert flüsternd den Baron, der abends vorher so spät eingetroffen ist, daß er die rote Schönheit nicht mehr an der Tafel fand. „Hm! Eine Vorleserin ist im Pirschhause! Und hübsch ist sie! Parbleu!“ Unwillkürlich streicht sich der Baron den Schnurrbart zurecht.

„Franz!“ Durchlaucht rufen den Kammerdiener; nun ist's gewonnen.

Im selben Augenblick ertönt schrill eine Klingel und durch die dünnen Holzwände hört die Jägerei zornige Scheltworte über das rücksichtslose Personal, das die Morgenruhe stört. Und Durchlaucht huschen im Negligé zur Thüre der Roten und bitten gnädigst, die unvermeidliche Störung entschuldigen zu wollen. Die Jäger seien leider so derb im Auftreten, doch werde bald Ruhe werden. „Adieu ma chère!“

Stumm grüßt das Personal den Fürsten, der selber den Finger auf den Mund legt und damit Ruhe fordert. Dann geht's waldein zu fröhlichem Gejaide.

Es ist wie verhext! Durchlaucht sind komplet „Schneider“ geworden. Wohl waren Gemsen genug im Trieb, wohl an die vierzig Stück und Kapitalböcke darunter, die aber sauber gefehlt wurden. Durchlaucht wackelten mit dem Rohr und schossen Löcher in die Luft. Dafür knallte Baron Detlef, was Zeug hielt und mit einem unerhörten „Glück“.

Nach dem Trieb giebt der Jagdleiter dem Bedauern Ausdruck, daß Durchlaucht so wenig von Diana begünstigt wurden, doch wehrt der Fürst gutmütig ab. Alle Tage sei ja nicht fangtang. Doch geschossen sei fleißig worden! Ja, der Herr Baron — hm — habe heidenmäßigen Anlauf gehabt.

Durchlaucht verstummen und wandern schweigend zurück.

In reizendster Matinee erwartet die Favoritin den gnädigsten Herrn an der Schwelle des Jagdhauses. Ein Sonnenschein des Frohsinns huscht über das runzelige, faltenreiche Antlitz Sr. Durchlaucht und zärtlich dankt Serenissimus für diesen aufmerksamen freundlichen Empfang. Apropos, ich stelle Ihnen, liebste Freundin, meinen Jagdgast vor: Baron Detlef! Hat unverschämtes „Glück“ im Waidwerk, der Baron!“

Kaum neigt die stolze Schöne das rotblonde Haupt, indes der Baron sich tief verbeugt.

„Zu Tische, ich verspüre vulgären Hunger!“ drängt Durchlaucht, und bald wird serviert zu vier Gedecken: Der Fürst, die Vorleserin, Baron Detlef und der Jagdleiter.

Die Favoritin fragt mit schelmischem Lächeln, was der gnädigste Herr und Gönner geschossen habe?

„Meine Liebe, ich bin — hehe — Schneider geworden.

Dafür dezimiert mir der Baron meinen Gemsenstand!“

„Und dergleichen duldet mein allergnädigster Herr? Die Gemsen sind doch nur für Durchlaucht da, wie wir alle nur für den gnädigsten Herrn leben!“

„Wie lieb Sie wieder sind, meine Liebe!“

„Und darum denke ich, wird es gut sein, wenn der Wagen für den Herrn Baron auf morgen früh 9 Uhr bestellt wird!“

Detlef beißt sich auf die Lippen.

„Ja ja! Ich erinnere mich, daß Sie dringend zu Hause zu thun haben, lieber Baron! Adieu, Baron! Sie werden müde sein! Adieu!“ lächelte der Fürst und neigt sich dann zur Vorleserin hinüber, die ihn zärtlich anblickt. Mit stummer Verbeugung verläßt der Baron das Speisezimmer.

Am späten Abend ersucht die Vorleserin den sich verabschiedenden Jagdleiter, ihr zu einer morgigen Almpartie den Jäger Seppel zur Verfügung zu stellen. „Zu Befehl, gnädiges Fräulein!“

„Aber nicht vor zehn Uhr früh!“

„Zu Befehl, und geruhsame Nacht!“

„Will meine Freundin gar Hochtouristin werden? Bisher hat „man“ jede Begleitung zum Stand verweigert, he?“

„Mein gnädigster Herr wolle verzeihen: ich will nur einmal eine Almenwirtschaft besichtigen und fürchte die — Kühe!“

„So so! Natürlich! Ein zartes Geschöpf bedarf des Schutzes! Schade, daß ich für morgen schon disponiert habe! Würde Sie sonst gern selbst begleiten! Doch nun gute Nacht, schöne Freundin!“

„Gute Nacht, Durchlaucht!“

Alles ist fort vom Pirschhause; nur Seppel in Armatur lehnt an einem Pfosten und harrt des Fräuleins, das er zur Alm führen soll.

Die Rote bleibt ärgerlich lang aus; man wird in die Mittaghitze kommen, bevor die Alm erreicht werden kann.

Drinnen wäre die Favoritin längst fertig zum Ausgang; sie betrachtet sich indes mit heißem Verlangen ungesehen durch den Fenstervorhang die stattliche kernige Gestalt des Jägers, und ihre zuckenden Lippen flüstern: „Welch ein kräftiger Mann! Das ist doch ganz was anderes als die abgelebte alte Durchlaucht! —“

Endlich tritt die Rote in ihrer strahlenden Schönheit, fesch gekleidet, über die Schwelle. „Bist du bereit, Seppel?“

„Zu Befehl!“ sagt der Jägerbursch und richtet sich stramm auf.

„Das Gewehr da ist hoffentlich nicht geladen?!“

„A na, da feit (fehlt) si (sich) nix!“

„Dann wollen wir also gehen!“

Zur Verzweiflung Seppels geht's denn im Schneckentempo fort. Nach einer Stunde etwa biegt der Jäger auf einen Steigl ab, hier führt der Weg zur Alm.

„Ach nein! Was thun wir bei der Hitze auf der sonnigen Alm! Ich möchte gern Gemsen sehen! Du nicht auch, Seppel?“

„Woll woll, gnä' Fräuln! Aber noch lieber hätt' ich 's schießen!“

„So! Das darfst du wohl nicht, he?“

„Keine Spur! Ein Jägerbursch und Gemsen schießen — sell giebt's nicht!“

„Na, wenn nun ich dir's erlauben würde?“

„Jessas na! Gleich um den Hals thät ich dir fallen, gnä' Fräuln!“

„So fall' halt, Seppel! Weißt was, führ' mich zu den Gemsen, dann drücke los, und hernach sag ich unten: Ich selber hätte geschossen! Verstehst?“

„Freilich! Ich führ' dich, komm nur mit, gnä' Fräulein! Na so ein Glück!“

Hurtig geht's jetzt hinein in die Wände, doch still im vorsichtigen Pirschschritt.

Dort steht ein Kapitalbock — Seppel blickt fragend auf seine Begleiterin, die ihm lächelnd zunickt. Der Bursch lockt, backt an — ein Krach — und schlegelnd quittiert der Bock die gut sitzende Kugel.

Die Favoritin ist leichenblaß zusammengesunken! so ein Gewehr kracht doch fürchterlich.

Seppel kümmert sich nicht im geringsten um seine Begleiterin, sein Denken gilt dem Bock. Wie er zum Gams hinunter steigen will, hält die Dame ihm zurück. „Laß doch den Bock unten liegen! Setz' dich her zu mir!“

„Ja, schon, aber der Bock —!“

„Ach was! Wie hast du gesagt: Um den Hals thätst mir fallen —“

„Horch, gnä' Fräuln — er steinelt —“

„Rasch gieb mir einen Kuß!“

Seppel lauscht nach der Richtung näher kommender Schritte. Das Fräulein aber legt den vollen Arm um Seppels Nacken und zieht des Burschen Kopf an ihren wogenden Busen.

Im selben Augenblick taucht die Gestalt des Fürsten hinter einem Felswandl auf. „Ah!“

Jäh zuckt die Favoritin zusammen und stößt Seppel von sich.

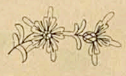
„Gut, daß Durchlaucht eben recht kommen! Es ist unerhört, was sich diese Lümmels erfrechen!“

„Darf ich Ihnen, Fräulein den Arm — des Jagdleiters anbieten?“

„Danke, Durchlaucht, finde den Weg selbst hinunter!“

Schweigend wird der Rückmarsch angetreten.

Das Diner wird der Vorleserin auf ihrem Zimmer serviert und zugleich meldet der Kammerdiener, daß der Wagen für das gnädige Fräulein auf morgen sieben Uhr früh bestellt sei.



Missgeschick

Zwischen duftigen Büschen
Stiess ich auf einen Quell.
Meinen Mund zu erfrischen,
Dünkt er mir himmlisch hell.

Als ich mich satt getrunken,
Träumend wankt' ich zur Stadt,
Bin aufs Lager gesunken
Fiebernd und todesmatt.

Hat kein Arzt sich gefunden,
Dessen Kunst mich geheilt.
Werde nimmer gesunden,
Bis mich der Tod ereilt. —

Ei du mein durstiger Knabe,
Streife nicht durchs Gebüsch.
Bleib bei der Mutter und labe
Fromm dich am Kaffeetisch!

Frank Wedekind

Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe

Von **Knut Hamsun***)

Unsere Bekanntschaft fing damit an, daß sie eines Tages, während ich saß und schrieb, zu meinem offenen Fenster hineingeflogen kam und einen Tanz um meinen Kopf begann. Sie fühlte sich offenbar von dem Spiritus in meinem Haar angezogen. Ich schlug einmal ums andere nach ihr, aber sie kümmerte sich nicht darum. Da griff ich nach der Papierschere.

Ich habe nämlich eine Papierschere; sie ist groß und schön; ich gebrauche sie als Pfeifenkratzer und Feuerzange, ich schlage mit ihr auch Nägel in die Wände ein; in meiner geübten Hand ist sie stets eine fürchterliche Waffe. Ich schwang sie einige Male in der Luft, und die Fliege flog fort.

Aber ein Weilchen später kam sie wieder zurück und begann ihren Tanz von neuem. Ich sprang auf und rückte meinen Tisch weiter nach der Thüre. Die Fliege kam mir nach. Ich werde dir schon einen Possen spielen, dachte ich. Und ich ging in aller Stille hin und wusch den Spiritus aus meinen Haaren aus. Das half. Die Fliege setzte sich ziemlich betrübt auf meine Lampenkuppel und rührte sich nicht.

Das ging so eine ganze Weile; ich arbeitete weiter und brachte eine ganze Menge fertig. Aber auf die Dauer wurde es ein wenig einförmig, immer dieser Fliege zu begegnen, jedesmal, wenn ich die Augen aufschlug. Ich betrachtete sie; sie war eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe, gut gebaut, mit grauen Schwingen. „Rühr' dich ein wenig!" sagte ich. Sie rührte sich aber nicht. „Fort!" sagte ich und fächelte nach ihr. Da flog sie auf, machte einen Schwung durch das Zimmer und kam wieder zur Lampenkuppel zurück.

Von diesem Augenblick schreibt sich unsere eigentliche Bekanntschaft her. Ich bekam vor ihrer Standhaftigkeit Respekt; was sie wollte, das wollte sie: sie rührte mich auch durch ihren Ausdruck; sie legte den Kopf auf die Seite und sah mich betrübt an. Unsere Gefühle wurden gegenseitige; sie verstand, daß ich Interesse für sie bekommen hatte, und richtete sich darnach; sie wurde in ihrem Auftreten immer freier. Bereits am Nachmittag, als ich ausgehen wollte, flog sie vor mir her zur Thüre und suchte es zu verhindern.

Am nächsten Tage war ich zu üblicher Zeit aufgestanden. Gerade, als ich vom Frühstück hineingehen wollte und mich an die Arbeit machen, traf ich in der Thüre meine Fliege. Ich nickte ihr zu. Sie summte einige Male in der Stube umher und setzte sich auf meinem Stuhl nieder. Ich hatte sie nicht zu dem Sitz hingeführt und brauchte den Stuhl. „Fort!" sagte ich. Sie hob sich einige Zoll empor und ließ sich wieder auf den Stuhl nieder. Da sagte ich: „Nun setze ich mich!" — Ich setzte mich auch. Die Fliege flog empor und nahm auf meinem Papier Platz. — „Fort!" sagte ich. Keine Antwort. Ich blies sie an, sie duckte sich und wollte nicht fort. „Nein, ohne gegenseitige Rücksichtnahme auf einander geht es auf die Dauer nicht!" sagte ich. Sie hörte mich an und dachte darüber nach, aber beschloß gleichwohl, sitzen zu bleiben. Da schwang ich wieder die Papierschere; das Fenster war offen — daran hatte ich nicht gedacht — und die Fliege flog hinaus.

Ein paar Stunden lang blieb sie draußen. Ich ging die ganze Zeit umher und bereute, daß ich selbst sie hinausgelassen hatte. Wo sie nun sein mochte? Wer weiß, was ihr zustoßen konnte! Endlich setzte ich mich auf meinen Platz und wollte wieder zu arbeiten anfangen: aber ich war voll düsterer Ahnungen.

Da kehrte die Fliege zurück. Sie brachte etwas Häßliches an ihrem einen Hinterbein mit. „Du bist auf dem Misthaufen gewesen, mein Tierchen," sagte ich zu ihr; „pfui!" Aber ich freute mich doch, daß sie wiedergekommen war, und ich machte mein Fenster wieder fest zu. „Wie kannst du solche Ausflüge unternehmen!?" sagte ich. Da sah sie aus, als wenn sie sich amüsierte und machte „Bah!" zu mir, weil sie diesen Ausflug unternommen hatte. Ich hatte noch niemals eine Fliege so lustig gesehen; sie steckte mich damit geradezu an; ich sagte auch „Bah!" und lachte herzlich. „Ha — ha, hat man je einen solchen Kobold von einer Fliege gesehen!" sagte ich. „Komm her, dann will ich dich ein wenig unterm Kinn kratzen, du Schelm!"

Am Abend versuchte sie wieder ihren alten Scherz und wollte mir die Thüröffnung versperren. Ich ermannte mich und gebrauchte meine Autorität. Es war ja ganz schön, daß sie mich lieb hatte; aber mich jeden Abend zu Hause zurückzuhalten, das vermochte sie doch nicht. Und ich drängte mich an ihr mit Gewalt vorbei. Ich hörte, wie wütend sie dort drinnen war, und ich rief zu ihr hinein: „ja, da siehst du selbst, wie es ist, wenn man allein ist. Adieu. Nun kannst du da sitzen bleiben!"

An den folgenden Tagen stellte diese kleine Mistfliege meine Geduld auf manche Probe. Kamen Leute zu mir, wurde sie eifersüchtig und jagte sie durch ihre Ungezogenheiten zur Thüre hinaus. Wenn ich ihr hernach wegen ihres Benehmens Vorwürfe machte, und sie ein wenig beim Schopfe nehmen wollte, machte sie einen halsbrecherischen Schwung vom Boden bis gerade hinauf zur Decke, wo sie sich festsetzte, so daß mir ganz schwindlich wurde. „Du fällst herunter!" schrie ich ihr zu. Aber meine Warnungen fruchteten nichts. „Na, dann bleib' da oben sitzen," sagte ich und wandte ihr den Rücken. Da kam sie wieder herunter. Ja, damit war es aber nicht abgethan, als ich von ihr keine Notiz nahm, flog sie dicht an meiner Nase vorbei und fiel mit einem Knall gerade auf mein Manuskript herab. Hier begann sie umherzuspazieren, als wenn ich gar keine Papierschere mehr im Hause hatte. Man muß es im guten mit ihr versuchen, dachte ich. Und ich sagte freundlich: „geh' da nicht und beschmutze dich mit Tinte; ich will ja nur dein Bestes!" Aber sie war taub für meine Worte. „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht auf dem Papier gehen!" wiederholte ich; „das ist grobes Papier, Konzeptpapier, du kannst dir Splitter in die Füße eintreten." Ach nein, sie schien das nicht zu fürchten. „Hat man schon je solchen Eigensinn gesehen!" schrie ich empört; ist das Papier etwa nicht splitterig? Nein, es schien ihr nicht im geringsten splitterig. „Dann kannst du mir leid thun," rief ich; „ich nehme mir einen andern Bogen." Als ich aber einen andern Bogen nahm, da ging sie weg.

Es vergingen Tage und Wochen. Wir gewöhnten uns aneinander, arbeiteten zusammen auf verschiedenen Bogen und teilten Freud' und Leid. Sie hatte unzählige Launen, aber ich ertrug sie. Sie hatte mir deutlich ihre Abneigung gegen Zug zu erkennen gegeben, und ich hielt daher Thüren und Fenster geschlossen. Nichtsdestoweniger konnte ihr bisweilen der Einfall kommen, sich von der Decke herabzustürzen und geradezu gegen die geschlossene Fensterscheibe anzustürmen, als wollte sie sie sprengen. „Hast du draußen 'was zu thun, dann geh' diesen Weg," sagte ich. Und ich öffnete ihr die Thüre. Nein, da schien sie nicht hinauszuwollen. „Willst du hinaus oder willst du nicht hinaus?" fragte ich; „eins, zwei, drei!" Keine Antwort. Dann warf ich die Thür krachend wieder zu.

Ich sollte meinen Zorn bald bereuen.

Eines Tages war die Fliege fort. Sie hatte am Morgen aufgepaßt, als das Mädchen in die Stube hineinkam und war durch die Thüre hinausgeschlüpft. Ich begriff, daß das ihre Rache war, und ich grübelte lange darüber, was ich thun sollte. Dann ging ich in den Hof hinaus und rief, meinetwegen, wenn sie fortbleiben wollte, nur immerzu, ich vermißte sie nicht. Es half nichts, ich konnte sie nicht herbeilocken, und ich bangte mich nach der Fliege. Ich öffnete alles, was in meinem Hause geöffnet werden konnte, und legte mein Manuskript ins Fenster hin, wo es dem Wind und Wetter ausgesetzt war; sie sollte sehen, daß für sie nichts zu gut wäre, um darauf spazieren zu gehen. Ich fragte meine Wirtin nach der Fliege, ich goß wieder eine Menge Spiritus auf mein Haar und lockte sie und nannte sie meinen besten Freund und meine Hoffliege, um ihr zu schmeicheln — alles vergebens.

Endlich am Vormittag des nächsten Tages kehrte sie zurück. Sie kam nicht allein, sie brachte einen Liebhaber von der Straße mit. In meiner Freude darüber, sie wiederzusehen, vergab ich ihr alles und übte sogar eine Zeit lang gegen ihren Liebsten Nachsicht. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Alles hat seine Grenzen. Sie setzten sich zuerst hin, um sich Blicke zuzuwerfen und ihre Körper aneinander zu reiben, plötzlich aber stürzte sich der Liebhaber in einer Weise über sie her, daß ich errötete. „Was macht ihr da vor den Augen aller Leute!" sagte ich und schalt sie aus: „nur nicht so groß thun, wenn man sich so benimmt!"

Das nahm sie aber übel auf, sie warf den Kopf nach hinten und machte mir deutlich begreiflich, daß ich wohl nur eifersüchtig wäre. „Ich eifersüchtig!" pfiff ich; „eifersüchtig auf den da! nein, weißt du was!" Aber sie warf den Kopf noch mehr nach hinten und wiederholte ihre Behauptung. Da erhob ich mich aber und äußerte folgende Worte: „Mit dir will ich mich nicht zanken, das widerstrebt meinem Rittergefühl; aber schicke mir deinen elenden Liebhaber entgegen, ihm werde ich zu begegnen wissen. Und ich griff nach der Papierschere.

Nun begannen sie mich zu verhöhnen. Sie saßen dort auf der Tischecke, lachten, so daß sie sich schüttelten, und schienen zu sagen: „Haha, hast du keine größere Papierschere, eine noch etwas größere Papierschere!" — „Ich werde euch zeigen, daß es nicht auf die Waffe ankommt," erwiderte ich. „Ich werde mit einem armseligen Lineal in der Hand auf den Kerl losgehen." Und ich schwang das Lineal. Da lachten sie noch mehr und zeigten mir ihre Geringschätzung in der deutlichsten Weise. „Was fangt ihr denn nun schon wieder an!" sagte ich drohend. Aber sie nahmen keine Notiz von mir, der Augenblick erschien ihnen nicht schicksalsschwanger, sie näherten sich einander mit unkeuschen Gebärden und waren gerade im Begriff, sich wieder zu umarmen. „Das thut ihr nicht!" schrie ich ihnen zu. Aber sie thaten es doch. Gerade vor meinen Augen. Da war meine Langmut zu Ende, ich erhob das Lineal und ließ es wie einen Blitz niederfallen. Es wurde etwas zerquetscht, es floß etwas, mein wohlgezielter Schlag hat sie beide leblos zu Boden gestreckt.

So endete diese Bekanntschaft . . . . .

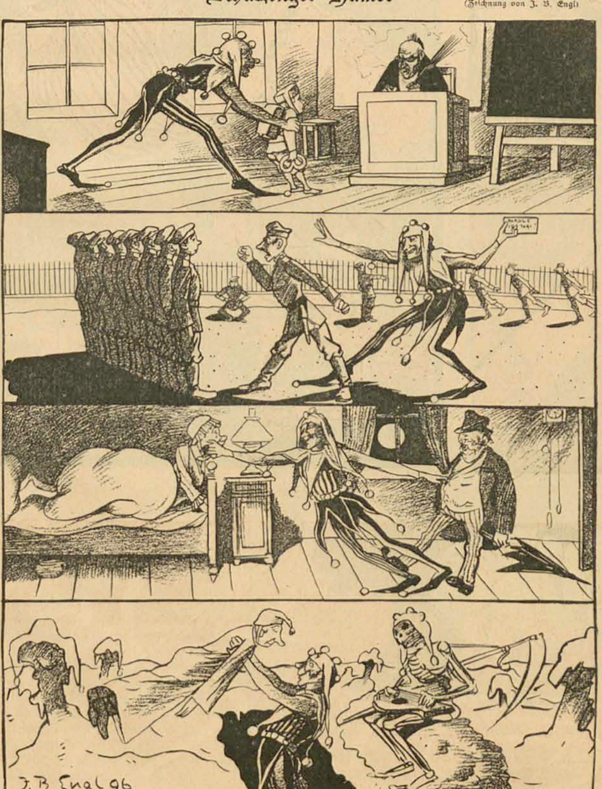
Es war nur eine kleine, gewöhnliche Fliege mit grauen Flügeln. Und es war nichts Besonderes an ihr. Aber sie verschaffte mir manchen heiteren Augenblick, solange sie lebte.



*) Aus Ernst Brausewetters Nordischen Meisternovellen bei Schuster und Löffler.

Schutzengel Humor

(Zeichnung von J. B. Engl)

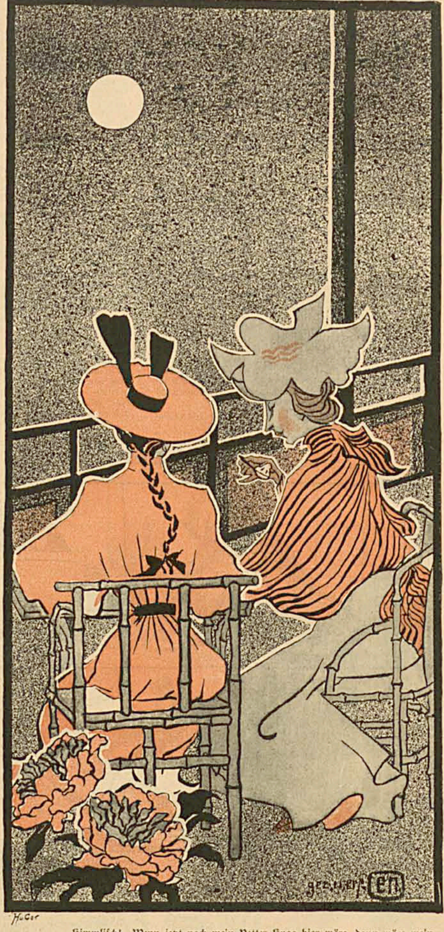


Schreckliche Drohung

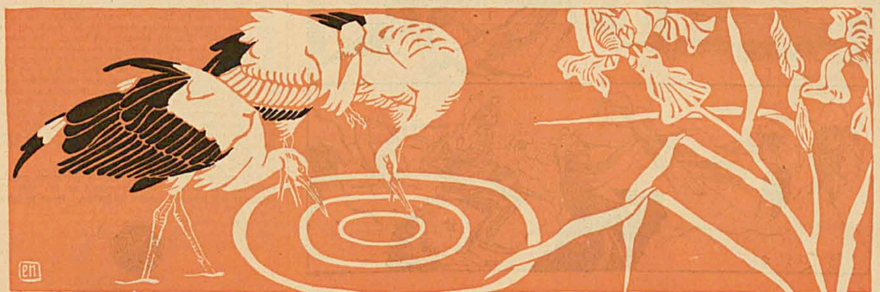


„Aber Kind, im Café darf man doch nicht weinen."
„Ja, wenn ich aber nach Haus komm, dann wein' ich mir grad gnua!"

Süßigkeiten



„Himmlisch! Wenn jetzt noch mein Vetter Hugo hier wäre, dann wäre mein Glück vollkommen!"



(Zeichnungen von E. Neumann)



Nocturno

Von

Lothar Schmidt

„O, sieh den Mond,
O, schau doch hin:
Der Mond, Schatz, ist
Im Zimmer drin
Grad' über unserm Bett,
Guck, Schatz, ach, ist das nett!"

Mein Schlaf ist fort,
Ich recke mich
Und gähne müd'
Und strecke mich
Und reiß' die Augen weit
Und blicke nach der Zeit:

„Es ist drei Uhr,
Wir wollen ruhn
Bis morgen früh;
Was soll ich thun
Mit nächt'gem Mondlichtschein?
Sei still, mein Herz, schlaf ein! —"

„Es hat geschneit,
Sieh doch hinaus:
So dichter Schnee
Auf Baum und Haus!
Morgen — ach, das ist nett —
Trag' ich mein Pelzjackett!" —

Ein Mäcen

Von Thomas Hey

Kommerzienrat Nordhäuser hatte bereits einen beträchtlichen Teil der Millionen, die er von seinem Vater, einem der größten Brennereibesitzer des Landes, geerbt hatte, in schönen Weibern und vergnügten Soupers angelegt, als er plötzlich von einer heftigen Begeisterung für die Kunst ergriffen wurde. Zu dieser Zeit lernte er den Maler Kümmerling kennen, einen jungen Künstler, dem die Arbeit fürs tägliche Brot bisher keine freie Entfaltung seiner Kräfte gestattet hatte. Jetzt endlich lächelte ihm das Glück. Der Kommerzienrat bestellte bei ihm ein großes Freskobild. „Ein Strike" sollte der Gegenstand des Bildes sein. Herr Nordhäuser neigte nämlich merkwürdigerweise zu radikalen, fast anarchistischen Ideen, vielleicht gepeinigt von dem Gedanken, wieviel Schweiß und Thränen an seinem Reichtum klebten, vielleicht auch einfach als Folge seines lebhaften Temperaments, das sich leicht von der Zeitströmung fortreißen ließ.

Das Bild sollte eine große Wand im Saale seiner neuen Villa einnehmen. Die Skizzen und Entwürfe, die ihm Herr Kümmerling vorlegte, fanden seinen vollen Beifall. Als Honorar wurde die Summe von zehntausend Mark vereinbart, die gewährte dem Künstler die Möglichkeit, nach Vollendung dieses Bildes einige Zeit ganz ausschließlich der Verwirklichung seiner Ideale zu leben. Und damit er ungestört an dem Freskogemälde arbeiten könne, gab ihm der Mäcen im voraus dreitausend Mark. Herr Kümmerling schwamm in Wonne und machte sich mit Feuereifer an die Arbeit.

Bald fingen mächtige, lebensgroße Figurengruppen an, die Wand zu bedecken: ein ergreifendes Kunstwerk entstand. Von dieser Wand herab starrte das ganze „sociale Elend", aber verklärt und ins Tragische erhoben durch die Schönheit.

Nach nicht ganz einem Jahre war das Bild vollendet.

„Wundervoll! ganz wundervoll!" rief der Kommerzienrat, als er das Werk betrachtete. Er war überglücklich und dankte dem Künstler mit warmen Worten. „Wenn Sie gestatten, will ich Ihnen jetzt gleich das Honorar einhändigen," sagte er dann. „Dreitausend Mark haben Sie bereits vor einem Jahre als Vorschuß empfangen, zu vier Prozent macht dreitausendeinhundertundzwanzig Mark, zehntausend weniger dreitausendeinhundertundzwanzig — also bekommen Sie noch sechstausendachthundertundachtzig Mark. Ihr Bild ist teuer aber schön."

Dann entnahm er die Scheine seiner Brieftasche und begann das Geld aufzuzählen. Der Künstler war zuerst sprachlos, dann begann er schüchtern:

„Aber, Herr Kommerzienrat, erlauben Sie 'mal..."

„Gewiß, gewiß," fiel ihm der ins Wort, „vier Prozent sind Ihnen zu viel. Nun, dann sagen wir drei Prozent, hier sind noch dreißig Mark. Sind Sie nun endlich zufrieden? Was machen Sie nur mit all dem Geld?"

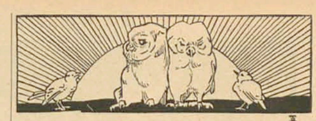
Herr Kümmerling färbte sich zinnoberrot.

„Pfui, Teufel!" rief er, packte das Geld und warf es mit einer großartigen Handbewegung dem Kommerzienrat vor die Füße.

Ganz verwirrt zog sich dieser in seine Gemächer zurück, um über die Undankbarkeit der Welt nachzudenken. Kümmerling aber ergriff einen Hammer und begann sein Gemälde, die mühevolle Arbeit eines Jahres, zu zertrümmern. Als er das letzte Stück Verputz von der Wand heruntergeschlagen hatte, übermannte ihn der Schmerz. Er brach zusammen und krampfhaftes Schluchzen durchzuckte ihn. — So blieb er lange Zeit. — — —

Dann sammelte er sorgfältig das Geld vom Fußboden auf, schob es schmunzelnd in die Tasche und verließ mit stolz erhobenem Haupte das Haus des Mäcens.





Der Ketzer

Es hatten die guten Tanten
Schon lange konstatiert,
Daß ich ein Ketzer wäre,
Und für Verbrennen plädiert.

Tanten sind immer mächtig. —
Das Urteil ward vollstreckt.
Ach, wüßten die klugen Tanten,
Was sie da ausgeheckt.

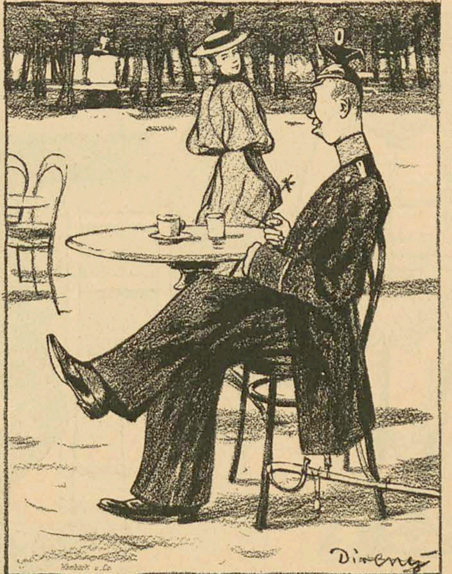
Mein Henker lacht so silbern,
So silbern zu jeder Stund',
Hat lange, braune Locken
Und einen roten Mund.

Schon schlägt die wilde Lohe
Empor mir bis zur Brust.
O, du kleiner, fanatischer Henker,
Und diese Ketzerlust!

Korfiz Holm

Ein Demokrat

(Zeichnung von Direng)



„Werde der kleinen Schnecke mal nachsteigen — n' bischen Volk veredeln."

Ohne Brille

Richard Dehmel, Weib und Welt. Berlin, Schuster & Löffler, 1896.

Richard Dehmel zeigt sich auch in seiner neuen Gedichtsammlung als bedeutender Lyriker, der es versteht, neue Töne zu finden und Dinge, die vor ihm noch keiner dichterisch auszusprechen gewagt hat, mit Dezenz und Geschmack zu behandeln. Aber leicht macht er es seinen Lesern nicht. Gar oft sehen seine Gedanken aus, als hätten sie eine Zeitlang in Schneckenhäusern logiert, so gewunden und zugespitzt treten sie auf. Geist und Herz und dichterische Kraft sind in diesen Liedern, es fehlt nur gar zu häufig die Einfachheit. *K. H.*

Otto Julius Bierbaum, Der bunte Vogel von 1897. Mit vielen Zeichnungen von Felix Valotton und E. R. Weiss. Berlin, Schuster u. Löffler, 1896.

Ein sehr erquickliches Buch ist der bunte Vogel. Es ist viel reifes Verstehen und viel Ernst darin, und zugleich viel Grazie. Darüber hinweg spielen die Strahlen herzerquickenden, echt deutschen, sonnigen Humors. Leider scheint es aber die unabänderliche Eigenart von Strahlen zu sein, dass sie ohne Wahl zucken. Etwas mehr Auswahl hätte dem Buche nicht geschadet. Die Ausstattung ist sehr originell und höchst geschmackvoll. So ist der bunte Vogel wohl geeignet, in vielen Häusern ein beliebter Gast zu werden, zumal der Preis für die Ausstattung äusserst mässig zu nennen ist. *K. H.*

Franz Evers, Hohe Lieder. Bildschmuck von Fidus. Berlin, Schuster & Löffler, 1896.

Herr Franz Evers betritt die deutsche Lyrik in einer Art und Weise, die wohl manchen armen Teufel so in Schreck bringen kann, dass er den Hut abnimmt und die Schuhe auszieht, denn »der Ort, wo er stehet, ist heiliges Land«. Herrn Evers' Verse sind in so stilvolle Pracht gekleidet, als ob sie — statt ein bescheidenes Debut zu sein — die 300jährige Jubiläumsausgabe seiner Poesie wären. Herr Evers ist sich aber auch bewusst, für die Ewigkeit zu schreiben. Deshalb verkehrt er in seiner Dichtung nur mit den vornehmsten Begriffen des Daseins: Die Sonne, die Natur, die Erde, der Himmel, der Tod, — und selbst diese nahen ihm nur mit allerlei ehrerbietigen und feierlichen Bücklingen. Von dem Platz irgendwo im Äther, wo er seinen Thron eingerichtet hat, betrachtet er die Menschen als Wesen, die ihn nur insoweit interessieren, als sie seine Hohen Lieder auswendig lernen wollen

Die Menschen können ihn dennoch sitzen lassen, — und der arme erschrockene Teufel darf wieder Hut und Stiefel anziehen: Hat er nur ein einziges Mal in sich gefühlt, wie seine Seele vor neugeborener Verwunderung darüber zitterte, was er auf der Erde sah; hat er nur einen einzigen Gedanken gehabt, der ihn durch seine frische Ursprünglichkeit überwältigte, — dann kann er ganz ruhig der potenzierten Allgemeinheit und dem Snobismus der Hohen Lieder den Rücken drehen: er ist dann mehr Dichter als Herr Evers. *S. L.*

Die künstliche Alpe bei Leipzig (sogenannte Leipziger Schweiz)

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Früher!!

(Zeichnung von J. B. Engl)

Der Kriminalkommissär: „Mir können Sie nichts vorflunkern. Ich habe früher solche Fälle oft selbst mitgemacht.“

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Der Hintermann



1. Jahrgang Nr. 46 Preis 10 Pfg. 13. Februar 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Anmerkung der Redaktion: Wir sind in der Lage, schon jetzt das Plakat für die diesjährige Kunstausstellung der nunmehr vereinigten Münchener Maler zu veröffentlichen.

(Zeichnung von Thöny)



Die Vermittlung

Von **Rudolf Strauß**

„Herr Doktor, bitte, zu Tische!" rief die Betty zur halbgeöffneten Thür hinein.

„Also pack deine Bücher zusammen, Emil," sprach, sich erhebend, der Angerufene, ein junges Studentchen mit großer Brille und leise sprossendem Schnurrbart, „und komm jetzt zum Essen."

Der kleine Emil, Schüler der ersten Volksschulklasse und unverbesserlicher Schlingel, that ausnahmsweise einmal willig, wie ihm geheißen ward. Dinieren ging ihm eben noch über studieren.

Wie die beiden ins Speisezimmer traten, saß Frau Ellin, die Herrin des Hauses, schon an der Tafel.

„Bitte, Herr Doktor, nehmen Sie Platz," sagte sie und wies ihm den Stuhl zu ihrer Rechten — sie selbst saß an dem einen Ende des Tisches — „und du, Emil, setz dich hierher" — sie schob ihm den Stuhl zu ihrer Linken zu. Langsam ließ sich Klein-Emil nieder, nicht ohne zuvor mit seinen schmutzigen Stiefeletten der Mutter Kleid energisch malträtiert zu haben.

„Mein Mann wird heute nicht mit uns dinieren," fuhr Frau Ellin, zu dem jungen, blonden Hauslehrer gewendet, fort. „Er ist geschäftlich verhindert. Er wird heute ausnahmsweise im Restaurant speisen. Wenigstens wird ihm da der Unterschied zwischen der vielgeschmähten Hausküche und dem hochgepriesenen Gasthausgebräu hoffentlich wieder einmal klar werden." Mit einem leichten, koketten Seufzer kam's heraus: „Ja, diese Ehemänner!"

„Nicht wahr? . . ." wandte sich mit einer so plötzlichen bestätigenden Kopfbewegung, daß Frau Ellin förmlich erschrak, der blonde Jüngling ihr zu.

Sie fing an zu lachen: „Was wissen denn Sie davon?"

Er wurde ganz rot und verlegen. „Ich," stammelte er, „ich — aber gar nichts. — Ich meinte nur so."

„Na, na!" begütigte sie mit einem freundlichen Lächeln und drohte ihm neckisch mit erhobenem Zeigefinger. Sie hatte längst herausgefunden, daß sie's diesem lieben, stillen Jungen „angethan", und immerhin geschmeichelt, unternahm sie natürlich nichts, die kleine Jugendeselei zu ertöten.

Nun kam die Suppe. Frau Ellin erhob sich und füllte die Teller. Zuerst dem Doktor, dann Emil, dann sich.

Der kleine Gourmand besah sich das dicke, braune Gebräu mißtrauisch von allen Seiten.

„Was für Suppe ist das, Mama?" inquirierte er.

„Iß nur, du wirst schon sehen."

„Nein! Ich will nicht. Das ist Kartoffelsuppe — die eß' ich nicht!" Und er schob den Teller schmollend fort.

„Nun, das werden wir doch sehen, mein Junge," sagte Frau Ellin mit entzückender Energie und setzte sich ruhig nieder, „dann kriegst du einfach gar nichts."

Den kleinen Finger der linken Hand im Mundwinkel, die Rechte weit von sich auf das Tischtuch gestreckt, mit grollender Miene blickte der unverbesserliche kleine Trotzkopf von der Seite zu seiner Mutter auf.

Die schien ihn gar nicht mehr zu sehen, widmete sich ganz der Suppe und der Unterhaltung mit dem schwärmerischen Philosophen.

„Nun, giebt es etwas Neues in der Zeitung?" fragte sie.

„Oh, massenhaft! drei Morde, vier Kasseneinbrüche und von den Thätern natürlich keine Spur. Die Reporter hatten einen guten Tag."

„Was sind das, ‚Reporter'?" ließ sich der kleine Emil da mit weinerlicher Stimme aus seinem Schmollen heraus vernehmen.

„Ah, das sind Leute, von denen man Notizen, aber keine Notiz nimmt," lächelte Frau Ellin verständnissuchend mehr zu dem Doktor als zu dem neugierigen Frager.

Sie wußte nicht was sie damit anrichtete, die kleine, hübsche, schwarzäugige Frau, mit diesem häufigen „nur für ihn" sprechen, mit dieser ganz gedankenlosen, harmlos gemeinten, glitzernden Koketterie. Dieser blasse „Doktor" verlor darüber sozusagen die Besinnung, liebte höchst ernstlich und wähnte sich wieder geliebt, geriet in einen förmlichen Taumel. Wie sehnte er sich nach der Gelegenheit, ihr sagen zu können, „was sie ihm sei".

„Was bringt denn die Zeitung sonst noch?" unterbrach Frau Ellin seinen Gedankengang.

„Nicht viel. Bälle, Feste, Soireen."

„Sonst nichts? Ah, das ist langweilig: in der Beziehung bin ich Socialdemokratin. Ich bin zwar keine Feindin der Gesellschaft, aber um so erbittertere Feindin der Gesellschaften."

Bewundernd sah der Doktor zu ihr auf. Er wurde fast zornig, als ihn die Betty jetzt durch ihren Eintritt störte. Sie räumte die Suppenteller ab, trug sie mit der Terrine hinaus und brachte das Fleisch, dampfenden Rehbraten. Der herbe Wildgeruch breitete sich aus, stieg ganz besonders verlockend dem kleinen Emil in die Nase, dem nun sein Leibgericht so nah und doch so fern stand. Denn er wußte, mit Mama war nicht gut Kirschen essen, wenn man sie geärgert hatte, geschweige denn Rehrücken! Mit lüsternen, bitterbösen Blicken folgte der junge Sünder den Vorgängen, die sich nun abspielten: wie der „Doktor" auf Mamas Aufforderung ein recht großes, angebräuntes, saftiges Bratenstück sich auf den Teller legte, wie Mama selbst recht tüchtig einhieb, als wollte sie ihr Söhnchen schon so stark als möglich reizen, und wie sie nicht die mindesten Anstalten machte, seiner auch nur zu gedenken.

Der Doktor fühlte ein menschliches Rühren.

„Aber Emil, so bitte Mama doch um Verzeihung; dann wirst du ja gewiß was bekommen."

„Ach, lassen Sie ihn nur, Herr Doktor, bei dem ist Hopfen und Malz verloren. Dazu hat er ja einen viel zu großen Trotzkopf."

Der kleine Emil rührte sich nicht.

Da befiel dem „Doktor" plötzlich ein Zittern. Es flimmerte ihm vor den Augen. Er wurde wechselnd blaß und rot. Denn ein Gedanke hatte ihn jäh durchzuckt, ein seliger, glückverheißender Gedanke: „Die Gelegenheit . . . das ist die Gelegenheit!"

„Emil, nun?" fragte er mit bebender Stimme.

„Nein!" wies der energisch mit einem Verziehen des Mundes und einem unwilligen Zurückwerfen des ganzen Oberkörpers ab.

Da hielt es den Doktor nicht länger. Schon war er Frau Ellin zu Füßen, und schon begann er erst stotternd und aufgeregt, dann aber in fließenden, leidenschaftlichen Tönen:

„Emil, deine Mama willst du nicht um Verzeihung bitten? — Sieh zu — ich will dir's zeigen, wie du's zu machen hast — dann wird's dir leichter fallen, hörst du? — Du Liebe, du Gute — mußt du sagen, sei mir nicht böse, verzeih mir — mußt du sagen; ich hab' dich ja so lieb, so über alle Maßen lieb — mußt du sagen; ich werde dir gehorchen, wie ein Sklave, und werde thun, was ich dir an den Augen nur absehe. Aber sei nicht böse und verzeih mir — mußt du sagen; und gieb mir einen Kuß auf die Stirn — mußt du sagen; zum Zeichen gieb ihn mir, daß du mir nicht grollst, du Liebe, du Süße, du Gute — mußt du sagen. — Und du wirst sehen, sie wird nicht ‚Nein' sagen, sie wird das Zeichen dir gewähren; ich weiß es, ich kenne sie, sie ist ja so sanft, so gut ist sie, so herzens-, herzensgut."

Der kleine Emil stand mit offenem Munde und aufgerissenen Augen da und wußte nicht recht, was der auf den Boden Hingestreckte von ihm und von Mama eigentlich wollte.

Frau Ellin aber hatte den jungen Verführer sofort durchschaut. Das hatte sie nicht erwartet. Sie war einen Moment lang ganz sprachlos. Rasch aber fand sie ihre Fassung wieder. Ein seltsames Zucken ging um ihren feinen, sammetweichen, purpurroten Mund, und dann erwiderte sie mit einem hellen Tone, aus dem ein unterdrücktes Kichern drang:

„Und was ich ihm darauf antworten werde? — Das mag schon alles sein — werde ich ihm sagen; aber den Kuß kriegst du doch nicht, mein Junge, — werde ich ihm sagen. Du hast dir viel zu viel herausgenommen — werde ich ihm sagen (und dabei blickte sie fest in des Studentchens schimmernde Blau-Augen); verzeihen will ich dir zwar diesmal noch — werde ich ihm sagen; weil du ja sonst ein ganz kluger, braver Junge bist, und weil du mich wirklich ein bischen gern zu haben scheinst. Aber laß es dir nie wieder beifallen — werde ich ihm sagen — noch einmal etwas Ähnliches zu thun, denn sonst, weißt du — werde ich ihm sagen — muß ich's schon dem Papa erzählen — werde ich ihm sagen — und der, weißt du — werde ich ihm sagen — versteht in solchen Dingen bekanntlich keinen Spaß. Und so — und nun steh auf, mein Junge und setz dich wieder auf deinen Platz — werde ich ihm sagen."

Eine jähe Blässe bedeckte des armen Doktors Gesicht, mit einem scheuen Blick erhob er sich und während der ganzen Mahlzeit saß er ganz stumm und gedrückt. Aber es waren höchst finstere Gedanken, die seine junge Stirn durchzogen, Gedanken von Frauentrug und Frauentücke, von glitzernden Sirenen, die höhnisch lächelnd arglosen Schiffern, die sie angelockt, den Untergang bereiten . . . und mählich reifte in ihm der feste Entschluß, nach dieser tristen „Erfahrung", die ihm sicheren Einblick in die teuflischen Geheimnisse weiblicher Herzlosigkeit gewährt, einen dicken Band blutiger, rächender Aphorismen wider den „Dämon Weib" in die Welt zu setzen.





Du, ich und das Glück

Mir zog das Glück vorüber
Im lachenden Sonnenschein,
Es lockte und rief: „Du Lieber
Komm her und fang mich ein!“

Ich thät mich wacker plagen
Und lief von Ort zu Ort,
Ich konnt' es nicht erjagen —
Kam ich, so flog es fort.

Komm du, und hilf mir's fangen!
Ich kann es nicht allein! —
Will man das Glück erlangen,
Muß man zu zweien sein!

Dann soll's uns nicht entwischen,
Wie flüchtig es auch sei:
Wir zwei — das Glück dazwischen,
Das sind dann grade drei.

Was wollen lang wir warten?
Frisch auf die Lebensbahn!
Das Glück mischt uns die Karten
Herz Solo sag' ich an!

Herz König, Dame — schade,
Das Glück giebt uns nicht viel: —
— — Ein Junge liegt im Skate,
Gewonnen ist das Spiel!

K. Becher



Um Nichts

Von
H. Ernst Kromer

Manchen Leuten läuft das Glück überall in den Weg und bietet sich als Begleiter an; aber sie haben ein merkwürdig Geschick, es vor den Kopf zu stoßen aus irgend welchen Gründen; und nachher wissen sie selbst nicht warum und bereuen es.

Frau Baldwig und ihre Tochter Grete standen unterm offenen Fenster und sahen in die Straße hinab, in den Lärm und das heitere Gewühl des Faschingssonntags. Beide Damen waren einander so ähnlich, daß nur die größere Leibesfülle der Mutter und die Zahl ihrer Jahre sie voneinander abhob; sonst aber schien es — besonders heute — als wollten sie um jeden Preis einander gleichen; sogar Stimmung und Mienen schienen genau aufeinander eingestellt: Beide schauten schweigend und etwas unzufrieden drein; beide suchten, forschten, spähten erwartend nach jemanden in der Menge; beide glichen in der vornehm-stolzen und abweisenden Haltung und in den stummen, strengen Blicken zwei grollenden Königinnen; endlich fühlten sie sogar ganz das Gleiche: nämlich tiefe Bitterkeit über eine vermeinte Zurücksetzung und das Bedürfnis einer entsprechenden Rache an dem — geliebten Beleidiger.

Dort ging Berger wieder in seiner bunten Maske drunten in der Menge, Bonbons an allerlei Gänschen verteilend, wie schon den ganzen Nachmittag. Nur sie beide hatte er nicht sehen wollen, als sie drunten waren, und hatte jedesmal, wenn sie gerade an ihm vorbeikamen, seine Süßigkeiten verteilt und ihrer nicht geachtet. Mit böser Absicht, natürlich! dachten die Damen. Und doch waren sie nur seinetwegen gekommen. Denn um das Glück zweier junger Leute zu begründen, die sich, wie Berger und Grete, auf den ersten Blick fanden und liebten und auch sonst in ihren Eigenschaften zu einander paßten, durfte eine sorgliche Mutter dem künftigen Schwiegersohn wohl Gelegenheit bieten, sich auszusprechen. Man hätte neben Faschingsscherzen freundlich auch ernste Reden mit in den Kauf genommen, womit Berger ja damals auf dem Eise nicht gespart hatte; heute aber beschämte und erzürnte er die entgegenkommende Frau, indem er ihnen aus dem Wege ging und ihre Freundlichkeit zurückwies!

Es lag indes nur ein widriges Geschick vor, daß sich beide Teile heute noch nicht gesprochen hatten; aber man deutete dies da wie dort als böse Absicht und wußte bereits — wenigstens unter den beiden Frauen — wie man sich dafür rächen würde.

Da hatte er sie am Fenster erblickt! Mit einem wilden Jauchzer und einem gewaltigen Satze sprang er über die Straße vor das Haus, grüßte, indem er die Narrenpritsche an die Kapuze seiner Hanswurstmaske legte, herauf und begann die Damen mit Bonbons zu bombardieren. Als man aber die süßen Geschosse nicht auffing und kühl ablehnend droben stehen blieb, stürzte er ins Haus, jagte die dunklen Treppen empor und wollte nach Narrenbrauch und -recht ohne alle Umstände ins Zimmer dringen. Daran aber hinderte ihn unter der Thür die Leibesfülle und der unmutige Blick der schönen Frau, und sein Mut und Übermut wurden durch ihre Kälte so abgekühlt, daß er nur noch in steifer Höflichkeit ihnen die Gutchen anzubieten wagte. Aber sie lehnten ab und dankten kühl für seine Güte; und dies bestärkte in ihm noch den Argwohn, den er den ganzen Nachmittag schon genährt: Er war ihnen gleichgültig geworden, und das wollte man ihm nun zeigen! Deshalb also hatte er sie nirgends auf der Straße gefunden! deshalb zeigten sie erst so spät sich am Fenster? Verzehrende Eifersucht erfaßte ihn; er begann bitter zu scherzen und zu spotten, und hätte er nicht immer noch auf offene Erklärung oder Versöhnung gehofft, so wäre er mit einer Grobheit davongelaufen, heftig, wie er zu handeln pflegte, wenn er Verrat, Verachtung oder Gleichgültigkeit zu wittern glaubte. Doch wartete er schließlich ab, was den Damen zu unternehmen beliebte, und konnte endlich nach zudringlichem Bitten seine Bonbonschachtel an die Mutter bringen, die sie für Grete annahm, weil er sie sonst vor beider Augen zertreten hätte. Worauf er wegging.

Das war für die beiden Frauen ein bischen Rache, und doch nicht zu viel, und es stand noch immer ein Thürchen offen, wo das Glück Gretes und Bergers ein- oder ausgehen konnte, je nachdem man's haben wollte. — Berger aber, der in aufreibendem Zweifel fortgegangen war, trieb sich maskiert in den Wirtschaften umher, um sich mit bösen Späßen, hässigen Anspielungen und giftigen Reden gegen ihm bekannte Gäste zu betäuben, weil er anders den Nachmittag und den Abend in seiner schlimmen Stimmung nicht vorbeigebracht hätte.

Auf diesem Feldzug fand er abends im Nebenzimmer einer Wirtschaft auch Grete und ihre Mutter, die bei einem ihm bekannten Ehepaar und einem unbekannten jungen Manne saßen. Als er diesen sah, packte ihn aufs neue die Eifersucht; allein er bezwang sich und wäre, um nicht in seiner Leidenschaft noch alles zu verschlimmern, ruhig davongegangen, wenn ihn nicht Gretes Mutter in einem Ton angerufen hätte, der versöhnter klang und ihm wieder Hoffnung gab:

„Grüß Gott, Hansel!“ — rief sie ihn nach seiner Hanswurstmaske an — „willst du uns nicht auch guten Abend sagen?“

Berger trat heran und verbeugte sich tief, wobei er den gewaltigen Hahnenkamm seiner Kapuze schüttelte und die Narrenschellen klingen ließ. Dann wandte er sich, wieder zu gehen.

„Nun, warum geht man so stolz weiter?“ fragte die Frau. „Verzeihung! ich fürchte zu belästigen!“ entgegnete er ernst.

Die Frau aber, die einen Scherz von ihm erwartet und zu seiner Ermutigung selber hatte scherzen wollen, fand sich bei seiner Antwort nicht sogleich zurecht und verfehlte sich, trotz der besten Absicht, auch in der ihrigen:

„Wer spricht von belästigen?“ fragte sie; „du brauchst es ja nicht wieder zu treiben, wie heut nachmittag!“

Das schien ihm eine Anklage, die ihn schmerzte; doch schwieg er und die Rechte auf die Stuhllehne der Frau stützend, sah er ratlos bald zu Grete hinauf, die stumm neben der jungen Frau saß, bald auf den Unbekannten ihr gegenüber. Dies war ein junger Mann mit einem flachen unbedeutenden Gesicht, dem auch der schöne blonde Schnurrbart und der spitze Bart am Kinn keine Männlichkeit verliehen; über seinen Mädchenaugen aber wölbte sich die Stirn bis hinter die Ohren zu einer Glatze aus, in der sich zitternd die Gasflamme spiegelte, als lachte sie über dieses Geschenk des Alters bei einem so jungen Manne. Konnte dieser Oberflächling bei Grete, dem ernsten, tiefen Mädchen etwas gelten? Berger schien es undenkbar; aber was war bei Weibern nicht alles möglich? dachte er in seinem mißtrauischen Herzen. Da brach der junge Mann das Schweigen:

„So mach doch einmal einen Spaß, Hansel!“ rief er. „Wozu bist du denn sonst da?“

„Doch wohl nicht, um dir Späße zu machen?“ entgegnete Berger. „Du bist ja selber nur ein Spaß!“

Alle lachten, außer dem Abgeführten; sogar Grete zeigte kurz die Zähne, wurde aber sogleich wieder still und ernst; ihr lag der Nachmittag noch im Sinn. Selbst als Berger zu ihr trat und sie teils mit heitern, dann wieder mit bittenden ernsten Worten umzustimmen suchte, schwieg sie beharrlich; dafür erwiderte zuweilen die Mutter, immer im Sinne ihrer Tochter, wie sie meinte, indes ohne sichtlichen Eindruck und Erfolg bei Berger, der einzig von Grete ein freundliches Wort haben wollte. Unterdessen aber hatte ihn der Unbekannte immer mit neidgrünen Blicken angeschaut; er war eifersüchtig geworden hauptsächlich wegen der einlenkenden Worte Frau Baldwigs und glaubte sich nun gegen den Eindringling auf die Hinterbeine stellen zu müssen. Wobei er sich allerdings nicht zuvor fragte, ob er ihm auch gewachsen wäre.

„Merkst du denn nicht, Hansel“ — rief er — „daß du den Damen zur Last bist?“

„Das wärst du wohl auch“ — spottete Berger dagegen; „aber man hat dich gewogen und zu leicht befunden!“

Alle lachten wieder laut, und Grete mit. Frau Baldwig warnte den jungen Mann, der sie dauerte, vor dem schlagfertigen Spott des Hansels; jener aber wollte um jeden Preis das letzte Wort haben, im Wahn, damit auch den letzten entscheidenden Hieb zu führen. Weil er aber einen feineren Scherz nicht verstand, griff er plump zur Grobheit und zwang damit auch seinem Gegner schwerere Waffen auf:

„Du wirst unausstehlich, junger Mann!“ drohte er. „Nimm dich in acht, sonst wird man dich —“ Er machte gegen Berger die Gebärde des Hinauswerfens; der aber wußte sogleich Antwort:

„Ah, du bekleidest hier das Amt des Hausknechts?“ fragte er höhnisch.

Das war grob und alle blieben still dabei; nur der Geschlagene meinte nicht schweigen zu dürfen und erwiderte wegwerfend:

„Geh heim zur Mutter; es ist hohe Zeit für junge Leute!“

Da trat Berger zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte zustimmend:

„Du hast allerdings recht: Nur alte Leute, wie du, dürfen sitzen bleiben; denn über sie wacht das Auge des Herrn!“ Und auf dessen Glatze weisend, fuhr er im Predigertone fort und parodierte: „Siehe, es fällt kein Sperling von deinem — Haupte, ohne den Willen des Herrn — und die Haare auf deinem — Dache sind gezählt!“

Obwohl es ihnen bei diesem Spotte unschicklich schien zu lachen, konnten die Tischgäste es doch nimmer verbeißen. Frau Baldwig aber, die eine Ausartung der Spöttereien fürchtete, rief dem Hansel im Tone des Vorwurfs zu:

„Du bist doch ein unausstehlicher Spötter, Hansel; geh nur; es ist genug jetzt!“

Bevor Berger aber ging, wünschte er von Grete noch ein freundliches Zeichen; er trat zu ihr heran und streckte ihr die Hand zum Abschied hin; allein trotz der Ermunterung ihrer Mutter gab sie die ihre nicht; statt dessen hatte sie bereits ihre Nachbarin, die junge Frau beauftragt, in ihrem Namen Berger zu antworten. Und ihr Bescheid verfehlte seine Wirkung nicht:

„Du kannst gehen, Hansel; Grete läßt dir sagen, du seiest in Ungnade!“

So hart ihn dies Wort traf, so wollte er sich doch seinen Schmerz nicht anmerken lassen; er fand schnell das letzte Wort, mit dem er wegzugehen dachte, und sagte in gut verstecktem Galgenhumor, indem er sich vor Grete auf ein Knie niederließ:

„Grete, Grete! Darüber werd' ich mir graue Haare wachsen lassen!“

Damit verschwand er, und aufs neue schien ihm nun alles verloren. Aber auch Grete fühlte die Wirkung ihres Bescheides: Daß sie sich noch rächte, bewies ihr gerade, wie sehr sie ihn liebte! Und sie wurde den Abend über nimmer froh und die Reue hielt sie schlaflos die ganze Nacht . . .

* * *

Berger litt schwer unter dem Vorgefallenen. Er konnte sich nichts anderes denken, als daß nun alles aus sei und die beiden Frauen nur den Mut nicht hätten, ihm offen zu gestehen, daß ein anderer — und zwar sicherlich jener unbekannte Flachkopf — ihn beiseite gedrückt hätte. War dies aber der Fall, dann wollte er den Korb erteilen, mochte er damit die Frauen und sich selber noch so sehr verletzen! Mit solchen Gedanken und in so selbstmörderischer Entschlossenheit erzählte er am anderen Morgen alles seinem Freund Uhlig. Der aber, in Weibersachen erfahren, nannte die ganze Geschichte eine kleine Weiberrache und riet ihm, sich durch einen feinen Scherz galant zu rächen und Versöhnung zu suchen: denn das wäre ja doch — fügte er mit kennerhaftem Lächeln hinzu — bei beiden Teilen der innigste Wunsch, und der Fasching böte die beste Gelegenheit zu einem Scherz.

Nun stand Berger in dem kleinen Städtchen im Rufe eines Don Juan; mit Unrecht zwar; allein da tausend Zungen an diesem Gerücht ein pikantes Gerücht fanden, prüfte man aus einer gewissen Dankbarkeit nicht, aus welch schmutzigem Laden es stammte. Berger hatte auch einmal auf dem Eis mit Grete über diese „Ehre“ gesprochen, die man ihm damit eigentlich erweise, sich aber nicht die Mühe einer Widerlegung genommen, um so weniger, da Grete ihn wirklich für den Mann hielt, der es den Weibern anthun könne. Aus diesem Gerücht nun und dem gestrigen Vorfall schmiedeten die beiden Freunde, mit gleichem Urheberverdienst, einen Scherz zusammen, der eine feine Spitze gegen die beiden Damen hatte und zugleich nach zwei Seiten gedeutet werden konnte: harmlos nämlich, falls die Ungnade aufgehoben würde, als letzter Trumpf für Berger jedoch, wenn man ihn gestern wirklich mit einem Korb weggeschickt hatte. Und sie zollten selber dem Scherze Beifall, wie Gottvater seinem Schöpfungswerk.

* * *

Als nachmittags die Menge sich wieder in bunten Farben närrisch durch die Hauptstraße trieb, saß auch Frau Baldwig wieder unterm Fenster, Sonnenschein und Versöhnung im Herzen. Sie forschte aufmerksam nach den Masken, unter denen sie Berger zu entdecken hoffte; aus dem gleichen Grunde bewegte sich Grete in der Straße unter den Leuten. Allein der liebe Übermütige von gestern, mit dem sie sich heute so bereitwillig versöhnt hätten, wollte sich nicht blicken lassen. Hatte er am Ende alles ernst genommen und verbarg sich nun aus Schmerz oder aus Groll und Stolz? Sicherlich hatte er unter der Ungnade Gretes schwer gelitten; denn er nahm alles tief und — um Gretes willen lohnte sich's ja auch zu leiden! (Denn sie war schön — dachte die Mutter, die ihr Kind eben drunten vorbeigehen sah.) Oder glaubte er, sich am besten zu rächen, wenn er ihre Gnade gar nicht suchte oder gar — zurückwies? Was man ihm gestern auf seine Bitten nicht gab, wollte er das heute nimmer, wo man ihm's anbot? Damit hätte er triumphiert; seine Rache aber wäre häßlich und unverzeihlich gewesen!

In diesen Zweifeln und Gedanken erregte etwas ihre Aufmerksamkeit. Sie sah nämlich, wie oben in der Straße die Leute auf den engen Steigen Platz machten und sich umdrehend stehen blieben, um jemand nachzuschauen. Was war denn da Besonderes? Kein Maskenkleid, keine bunte Farben, keine Narrenschellen! Auch sah man selten einen lachen, vielmehr schienen die Leute alle ehrerbietig auszuweichen und mitleidig denen nachzuschauen, die da einherschritten: lauter Umstände, die in Gretes Mutter die Erwartung steigerten und ihre Neugier verzeihlich machten.

Jetzt kam es näher, langsam. Aber es war ein furchtbares Bild, das ihr das Herz zusammenzog.

Ganz gebrochen in seinem Mantel hängend ging Berger am Arm Uhligs einher. Haar und Schnurrbart waren ihm über Nacht weiß geworden, und wie um das greise Haupt in der Sonne zu wärmen, trug er den Hut in der einen Hand. Der scharf geschnittene Kopf hing im Halse steif nach vorn; der Blick war kummervoll und müde. Ernst und fürsorglich führte Uhlig den armen Menschen langsam daher.

Frau Baldwig schaute erschrocken und starr herunter. Jetzt waren die beiden gerade dem Haus gegenüber angekommen; Berger wandte langsam den Kopf und sah mit schmerzlichem Blick herauf; dann schwenkte er tief den Hut und verbeugte sich im Vorbeigehen. Frau Baldwig grüßte ernst und ergriffen. Dann aber faßte sie plötzlich Lachen und Heiterkeit: Das war doch kein Ernst! Das war ja der herrlichste Spaß, den Berger ersinnen und spielen konnte!

Also grüßte sie ihm nochmals nach, herzlich lachend und in die Hände klatschend. Worauf Berger sich wieder verneigte und gebrochen weiterschritt, um am unteren Ende der Straße umzukehren; und dabei sah die Frau, daß er eine Tafel mit einer Inschrift auf dem Rücken trug . . .

Es war doch ein ganzer Bursche, dieser Berger! Wie hatte er nicht gestern den groben Gegner abgeführt! Galant und fein aber rächte er sich an ihnen für die ungnädige Behandlung: Grau geworden — ihrer lieben einzigen Gretel wegen! Und damit saß der Gute wieder tief in der Liebe ihres reichen Mutterherzens . . .

Unterdessen war ihm auch Grete begegnet. Seine furchtbare Veränderung hatte sie einen Augenblick erbleichen gemacht, dann aber merkte sie sogleich den Scherz heraus und erwiderte seinen vielsagenden Blick und seinen ehrerbietigen Gruß nur mit solch unmerklichem Kopfnicken, daß er genugsam merkte, wie es mit ihrer Ungnade stünde. Indem sie ihm noch zweimal mit bitterem Lächeln nachsah, hätte sie gern die Inschrift auf seinem Rücken gelesen; allein er befand sich bereits wieder in der Menge und nur sein grauer Kopf ragte noch aus der Flut hervor.

Grete begab sich zu ihrer Mutter hinauf und fand sie voll heiterer Bewunderung. Dann aber ging ein eifriges Fragen und Deuten los: Warum blieb er noch länger, da er ihnen doch seine Rache jetzt vorgeführt? Enthielt am Ende die Inschrift was Besonderes, das sie durchaus lesen sollten? Irgend eine Absicht mußte ihn doch bewegen, dazubleiben? Er that ja nichts ohne besondere Gründe? Und so schöpften sie Verdacht und langsam floß wieder ein Tröpfchen Bitterkeit in ihre Seelen . . .

(Zeichnung von Neumann)



Als Berger wieder erschien, fand er die Mutter seltsam lächelnd, Grete hingegen still und ernst, als harrte sie der Inschrift, die ihr noch Unangenehmes bringen konnte. Einen Augenblick gedachte er fortzugehen, weil auch er schlimme Folgen ahnte; dann aber blieb er. Was sollten sie ihm denn übelnehmen? So kleinlich waren sie doch wohl nicht?

Er stellte sich mit Uhlig vor ein Ladenfenster, wobei sie in der Spiegelscheibe sehen konnten, wie die beiden Frauen durch ein Opernglas nach seiner Tafel schauten, erst Grete, dann die Mutter. Dann schlossen sich plötzlich die Fenster, und die beiden Damen verschwanden. Sie hatten die Inschrift gelesen:

Natur-Wunder!!!
DON JUAN
aus Liebeskummer über Nacht
ergraut!!!

Das hatte sie verschnupft. Sie deuteten die Inschrift als Bosheit und Rache und als höhnische Zurückweisung ihrer versöhnlichen Stimmung. Dazu die unerhörte Thorheit und Kühnheit, den nicht eben rühmlichen Ruf eines Don Juan vor aller Stadt aufrechtzuerhalten und ihn, statt zurückzuweisen, den Leuten erst recht vor Augen zu führen!

Das war ihre Auslegung; an die erste Deutung des Scherzes als einer harmlosen heiteren Laune dachten sie nimmer, so nahe sie lag, und in der Seele der beiden Frauen wurde der kleine Tropfen Bitterkeit für die süße Versöhnlichkeit zur Essigmutter . . .

Berger ging, als er das merkte. Nun war alles aus! sagte er sich, und brach in seiner verzweifelten harten Art alle Beziehungen zu Baldwigs vollständig ab. Diese waren unterdessen zur Vernunft gekommen und hatten dem wohlgemeinten Scherz wieder die verständigere Deutung gegeben. Allein nun war es zu spät . . .

Beide Teile bereuten in der Folge die einfältige Art, wie sie ihr Glück vor die Stirn gestoßen; denn ihre Liebe war echt gewesen und schmerzte noch lange nach. Und das Glück hatte es ehrlich gemeint mit ihnen . . .

Winterlandschaft

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Das Feld der Ehre

(Zeichnung von J. B. Engl)

Richter: „Ich begreife nicht, wie ein Mann so tief sinken konnte, der einst auf dem Felde der Ehre bestanden hat."
Angeklagter: „Ja, Herr Richter, mit der militärischen Ehre ist es immer noch gut gegangen. Aber die verfl— — Zivilehre soll der Teufel holen."

(Zeichnung von E. Thöny)

„Was fällt Ihnen denn ein, mein Herr! Ich bin verheiratet." — „Das trifft sich ja famos — ich nämlich auch."

Cantus vom geheimsten Hofrat

Einer: Sagt, wer ist der düstre Greis,
Kinder,
Mit den Hosen lilienweiß
Und dem Glanzcylinder?
Schwarz der Rock, der Stock oliven,
Pilgert er behutsam fort:
Jeder Blick voll Hieroglyphen,
Jeder Schritt ein Mollaccord.
— O, Brüder, o! —

Chor: Schande auf dein Haupt! Steh an die
Mauer, Bruder!
Bist du Eskimo? Aschanti?
Bauer? Herrenhuter?
Hier tritt alles Menschenstrebens
Hellster Glanz in die Erscheinung:
Inbegriff des geistigen Lebens,
Jeder Nüdität Verneinung,
— Der geheimste Hofrat!

Einer: Seht, wie sich sein Angesicht
Faltet!
Wie bald angenehmes Licht
Und bald Nacht drin waltet!
Hört, ihr Brüder, hört: er nieste!
In das Schnupftuch, hilfsbereit,
Bläst er aus der Nasenbüste
Die erzeugte Feuchtigkeit.
— O, Brüder, o! —

Chor: Lasse dich begraben, Bruder
Stockphilister!
Nur, was tiefen Sinn hat, thut er;
Allegorisch niest er.
Hier ist wundersam vereinigt
Urgeheimnis, Sonnenklarheit;
Durch Symbole träuft beschleunigt
Stets das Destillat der Wahrheit
Beim geheimsten Hofrat.
— O, Bruder, o! —

Dr. Owlglaß

Der kleine Streber



Aus unserem Jungen wird sicher 'mal was Großes. Er kann schon feste Hurra schreien.

Unveröffentlichte Aphorismen

Von

Georg Herwegh

Könige und Pöbel sind mir verhaßt; in beiden verhüllt sich auf verschiedene Weise der Mensch.

*

Schafft dem Lande die Freiheit
Oder der Freiheit ein Land.

*

Der freie Mann kennt nur ein Heut',
Dem Sklaven laßt das Morgen.

*

Ich liebe Deutschland, glaubt es mir,
Doch ganz entsetzlich ist
Mir solch ein Patriot beim Bier,
Wenn er Franzosen frißt.

*

Wer nicht besitzt, ist besessen.

*

Das Licht, das andern leuchten soll,
Das muß sich selbst verzehren.



Redaktion

Vielfache Reklamationen nach eingesandten Beiträgen geben Veranlassung, wiederholt bekannt zu geben, dass solche nur dann erledigt werden können, wenn ausreichendes Rückporto (ev. auch deutsche Reichs- oder österreichische Marken) beiliegt

Simplicissimus

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Vorfrühling

(Zeichnung von R. M. Eichler



1. Jahrgang Nr. 47 **Preis 10 Pfg.** 20. Februar 1897

SIMPLICISSIMUS

Illustrierte Wochenschrift

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

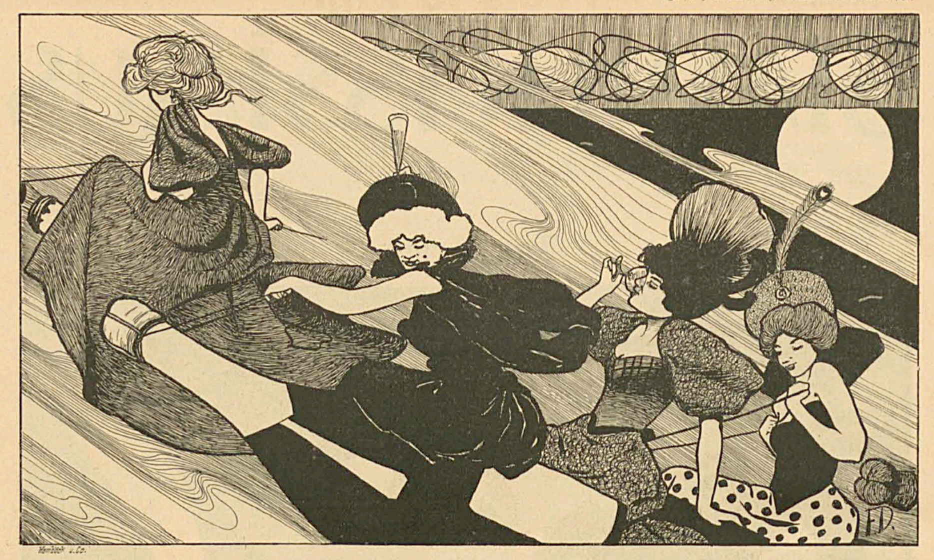
Der Tenor

(Zeichnung von Adolf Münzer)



Orpheus und die Gänse

(Zeichnung von Dannenberg, erworben am 12. November 1896)



Ein Hühnerhof

Von **Jonas Lie**

Es war einmal ein Ei, das lag so unruhig und rollte immer davon, daß das Huhn es mit dem Fuß stets wieder zurecht stoßen mußte und meinte, da drinnen müßte ein seltsames Hühnchen stecken.

Und kaum war das Hühnchen zur Welt gekommen und hatte den Kopf halb von der Schale befreit, so reckte es den Schopf empor und kakelte und schrie, was das eigentlich bedeuten sollte.

Die Mutter schlug erschreckt über solch unverschämtes Fragen mit den Flügeln, und sie mußte sich zweimal überzeugen, ehe sie es glauben konnte, daß es kein Hahn war.

Sie mußte ihm während der ganzen Tage weit mehr als den anderen mit den Augen folgen. Bald blieb es hier stehen und bald dort und setzte eine Miene auf, als wollte es rufen: Na, das muß ich aber sagen!

Und wenn das Huhn bei Sonnenuntergang die Küchlein hineinlockte, blieb das kleine mit dem Mützchen auf dem Kopf stehen und murrte.

Wenn sie es dann hineinjagte und kakelte, stieß es ärgerliche Piepse aus: putt putt, suk suk, uk uk, u-u-uk.

Es konnte nicht begreifen, warum es auf die Stange hinauffliegen sollte und gerade in der N a c h t schlafen. Warum nicht ebenso gut am Tage?

Es war noch nicht so groß, daß es ordentlich kakeln konnte, da streckte es schon unwillig den Hals schräg gegen die Köchin hinauf, die tipp, tipp rief und ihnen Getreide und Erbsen hinwarf.

Als wenn die Küchlein nur dazu da wären, sofort herbeigelaufen zu kommen, wenn man sie rief!

Und putt putt, suk suk, uk uk, u-u-uk — es konnte absolut nicht begreifen, warum die Jungen nur in gelben Daunen herumgehen mußten, während die Älteren braune und schwarze Federn hatten.

Als es aber älter wurde, ward das Gekakel deutlicher und vernehmlicher.

Und — ut ut ut, — ut — u-u-ut — sollte wohl soviel bedeuten, wie daß die Hühner so gut wie barhaupt gingen, während der Hahn einen roten Kamm und all die andere Herrlichkeit haben mußte, und dazu das Recht, am lautesten im ganzen Hofe zu krähen.

Und kik kik, kik kik, kikerikikik — diese Windbeutel von kleinen Hähnen, die so wichtig umherstolzierten, als wenn sie bersten wollten, und schon lange als Herren und Meister galten, bevor sie nur einen Kamm bekamen — man mußte doch wohl das Recht haben zu fragen, ob s i e etwa die Eier legten?

Wenn man ihnen nur den Rücken wandte und that, als wenn man sie nicht sah, gluckten sie den andern ärgerlich zu. Jeder, der vor sich selbst Achtung hatte, mußte die unabweisbare Forderung stellen, dagegen in der Weise zu demonstrieren, daß man davonlief, sobald man nur die Spitze eines Hahnenkammes erblickte.

Aber allmählich, als bald die eine, bald die andere junge Henne durch die Einmischung des Hühnchens mitten im süßen Glucken gestört wurde, und alle wußten, daß manches zärtliche Band durch seine indignierten Fragen und seine Kontrolle zerrissen war, stieg der Zorn und Groll gegen das Hühnchen derartig, daß alle auf es losfuhren, wenn es nur den Schnabel öffnete, und es mit den Schnäbeln schlugen und in die Federn bissen, so daß es sich einfach nicht mehr sehen lassen konnte und ganz unpräsentabel war.

Da setzte es sich hin und maulte.

Und während es grübelte und hier wie dort allerhand fand, was nicht ganz richtig war, begann es auch nach und nach seine Vermutungen zu bekommen und sich verwundert zu fragen, wie das eigentlich mit den Eiern zusammenhing und den Küchlein und Hühnern.

Wieviel sie auch gluckten und gluckten auf dem Hühnerhof und Eier legten dutzendweise, es wurden doch niemals mehr Küchlein und Hühner. Aber jeden Morgen nahm die Frau vom Hause einen Haufen Eier in ihre Schürze und trug sie hinein.

Dann rannten die armen Hühner ganz verstört umher und suchten und suchten und trauerten; aber dennoch vergaßen sie alles, sobald der Hahn krähte und rief. Und am nächsten Morgen lagen sie wieder ebenso gedankenlos und getrost und freudig auf den neuen Eiern.

Es könnte wirklich nichts schaden, sich ein bischen umzusehen, was aus dem allen würde, dachte das Hühnchen. Denn die Hühner sagten nur: auf dieser Welt verhielte sich alles gerade so, wie es sein müßte.

So trippelte es denn herum und sah und guckte durch die Spalten des Zaunes.

Da lag der Misthaufen über und über weiß von Eierschalen, die dort hingeworfen waren!

Das Hühnchen wurde ganz schwermütig und that von nun an weiter nichts, als trauern und Tag und Nacht daran denken. Wieviel die Hühner auch Eier legten und wieder Eier legten, das war also alles, was daraus wurde.

Dorthin, wo die Schalen wie Totengebeine lagen, ging es also.

Alle Sehnsucht und Träume, alles rührende und bedeutungsvolle Glucken, die Schwärmereien und all die Mutterwürde, mit der die Hühner sich so stolz brüsteten und so sicher waren — alles, alles endete auf dem Misthaufen!

Das Hühnchen starrte und starrte sich ganz traurig an den zerbrochenen Eierschalen, die dort wie auf einem Kirchhof lagen.

Und ganz erschüttert erhob es seine Stimme und prophezeite und kakelte wild auf, wie schrecklich thöricht und unwissend und leichtgläubig diejenigen wären, die noch immer nach alter Gewohnheit fortfuhren, Eier zu legen.

Aber da gluckten sie alle ärgerlich durcheinander, daß das Hühnchen von etwas rede, was es nicht verstände. Ob es wohl etwas von der Freude einer Mutter wüßte, wenn sie brütend auf den Eiern lag und dachte und rechnete, wievielmal die Sonne noch untergehen würde, bevor die Küchlein herausschlüpften, und ob sie weiß oder bunt oder schwarz oder braun werden würden oder wie viele von ihnen Hähne sein und ihrem Vater ähneln würden.

Und wenn sie dann gelb und trippelnd und piepsend und so eigen und sonderbar und drollig und trotzig zum Vorschein kamen, so daß eine Mutter große Mühe hatte, sie in Ordnung zu halten, während sie von ihnen allen umgeben umherwanderte und mit ihnen so viel Sorgen hatte, daß ihr ganz wirr im Kopf wurde — dann hätte sie wahrlich anderes zu thun, als sich den Kopf mit überspannten Ideen vollzupfropfen. Zu müßigen Gedanken hätte man keine Zeit, wenn man seine Pflicht thäte.

Und drohte ihnen eine Gefahr von der Katze oder dem Habicht oder ein anderes Unglück, dann hätten sie ja den Hahn, fertigten sie das Hühnchen ab. Auf ihn müßten sie sich verlassen. Aber trotz all seiner Wichtigkeit und Superklugheit verstände es nicht, wie das Hühnerherz klopfte, wenn „er“ auf seiner Wacht die Stimme erhob und die Luft mit seinem fürsorglichen und selbstbewußten Kikeriki erfüllte.

Nun gab das bemützte Hühnchen sie ganz auf. Thaten sie wohl etwas anderes, als an den Hahn denken, sich nach dem Hahn sehnen, vom Hahn reden und träumen! Für nichts anderes hatten sie Sinn!

Aber es sollte auch ihm widerfahren, daß es weitere Entschleierungen der verborgenen Schrecken des Daseins erlebte.

Als es eines Tages auf das Dach des Hühnerhauses flog, von wo aus es über den Zaun hinwegsehen konnte, stand die Köchin auf der Küchentreppe mit einem Messer und schnitt den Küchlein und Hühnern, die sie aus der Schürze hervorzog, so schnell die Köpfe ab, daß sie kopflos gegen Wand und Mauer herumflatterten.

Nun wußte es doch endlich gründlich Bescheid, wie die Welt wäre.

Der Hals schnürte sich ihm zu und es rief mit heiserer Stimme: Was half es dazuliegen und sich auf den Eiern mager zu brüten und sich darauf zu freuen, daß die Küchlein einmal ihren ersten Piep von sich geben würden, oder später mutterblind und überfroh umherzugehen und die ersten Körnchen für sie aufzupicken und sie zu unterweisen, wenn sie so gar keine Zukunft hätten? Sie nur für die Schlachtbank und den Kochtopf mit Liebe heranziehen — wenn sie im nächsten Augenblick doch unter das blutige Messer mußten!

Das Hühnchen grübelte und dachte, so daß sein Hühnerkopf über die gräßliche Verantwortung zu schmerzen begann, die damit verbunden war, Eier zu legen.

Wenn es sich die unabweisbare bittere Enttäuschung darüber vorstellte, daß die Eier noch warm, wie sie gelegt waren, der Mutter fortgenommen wurden. Und dann das Fürchterliche, w e n n dann w i r k l i c h Küchlein daraus wurden, und sie froh und vertrauensvoll auf ihren kleinen Beinchen um sie herum piepsten, dann — das Hühnchen vermochte es gar nicht auszudenken — war nichts anderes zu machen, als ihnen ihr Schicksal zu verheimlichen und sie in dem Lebensirrtum zu erhalten, bis die fürchterliche Stunde herankam.

All die Lüge, die dadurch in die Mutterliebe hineinkam, die das Wahrste auf der Welt sein sollte — dem Hühnchen schwindelte, und es fiel von der Stange herab.

Die einzige Rettung, die es zu sehen vermochte, war, daß das ganze Hühnergeschlecht sich schlankweg weigerte, Eier zu legen.

Es rannte ganz sinnlos im Kreise herum und riß sich die Schwanzfedern aus und meinte, es müßte darüber schreiben, um die Nachkommenschaft von all diesem namenlosen Jammer zu erretten.

Mit solchen schweren Gedanken verbarg es sich im Schatten zwischen den Büschen weit hinten im Hühnerhof beim Zaun. Dort schlich es allein hin, um Frieden und Trost in diesem täuschenden Betrug der Welt zu finden.

Eines Nachts aber, als es nicht schlafen konnte, trippelte es noch vor Sonnenaufgang dort unten auf und ab. Es beruhigte, wenn man so ab und zu den heißen, durch Denken überanstrengten Kopf auf dem kalten Boden oder in dem tauigen Gras kühlen konnte.

Als es sich aber durch ein aufgescharrtes Loch unter dem Lattenzaune hindurchzwängte, traf die erste Glut der Sonne es gerade in die Augen.

Und draußen auf der Spitze des Misthaufens mit all den Eierschalen stand — ein junger Hahn und streckte sich gerade empor, so hoch er konnte, und krähte der stechenden, aufgehenden Sonne entgegen.

Bevor das Hühnchen noch zur Besinnung zu kommen oder zu begreifen vermochte, wie es zugegangen war, war es schon dort draußen.

Und es blieb unbeweglich stehen und starrte nach der wunderbaren, herrlichen Gestalt und Haltung, dem farbenspielenden, strahlenden Federkleid, der hochemporstrotzenden Pracht des Schweifes und den grünglänzenden Schwungfedern des Hahnes hin.

Er stolzierte majestätisch auf und ab mit stolzen, abgemessenen Schritten und hob die gespornten Füße hoch empor. Mit blutrotem Kamm und offenem Schnabel schleuderte er seine unerschrockene Herausforderung jedem Feinde entgegen, der den Hühnerhof bedrohte.

Zwischen jedem Mal, daß er sich streckte und mit seinem mutigen Krähen begann, glotzte er auf das Hühnchen herab, so daß es sich ganz verloren vorkam und ihm schwindlig wurde und es von seiner Herrlichkeit berauscht meinte, es könnte sein Leben für ihn hingeben.

Und näher und näher kam der sich Brüstende, so daß die Eierschalen von seinen Füßen beiseite geschleudert wurden und um ihn herumflogen, ritterlich mit galanten Gebärden und zunehmendem Feuer in der Stimme.

Sein bezauberndes Kikeriki-hi schmetterte über den ganzen Hof hin, bis das Hühnchen das Sausen seiner Federn um sich vernahm, wie ein brausendes Wetter und, süß überwältigt, alles vergaß und sich seiner Schönheit hingab.

In holder Verwirrung begriff es, daß es die Braut des Hahnes wäre.

Helgoland

Der harte Seewind gerbt mir meine Wange
Und färbt sie braun. Die Ärmel hochgeschürzt
Helf ich dem Seemann an der Ruderstange,
Des Meeres Odem schlürfend, salzgewürzt.

Wie höhnend spritzt mir ihren eisig frischen,
Prickelnden Schaum ins Angesicht die Flut;
Ich habe keine Zeit, ihn wegzuwischen,
Und freu' mich, brummt der Seebär: „So
ist's gut."

Ein helles Jauchzen drängt sich mir zur Kehle,
Und freudig flattert in des Busens Haft
Die glückliche und aufgeregte Seele —
Die Kraft zieht ein in mich, die heilige Kraft!

Die heilig rohe Kraft in starken Armen,
Die in den Staub den wilden Löwen zwingt,
Des Weibes Leib erkämpft, den lebenswarmen,
Und die des Männerzornes Kriegsschwert
schwingt!

Mein zornig Herz, nun magst du dich erbosen!
Nun magst du wünschen, was dir Freude
schafft!
Und willst du Heldenthaten oder Rosen,
Ich schaff' sie dir: Ich hab' die heilige Kraft!

Hugo Salus

Das Recht des Stärkeren

Erholung

Sieh, wie die Erde wackelt,
Wie alles niederstürzt,
Die Sonne ängstlich fackelt
Und ihre Flammen kürzt,

Es wogt der Leib, es dröhnt das Herz,
Die Seele züngelt höllenwärts,
Und aus der Tiefe steigen
Miasmen, schwül und leidenschwer.
Dein Kichern tanzt darüber her
Den fahlen Elfenreigen.

Wohl dem, der so ein Weib beglückt
Wohl jedem, der sich selbst entrückt
Des Daseins Last vergessen!
Ein andrer kennt das Leben nicht,
Ein Gott vielleicht, ein blöder Wicht,
Um Windeln zu durchnässen.

Und zuckt die Flamme übers Haus,
Da sinkt das All in Nacht und Graus,
Der Himmelslichter Glanz verblich,
Die Winde heulen fürchterlich,
Rings schmettern die Posaunen,
Die Jugend reißt die Ohren auf,
Die Zeit hemmt ihren engen Lauf:
Sie schaudern und erstaunen.

Der Sieger nimmt ein Bad und drückt
Sich durch die blühenden Büsche,
Die Seele frei, der Leib erquickt
Von duft'ger Morgenfrische.

Die ganze Welt ist Jubelsang,
Die Sonne lacht den Wald entlang.
Nun lacht ein Weltverächter
Ein gellend Hohngelächter.

Frank Wedekind



Redouten-Idylle

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

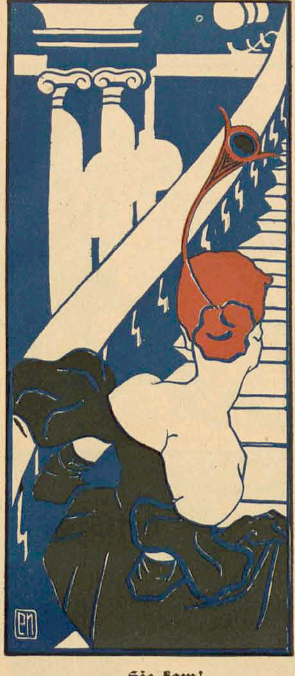
Karneval

(Zeichnung von Chéret, Paris)



Aus der Vogelperspektive

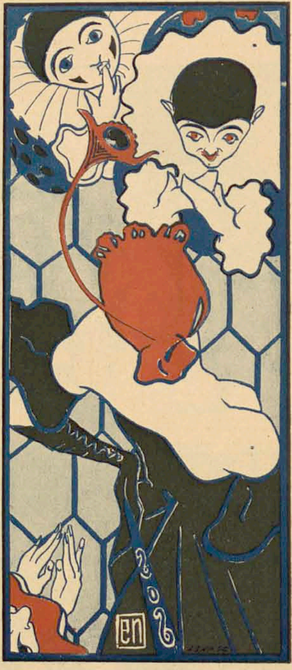
(Zeichnung von E. Neumann)



Sie kam!



Sie saß!



Sie siegte!

Faschingslust

Eine wahre Begebenheit

Von

Thomas Hey

Es war in der Faschingszeit, maskiertes und unmaskiertes Volk drängte sich dicht in den Straßen, flutete ein und aus in Cafés und Restaurants. Da fiedelten Karnevalsmusikanten die beliebtesten Gassenhauer, und alle Tische waren voll besetzt mit lärmenden Gästen.

In einem dieser Lokale zechte das Corps Randalia an seinem Stammtisch. Einige der Studenten waren als Köchinnen maskiert, das helle Gewand kontrastierte seltsam mit den roten Schmissen der wohlgenährten Gesichter. Sie bewiesen ihre humoristische Begabung dadurch, daß sie sich von Zeit zu Zeit unter die übrigen Gäste mischten, sich den Damen auf den Schoß setzten und den Herren das Bier austranken. Das ließ man sich gottergeben gefallen, und befriedigt kehrten die Humoristen zu ihrer Korona zurück. Auch dort war die Unterhaltung sehr geistreich: Man brüllte „Hut ab", wenn ein Gast mit bedecktem Haupt das Lokal betrat, und „Hut auf", wenn er ihn erschrocken abgenommen hatte. Die Pausen wurden in sinniger Weise dadurch ausgefüllt, daß man sich „Ganze" und „Halbe" „vor- und nachkam". Ein besonders witziger Kopf bestellte sich Weißwürste und sagte zu seinem Nachbar: „Spund, ich komme dir eine Ganze." Der mußte „nachkommen". Der Witz wurde wiederholt, bis die ganze Gesellschaft damit beschäftigt war, Weißwürste zu verzehren.

„Ich thät' recht schön um die Wursthaut bitten," sagte eine weibliche Maske, die dem Schmaus gierig zugeschaut hatte. Sie war als Gigerl gekleidet, eines jener billigen großkarrierten Rupfenkostüme, wie sie am Fasching ausgeliehen werden. Das schlotterte um ihre mageren Glieder, ihr erloschenes Gesicht war mit Schminke bedeckt, ihre Augen mit künstlichen schwarzen Strichen umrahmt und in das rechte war ein Monocle eingeklemmt; das hing an einem breiten Band. Ihr lautes freches Lachen, ihr excentrisches Benehmen ließ bezweifeln, ob sie betrunken sei, oder ob das lasterhafte Leben bereits ihren Geist geschwächt habe. Gewiß war es kein Zeichen von Klugheit, daß die Dirne ein so wenig verlockendes Kostüm trug. Es war nicht zu verwundern, daß sie Hunger leiden mußte. — Der Student gab ihr die erbetene Wurstschale und im Nu hatte sie sie verschlungen. Das war natürlich ein Hauptspaß, und die Fröhlichkeit kannte keine Grenzen, als sie um noch mehr Wursthäute bat.

„Dein Geschäft, scheint es, kann dich auch nicht ernähren," sagte einer der Randalen, „magst du auch trinken?" Er warf einige Cigarrenstummel in eine Bierneige und reichte ihr das Glas.

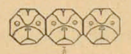
„Vergelt's Gott," sagte sie und trank es gierig aus, und sie lallte: „Ich hab' so viel Hunger, ich hab' so viel Durst." Die Studenten wetteiferten nun darin, Wursthäute, Brot und Bierreste auf jede Art zu beschmutzen und unappetitlich zu machen, und Freudengeheul erhob sich jedesmal, wenn sie diese Sachen heißhungrig verschluckte und sich recht schön bedankte. Der geistreiche Kopf, der vorher die geniale Idee mit den Weißwürsten gehabt hatte, saß in tiefes Sinnen versunken, plötzlich erleuchtete ihn wieder ein Geistesblitz: Er rief die Kellnerin und bestellte ein Hundsfressen. Es wurde unter den Tisch gestellt. Die Dirne mußte es, auf allen Vieren kriechend, aufessen, und das that sie mit vergnügtem Lachen, wischte sich den Mund am Ärmel ab und bat um eine zweite Portion. Dröhnendes Gelächter erschallte.

Am Nebentisch saß ein junger Handlungsgehilfe mit seiner Braut. Sie hieß Babette und war in demselben Geschäft angestellt wie er. Im Herbst hoffte er auf Gehaltserhöhung, dann wollten sie Hochzeit machen. Inzwischen verbrachten sie die Sonn- und Feiertage züchtig und in Ehren zusammen. Im Sommer machten sie Ausflüge, im Winter besuchten sie Cafés oder einfachere Vergnügungslokale. Anfangs hatte es sie, die eine muntere kleine Brünette war, ein wenig geniert, sich mit Herrn Roland, so hieß der Bräutigam, sehen zu lassen; denn er machte keine gute Figur. Sein Haupt zierte ein Überfluß von Locken und Pomade, seine Krawatten wählte er mit unfehlbarer Sicherheit so, daß sie keinen guten Geschmack verrieten, er war klein und unscheinbar von Gestalt, er redete süß und lispelnd. Nur hinter Ladentischen herumspringend konnte er harmonisch wirken.

Das Brautpaar hatte dem Treiben der Studenten lange zugeschaut, anfangs hatten sie mitgelacht, dann wurde er sehr ernst und warf seiner Braut, die zu lachen fortfahren wollte, einen strafenden Blick zu. Als das Hundsfressen gebracht wurde, ergriff ihn eine tiefe Erregung; und nun stand er plötzlich vor den Studenten und rief mit zitternder Stimme: „Pfui, schämen Sie sich, meine Herren!" Einen Augenblick lang folgte tiefes Schweigen. Dann rief ein Student: „Du Schubladenzieher, halt dein Maul, gönn' doch deiner Schwester das Hundsfressen. Oder ist sie gar deine Mutter?" Herr Roland wurde dunkelrot und nannte den Beleidiger einen Lausbuben. Einer der als Köchinnen maskierten Randalen stürzte sich auf den Handlungsgehilfen und schlug ihm mit dem Kochlöffel ins Gesicht, auch die übrigen Studenten sprangen auf. Wie der Jüngling so viele Gegner auf sich eindringen sah, verließ ihn die Begeisterung, und kleinlaut wich er einige Schritte zurück. Er hörte einen Aufschrei seiner Braut und wollte wieder ganz friedlich, bleich und zitternd an seinen Tisch zurückkehren. Aber da sausten schon Stöcke, Biergläser, Fäuste auf seinen Kopf und Rücken hernieder. Nun stand er blutüberströmt da und stammelte wie geistesabwesend vor sich hin: „Die Studenten, die Studenten." Die schlugen immer weiter auf ihn ein. Der Senior der Randalen holte den Wirt und sagte ihm: „Der Kerl da hat uns Lausbuben genannt." Der Wirt schob die Angreifer beiseite, ergriff Herrn Roland und sagte: „Sofort verlassen Sie mein Lokal!" Mit Hilfe des Billardmarqueurs wurde er dann gewaltsam hinausbefördert. „Aber erlauben Sie," stotterte er immer und dann rief er laut und schluchzend: „Betty, meine Betty!" Die übrigen Gäste lachten und riefen ihm „Lebewohl" zu und „Glückliche Reise", während ihm die Kellnerin seinen Hut aufstülpte und den Überzieher nachwarf.

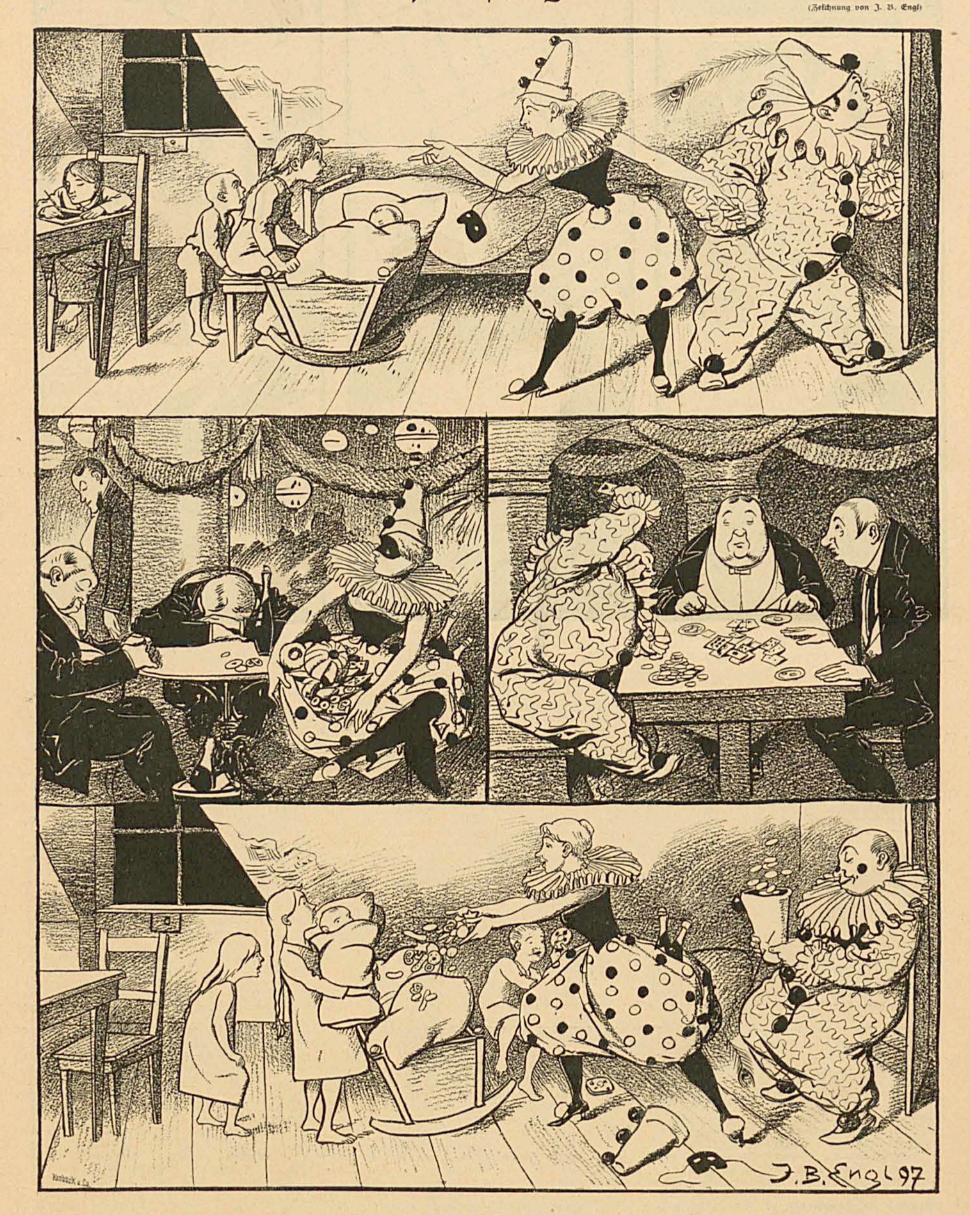
Da stand er draußen vor der Thür, blutig mit zerfetzten Kleidern und rief mit thränenerstickter Stimme fortwährend nach seiner Betty. Die war am Tisch sitzen geblieben und schämte sich unsäglich. Der Randalen-Senior fand, daß sie eigentlich recht appetitlich aussah. Er versuchte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie war froh, auf diese Weise über die Verlegenheit hinwegzukommen, und bald waren sie in lebhafter Unterhaltung. Nicht ein einziges Mal dachte sie mehr an ihren Bräutigam. Herr Roland konnte sich gar nicht beruhigen, bald war er von einem dichten Menschenknäuel umgeben, ein Gendarm ermahnte ihn vergeblich heimzugehen und arretierte ihn schließlich.

Die Geschichte kam seinem Chef zu Ohren. Das war ein braver Mann, der sehr viel auf ordentliches Benehmen bei seinen Untergebenen hielt. Er entließ ihn sofort. Jetzt ist Herr Roland ein stellenloser Handlungsgehilfe, und Babette hat ein Verhältnis mit dem Senior der Randalen.



Eine praktische Familie

(Zeichnung von J. B. Engl)



„NEULAND“.

Monatsschrift.

Verlag von **Joh. Sassenbach, Berlin 4.**

Abonnementspreis pro Quartal:
1,30 M. durch Post oder Buchhandel,
1,60 M. bei direkter Zusendung.
Einzelnummer 50 Pf., mit Porto 60 Pf.

Die soziale Frage ist es, welche in der Gegenwart Politik, Litteratur und Kunst beherrscht. Jeder wahrhaft Gebildete muss der sozialen Frage das höchste Interesse entgegenbringen. Um diesen Interessen zu dienen, um jenen weiten Kreisen, welche an die sozialen Fragen der Gegenwart und die mit ihnen zusammenhängenden Litteratur- und Kunstbestrebungen mit gebührender Sachlichkeit herantreten wollen — geistig befreit von Bildungsphilisterei und Klassenvorurteilen jeglicher Art — ein wissenschaftliches und litterarisches Organ zu bieten, erscheint seit Oktober 1896 die Monatsschrift **„Neuland“.**

„Neuland“ bringt Originalarbeiten oder Originalübersetzungen von Trägern der besten Namen des In- und Auslandes. Künstlerische Vignetten und Portraits von Zeichnern ersten Ranges werden die Eleganz der Ausstattung mit dem Werte des Inhalts in Einklang zu bringen suchen.

Apotheker G. Schweitzer's

● Hygienischer Frauenschutz ●

In medicin. und anatomischen Fällen, wo eine Empfängnis unbedingt vermieden werden muss, absolut sicher wirkend.
1/1 Sch. = 12 St. 3 M.
1/2 „ = 6 „ 1.60 „
Porto 20 Pfg.
Präparate ohne nebenstehende Schutzmarke sind Nachahmungen.
General-Vertreter:
Hans Regner, Königinstr. 57/I, München.

SCHUTZ- S Schweitzer. S MARKE.

SIE MÜSSEN

Ihre Frau schützen. Nützliche Belehrung p. Kreuzband gratis, als Brief gegen 20 Pf. Porto. **R. Oschmann, Konstanz.** (136)

Bei uns erscheint soeben in 2. Auflage:

Die Mittel zur

Verhütung der Empfängnis,

auf ihren Wert geprüft, und ihre

moralische Berechtigung.

Von **Dr. med. E. Hartmann,** Frauenarzt in Ulm a. d. Donau.

Franko unter Kreuzband gegen Einsendung in Briefmarken von Mk. 1,05, als verschlossener Doppelbrief von Mk. 1,20 zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung

Hermann Risel & Co., Hagen i. W.

— Durch jede Buchhandlung zu beziehen: —

Die Romanwelt, (Wochenschrift.)

III. Jahrgang.

I. Semester.

Die indische Lilie, v. Herm. Sudermann.
Seine Gottheit, Roman v. Emil Marriot.
Dora Peters, Roman von Paul A. Carnin.
Arme Thea, ... Roman v. Rudolf Stratz.
Die Mutter des verlorenen Sohnes, Roman von Richard Bredenbrücker.
Romanstudien (n. d. Engl.), von J. K. Jerome.
Trilby (a. d. Engl.), v. George du Maurier.

Kleinere Beiträge von:
Ludwig Fulda, Hans Hopfen, K. Bleibtreu, Prof. Max Schmid, J. J. David, Rudolf Stratz, Fritz Mauthner, Prof. E. Selenka, Dr. F. Poppenberg, Hans Hoffmann, Rudyard Kipling, P. Remer, K. André, Ernst Eckstein, Ott von Leitgeb, V. von Reisner, A. Maspes.

II. Semester.

Der Zauberer Cyprianus, Roman von Ernst v. Wildenbruch.
Das Recht der Mutter, Roman v. H. Böhlau.
Die Althofleute, Roman v. Ludwig Hevesi.
Verstörte Zeit, Erzählung v. J. J. David.
Lappalien, Roman aus dem Spanischen von Luis Coloma.
Der finstere Admiral, Erzähl. a. d. Russischen von Stanjukówitsch.

Kleinere Beiträge von:
Johanna Ambrosius, Hermine Villinger, Wolfgang Kirchbach, Hermann Birkenfeld, Maria Janitschek, A. Lugowoi, Jerome K. Jerome, Ottomar Enking, Maarten Maartens, Nemirowitsch Dantschenko, E. Castelnuovo, Robert Barr, A. Maspes, R. Bredenbrücker, L. Pietsch.

Preis pro Semester Mk. 6.50.
Geschmackvolle Einbanddecken für jeden Semesterband Mk. 1.25.



Vornehmste Familien-Zeitschrift.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.
Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.

L. Stader, Kunstbildhauer, **München,** Arcostrasse 12/0.

„Wörishofer Blätter“.

Wem seine eigene und seiner Familie Gesundheit am Herzen liegt, der lese und abonniere die in München erscheinenden

„Wörishofer Blätter“

Aelteste periodische Druckschrift auf dem Gebiete des Kneipp'schen Naturheilverfahrens.

Illustrierte Zeitschrift für das gesamte moderne Naturheilverfahren, für naturgemäße Lebensweise und für Volkswirtschaft.

☛ Ausgezeichnet mit der silbernen Medaille auf der Ausstellung für das Rote Kreuz in Leipzig und mit der goldenen Medaille sowie dem Ehrendiplom auf der Weltausstellung in Halle a/S.

Vereinsorgan mehrerer Naturheilvereine.

Das Programm der „Wörishofer Blätter“ umfaßt alle Anwendungen, die das moderne Naturheilverfahren kennt. ☛ **Aerztlicher Ratgeber** ☚ für die Abonnenten kostenfrei.

Interessant und ebenso populär als anregend geschrieben, behandeln die „Wörishofer Blätter“ insbesondere auch die Bekleidungsreform und alle mit einer gesunden und billigen Volksernährung zusammenhängenden Gegenstände und volkswirtschaftliche Fragen.

Abonnementspreis vierteljährlich 13 Nummern Mk. **1,50,** unter Kreuzband Mk. **2.—.** Probenummern gratis und franko durch den

Verlag der Wörishofer Blätter (Münchener Handelsdruckerei M. Poeßl) Goethestraße.

Wertvoll für **Aerzte** und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing, erstatteten eidlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung

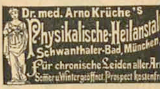
gegen vorzeitige Schwäche!

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.

Es existiert nichts Aehnliches!

Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Santal allein hilft nicht, wie jeder weiss, gegen Krankh. der Geschlechtsorgane, Blasenkatarrh etc., nur in Verbindg. mit unserer Spezialität **Tutus** (Bestandteile auf jeder Flasche) sicherer Erfolg in 3 Tagen, beides gegen 4 Mk. Verstärkte Composition II b. veralt. Fällen 6 Mk. vom **Chem. Laborator. Jahnke, München.**



Alte Kupferstiche

Katalog gratis und franco durch
Hugo Helbing, München, Christophstraße.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. München.

Für Erwachsene ist nützlich:

Das Geschlechtsleben des Menschen.

Ein Ratgeber für Eheleute u. Erwachsene beiderlei Geschlechts. 31. Aufl. (146 S.) Von **Dr. med. Albrecht,** Hamburg. Von diesem Buche wurden in kurzer Zeit 300000 Exemplare verkauft. Zu beziehen durch die **Ernst'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig** gegen Einsendung von **1,70 M.** verschl.

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1[I] am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

Für auswärtige Schüler Pension im Hause.

Photographien,

Kuriositäten und Lektüre.

100 große Muster, „Mignons“ (feine Miniaturen) und ein Orig.-Cabinett 5 Mark oder 3 fl. (auch Briefm.). Katalog, illustriert, dazu gratis. **J. Gruschinsky,** Fiok 197, **Budapest.**

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus“** bez. zu wollen.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Patentierte Eissporen.



Gesetzlich geschützt. Diese äußerst praktischen Eissporen sind der beste Schutz gegen Glatteis. Sie sind klein und leicht, beschädigen den Absatz nicht, brauchen nicht von demselben entfernt zu werden, klappern nicht, und sind außer Gebrauch unsichtbar. **Gegen vorherige Einsendung von 1 Mark (auch Briefmarken) sonst gegen Postvorschuß zu haben bei**

C. A. Stanek in Zittau

— Wiederverkäufern Rabatt. —

Patente

besorgen u. verwerten
H. & W. Pataky
Berlin NW.,
Luisen-Strasse 25.
Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**
Referenzen grosser Häuser
— Gegr. 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
1 1/2 Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

CLICHÉS

für alle Zwecke in bester Ausführung liefern

HAMBÖCK & Co.
MÜNCHEN
Brienner str. 31-32.

Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verleger, **Albert Langen, München,** Kaulbachstrasse 51a, zu beziehen:

Marcel Prévost, Julchens Heirat



„Julchens Heirat“ enthält die Gedanken und Betrachtungen einer kleinen Pariserin beim Herannahen ihrer Hochzeit und die Erfahrungen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe macht. Es ist durchaus kein naives Buch, aber geistreich und graziös. Man muss bei diesem Buche in Prévost wieder den Meister der feinen Form bewundern.

— Preis 1 Mark. —

Verliebt Drei vorzügl. Liebesscenen v. P. Barthel in Photogr. Cab. à 1 M., Panel à 4 M., C.-Em. 2 M., Fol.-Em. 6 M.
Verlobt Zu beziehen v. R. Bong, Berlin W., Potsdamerstr. od. d. j. Buch- od. Kunsth.
Verlassen

150 Licht- u. Öldruckbilder etc. alle versch., statt 60 Mk. frk. **nur 9 M.** Kat. u. 1 Probe 20 Pf. **Gemälde u. Stiche** billig. Kunst-**B. P. Bayer,** Dresden 21, Schumannstr. 11.

Henrik Ibsen's
John Gabriel Borkman
☛ ist überall zu haben. ☚

Der Kunstwart.

Rundschau über alle Gebiete des Schönen
(Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk rc.)

Herausgeber: **Ferd. Avenarius.**

„Der einzige Kunstwart wiegt mehr als der ganze übrige Haufen von ästhetischen litterarischen und Kunstzeitschriften.“ **(Prof. Max Koch, Breslau.)**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurenz steht: ‚Der Kunstwart‘“. **(Deutsche Zeitung, Wien.)**

„Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seinen Aufgaben so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird.“ **(Leipziger Korresp. Blatt.)**

„Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, das keiner Clique dient und mit geschäftlicher Spekulation nichts zu thun hat. Bestimmt, auf das litterarische und künstlerische Leben anregend, fördernd, aufklärend und läuternd zu wirken.“ **(Neue Züricher Post.)**

Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 2.50

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag.

Probe-Nummern stehen gratis und franco zu Diensten.

Der Kunstwart-Verlag

Georg D. W. Callwey in München.

In der **vornehmsten** Lage, Steindorfstraße, der Stadt **München** ist eine hochelegante, mit allem Comfort der **Neuzeit** ausgestattete

Herrschaftswohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Bad, Garderobe, 2 Dienstbotenzimmer, 2 Closets

per 1. April

zu vermieten.

Näheres unter Chiffre E. H. 24 durch die Exped. des Simplicissimus.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 1000 Bildertafeln u. Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

In 5., neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte je 50 Pf. — *17 Bände je 8 Mk.* — *17 Bände in Halbleder geb. je 10 Mk.*

17,500 Seiten Text. — 160 Farbendrucktafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Moderne Prinzessinnen

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Ihr Antrag ehrt mich, Hoheit, aber ich habe mich soeben schon mit Ihrem Kutscher verlobt."

1. Jahrgang Nr. 48 **Preis 10 Pfg.** 27. Februar 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Verfehlte Spekulation

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Nun hab' ich mein letztes Bett versetzt, um mir einen Domino zu kaufen — und nun tanzt doch keiner mit mir."

Jules Chéret

Von Sven Lange

Den ganzen Abend hatten meine Augen sie verfolgt. In dem wilden Gewühl von burlesken und herausfordernden Masken, die den Künstlermaskenball mit ihrer Farbentollheit erfüllten, machte ihr einfaches weißes Pierrettekostüm keine große Wirkung. Und doch zog es meine Aufmerksamkeit immer nervös dorthin im Saale, wo sie war. Drei Masken umschwärmten sie unabläßig. Ein brauner, brünstiger Faun mit zerzaustem Weinlaub im Haar und einem schleppendem Bockfuß wich nicht von ihrer Seite. Er rieb seinen zottigen Oberkörper gegen ihren Arm und ihre Brust, und mit lüstern blitzenden Augen flüsterte er ihr heiße Worte ins Ohr. Ihren andern Arm hatte sie einem schönen, schwarzbärtigen Mann in florentiner Sängertracht gegeben. Würdig führte er sie durch die Menge, während seine Laute auf seinem Hinterteil herumbaumelte. Er sprach kein Wort; seine Blicke jedoch hingen unabläßig an ihrer Gestalt. Aber bald vor ihr, bald hinter ihr tummelte sich ein kleiner Harlekin in tausend tollen Sprüngen. Er warf sich vor ihr auf die Knie und schlug sich auf die Brust, während sein Mund meckerte und seine glühende Nase sich gegen sie in die Höhe streckte. Und er warf sich platt auf den Boden vor ihre Füße, daß sie über ihn schreite, wenn sie vorwärts ging. Unaufhörlich bewegten sich diese vier in dem wogenden und lärmenden Gedränge. Ihre Hände, ihre Arme und Füße hatte Pierrette denen gegeben, die sie begleiteten; ihr Blick aber war vorwärts gerichtet und verfolgte unabläßig eine Männergestalt in dunkelbraunem Sammetanzug mit einem großen Federhut. Langsam ging er im Saale umher, ganz fasciniert von einer halbnackten Bajadere an seiner Seite. Mitunter sah ich, wie Pierrette sich mit herausfordernder Koketterie gegen den braunen Faun warf, ich sah, wie sie sich bebend an den Italiener an ihrer andern Seite schmiegte. Dann wußte ich, daß der Ritter mit dem Federhut ganz in ihrer Nähe war. Ich bemerkte aber auch, wie er gleichgültig an der Gruppe vorüberging; denn sein Blick war an dem weißen, hochstehenden Busen der Bajadere wie festgenagelt.

Ich kannte Pierrette und wußte, was sie hier suchte. Sie war ganz jung, seit einem Jahr erst verheiratet und liebte ihren Mann mit einer trotzigen, immer wachsenden, nie erwiderten Leidenschaft. In dem Ritter mit dem Federhut und der Bajadere hatte ich diesen Mann erkannt und ich ahnte, mit welch verzweifelter Energie die kleine Pierrette jetzt versuchte, durch ihr forciertes Kokettieren mit ihren Begleitern, in denen ich einige Verehrer der jungen Frau erkannt hatte, seine Eifersucht zu wecken.

Sieh, da kamen sie wieder. Dicht vor mir trafen sich die beiden Gruppen und — Pierrette war plötzlich mit einem Satz auf den Rücken des Harlekin, der vor ihr hockte, gesprungen. Da stand sie nun, auf den andern gestützt, und langsam hob sie ihr Bein in die Höhe, den Fuß grade ausgestreckt, gradeaus gegen ihren Mann, der mit der Bajadere vor ihr stehen geblieben war. So stand sie unbeweglich, und ich sah, wie ihr Fuß zitterte. Er aber hob seine Augen nicht einmal, und das nackte Frauenzimmer neben ihm musterte Pierrette mit einem höhnischen Blick. Dann gingen die beiden weiter. Lachende, lärmende Masken taumelten gleich wieder zwischen mich und sie, und alles verschwand.

Da wurde plötzlich ein Arm unter den meinen geschoben. Ich sah auf. Neben mir stand ein großer Mann in einem dunkelblauen Domino; sein Gesicht war in der Kapuze verborgen. „Sie ärgern sich wie ich," sagte er, „ja, Sie haben recht. Alles das da ist unleidlich banal. Die Menschen sind doch am langweiligsten, wenn sie sich amüsieren." Der tiefe, ein wenig müde Klang dieser Stimme war mir bekannt, ich wußte aber im Augenblick nicht, woher. Der Domino zog mich mit und langsam gingen wir durch den Saal. „Schauen Sie doch diese ewigen Narrensprünge," fuhr er fort, „Beine, die Kreuz und die Quer, Arme, die sich biegen, Körper, die sich strecken, immer nach denselben Gesetzen. Für diese Eindrücke habe ich nun seit mehr als dreißig Jahren gelebt: verstehen Sie, daß ich alles das da überdrüssig bin? Weiß Gott, ob die Marsbewohner nicht bessere Gymnastik machen!"

Ich wollte ihm antworten — wurde aber im selben Augenblick von einer zwischen uns durchjagenden Maske fast umgerissen. Es war der Harlekin und hinter ihm her hinkend und stöhnend der Faun. Wir spähten umher, und richtig: dort flog Pierrette in voller Flucht durch das Gewühl.

„Ach die kleine Frau P.," brummte der Domino. „Sie geht nur aus Liebe zu ihrem Flegel von einem Mann auf die Redoute. Das ist auch nicht grade ermunternd."

Er kannte sie also. Ich wollte ihm auf seine Blasiertheit antworten und fing an, von meinen Beobachtungen zu sprechen, die ich soeben bei der kleinen Pierrette gemacht hatte. Welche Verzweiflung lag in ihrer Ausgelassenheit und wie tief war der Eindruck, den man von ihrem rein äußerlichen Gebahren empfing. „Solches Mienenspiel," sagte ich, „wird interessanter, je mehr man ahnt, was dahinter liegt," und ich erzählte, daß ich ihr armes rotes Herz gesehen hatte, wie es auf der Spitze ihres ausgestreckten Fußes stand und bebte.

Wir waren nun aus dem Tanzsaal in einen langen Korridor gekommen, der ganz mit künstlichem Weinlaub behängt und von lauter Glühlampen erleuchtet war, die sich in blauen und gelben Traubenbüscheln hier und da im Laube versteckten. Längs der Wand waren kleine Lauben eingerichtet als Zuflucht für liebende Paare. Noch war alles leer und still. Nur fern und gedämpft hörte man die wiegenden Takte der Tanzmusik. „Was Sie da sagen, interessiert mich nicht besonders," fuhr die müde Stimme des Domino fort. „Alles das da ist doch nur Raten und Fühlerei. Wir leben doch nur von dem, was wir sehen und das, was wir sehen, ist nun so jammervoll alt für mich geworden. Was soll ich länger auf diesem Planeten thun? Die kleinen Menschen haben alles in allem ungefähr 250 Ausdrücke für ihre Lebensfreude, und ich habe sie alle studiert, und die paar Tausend Weisen, in denen das Licht die Farben auf einem Frauenunterrock verändern kann, kenne ich auch bis zur letzten."

Ich zuckte ärgerlich die Achseln. Wer war denn dieser merkwürdig überlegene Mann? Ich wollte antworten. — „Psst," flüsterte er plötzlich und ergriff mich heftig am Arm. Ohne weiteres schob er mich hinter sich und lautlos nahte er sich dem Eingang zu einer der kleinen Lauben, der letzten von allen. Sachte entfernte er das Laub und starrte hinein. Ich spähte über seine Schulter: Wahrhaftig — da auf einer Bank, grade vor uns, saß Pierrette allein. Das eine Bein über das andere gelegt, den Kopf leicht zurückgebogen, saß sie da — unbeweglich — die schwarze Halbmaske lag auf dem Boden zu ihren Füßen. Sie sah vor sich hin und bemerkte uns nicht. Mit einer vorsichtigen und schnellen Bewegung hatte der Domino in die Rocktasche gegriffen, rasch schlug er die Kapuze zurück und bog sich in nervöser Spannung nach vorne. — Wahrhaftig, er zeichnete sie! Lautlos zog ich mich einige Schritte zurück. — Nach einer Weile kam er auf den Zehen wieder zu mir; die Kapuze war wieder heruntergezogen. „Ich bin fertig," flüsterte er, „gehen wir." Und während wir langsam den Gang hinunterschritten, reichte er mir den Zeichenblock, den er noch in der Hand hielt. „Ist es gut?" frug er. Ich nahm die Zeichnung — und unwillkürlich fuhr ich zurück. „Das ist ja ein Wunder!" rief ich, „das ist ja ein Wunder! — aber Mensch, wie haben Sie das machen können!" Ich starrte auf das Blatt, und eine heftige Bewegung ergriff mich. „Allmächtiger Gott, sie lebt ja, — ihre Augen! Das ist ja ein lebendiges Menschenkind wie Sie und ich! Sie schauen ja in ihre innerste Seele hinein. Alles, alles haben Sie von ihr erzählt, — viel mehr als ich wußte! Wie gut sie ist, wie tapfer! und doch wie klar über ihre Stellung, die Ärmste! Hier ist nichts mehr zu thun, sie weiß es zu wohl ..., aber warum muß er auch immer mit dieser abscheulichen Bajadere herumlaufen? Weshalb dürfen die Menschen nicht glücklich werden? Sie meint, daß sie es nicht verdient habe, heute abend so traurig zu sein. Sie hat sich doch so viel Mühe gegeben ... alles nutzlos. Er liebt sie nicht. Sie liebt ihn. Und sie denkt an die Zukunft, und ihr Herz krampft sich zusammen. —

Ich war stark bewegt und drückte seine Hand mit Gewalt.

„Das ist ja eine Seele, die Sie da getroffen haben! Eine neue und lebendige Seele in wenigen Minuten. So hören Sie mich doch!"

Der Domino antwortete trocken:

„Alles, was Sie da sagen, weiß ich nicht. Aber sie saß brillant!"

Ich starrte ihn an. „Aber wer sind Sie denn, Sie Zauberer? Sie zeichnen eine Dame, weil ihre Beinstellung Sie interessiert — und dann kommt ein psychologisches Wunderwerk heraus. Wer sind Sie?"

Der Domino hob seine Kapuze. Ein kurzer, krauser, halbergrauter Schnurrbart, dichtes, kurz geschnittenes, graues Haar — zwei helle, ernste Augen sahen mich an. Es war Jules Chéret.



(Zeichnung von Jules Chéret)

(Zeichnung von Bruno Paul)

Narrenlied

Heute ist der Narrentag,
'Runter mit den Lappen,
Daß ein jeder sehen mag,
Was nicht immmer kommt zu Tag,
Euer wahres Wappen.

Was soll dieser Ritterhelm,
Diese krausen Kappen?
Bist du nicht auch so ein Schelm,
Ohne bunten Narrenhelm?
'Runter mit den Lappen!

Masken sehn wir so genug,
'Runter mit dem Lappen!
So viel Kleider einer trug,
So viel Blendwerk, so viel Lug.
'Raus nun mit dem Wappen!

Ohne Rock und ohne Hemd,
'Runter mit den Lappen,
Keiner ist dem andern fremd,
Ohne Rock und ohne Hemd,
Ohne Hut und Kappen.

Narren hier und Narren da,
Ohne einen Lappen,
So besehn, bei Licht, ja, ja,
Die Verwandschaft ist sehr nah,
Sieht man's doch am Wappen.

O, du große Brüderschaft
Mit und ohne Kappen,
Wie ihr pfeift und wie ihr pfafft,
Bringt mein loses Maul in Haft,
Rettet eure Lappen.

Gustav Falke



(Zeichnung von E. Thöny)

Die wilde Jagd

(Zeichnung von J. B. Engl)

Herz oder Gold?

(Zeichnung von E. Neumann)



Menschen, Menschen san mer alle!*)

(Zeichnung von E. Thöny)

*) Menschen, Menschen san mer alle,
Fehler hat a jeder gnua,
Alle könn' mer ja net gleich sein,
Dös liegt ja so in der Natua!

Das beliebte Münchener Faschingslied dieses Jahres, das auf allen Redouten in allen Bräustübeln mit Inbrunst gesungen wird.

Bilder aus dem Familienleben Nr. 4 Nach der Löhnung

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

ZUM GRÜENEN BAUM

Ein kindliches Gemüt

(Zeichnung von J. B. Engl)

J. B. Engl 97

„Wirst sehn, Rosl, wenns noch a Zeitlang so fortgeht, wird München bald a Großstadt.“ — „In der Breit'n schon, aber in der Höh, woaßt Vater, da fehlts noch weit!“

Morgane

Von Korfiz Holm

Die Tanzpause hatte den großen Redoutensaal geleert, und alles war ins Bräustübel hinuntergeströmt, wo die „Ausdraher“ in karrierten Gigerlkostümen und grauen Cylindern die berückendsten Gassenhauer spielten. Jetzt kam ein Lieblingsstück des Publikums. An allen Tischen brüllten sie den Refrain mit:

„Menschen, Menschen san mer alle . . .“

Arthur Seybel blickte mit seinen bekannten Siegfriedaugen, die, er wußte es, den Weibern so gefährlich werden konnten, um den Tisch. Ja, Menschen waren sie wohl alle, der ganze Kreis, mit dem er in der letzten Zeit verkehrte, sie waren sogar Künstler. Aber er war der herrschende Geist unter ihnen, das durfte er sich ohne Überhebung gestehen. Oder hatte sich vielleicht einer von ihnen nach so kurzer Lehrzeit aus den Fesseln des Akademieprofessors befreit? Sie lernten und ahmten nach, er aber schuf aus Eigenem große Werke.

„Jessas na, mach doch kein so spinnetes G'sicht, Blonder,“ zwitscherte seine Nachbarin, ein zierlicher schwarzer Domino mit großem Redoutenhut, „lach amol, nacher thu ich auch mein Visier nunter, bitt schön.“

Sie lehnte ihren Kopf kokett an seine Schulter. Seybel legte den rechten Arm ungewandt um ihre Taille, während die ungepflegten Finger seiner Linken krampfhaft in dem blonden Struffelhaar kratzten. Seine Nasenflügel blähten sich, und die Stimme kam etwas heiser und schwer heraus, als er zu seinem Gegenüber, dem reichen Staffelberg, sagte:

„Es ist ein sehr komisches Mädchen.“

Der lachte hölzern. Dabei öffnete er den Mund weit, verzog sonst aber keine Miene. So gut er gewachsen war, wenn er lachte, hatte man das Gefühl, er wäre bucklig. Früher war er einmal Lieutenant gewesen. Als Maler aber leistete er auch nichts.

Kathi, so hieß der kleine Domino, löste sich aus Seybels ziemlich kräftig pressendem Arm und nahm die Larve ab. Ein junges, niedliches, stumpfnäsiges Gesichtchen kam da feucht von der Hitze zum Vorschein. Seybel prallte ordentlich zurück vor angenehmer Überraschung.

„Puh, dös war heiß! — Ach geh, was schaugst mi denn so damisch an? Ich fürcht mi ja bald,“ lachte sie und trocknete sich mit dem Tüchlein die Stirn.

Staffelberg hob graziös seine Linke. Jede Bewegung von ihm schien es immer darauf abgesehen zu haben, seinen linken kleinen Finger mit dem langen Nagel und dem blitzenden Brillanten zur richtigen Geltung zu bringen. Und mit affektierter Stimme fing er an, auch seine Dame zum demaskieren zu überreden. Es war eine große, üppige Gestalt in hochgeschlossenem, rotplüschenem Gretchenkostüm. Sie hatte sich statt einer Larve ein dichtes schwarzes Spitzentuch mehrere Male um Gesicht und Haar geschlungen. Und alles Flehen Staffelbergs konnte sie nicht rühren. Wieder und wieder wehrte sie mit verstellter, seltsam piepsender Stimme ab:

„Mein Herr, ich muß Sie sehr bitten. Ich habe zwingende Gründe.“

Seybel und Kathi waren derweile einig geworden, auf so einer Redoute wäre es doch recht fad, man thue besser, nach Hause zu gehen. So empfahlen sie sich denn.

Der Weg war weit, aber er wurde angenehm verkürzt durch viele Küsse. Bald wußte Kathi auch, daß ihr neuer Freund Kunstmaler wäre, schien jedoch dadurch nicht genügend überrascht. Er war wohl nicht der erste Maler, den sie kennen lernte. Jedenfalls behauptete sie, das gleich gewußt zu haben: „Die, wo so spinnen, san allemal Kunstmaler. Aber geh, Schnuckerl, net bös san. Ich hab mal für die Spinner a ganz b'sondre Sympathie.“

Endlich waren sie da und stiegen beim tastenden Schein kurzlebiger Zündhölzer die vier knarrenden Stiegen zu Seybels Atelier hinauf. Als die kleine, trübselige Lampe brannte, schaute sich Kathi staunend um. Es sah auch merkwürdig genug aus in dem engen Raum. So spärlich das Mobiliar war, so verschwenderisch war bei der Ausschmückung der Wände vorgegangen worden. Flüchtige, genialisch ruppige Kreideskizzen, unaufgezogene Amateurphotographien und halbzerbröckelte, staubige Palmfächer führten da einen wahrhaft chaotischen Hexensabbat auf. Hie und da hing auch ein merkwürdig geblümter, viereckiger Kattunlappen, durch einige Stecknadeln in eine knitterfaltige Draperie verwandelt, wie eine Trauerfahne des guten Geschmacks, trotz seines schreiend lustigen Musters.

Kathi setzte sich auf einen Stuhl am einzigen Tisch, der da war. Langsam zog sie die langen Handschuhe aus und nahm den großen Hut ab. Plötzlich fiel ihr etwas auf:

„Schnuckerl, wo schlafst denn?“

„Du meinst, weil hier kein Bett ist?“ Er wurde rot. „O, ich schlafe auf dem Kanapee. Das ist viel praktischer und bequemer.“

Sie schaute zweifelnd auf die abgesessene Chaiselongue, und ihre Neigung für die „Spinner“ geriet etwas ins Wanken. Sie hatte nämlich auch schon zur haute volée Beziehungen gehabt.

Er aber setzte sich auf die Fensterbank und begann zu sprechen, von sich. Das war sein Hauptthema. Er wußte kein interessanteres, und die Gabe, spielend über Dinge zu plaudern, die ihn nicht interessierten, war ihm nicht verliehen.

Seine Worte rauschten an ihren Ohren vorbei, wie die Tropfen, die von den Dächern rieseln, wenn der Schnee schmilzt. Was waren ihr seine Zweifel und Kämpfe, was galt ihr das Recht der freien Persönlichkeit in der Kunst? Zuerst fühlte sie dabei nur Langeweile, dann wurde sie unruhig und gedrückt. Sie wußte nicht, was für ein Gesicht sie machen, was sie sagen sollte. Hülfesuchend wanderten ihre Augen durch das Zimmer und blieben schließlich auf dem Stuhle am Fenster haften. Da lag ein etwas verknitterter, schwarzer Damenhut. Seybel hatte gefühlt, daß sie nicht zuhörte und war ihren Blicken gefolgt.

„Ach, der Hut.“ Und mit dem breiten Ausdruck selbstzufriedener Genugthuung fügte er hinzu: „Der gehört meiner Braut.“

Sie machte ein dummes Gesicht, und er wurde einen Augenblick verlegen. Dann aber holte er von der Thür ein langes, geblümtes, graugrünes Kleidungsstück, hielt es ihr hin und sagte, das frühere Lächeln um den Mund und den verlegen treuherzigen Ausdruck eines geprügelten Hundes in den Augen:

„Und das ist ihr Schlafrock.“

Sie war erstaunt und dachte: Dös muß recht an schlampetes Frauenzimmer sein mit den verrissenen Schlafrock, sagte aber nur:

„Ja.“

„O, das ist ein Weib,“ verkündete er pathetisch, „Morgane nenne ich sie. Sie ist ein Rätselwesen, ein Ausnahmsweib. Etwas seltsam dämonisches liegt in ihrem Wesen, ein merkwürdiges Geheimnis scheint seine Flügelschatten über ihr reines Herz zu werfen. Und manchmal, manchmal — — kennst du Nietzsches Zarathustra?“ fragte er plötzlich unvermittelt.

„Wie heißt der Herr?“ gähnte Kathi.

„Also du kennst es nicht?“ er wühlte in dem Wirrwarr auf dem Tisch herum: „da, nimm es mit, lies es. Es wird dir eine neue Welt aufsteigen daraus.“



(Zeichnung von R. M. Eichler)

Sie ergriff das Buch zögernd und fragte:

„Geh, Schnuckerl, ich möcht' wissen, wovon daß das Buch sich handelt.“

„Es ist die Philosophie der Zukunft. Was er über das Weib sagt, ist hart aber wahr. Aber Morgane ist ein Ausnahmsweib. Ich male sie jetzt.“

Und wieder flog der fette, selbstgenügsame Glanz über sein Gesicht. Er kehrte die Staffelei mit der großen Leinwand darauf, die zur Wand gedreht war, um und zog sie bis vor Kathis Sitz.

Die machte große Augen. Da saß in der Luft, nur auf einem geschwungenen Kreidestrich, ein nacktes, volles Weib. Braune, ungekämmt aussehende Zottelhaare fielen ihr kaum bis auf die Schulterblätter, und die Augen blickten seltsam starr und aufgerissen. Der Körper war weichlich, ohne Jugend und Elasticität.

„Ist sie nicht seltsam schön?“ fragte Seybel entzückt.

Kathi murmelte etwas unverständliches und dachte ihr Teil. Bei ihm aber schienen alle Schleusen geöffnet:

„Ja, das ist sie. So sieht sie aus. Das Bild soll Morgane heißen. Verstehst du, da unten kommt ein Centaur hin.“

„Was ist denn dös?“ fragte Kathi.

„Das ist ein Fabelwesen, halb Mensch, halb Roß.“

„Sakra, dös muß g'spaßig ausschaun. Nei, was sich so an Kunstmaler herausstudier'n kann.“

„Und sie reitet auf ihm und schaut so seltsam in die Weite, durch das Leben hindurch in unbekannte Fernen. Und unten der muskelstarke Centaur, er soll meine Züge tragen. Und er schreitet so stolz unter seiner schönen Last und wirft liebesbrünstige Blicke zu ihr empor und wäre selig durch einen Blick von ihr. Aber sie schaut und schaut in die Weite. Denn sie hat auch solche Stunden. Das wird eins der merkwürdigsten Bilder, die es giebt.“

„Ja, dös glaub ich schon,“ seufzte Kathi und ließ ihre Augen über die derb hingeworfenen Farbenklexe auf der Leinwand laufen.

„Und wenn es fertig ist, verkaufe ich's an den Staat für fünfzehntausend Mark.“

„Jessas na, dös viele Geld,“ schrie Kathi auf. Es war das erste Wort, daß sie aufrichtig interessierte.

„Ja, ich bin sicher, daß es angekauft wird. Mein letztes Bild haben die Banausen von der Jury allerdings zurückgewiesen. Aber vor solch einem Werk wagen sie es nicht. Und so gut war das andere Bild auch nicht. Ich habe es jetzt schon überwunden. Und wenn ich erst das Geld habe, dann heirate ich Morgane. Sie soll auch vor der Welt meinesgleichen werden. Und dann machen wir unsere Hochzeitsreise, nach Spanien. Spanien ist viel interessanter als Italien. Meinst du nicht?“

„Ich woaß net, ich war noch net da,“ gähnte Kathi. Es war fürchterlich langweilig. Ob er wenigstens jetzt endlich zur Sache kommen würde?

Aber nein, er schaute entzückt auf sein Bild und phantasierte weiter:

„Und was so ein Bild für Anstrengungen kostet. Du glaubst gar nicht, wieviel Studien ich dazu habe machen müssen.“

Er holte ein Skizzenbuch, legte es vor Kathi auf den Tisch und zeigte und erklärte ihr Blatt für Blatt.

„Dös ist aber schweinern,“ sagte sie, „all die nackigen Woabsbilder ohne Kopf. Nei, weißt, dös war schon mein Letztes, Modell stehn. Dös war mi zu g'moan.“

„Was fällt dir ein?“ fuhr er auf, „glaubst du, meine Braut wäre ein Modell? Hüte deine Zunge. Sie ist nicht deinesgleichen. Du bist ja nicht wert, ihr die Schuhriemen aufzulösen.“

Jetzt hatte sie genug:

„Was glaubst denn du, du Tepp, du damischer? Dös kann mir koaner nachsagen, daß ich mi in mei Leben hing'stellt hätt' und hätt' mi abmalen lassen, wie dös schlampete Frauenzimmer, dös schlampete. Laß dir dei Braut von mir aus in Sulz einmachen. Was glaubst denn du, zu was ich mit dir gangen bin. Ich bin mir zu guet dazu, dein fades G'schwätz anz'hören. Geh doch zu deine Braut, wenn's d' magst.“

Sie steckte ihren Hut fest und zog sich in nervöser Hast die langen Handschuhe an. Er war auch wild geworden.

„Ja, geh nur, geh. Und ich hatte geglaubt, du wärest etwas mehr, als diese gewöhnlichen Weiber. Ich wollte mich bei dir ausruhen von der schweren, düsteren Liebe zu Morgane. Ich wollte neue Kraft schöpfen in einer leichten, tanzenden Liebe. Aber du bist, wie alle diese Weiber. Geh nur.“

Schluchzend schrie sie ihm entgegen: „Ich geh schon, brauchst die net z'fürchten. Dös sag ich dir aber: wenn'st d' nochmal Weib zu mir sagst, dann hau ich dir a paar Watschen nunter, daß du in keinen alten Schlappschuh mehr neintaugst.“

Seybel zog sich an, und sie gingen hinunter. Er öffnete ihr die Thür und wartete in ihrem Schatten, bis sie um die nächste Ecke verschwunden war. Dann verschloß er das Haus und ging davon durch die schweigende Winternacht, um seine erregten Nerven zu beruhigen. Es war sehr kalt, der Schnee knarrte unter seinen Füßen, und seine Ohren fingen an zu frieren. Ununterbrochen aber sagten seine Gedanken das eine: Nietzsche hat doch Recht. Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht.

Mehr und mehr durchdrang die Kälte seinen ganzen Körper. Er kehrte um und ging ins Café Luitpold. Dort dachte er Bekannte zu treffen und seine quälenden Gedanken zu vergessen.

Spähend schritt er durch das lange, überfüllte, vollgequalmte Lokal. Blicke erhabener Verachtung warf er den bekneipten Leuten zu, die ihm ihr wüstes: „Hut ab“ entgegenbrüllten.

Endlich ein bekanntes Gesicht. Zu dumm. Das sah dem reichen Staffelberg übrigens ähnlich, gleich zwei Mädel bei sich zu haben. Im linken Arm hielt er die rotplüschene von vorhin. Sie hatte ihr verhüllendes Spitzentuch abgenommen, aber Seybel konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie war zu dem Mädchen hinübergebeugt, das Staffelberg im rechten Arm hatte, und schien sehr belustigt einer Geschichte zu lauschen, die jene erzählte. Ach, es war vielleicht seine Geschichte von vorhin. Denn das zweite Mädchen war Kathi, die Kathi, der er in edlem Zorn die Thür gewiesen hatte. Es war zu dumm, nun konnte er sich unmöglich zu Staffelberg setzen.

Plötzlich wurden seine Augen groß und starr: die rotplüschene hatte ihren Kopf gewendet. Es war sie, seine Morgane, die sich sogar geweigert hatte, unter seinem sicheren Schutz das unanständige Treiben einer Redoute anzusehen.

Staffelberg hatte ihn jetzt erblickt. Dieser Verführer! Statt schamrot zu werden, nickte er ihm noch ganz ganz fidel zu und winkte ihn sogar heran.

Seybel wandte sich ab und verließ als gebrochener Mann, aber festen Schrittes das Luitpold. Noch lange irrte er in dieser Nacht planlos durch die Straßen, trotz seiner frierenden Ohren.

Ein schreckliches Licht war urplötzlich in die Nacht von Morganens düsterer Rätselhaftigkeit gefallen.

Mit den fünfzehntausend Mark wurde es auch nichts. Seybel hat das Bild, das seinen Ruhm begründen sollte, nie beendet.

Photographien,

Kuriositäten und Lektüre.

100 große Muster, „Mignons“ (feine Miniaturen) und ein Orig.-Cabinett 5 Mark oder 3 fl. (auch Briefm.). Katalog, illustriert, dazu gratis. J. Gruschinsky, Fiot 197, Budapest.

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion, wirkl. künstl. Ausf.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild Mk. 3.– (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. München.

„Wörishofer Blätter“.

☛ Ausgezeichnet mit der silbernen Medaille auf der Ausstellung für das Rote Kreuz in Leipzig und mit der goldenen Medaille sowie dem Ehrendiplom auf der Weltausstellung in Halle a/S.

Wem seine eigene und seiner Familie Gesundheit am Herzen liegt, der lese und abonniere die in München erscheinenden

„Wörishofer Blätter“

Aelteste periodische Druckschrift auf dem Gebiete des Kneipp'schen Naturheilverfahrens.

Illustrierte Zeitschrift für das gesamte moderne Naturheilverfahren, für naturgemäße Lebensweise und für Volkswirtschaft.

Vereinsorgan mehrerer Naturheilvereine.

Das Programm der „Wörishofer Blätter“ umfaßt alle Anwendungen, die das moderne Naturheilverfahren kennt. ☛ Aerztlicher Ratgeber ☚ für die Abonnenten kostenfrei.

Interessant und ebenso populär als anregend geschrieben, behandeln die „Wörishofer Blätter“ insbesondere auch die Bekleidungsreform und alle mit einer gesunden und billigen Volksernährung zusammenhängenden Gegenstände und volkswirtschaftliche Fragen.

Abonnementspreis vierteljährlich 13 Nummern Mk. 1.50, unter Kreuzband Mk. 2.—. Probenummern gratis und franko durch den

Verlag der Wörishofer Blätter (Münchener Handelsdruckerei M. Poeßl) Goethestraße.

Santal allein hilft nicht, wie jeder weiss, gegen Krankh. der Geschlechtsorgane, Blasenkatarrh etc., nur in Verbind. mit unserer Spezialität **Tutus** (Bestandteile auf jeder Flasche) sicherer Erfolg in 3 Tagen, beides gegen 4 Mk. Verstärkte Composition II b. veralt. Fällen 6 Mk. vom Chem. Laborator. Jahnke, München.

Apotheker G. Schweitzer's

● **Hygienischer Frauenschutz** ●

In medicin. und anatomischen Fällen, wo eine Empfängnis unbedingt vermieden werden muss, absolut sicher wirkend. 1/1 Sch. = 12 St. 3 M. 1/2 „ = 6 „ 1.60, Porto 20 Pfg. Präparate ohne nebenstehende Schutzmarke sind Nachahmungen. General-Vertreter: Hans Regner, Königinstr. 57/I, München.

SCHUTZ-MARKE.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Romanwelt, (Wochenschrift.)

III. Jahrgang.

I. Semester.

Die indische Lilie, v. Herm. Sudermann.
Seine Gottheit, Roman v. Emil Marriot.
Dora Peters, Roman von Paul A. Carnin.
Arme Thea, . . . Roman v. Rudolf Stratz.
Die Mutter des verlorenen Sohnes, Roman von Richard Bredenbrücker.
Romanstudien (n. d. Engl.), von J. K. Jerome.
Trilby (a. d. Engl.), v. George du Maurier.

II. Semester.

Der Zauberer Cyprianus, Roman von Ernst v. Wildenbruch.
Das Recht der Mutter, Roman v. H. Böhlau.
Die Althofleute, Roman v. Ludwig Hevesi.
Verstörte Zeit, Erzählung v. J. J. David.
Lappalien, Roman aus dem Spanischen von Luis Coloma.
Der finstere Admiral, Erzähl. a. d. Russischen von Stanjukówitsch.

Kleinere Beiträge von:

Ludwig Fulda, Hans Hopfen, K. Bleibtreu, Prof. Max Schmid, J. J. David, Rudolf Stratz, Fritz Mauthner, Prof. E. Selenka, Dr. F. Poppenberg, Hans Hoffmann, Rudyard Kipling, F. Remer, K. André, Ernst Eckstein, Ott von Leitgeb, V. von Reisner, A. Maspes.

Kleinere Beiträge von:

Johanna Ambrosius, Hermine Villinger, Wolfgang Kirchbach, Hermann Birkenfeld, Maria Janitschek, A. Lugowoi, Jerome K. Jerome, Ottomar Enking, Maarten Maartens, Nemirowitsch Dantschenko, E. Castelnuovo, Robert Barr, A. Maspes, R. Bredenbrücker, L. Pietsch.

Preis pro Semester Mk. 6.50.
Geschmackvolle Einbanddecken für jeden Semesterband Mk. 1.25.

Clichés

für alle Zwecke in bester Ausführung liefern

HAMBÖCK & Co. MÜNCHEN
Briennerstr. 31–32.

Der Kunstwart.

Rundschau über alle Gebiete des Schönen

(Litteratur, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk &c.)

Herausgeber: **Ferd. Avenarius.**

„Der einzige Kunstwart wiegt mehr als der ganze übrige Haufen von ästhetischen litterarischen und Kunstzeitschriften.“ **(Prof. Max Koch, Breslau.)**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: ‚Der Kunstwart‘.“ **(Deutsche Zeitung, Wien.)**

„Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seinen Aufgaben so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird.“ **(Leipziger Korresp. Blatt.)**

„Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, das keiner Clique dient und mit geschäftlicher Spekulation nichts zu thun hat. Bestimmt, auf das litterarische und künstlerische Leben anregend, fördernd, aufklärend und läuternd zu wirken.“ **(Neue Züricher Post.)**

Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 2.50

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. Probe-Nummern stehen gratis und franco zu Diensten.

Der Kunstwart-Verlag
Georg D. W. Callwey in München.

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1[1] am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

Für auswärtige Schüler Pension im Hause.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Rich. Bong, Kunstverl., Berlin W., Potsdamerstr. (K. I-IV) versendet einen reich

Ill. Katalog enthaltend 1 Liebes-Scenen, 2 Schöne Frauen, 3 Relig. Bilder u. 4 Patriot. Bilder — 50 Pf. in Visitb. in Blau-Druck. für in Marken.

Besond. geeignet für Export nach all. Ländern.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.

L. Stader, Kunstbildhauer, München, Arcostrasse 12/0.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Firmen, die alljährlich eine große Anzahl **Briefcouverts** verbrauchen oder in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.

☛ *Soeben beginnt zu erscheinen:* ☚

Albert Langens Kleine Bibliothek

Band I
Jacob Wassermann,
Schläfst Du Mutter?

Band II
Marcel Prévost,
Julchens Heirat

Band III
Amalie Skram,
Verraten

Jeder Band ist mit einem künstlerischen Titelbild versehen und kostet elegant broschiert 1 Mk., gebunden in Leder 2 Mk.

Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verleger, Albert Langen, München, Kaulbachstrasse 51a, zu beziehen.

„NEULAND“. Monatsschrift.

Verlag v. Joh. Sassenbach, Berlin 4.

Abonnementspreis pro Quartal: 1,30 M. durch Post und Buchhandel, 1,60 M. bei direkter Zusendung. — Einzelnummer 50 Pf., mit Porto 60 Pf.

Die soziale Frage ist es, welche in der Gegenwart Politik, Litteratur und Kunst beherrscht. Jeder wahrhaft Gebildete muss der sozialen Frage das höchste Interesse entgegenbringen. Um diesen Interessen zu dienen, um jenen weiten Kreisen, welche an die sozialen Fragen der Gegenwart und die mit ihnen zusammenhängenden Litteratur- und Kunstbestrebungen mit gebührender Sachlichkeit herantreten wollen ein wissenschaftliches und litterarisches Organ zu bieten, erscheint seit Oktober 1896 die Monatsschrift **„Neuland“**.

„Neuland“ bringt Originalarbeiten oder Originalübersetzungen von Trägern der besten Namen, des In- und Auslandes. Künstlerische Vignetten und Portraits von Zeichnern ersten Ranges werden die Eleganz der Ausstattung mit dem Werte des Inhalts in Einklang zu bringen suchen.

Alte Kupferstiche

Katalog gratis und franco durch
Hugo Helbing, München, Christophstraße.

Dr. Emmerich's Heilanstalt für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke

Entziehungskuren ohne Qualen. **Baden-Baden.** (Prospekte!) Siehe Dr. E.: „Die Heilg. d. chron. Morph. ohn. Zwang u. Qualen.“ Verlag H. Steinitz, Berlin.
Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. II. Arzt: Dr. Hörsen.

Hofrat Dr. Steinbacher's Wasserheilanstalt

Bad Brunnthal

in **München.**

Ärztlicher Direktor: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.

Dr. med. Arno Krüche's Physikalische-Heilanstalt

Schwanthaler-Bad, München. Für chronische Leiden aller Art. Sommer u. Winter geöffnet. Prospect kostenfrei.

Henrik Ibsen's

John Gabriel Borkman

ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

☛ **Soeben wurde das 7. und 8. Tausend ausgegeben.** ☚

Wertvoll für **Aerzte** und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing, erstatteten endlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung

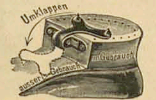
gegen vorzeitige Schwäche!

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.

Es existiert nichts Aehnliches!

Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Patentierte Eissporen.



Gesetzlich geschützt. Diese äußerst praktischen Eissporen sind der beste Schutz gegen Glatteis. Sie sind klein und leicht, beschädigen den Absatz nicht, brauchen nicht von demselben entfernt zu werden, klappern nicht, und sind außer Gebrauch unsichtbar. Gegen vorherige Einsendung von 1 Mark (auch Briefmarken) sonst gegen Postvorschuß zu haben bei

C. A. Stanek in Zittau

Wiederverkäufern Rabatt.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Patent-Bureau München
G. Dedreux Brunnstr. 9

150 Licht- u. Öldruckbilder etc. alle verschied., statt 60 Mk. fr. nur **9 M.** Kat. u. 1 Probe 20 Pf. **Gemälde u. Stiche** billig. Kunst-B. P. Bayer, Dresden 81, Schumannstr. 11.

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den „Simplicissimus“ bez. zu wollen.

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky
Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 Patentangelegenheiten etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest. Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — ca. 100 Angestellte. Verwerthungsverträge ca. 1 1/2 Millionen Mark. Auskunft — Prospecte gratis.

In der **vornehmsten** Lage, Steindorffstraße, der Stadt **München** ist eine hochelegante, mit allem Comfort der **Neuzeit** ausgestattete

Herrschaftswohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Bad, Garderobe, 2 Dienstbotenzimmer, 2 Closets

per 1. April

zu vermieten.

Näheres unter Chiffre E. H. 24 durch die Exped. des Simplicissimus.

Für Erwachsene ist nützlich:

Das Geschlechtsleben des Menschen.

Ein Ratgeber für Eheleute u. Erwachsene beiderlei Geschlechts. 31. Aufl. (146 S.) Von Dr. med. Albrecht, Hamburg. Von diesem Buche wurden in kurzer Zeit 300 000 Exemplare verkauft. Zu beziehen durch die Ernst'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig gegen Einsendung von 1,70 M. verschl.

Sie danken mir

ganz gewiß, wenn Sie nützliche Belehrung über neuest. ärztl. **Frauenschutz** lesen. Per Kreuzband gratis, als Brief geg. 20 Pf. Porto. **R. Oschmann, Konstanz.** (136)

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Auf der Vereins-Redoute oder

(Zeichnung von Adolf Münzer)



Der verhängnisvolle Spiegel

1. Jahrgang Nr. 49 Preis 10 Pfg. 6. März 1897

SIMPLICISSIMUS

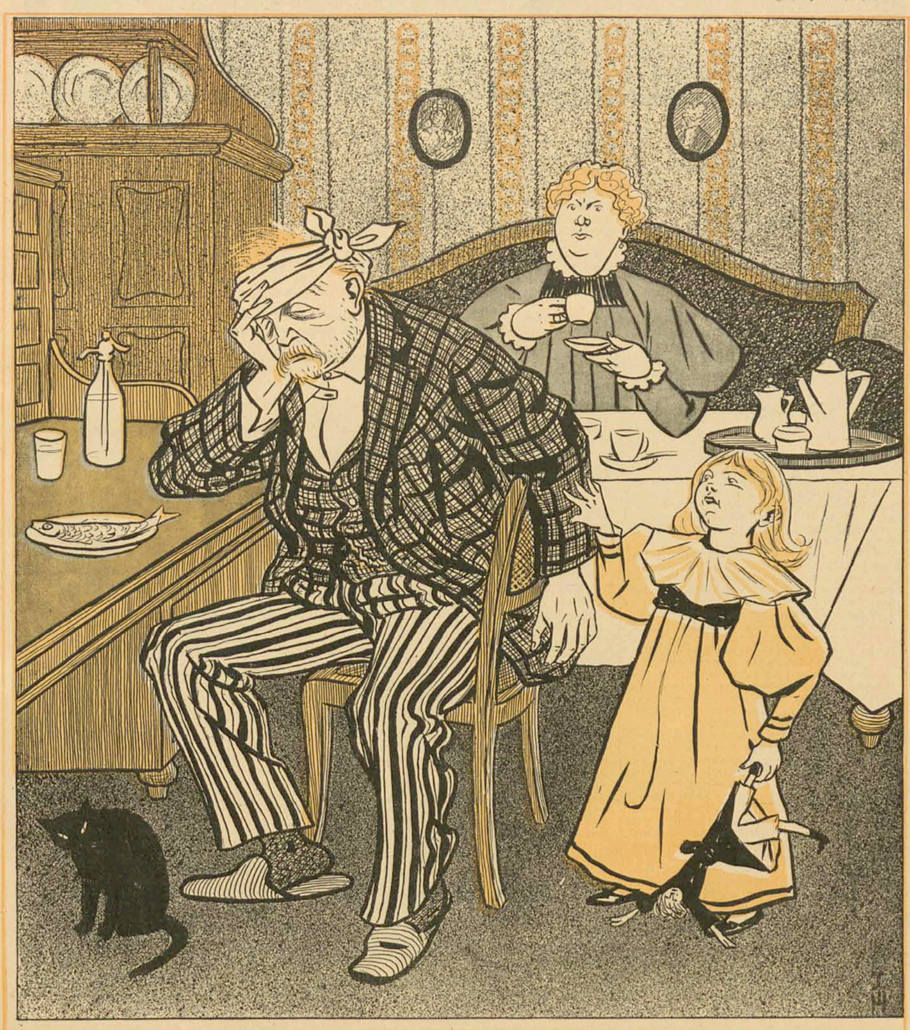
Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Bilder aus dem Familienleben Nr. 5 Aschermittwoch

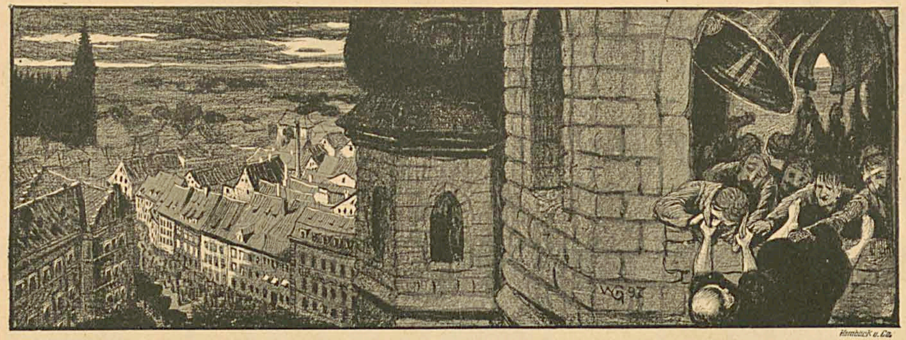
(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Papa, ich will auch recht schön beten, daß der liebe Gott dich bald wieder gesund macht."

Die Glocken

(Zeichnung von Walther Georgi)



Hambock u. Co.

Der Staat verzeiht, die starke Kirche nie!
Der Freiheitsheld, verflucht und ausgestoßen,
Wie auch sein Volk nach ihm in Nöten schrie,
Ein Ketzer, der er war, blieb er verstoßen!

Der Aar der Freiheit aber, aufgescheucht
Aus träger Ruh, erhob die mächtigen Schwingen,
In seinen Krallen, noch vom Blute feucht,
Dem Volk das grüne Palmenblatt zu bringen.

In fernen Landen, wo er sterbend lag,
Der große Kämpfer, der die Freiheit weckte,
Vernahm er lächelnd ihren Flügelschlag,
Indes ihn schon des Todes Schatten deckte.

Warum er litt, und was in Not und Flucht
Ihn trieb, was er erhofft im Traume,
Das hing nun endlich als die reife Frucht
Am jungen Morgen an des Lebens Baume.

Der König schickt um ihn. Es ist zu spät.
Nun kommt ein Leichenwagen durch die Gassen,
Durch die sein rotes Banner einst geweht;
Und hinterdrein des ganzen Volkes Massen.

Der König kann verzeihn. Die Kirche nicht!
Und führt der Kanzler auch den düstern Reigen,
Der Tote war ein Ketzer und ein Wicht:
Kein Priester schreitet mit. Die Glocken schweigen.

So kommt der stille Zug die Stadt entlang.
Kein Kreuz, von mystischem Weihrauchduft umflossen,
Kein Psalm, kein Glockenklingen, dumpf und bang.
Das stolze Thor der Kirche bleibt geschlossen

Ein Volk in Thränen: er, der alles litt,
Um uns den Weg zum hellen Tag zu zeigen,
Der uns das Heil, das Elend sich erstritt,
Sein harrt kein ehrlich Grab! Die Glocken schweigen!

Da faßt ein Weh, verzehrend, riesengroß
Des Volkes Herz. Empörte Männerblicke,
Es stockt der Zug; ein Schrei der Wut, ein Stoß,
Und krachend stürzt das Klosterthor in Stücke.

Ein kurzer Kampf im Kloster; wirre Flucht
Verfolgter Mönche; Glut auf Marmorgrüften;
Im Sturm zum Glockenturm; und nun, mit Wucht
Dröhnen die zornigen Glocken in den Lüften.

Derselbe wilde Kampf um jeden Turm,
Derselbe Sieg. Ein Brausen und ein Beben,
Ein donnernder Orkan, ein Glockensturm,
Das Jauchzen eines Volks. So schloß sein Leben!

Hugo Salus

Das allerjüngste Gericht

Von

F. Gräfin zu Reventlow

Endlich sind wir in der Lage, unsern Lesern über den allgemein mit Spannung erwarteten Sensationsprozeß gegen Herrn A. L., Redakteur der illustrierten Wochenschrift Simplicissimus und die Gräfin R., Verfasserin der seinerzeit konfiszierten Humoreske: „Das jüngste Gericht“ zu berichten. Die genannten Persönlichkeiten standen bekanntlich unter der erdrückenden Anklage, in idealer Konkurrenz miteinander, nämlich Herr L. als Herausgeber der Zeitschrift und die Gräfin R. als Verfasserin des inkriminierten Artikels, ein erschwertes Verbrechen der Gotteslästerung im Zusammenfluß mit einem qualifizierten Vergehen wider die öffentliche Ordnung, im sachlichen Zusammenhang mit einem Vergehen des groben Unfugs, verübt durch die Presse, begangen zu haben.

Unser O-Korrespondent schreibt uns dazu:

Gestern fand die Verhandlung gegen L. und Genossen vor dem Schwurgericht bei dem K. Landgericht München XXVII unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Die von der Redaktion des Simplicissimus dazu versandten Einladungskarten — mit den sattsam bekannten Teufels- und Mopsplakaten geschmückt — wurden noch rechtzeitig konfisziert. Trotzdem war das Haus völlig ausverkauft.

Als Geschworene waren unter anderen ausgelost worden: der bekannte Münchener Volkssänger Papa Geis, der ebenso bekannte Vaterlandsredakteur und Partikularist Dr. jur. Sigl, der Oberkellner Fritz aus dem Wiener Café, der Wurzelsepp von der Oktoberwiese und verschiedene geistliche Herren. Als Sachverständige hatte die Verteidigung die schon einmal konfiszierten Herren Frank Wickelkind und Th. Th. geladen. Man hatte ihnen vorsichtshalber Handschellen angelegt. Von seiten der Staatsanwaltschaft war die Ladung der Herren von Köller und von Stumm beantragt. Die Herren hatten aber als anderweitig beschäftigt abgelehnt.

Die Inscenierung war einfach, aber geschmackvoll. Vorsitzender, Landgerichtsräte, Ersatzrichter, Staatsanwälte, Verteidiger — für alles war hinreichend gesorgt.

Die Verhandlung begann um 10 Uhr vormittags. Bereits eine Stunde früher waren die Angeklagten in einem geschlossenen Landauer von der Angerfrohnfeste unter Begleitung einer hinreichenden Gendarmeneskorte in das Gerichtsgebäude verbracht und sofort in den Schwurgerichtssaal geführt worden. Beide erschienen etwas angegriffen von der ausgestandenen Untersuchungshaft, aber geistig ungebrochen und nahmen mit voller Fassung ihren Platz auf der Anklagebank ein. Herr L. trug ein helles englisches Radfahrkostüm aus dem Warenhaus Tietz, das indessen durch die Untersuchungshaft sehr gelitten hätte, die Gräfin ein schwarzseidenes Reisekostüm mit Courschleppe und Brillanten. Sie war frisch vom Hofball weg verhaftet worden.

Vor Eintritt in die Verhandlung richtet der Vorsitzende ernste, eindringliche Worte an die Geschworenen. Die Erregung über die skandalösen Vorfälle, die heute zur Sprache kommen sollten, sei bis in die weitesten Kreise gedrungen. Es wäre nun höchste Zeit, die Erregung der breiten Massen einzudämmen durch ein der öffentlichen Meinung Genüge leistendes exemplarisches Urteil.

Als Überführungsgegenstände befanden sich auf dem Podium vor dem Richtertisch: 1) je eine in Leipzig morgens 7 Uhr seitens der Staatsanwaltschaft von der Presse weg beschlagnahmte Nr. 41 der illustrierten Wochenschrift Simplicissimus, gewöhnliche und Luxus-Ausgabe; 2) das Manuskript: Das jüngste Gericht; 3) die Korrekturbogen, erste und zweite Korrektur; 4) die Feder, aus der das inkriminierte Machwerk geflossen sein soll; 5) der Anzug, den Herr L. am Tage des Verbrechens trug; 6) einige Semmeln, die gleichzeitig mit der Nr. 41 des Simplicissimus ausgetragen werden sollten.

Die letzteren gingen von Hand zu Hand und wurden für ungenießbar erklärt. Beim Anblick der genannten Gegenstände steigerte sich die Aufregung im Publikum, das nicht wie sonst bei Sensationsprozessen aus der Hefe des Volkes bestand. Diesmal waren die hervorragendsten „Stützen der Gesellschaft“ zugegen. Aber nicht nur bemerkte man die Vertreter der haute finance — nein hie und da gewahrte man auch den bedeutenden Kopf eines Akademieprofessors der älteren Richtung. Die Freunde und Abonnenten des Simplicissimus und andere Angehörige der Angeklagten konnten der Verhandlung nicht beiwohnen, da sie zugleich mit ihren Einladungskarten konfisziert, bezw. während der Dauer der Verhandlung in Haft genommen worden waren.

Die Erregung im Publikum blieb nicht ohne Wirkung auf die Angeklagten. Herr L. erblaßt sichtlich, und die Gräfin verlangte ein Glas Wasser, das ihr von einem Gerichtsdiener bereitwilligst gereicht wurde. Der Vorsitzende mußte durch Glockenzeichen die Ordnung wieder herstellen.

Die geladenen Zeugen rekrutierten sich aus allen Ständen, Gesellschaftskreisen, Berufsarten, Geschlechtern und Lebensaltern. —

Zuerst erfolgte die Verlesung der Strafliste der Angeklagten. Beide sind vorbestraft, und zwar Herr L. wegen Hundesteuerhinterziehung des Simplicissimusmopses und die Gräfin wegen unbefugten Sechsspännigfahrens im Weichbild der Stadt. Mit Spannung folgt das Publikum diesen pikanten Details aus dem Vorleben der Angeklagten.

Wir geben das Verhör genau nach dem stenographischen Bericht wieder:

Vorsitzender: „Angeklagter L., ich mache Sie darauf aufmerksam, daß nur ein volles Geständnis Sie retten kann. Geben Sie zu, der verantwortliche Redakteur der illustrierten Wochenschrift Simplicissimus zu sein?“ — Angeklagter: „Darüber kann ich mich nicht so ohne weiteres aussprechen.“ — Vorsitzender: „Versteifen Sie sich nicht aufs Leugnen. Weshalb geben Sie den Simplicissimus heraus?“ — Der Angeklagte greift in die Brusttasche, zieht eine vergilbte Nr. 1 des Simplicissimus, die er stets bei sich trägt, heraus und beginnt mit heftigem Pathos das Programmgedicht: „Simplicissimus spricht“ zu verlesen:

„O Narrenspiel der bunten Wirklichkeiten,
Was menschlich ist, versinkt — —“

Ein Entrüstungssturm im Publikum bricht los und schneidet dem Angeklagten L. jedes weitere Wort ab.

Vorsitzender (nachdem die Ordnung wieder hergestellt ist): „Geben Sie zu, die inkriminierte Humoreske „Das jüngste Gericht“ bei F. Gräfin R. für Nr. 41 Ihres Blattes zwecks Veröffentlichung bestellt zu haben?“ — Angeklagter: „Da hier eine Reichsgräfin im Spiel ist, kann ich mich als Kavalier hierüber nicht aussprechen.“ — Vorsitzender: „Wo hielten Sie sich am Tage des Verbrechens auf?“ — Herr L. versucht sein Alibi nachzuweisen, indem er aufs genaueste angiebt, in welchen Straßen Münchens er sich am Morgen bewegt hat. Der Verteidiger weist darauf hin, daß Herr L. sich zu jener Zeit in München aufgehalten hat, während das Verbrechen in Leipzig stattfand. Dieser Umstand entgehe zwar dem unbefangenen Beobachter, er bitte aber, ihn im Interesse seines Klienten in Erwägung zu ziehen. — Vorsitzender: „Angeklagter L., haben Sie dazu noch etwas hinzuzufügen?“ — Angeklagter (mit fester Stimme): „Nein.“ Vorsitzender: „Sie geben also zu, durch Veröffentlichung des ‚jüngsten Gerichts‘ in idealer Konkurrenz mit der Gräfin R. ein erschwertes Verbrechen gegen die Religion, im Zusammenflusse mit einem qualifizierten Vergehen wider die öffentliche Ordnung, im sachlichen Zusammenhang mit einem Vergehen des groben Unfugs, verübt durch die Presse, begangen zu haben? Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie durch ein unumwundenes Geständnis sich Ihr eigenes Schicksal, sowie ihren Richtern die schwere Aufgabe nur erleichtern können. Sind Sie geständig?“ — Angeklagter (mit zuerst leise vibrierender dann aber wieder fest werdender Stimme): „Nein.“ —

Sensation unter den Zuhörern.

Nunmehr wird die Mitangeklagte, Gräfin R., aufgerufen.

Vorsitzender: „Geben Sie zu, Mitarbeiterin der illustrierten Wochenschrift Simplicissimus zu sein?“ — Angeklagte: „Ja.“ — Vorsitzender: „Geben Sie zu, die Humoreske „Das jüngste Gericht“ verfaßt zu haben?“ — Angeklagte (nach einem Blick auf Herrn L. unsicher): „Ich erinnere mich dessen nicht genau.“ — Der Verteidiger bemerkt hierzu, daß seine Klientin an hochgradiger Neurasthenie und zeitweise an lähmenden Zwangsvorstellungen leide. — Vorsitzender (mit Donnerstimme): „Angeklagte, erkennen Sie diesen Federhalter?“ — Angeklagte (fährt zusammen): „O Gott!“ — Vorsitzender: „Angeklagte, Sie sind überführt worden. Wagen Sie noch zu leugnen, daß Sie den Artikel verfaßt haben?“ — Angeklagte (mit bebender Stimme): „Nein.“ — Vorsitzender: „Sie geben also zu, Verfasserin des ‚jüngsten Gerichts‘ zu sein? Ich bitte Sie in Ihrem eigenen Interesse um ein volles Geständnis.“ — Angeklagte: „Ja.“ — Vorsitzender: „Damit sind wir bei dem Schwerpunkt unseres Prozesses angelangt, der schon so lange die öffentliche Meinung beunruhigt hat. Ich bitte Sie nun, mir noch einige Fragen ohne Rückhalt zu beantworten. Welches Honorar erhielten Sie für die Humoreske?“ — Angeklagte: „Ich schrieb den Artikel im Interesse der Kunst und der Freiheit.“ — Vorsitzender: „Das setzt mich in Erstaunen. Ihre Arbeit wurde nicht honoriert?“ — Zwischenruf des Angeklagten: „Mit 54 Mark,“ was die Angeklagte auf Befragen zugeben muß. — Vorsitzender: „Wer zeichnete für den Betrag?“ — Angeklagte: „Herr Horfiz Kolm oder Herr Wasserkopf, ich vermag mich dessen nicht genau zu entsinnen.“ — Vorsitzender (mit erhobener Stimme): „Meine Herren, es liegt auf der Hand, daß wir es hier mit den Hintermännern des Angeklagten L. zu thun haben. Sie werden den Nachforschungen der bewährten Münchener Polizei nicht entgehen. Früher oder später wird es uns gelingen, dieses lichtscheue Treiben an die Öffentlichkeit zu ziehen und zu brandmarken.“

Im Zuhörerraum Rufe: „Lynchen! Lynchen!“ Der Vorsitzende mahnt zur Ruhe.

Vorsitzender: „Meine Herren Geschworenen, nach dem, was Sie jetzt selbst gesehen und gehört —“

Hier unterbricht der Staatsanwalt mit dem Antrag, noch die Belastungszeugen vernehmen zu wollen. Als erste Gruppe erscheinen die Setzer und Drucker der Druckerei von Besse und Hecker in Leipzig. Sie treten gefesselt und in Sträflingskleidung in den Saal.

Vorsitzender: „Sie wissen, warum man die Zeugniszwangshaft über Sie verhängt hat?“ — Zeugen (einstimmig): „Nein.“ — Vorsitzender: „Sie haben den Druck der Nr. 41 der illustrierten Wochenschrift Simplicissimus am 3. Januar morgens 7 Uhr fertig gestellt?“ — Zeugen: „Ja.“ — Vorsitzender: „Haben Sie das Blatt gelesen?“ — Zeugen: „Nein.“ Vorsitzender: „Hat die in der betreffenden Nummer veröffentlichte Humoreske ‚Das jüngste Gericht‘ Ihre religiösen Empfindungen, Ihre deutsch-nationale, königstreue Gesinnung und Ihren Sinn für öffentliche Ordnung und Sitte verletzt?“ — Zeugen (einstimmig): „Ja.“ — Der im Auditorium anwesende Chef der Leipziger Druckerei tritt vor und erklärt, nicht mehr für die inkriminierte Firma drucken zu wollen, worauf ihm sein Personal wieder ausgeliefert wird.

Vorsitzender: „Meine Herren Geschworenen! Nach dem, was Sie selbst gesehen und gehört haben, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen —“

Die Verteidigung interpelliert mit der Bitte, nunmehr auch die Entlastungszeugen vernehmen zu wollen. Der Gerichtshof lehnt diesen Antrag ab mit der Begründung, daß die Entlastungszeugen sich nur aus Verwandten, Freunden und Bediensteten der Angeklagten zusammensetzen. Auch droht das Interesse des Publikums an der Verhandlung, die erst um 10 Uhr abends sich ihrem Ende zu nahen scheint, zu erlahmen.

Der Verteidiger stellt noch den Antrag auf Vernehmung der Sachverständigen Wickelkind und Th. Th. Der Antrag wird aber abgelehnt mit der Begründung, daß die betreffenden Herren seinerzeit nur wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit in Wort und Bild, nicht aber wegen eines der hier in Frage kommenden Reate konfisziert worden seien und mithin nicht als Sachverständige im eigentlichen Sinne gelten könnten.

Nach Beendigung des Plaidoyers wendet sich der Vorsitzende zu längerer Ansprache an die Geschworenen, der er die übliche Rechtsbelehrung folgen läßt. Sodann ziehen sich dieselben zur Beratung zurück. Diese dauert $1^1/_2$ Stunden, nach Ablauf welcher Zeit der Obmann der Geschworenen den gefällten Wahrspruch verkündet. Alle Schuldfragen werden mit mehr als sieben Stimmen bejaht und mildernde Umstände von vornherein kurzweg abgelehnt.

Der Staatsanwalt beantragt für jeden der Angeklagten je 1 Jahr Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bis 4 Jahre über ihren Tod hinaus und Zulässigkeit der Stellung der Angeklagten und ihrer Gräber unter Polizeiaufsicht.

Der Verteidiger plädiert für milderes Strafmaß und Anrechnung der Untersuchungshaft auf die Strafzeit.

Der Gerichtshof erkennt nach dem Antrag des Staatsanwalts.

Die Angeklagten werden gefesselt und zu dem seit Mittag ihrer harrenden „grünen Wagen“ geführt, der sie zur Verbüßung ihrer Strafe nach Stadelheim führen soll.

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Dumpf erschollen die zwölf Schläge vom Turm der Frauenkirche. Und während noch die anderen Glocken der Stadt mit wechselnd hohen Stimmen darauf antworteten, geschah etwas Unvorhergesehenes. Man hatte vergessen, die inhaftierten Freunde und Abonnenten auf freien Fuß zu setzen. Nun hatten sie sich, da ihre Rufe nach Freiheit nutzlos verhallt waren, selbst bebefreit. Beim Anblick des grünen Wagens errieten sie alles.

Die Gendarmen überwältigen und die Pferde ausspannen war das Werk eines Augenblicks. Im Triumph wurde der grüne Wagen beim düsteren Schein von Pechfackeln und unter Absingung der Wacht am Rhein durch die schweigende Nacht nach Stadelheim gezogen.

Reue

Hab' 'nen alten Liebesbrief entdeckt —
Hundert Zeilen und die Tinte blau.
Damals hatt' ich eine liebe Frau.
Jetzt bin ich besudelt und befleckt.

Und ich schäme mich, du reine, süße,
Was ich ward, seit wir geschieden sind:
Eine bittre Qual sind mir, mein Kind,
Deine treuen, blauen Krakelfüße.

Karl Werckmeister

Märzwind

(Zeichnung von Walther Georgi)



A Wurz'n

(Zeichnung von Thöny)



Am Faschings-Dienstag

„Jessas, jetzt san ma schon den ganzen Fasching beinander, und der Schani hat immer noch Buidl'n." *)

*) Banknoten.

Der Karneval ist aus!

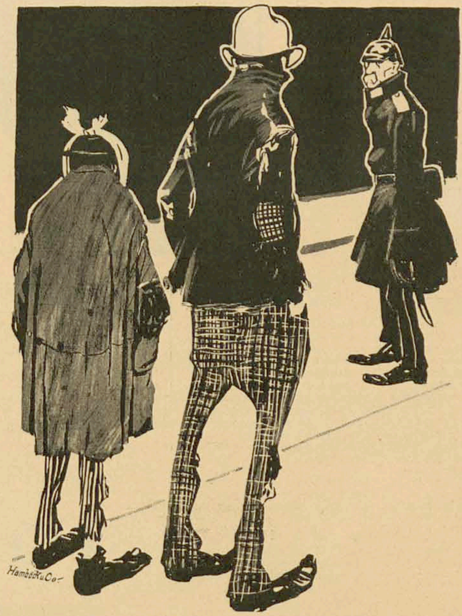
(Zeichnung von Th. Th. Heine)

Vis-à-vis

(Zeichnungen von Bruno Paul)



„San jetzt dö echt, oder is dös a Maschkerad?“



„Is jetzt dös a Schandarm, oder is dös a Maschkerad?“

Lieschen Vetter

oder

Tritt nicht in ungebackene Wecken

Eine Berliner Geschichte

Von

Donald Wedekind

Reservelieutenant Müller erzählt seine Manöver-Erlebnisse (Zeichnung von J. B. Engl)

Ich hatte ihre Bekanntschaft gemacht — nun ja, wie man sich eben in Berlin kennen lernt, ich hatte mein kleines Taschentuch in der Hand und lief ihr nach und fragte sie sehr höflich, ob sie das vielleicht verloren habe, und sie sah das Monogramm an und verneinte, das ihre sehe so aus, nun ja, und dann ging man eben zusammen.

Und wohin ging man doch nur, ich glaube, weil es schon etwas spät am Nachmittag war, nach den Zelten im Tiergarten, nach dem großen Zelt, wenn ich nicht irre, wo eine Regimentsmusik spielte, und sehr viel Leute versammelt waren, im Garten und in den Pavillons. Und da saß man und trank Bier, Lieschen, glaube ich, trank einen Sherry, und man sprach viel von vergangenen Zeiten, von denen einem alles neu war, denn wie gesagt, wir hatten uns ja zum erstenmal gesehen. Und Lieschen musterte mich, und ich musterte Lieschen, und Lieschen mag bei sich gedacht haben: „hm — kein übler Junge!" während ich bei mir dachte, ich erinnere mich dessen noch ganz genau: „Das ist das hübscheste Mädchen, das du je in Berlin angetroffen hast," und „ein Glück, daß du ihr gefolgt bist."

Und was erzählte sie denn nur, aha — daß sie des Abends tanze, im Kursaal, ganz anständig, daß sie den Amor darstelle und ein reizendes, rosa Kostüm habe, einen Köcher auf dem Rücken und Bogen und Pfeile in der Hand trage, mit denen sie am Schlusse die Figur, die dicke Ida, anschießen müsse. Die dicke Ida mache die Venus, sei schon etwas alt, aber das sehe man nicht unter der Schminke. So erzählte Lieschen, und ich dachte bei mir selbst, ich möchte wohl mal die dicke Ida sein.

Denn wirklich, sie war ein hübsches Mädchen, hatte das perfekteste Amorettenköpfchen, was ich je gesehen, und in ihren Augen glänzte es wie lebendige Edelsteine. Brillanten und Saphire aber trug sie in einer Goldbrosche am Halse, in einem hübschen Ring am Finger und in einem zierlich gearbeiteten Armband am Handgelenk. Und als ich sie darauf anblickte, sagte sie, sie wisse schon, sie seien nicht echt, sie hätte sie aber von einem sehr guten Freunde zum Geschenk bekommen, und schließlich hätten sie ja auch einen ganz guten Effekt. Und darin hatte Lieschen vollkommen Recht, denn es war ausgezeichnete Imitation.

So war also Lieschen, wie gesagt, ein patentes Mädchen, wenn sie sich schneuzte, so verschwand ihr kleines Stumpfnäschen in dem Battisttaschentuch ungefähr wie die Rosenknospe, welche man in die Düte weißen Seidenpapiers einwickelt. Wenn sie den Arm hob, so sah man die hübsche Rundung der noch kindlich unentwickelten Brust, unter der dunkelblausamtenen Sommerpelerine, welche außen mit glänzender Perlstickerei besetzt war. Und als wir nach einer mehr oder minder romantischen Fahrt durch die verschiedensten Vergnügungslokale Berlins spät in der Nacht heimkehrten, begleitete ich natürlich Lieschen, über den Königsplatz die Oranienburgerstraße hinaus, in der Richtung des Rosenthaler Thor bis an die Zionskirche, wo Lieschen in einem sechsstöckigen Hause wohnte.

Nun gehört es zum Verständnis der Geschichte, daß im Souterrain von Lieschens Wohnung eine Bäckerei war, in der gerade gearbeitet wurde, ich wollte mich verabschieden, als Lieschen ausrief: „Warte, Geliebter, warte! Die Nacht ist lau, und der Boden ist weich!" — und wirklich spürte ich, daß man bei jedem Schritt in etwas einsank, ich dachte, es sei der Asphalt, den die Tagessonne aufgeweicht hat. Und wir promenierten wohl an die hundert Mal auf und nieder, an der Bäckerei vorüber, welche uns indessen nicht weiter interessierte. Und erst als wir uns trennten, rief Lieschen geärgert aus: „Ich weiß nicht, ich gehe wie auf Eiern, ich glaube, meine Schuhe sind wieder kaput, die Dinger halten auch gar nicht lange!" und ich meinesteils dachte, die Sonne muß heiß geschienen haben, um den Asphalt so flüssig zu machen.

Und erst den nächsten Morgen, als ich noch in Morpheus Armen lag und mir der Briefträger ein rosa Billet brachte, klärte sich das Geheimnis für mich auf, denn darin schrieb Lieschen, genau mit den Worten, wie ich sie hier folgen lasse:

Mein lieber Donald!

Mußt Du wohl auch lachen (ich mußte wirklich), wenn ich Dir jetzt schreibe, daß wir letzte Nacht alle Bretzeln und Gipfel des Bäckers zertreten haben, die dieser, wie das so seine Gewohnheit ist, zum Trockenen an die Luft gelegt hatte, bevor er sie in den Ofen schieben wollte, wir hätten wirklich besser gethan, gleich hinaufzugehen, wie Du in kluger Weise vorschlugst. Nein, ist es nicht komisch, denkt man, man ist in erhabener Stimmung und dann trampelt man wie ein Elefant auf der guten Gabe Gottes herum. Namentlich im Hausgang sah es wüst aus, da, wo wir Abschied genommen haben, wir müssen in einem Kaiserwecken gestanden sein, denn der Mann zeigte mir heute Morgen die Abdrücke meiner Stiefeletten und Deiner Schuhe, mit den Spitzen gegeneinander gekehrt, er sagte: „Die haben sich verstanden." Und so ist es herausgekommen, er verlangt zwanzig Mark Entschädigung für den verwüsteten Teig, schicke sie mir oder bringe sie selbst, da ich nichts besitze, ach, die unnütze Ausgabe, wären wir doch gleich hinaufgegangen.

Dein Lieschen.

Ich schickte die zwanzig Mark. Was des weiteren mit Lieschen noch geschah, wird sich der geneigte Leser schon denken können, ich habe die Geschichte wirklich nur der Wecken wegen geschrieben und will es dabei bewenden lassen.



Lebensflucht

Wohin verschlagen
Durch eigene Schuld
Bin ich nach Tagen
Der Ungeduld?

Der ich dem Schwarme
Schon längst entwich,
Weh', welche Arme
Umfangen mich?!

Verräter gehen
Vor meiner Thür,
Und Worte wehen
Voll Ungebühr.

Ich bin verlassen
Und Rettung fern,
Denn die mich hassen,
Sind meine Herr'n!

Wie aus dem Zuchthaus,
Das Gott nur schuf,
Führ' ich die Flucht aus? —
Da, horch, ein Ruf!

Gedanken, windet
Die Leiter mir,
Ihr Freunde, bindet
Sie nächtlich hier.

Früh dann entrinn' ich
— Auf, Vogel, fleuch! —
Und Abends bin ich
Unter Euch!

John Henry Mackay.

Aufbewahren! Ausschneiden!



Immer Lustig:

20 Bücher für den unglaublich billigen Preis von nur **1,50 M.**

Das Buch zum Totlachen! (Neu, pikfein illustr.) Giovanni Boccaccio: Dekameron, ausgewählte Geschichten. Graf v. Monte-Christo, Flucht aus der Gefangenschaft. Von Alex. Dumas. Casanova's Galante Abenteuer, Neue Auswahl (sehr interessant). „1000 faule Witze", Tollheiten, Anekdoten 2c. (große Heiterkeit). 174 neueste Couplets, Lieder, z. B.: Das Tingelingeling, Wenn die Blätter leise rauschen, So'ne ganze kleine Frau 2c. (großer Lacherfolg u. Applaus). 2 große illustr. Kalender, Briefsteller, Commersbuch, Herrenabend, Taschenliederbuch, 6. u. 7. Buch Moses (sehr inter.). Gelegenheits-Deklamator für Geburtstagsfeste; Polterabend-, Hochzeit- und Kranzgedichte. Geschichtsbücher, Erzählungen 2c.

Außerdem verpflichten wir uns, jeder Bestellung auf diese Anzeige noch 5 originelle Witz-Gratulationskarten, Aprilscherze und 1 Gesellschafts-Kartenspiel für 4—10 Personen beizulegen. Alle 20 Bücher 2c. „Immer lustig!" zusammen nur 1,50 Mk. (Keine Couvert-, sondern Postpacketsendung.)

In der Zeit vom 15. Januar bis 15. April erhält jeder unserer Kunden, sowie jeder Besteller eines Cataloges gratis und franco ein Preisräthsel zugesandt und wird unter den Einsendern richtiger Lösungen streng reell

vollständig gratis

Brockhaus, Grosses Konversations-Lexicon

Neueste Jubiläums-Ausgabe, 16 Prachtbände, Werth 160 Mk.

unter amtlicher Aufsicht öffentlich verlooſt.

Die näheren Bestimmungen sind aus unseren Preisräthsel-Formularen ersichtlich. Den letzten angesetzten Preis, *Meyer's Grosses Konversations-Lexicon* erhielt am 9. Januar d. J. Herr Casinowirth *Wilhelm Möller* in *Schmalkalden.*

Adresse: **Buchhandlung Klinger**

BERLIN C. 2, jetzt: Kaiser Wilhelmstraße **4.**

Bei uns erscheint soeben in 2. Auflage:

Die Mittel zur
Verhütung der Empfängnis,
auf ihren Wert geprüft, und ihre
moralische Berechtigung.

Von **Dr. med. E. Hartmann,** Frauenarzt in Ulm a. d. Donau.

Franko unter Kreuzband gegen Einsendung in Briefmarken von Mk. 1,05, als verschlossener Doppelbrief von Mk. 1,20 zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung

Hermann Risel & Co., Hagen i. W.

Verliebt Drei vorzügl. Liebesscenen v. P. Barthel in Photogr. Cab. à 1 M., Panel à 4 M., C.-Em. 2 M., Fol.-Em. 6 M.

Verlobt Zu beziehen v. R. Bong, Berlin W., Potsdamerstr. od. d. j. Buch- od. Kunsth.

Verlassen

Apotheker G. Schweitzer's

● **Hygienischer Frauenschutz** ●

In medicin. und anatomischen Fällen, wo eine Empfängnis unbedingt vermieden werden muss, absolut sicher wirkend.
1/1 Sch. = 12 St. 3 M.
1/2 „ = 6 „ 1.60 „
Porto 20 Pfg.

SCHUTZ- S Schweitzer S MARKE.

Präparate ohne nebenstehende Schutzmarke sind Nachahmungen.
General-Vertreter:
Hans Regner, Königinstr. 57/I, München.

„Die Technik"

Organ für gemeinverständl. Darstellung sämtlicher Fortschritte der Technik.

Rundschau

über die technischen u. industriellen Errungenschaften auf allen Gebieten.

Preis pro Quartal 2 Mk. Abonnement durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Jeder, der sich für die Fortschritte der modernen Technik interessiert, verlange Probenummern gratis durch

Fischers technologischer Verlag, M. Krayn
Berlin W., Köthenerstrasse 46.

Bildhauer-Atelier A. Ehrl

München, Landwehrstrasse 44, Rgbd. I

übernimmt die Anfertigung von **Büsten, Reliefs, Medaillons, Denkmäler** in moderner und kirchlicher Kunst. — Feinste Referenzen.

Patente

besorgen u. verwerten

H. & W. Pataky
Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.**

Referenzen grosser Häuser
— Gegr. 1882 —
ca. 100 Angestellte.
Verwerthungsverträge ca.
1 1/2 Millionen Mark.
Auskunft — Prospecte gratis.

Ermittelungs- und Auskunftsbureau

von **S. Pfeiffer,**
München, Klenzestr. 8 II.
= Telephon-Ruf 1901 =

erteilt garantiert zuverlässige Auskünfte über Privatpersonen an allen Orten der Welt.

Ausforschungen und Ermittelungen in allen diskreten Privat- u. Familienangelegenheiten überall bei strengster Diskretion.

Prospekte und Referenzen gratis und franko. — Besorgung von Rechtsangelegenheiten ausgeschlossen.

Photographien,

Kuriositäten und Lektüre.

100 große Muster, „Mignons" (keine Miniaturen) und ein Orig.-Cabinett 5 Mark oder 3 fl. (auch Briefm.). Katalog, illustriert, dazu gratis. **J. Gruschinsky,** Fiok 197, **Budapest.**

Alte Kupferstiche

Katalog gratis und franco durch
Hugo Helbing, München, Christophstraße.

Prof. Dr. Syderströms Anleitung zur

Natürl. Heilung

des gestörten Nerven- und Sexual-Systems

vers. geg. 20 Pfg. Marken im Couv. franko
Fr. Helbing, Sachsenhausen-Frkft.

Dr. Emmerich's Heilanstalt
für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke
Entziehungskuren ohne Qualen.
Baden-Baden.

(Prospekte!) Siehe Dr. E.: „Die Heilg. d. chron. Morph. ohn. Zwang u. Qualen." Verlag H. Steinitz, Berlin.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. II. Arzt: Dr. Hörsen.

Rausch's Haarwasser,

diese neue Errungenschaft in der Naturheilkunde, bietet allen von einer Haarkrankheit Befallenen sichere Hilfe gegen Haarausfall, Schuppenbildung, mangelhaften Haarwuchs etc. Zahlreiche Dankschreiben. Prospect fr. Fl. 3 Mk. vers. direkt

***J. W. RAUSCH,** Haarspecialist.*
Konstanz, Baden.

Anerkennungen aus den höchsten Kreisen.

Wertvoll für
Aerzte
und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing, erstatteten eidlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung
gegen vorzeitige Schwäche!

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.

Es existiert nichts Aehnliches!

Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.

L. Stader, Kunstbildhauer, **München,** Arcostrasse 12/0.

Photographien n. d. Leben.

Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf. **München.**

„NEULAND". Monatsschrift. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin 4.

Abonnementspreis pro Quartal: 1,30 M. durch Post oder Buchhandel.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Teppich-Reinigungsanstalt,

mech. u. chem. Reinigung von Teppichen, Portièren, Fellen 2c. Spezialität:

● **Kunststopperei.** ●

Aufbewahrg. v. Teppichen 2c. d. ganze Jahr.

A. Giulini, München,
Inh.: **Ferd. Götz, Mandlstraße 5, Schwabing.** Tel.: 451.

Patent-Bureau München
G. Dedreux Brunnstr. 9

Arbenz'sche Rasirmesser

mit ersetzbaren Klingen! Entsprechen den weitgehendsten Anforderungen! Sind weltberühmt wegen ihrer erstaunlichen Rasierfähigkeit und können als die **besten, zuverlässigsten** und **preiswürdigsten** Rasirmesser empfohlen werden. Tausende von Zeugnissen! **Vollste Garantie für Qualität!** Zu beziehen durch: Kgl. Hofl. **H. Windler,** Dorotheenstr. 3, **Berlin; Link & Piazotta,** 9 Sommerstr., **München; G. Schwaiger,** Hoher Weg, **Augsburg; F. L. Barth,** G. 2 25, **Mannheim; P. Schäfer,** Erbprinzenstraße, **Karlsruhe; Fred. Walb,** 28 Hauptstraße, **Heidelberg; F. L. Fischer,** Kaiserstr. 113, **Freiburg** (Breisg.); **C. Hove,** Zeil 3, **Frankfurt a/M.; H. Levy,** Schössergasse 3, **Dresden,** u. durch alle Handlung, die **beste, garantirte** Messerwaren verkaufen. Engros d. d. Fabrikanten

S. Arbenz, Lausanne (Schweiz).

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1 I am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

— *Für auswärtige Schüler Pension im Hause.* —

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

SIE MÜSSEN Ihre Frau schützen. Nützliche Belehrung p. Kreuzband gratis, als Brief gegen 20 Pf. Porto. **R. Oschmann, Konstanz** 136.

Santal allein hilft nicht, wie jeder weiss, gegen Krankh. der Geschlechtsorgane, Blasenkatarrh etc., nur in Verbindg. mit unserer Spezialität **Tutus** (Bestandteile auf jeder Flasche) sicherer Erfolg in 3 Tagen, beides gegen 4 Mk. Verstärkte Composition II b. veralt. Fällen 6 Mk. vom **Chem. Laborator. Jahnke, München.**



Firmen, die alljährlich eine große Anzahl **Briefcouverts** verbrauchen oder in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Romanwelt

(Wochenschrift)

= *III. Jahrgang.* =

Preis pro Semester Mk. 6.50.

Geschmackvolle Einbanddecken für jeden Semesterband Mk. 1.25.

In der **vornehmsten** Lage, Steinsdorfstraße, der Stadt **München** ist eine hochelegante, mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattete

Herrschaftswohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Bad, Garderobe, 2 Dienstbotenzimmer, 2 Closets

per 1. April oder später

zu vermieten.

Näheres unter Chiffre **E. H. 24** durch die Exped. des Simplicissimus.

Der Kunstwart.

Rundschau über alle Gebiete des Schönen
(Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk 2c.)

Herausgeber: **Ferd. Avenarius.**

„Der einzige Kunstwart wiegt mehr als der ganze übrige Haufen von ästhetischen litterarischen und Kunstzeitschriften." (Prof. **Max Koch, Breslau.**)

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: ‚Der Kunstwart'". (**Deutsche Zeitung, Wien.**)

„Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seinen Aufgaben so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird." (**Leipz. Korrespond. Blatt.**)

„Vor allen Dingen ein unparteiisches Blatt, das keiner Clique dient und mit geschäftlicher Spekulation nichts zu thun hat. Bestimmt, auf das litterarische und künstlerische Leben anregend, fördernd, aufklärend und läuternd zu wirken." (**Neue Züricher Post.**)

Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 2.50

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag
Probe-Nummern stehen gratis und franco zu Diensten.

Der Kunstwart-Verlag
Georg D. W. Callwey in München.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß

Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

---

150 Licht- u. Öldruckbilder etc. alle versch., statt 60 Mk. frk. **nur 9 M.**
Kat. u. 1 Probe 20 Pf. **Gemälde** u. **Stiche** billig. Kunst-V. **P. Bayer,** Dresden 81, Schumannstr. 11.

Für Erwachsene ist nützlich:

Das Geschlechtsleben des Menschen.

Ein Ratgeber für Eheleute u. Erwachsene beiderlei Geschlechts. 31. Aufl. (146 S.) Von **Dr. med. Albrecht,** Hamburg. Von diesem Buche wurden in kurzer Zeit 300 000 Exemplare verkauft.

Zu beziehen durch die **Ernst'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig** gegen Einsendung von **1,70 M.** verschl.

Nervöse!

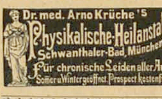
finden auch da, wo Kneipp- und andere Kuren versagten, Hilfe bei Gebrauch von

Kiefernadelbädern

bereitet aus echtem

Tyroler Latschenkiefer-Extrakt.

Von absolut sicherer Wirkung bei **Nervenschwäche,** Neurasth. **Gemütskrankheit,** Zwangsgedanken, Angst, **Schlaflosigkeit,** Herzerregung, Asthma, und deren Folgeübel, als: Blutarmut, **grosse Schwäche** etc. **Nur** aus **frischsaftigen** Kiefernadeln hochalpiner Lage Tirols gewonnen, ist dieses L.-E. von grossem **Balsamreichtum** und sind die vorzüglichsten Erfolge damit durch tausende Zeugnisse bestätigt. **1 Flac.** für 1 Bad **Mk. 1.—** (für Kinder die Hälfte). **F. Mayrhofer, München,** Corneliusstrasse 10. Gebrauchsanweisung gratis.



Henrik Ibsen's
John Gabriel Borkman

ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

Soeben wurde das 7. und 8. Tausend ausgegeben.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Das Philisterparadies

Von

Ernst von Wolzogen

Hei! im Philisterparadies
Giebt's grade Wege mit gelbem Kies,
Unkraut wird nicht darin gelitten,
Die Hecken sind alle fein beschnitten,
Die Bäume gleichen an Wuchs Grenadieren.
Damit man möge darunter spazieren
Im Gefühle persönlicher Sicherheit
Zu jeder anständigen Tageszeit.
Am Eingang grüsst, statt Versgeschwafel,
Eine bildsaubere Warnungstafel,
Worauf Verordnungen und Strafen
Zu lesen in deutlichen Paragraphen:
Du sollst deinen Mops an der Leine führen,
Du sollst nicht etwa Lust verspüren,
Dich irgendwo ins Gras zu legen,
Oder im Tanzschritt dich zu bewegen.
Du sollst auch nur mit gestärktem Kragen
Dich unter honette Leute wagen —
Macht nichts, wenn der den Hals dir ritzt,
Wenn nur der Shlips hübsch grade sitzt.
Verboten ist überhaupt und allen,
Im Paradiese aufzufallen.
Civil — und Weibspersonen zumal —
Richten sich nach dem Modejournal,
Doch zeigt sich echte Gesinnung nur
In Uniform und in Montur.
Kinder, ferner, sind nur erlaubt,
Soweit das legitime Familienhaupt
Sich allseitig verbürgt für seine Sprossen.
(Natürliche Kinder sind ausgeschlossen.)
Weiters, obliegt es dem Herrn Gensdarm
Von Liebespaaren, die Arm in Arm
Betroffen werden auf einsamen Wegen,
Die Papiere (schriftlichen Elternsegen),
Sowie die Trauringe zu erfordern,
Mangelndenfalls sie hinauszubeordern.
Die vorschriftsmässige Sittlichkeit
Erheischt nach Einbruch der Dunkelheit
Reinliche Trennung der Geschlechter
Durch den zuständigen Herrn Nachtwächter.
Verschlossen ist streng das Paradies
Für Malcontente und für Genies,
Doch steht es offen für jedermann,
Der seinen Stumpfsinn beweisen kann. —

Wonach sich zu achten, bei Vermeidung
Bürgerlicher Ehrabschneidung!
Hingegen lohnt den Biedermann,
Dem niemand nichts nachsagen kann,
Hienieden Selbstzufriedenheit
Und — Freibier in der Ewigkeit.

Hei! im Philisterparadies
Giebt's grade Wege mit gelbem Kies — —
— — — — — — — — — — — — —
Allein es hat, seit seinem Bestehn,
Noch kein Philister — den HERRN drin gesehn.

(Zeichnung von R. M. Eichler)

1. Jahrgang Nr. 50

Preis 10 Pfg.

13. März 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Bilder aus dem Familienleben

Nr. 6

Ein Mustergatte

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Diesmal hat euch der Storch drei Brüderchen auf einmal gebracht!“ — „Papa, du hast gewiß aus Liebe geheiratet!“

Märzveigerln

Eine Wiener Geschichte

Von **Alfred Gold**

Mit einemmal, im Anfang des März, ist der Frühling gekommen. Man sieht ihn vom Fenster aus ganz deutlich. Ein neugeborener, frischer Sonnenschein liegt in den Straßen, auf den Häusern und im Blau des Himmels, und alles strahlt in jenem grellweißen, blendenden Licht, das mit dem ersten Frühlingstag erwacht.

Friedrich lehnt müde am offenen Fenster und läßt sich vom Wind umspülen, der in sein Zimmer dringt — mit dem eigentümlichen Märzduft, wie von halbreifen, blassen Veilchen. Er spürt das im Frühling immer so stark, und jetzt hält er einen Moment lang den Atem an und schließt die Augen, um die wohlthuend feuchte Luft möglichst voll zu genießen... Ah! Wie dünkt ihm doch dieser Morgen ein Aufwachen nach einem langen, märchenhaft dumpfen Winterschlaf! Er blickt befreit um sich. Das Zimmer mit seinen dunklen Decken und schweren Teppichen, das ist noch das richtige Bild des Winters. Nur da und dort leuchten die Sonnenstrahlen in eine finstere Ecke, in eine düstere Portiere; Friedrich muß sie in seinen Gedanken mit kichernden Amoretten vergleichen, die einen Greis aus dem Schlafe zupfen. Aber der eisbärtige Alte rührt sich, scheint es, nicht so leicht von der Stelle und wärmt sich noch faul an der Feuersglut, die von frühmorgens her dort im Ofen glimmt. Und die Englein werden immer lauter und immer mehr, und die Sonnenstrahlen leuchten immer kecker in die dunklen Nischen.

Daß das Wetter nur so schön bleibt, sagt Friedrich seufzend vor sich hin. Die Steffy, daran denkt er jetzt, wird das brauchen, wenn sie von der Riviera nach Hause zurückkommt. Und das soll ja heute sein — heute schon! Er blickt ungeduldig auf die Uhr, es ist neun. Dann zieht er noch einmal den Brief aus der Tasche, den ihm die Mama in aller Frühe schon ans Bett gebracht hat. Die gute Tante Cäcilie teilt daselbst in ihrer umständlichen Weise mit, daß die Stephanie sich Gott sei Dank erholt hat und daß sie Sonntag mittags um ein Uhr auf dem Südbahnhofe eintreffen werden. Unten aber, am Ende des Blattes, ist in anderen, kühnen Schriftzügen hinzugefügt, der „schöne" Cousin Fritz möge doch so lieb sein und die Damen ritterlichst empfangen; sie würden's ihm dankbar belohnen, wenigstens die eine von ihnen.

„Echt Steffy!" Friedrich lächelt geschmeichelt, aber ein bischen auch ironisch vor sich hin, und nachlässig, nur aus Galanterie, wirft er einen Kuß auf das Blatt, auf die Unterschrift der bräutlich verliebten Cousine. Sie hat also noch immer ihre übertriebene Zärtlichkeit, die er so oft verspottet hat und die ihm doch eigentlich das reizendste an ihr ist. Wie sie aber wohl sonst in ihrer ganzen Erscheinung jetzt sein mag? Noch immer das übermütige, junge Mädel aus der Gesellschaft — wie er sie am deutlichsten vor sich sieht; noch immer mit dem kleinen, blühenden Kindergesicht und dem Kinderlachen? Oder vielleicht — wie später dann nach ihrer Krankheit — so blaß und eigentümlich groß und mit einer ganz veränderten, traurigen Zärtlichkeit; wie damals, in der Dämmerung der letzten Herbsttage, als sie so oft nebeneinander am Fenster saßen und sie von ihrer Reise sprach und vom Wiedersehen und mit etwas gezwungener Lustigkeit vom Treubleiben?

Friedrich starrt sinnend vor sich hin. Vom Treubleiben! Dieses Wort, das ihm so plötzlich durch den Kopf gegangen ist, verfolgt ihn jetzt. Er muß lächeln, und gleich darauf wieder macht es ihn nachdenklich. Aber er will sich gewaltsam aus seinen Gedanken reißen und geht mit großen Schritten durchs Zimmer.

Vor dem Spiegel bleibt er stehen. Er findet, daß er eigentlich nicht gut aussieht, jedenfalls nicht so, wie er's heute sollte, dem Frühling und der Steffy zu Ehren. Heute sollten seine Augen eigentlich glänzen und lachen, so übermütig wie sonst und — wie die Frauen ihm schmeicheln — so gefährlich! Und die Oberlippe mit dem affektierten kleinen Schnurrbart sollte leicht emporgezogen sein, immer bereit zu einer scherzhaften Bemerkung! Heute möchte er der Charmeur sein, als den man ihn sonst immer rühmt, und in den Gliedern möchte er die angenehme, saloppe Leichtigkeit spüren, die man immer im Rausch hat, von Champagner trunken oder vom Frühling oder von der Liebe. Sonst war das auch so, wenn er am ersten schönen Märztag durch die Straßen ging, voll innerer Lustigkeit und von einer Ahnung von Glück erfüllt, so daß er oft die Worte des Humoristen vor sich hinsummen mußte: Citoyens français, prennez garde de l'amour! Sonst war das auch wirklich so. Aber heute — heute ist das ganz anders. Er braucht nur in den Spiegel zu sehen. Die Lider hängen tiefer herab als gewöhnlich, und die Augen sind grau und nicht ausgeschlafen. Das ist die Katzenjammermiene nach einer durchschwärmten Nacht, aber nicht das passende Gesicht zum Empfange Steffys... Ah! Er könnte sich aber auch wütend darüber ärgern: gerade gestern Nacht — war das notwendig? Er könnte sich darüber ärgern, wenn es nicht zu abscheulich wäre, daran noch zu denken.

Aber er steht vor dem Spiegel, die Hände am Nacken verschlungen, und denkt doch daran, an die Aventure von gestern abend und dann an die vorletzte und dann an die ganze lange Abenteuergeschichte des ganzen langen Winters. Das heißt, an den Anfang erinnert er sich eigentlich nicht mehr ganz. Im Anfang hatte er sich's ja doch so fest vorgenommen, wirklich „treu" zu „bleiben" und war in die Vorlesungen gegangen und zu den Freunden ins Kaffeehaus und hatte beim Spazierengehen immer nur an die Steffy gedacht wie an ein Zaubergeheimnis. Aber wie ging es eigentlich weiter? Ja! dann kamen die Gesellschaften und Hausbälle, wo er nicht absagen konnte, und endlich der Fasching, und so ist nun der ganze Winter vergangen — mehr weiß er wirklich nicht zu sagen. Er ist hineingezogen worden in das Gesellschaftsleben und hat einfach mitthun müssen — er kann sogar zur größeren Entschuldigung hinzufügen: weil ihn die Frauen nicht freigaben ... Ja, wenn das nicht gewesen wäre, dann hätte unbedingt alles ganz anders kommen müssen. Er war es gewiß nicht, der Bekanntschaften gesucht hat und gar Abenteuer! Er — gewiß nicht.. Ach so, bis auf die eine dumme Geschichte vor ein paar Tagen mit dem neuen Stubenmädl draußen, mit der Marie — das ist aber auch das Einzige, der einzige Fall, wo nicht sie, sondern er angebandelt hat und — es klingt zwar unglaublich, aber es ist so — sogar ohne Erfolg! Übrigens was das letztere betrifft, um so besser; das Fiasko macht ja alles wieder gut. Also, wie gesagt, das ist das Einzige... Das heißt, natürlich, bis auf gestern abend. Aber gestern abend, das war ein Ausnahmsfall, das war die Erholung vom Fiasko, die er sich doch gönnen mußte. Und außerdem war's der Abschluß, sozusagen die Abschiedsvorstellung, mit der die Saison endet. Denn von heute an ist ja nun alles wieder vorbei — auch wenn die Steffy noch nicht käme! Auch wenn sie noch lange Zeit wegbliebe, er glaubt, er käme keinen Moment mehr in Versuchung und würde nur noch an sie denken, die er einzig liebt. Leider ist keine Gelegenheit mehr da, es zu beweisen — kaum mehr drei Stunden, und er wird die Cousine umarmen. Drei Stunden hat er nur mehr Zeit, sein Treubleiben zu beweisen; das ist sehr wenig, aber — er tröstet sich — dafür ist's umso sicherer.

Friedrich streckt behaglich die Glieder. Die Steffy kommt und der Frühling ist da! Ja, der Frühling, mit seinem lustigen, hellen Gesicht, der ist eigentlich das beste, der hat ihn wieder zur Besinnung gebracht, der hat ihn gleichsam aufgeweckt aus der Betäubung des Winters. Ihm ist, als käme die Müdigkeit heute nicht blos von einer einzigen Nacht, sondern von dem Sinnenrausch, der die ganze winterliche Zeit her schwer über ihm lag. Und das ist nun vorüber — Gott sei Dank! Heute hat er allerdings noch den Katzenjammer davon, aber auch das ist hoffentlich bald überstanden. Und schließlich — wenn er sich genau betrachtet, ein bissel herrichten kann er sich ja auch — er wird sogar heute noch, ja heute noch wird er für die Steffy der schöne Fritz sein! Er lächelt gerade seinem Spiegelbildnis etwas übermütig zu, da wird hinter ihm die Thür geöffnet, und jemand tritt ins Zimmer. Er blickt sich um und begegnet ein paar erschreckten, grauen Augen in einem schüchternen, blassen Stubenmädchengesicht. Marie steht vor ihm.

„Zum Frühstück, bitte."

„Schön!"

Langsam wendet er sich der Thür zu, einen Gassenhauer vor sich hinpfeifend. Da spricht ihn Marie, die im Zimmer aufzuräumen begonnen hat, noch einmal an, aber ohne zu ihm aufzublicken.

„Herr Doktor — —?"

„Hm?"

„Warum hab'n S' denn ... so an Zorn auf mich?" Sie hat das in einem kindlich bittenden Ton gesagt, und aus ihren Augen trifft ihn jetzt ein kurzer Blick, kokett, fast übermütig und doch von inniger Hingebung.

Friedrich hat den Kopf nur halb nach ihr gewendet und antwortet mit erzwungener Sicherheit, jedes Wort ironisch betonend:

„Bilden Sie sich nur das nicht ein!"

Er sieht sie noch mitleidig von oben herab an und verschwindet dann in der offenen Thür. Marie aber wird rot bis unter die blonden Stirnhaare und bückt sich um so tiefer über ihre Arbeit.

* * *

Die Mama sitzt am Frühstückstisch im Negligé und liest die Zeitung, als Friedrich eintritt und sie mit einem humoristischen „Mahlzeit!" begrüßt.

„Aber Fritzl, wo bleibst du denn so lang'?"

„Das herzige Billet von der Steffy — —" giebt Friedrich zerstreut zur Antwort, und er lächelt etwas schüchtern in die Theeschale.

„Ja, sehr lieb, sehr lieb!" beteuert die Mama temperamentvoll. „Da sieht man, das Mädl hat dich noch gar nicht vergessen!"

„Gegenseitig!"

Die Mama fährt fort: „Bis die Tante wieder in Ordnung kommt, wird die Steffy natürlich bei uns bleiben müssen."

„Ah! Das ist aber furchtbar nett."

„No, no, — nur langsam! Nur langsam! Ihr müßt euch noch sehr viel Zeit lassen!"

„Wa — wie meinst du das, Mama?"

„Aber gar nichts, dummer Bub! Tante Cilli, mein' ich, wird sehr lange Scherereien haben — sonst mein' ich nichts! Überhaupt jetzt, in den paar Tagen, wo ich ihr garnicht werd' aushelfen können.. Weißt du das nicht? Ich bleib' ja jetzt selber ohne Stubenmädl."

„Ah!"

„Ja, die Marie geht heut' vormittag wieder weg. Die ist ja viel zu fad und verschlafen ..."

„So!"

„So was expediert man immer am besten sofort!"

„Natürlich."

„Und dann — was glaubst du, erzählt mir die Köchin gestern? Daß die Marie seit ein paar Tagen immer von dir spricht und verliebt thut, das kecke Ding ... Das ist doch zu dumm, was?"

„Und ob! — — Armes Mädl!"

„Was sagst du da, Fritzl?"

„Armes Mädel!"

„Geh — du Geck!"

Fritz lacht gezwungen auf.

„Jetzt mach' ich mich aber auf den Weg zum Bahnhof, Mama. Es ist so hübsch draußen. Ich geh' noch spazieren."

„Adieu, Fritzl, und bring unsere Lieben natürlich gleich mit! Wenn's nicht zu kalt ist, kannst du vielleicht einen offenen Landauer nehmen."

„Küss' die Hand, Mama."

* * *

Friedrich tritt ins Vorzimmer, Marie holt ihm den Mantel und den Hut. „Wünschen der Herr Doktor auch die Überschuhe?"

„Meinetwegen."

Er steht am offenen Fenster, das in den Hofraum geht, und blickt hinaus ins Freie, in die dünne, sonnige Luft. In den Augen fühlt er's brennen wie von Müdigkeit, aber es ist ein wohlthuender Schmerz. Marie ist herangekommen und hilft ihm den Paletot anziehen. Dann fährt sie mit der Bürste über seinen Rockkragen und seine Schultern, streichelnd, fast liebkosend. Friedrich ist das peinlich. Er nimmt eine Cigarette aus der Tasche und bittet rasch um Feuer. Wie aber Marie mit dem brennenden Zündhölzchen herankommt und mit kindlichem Eifer seine Cigarette anzündet, mit einer schüchternen und doch erfreuten Miene — muß er auflachen, so unangenehm es ihm auch ist. Einen Moment lang blickt sie ihn erstaunt fragend an. Dann kniet sie stumm auf den Boden nieder, um ihm die Überschuhe anzuziehen.

Es dauert nicht länger als eine Minute. Sie braucht ja nur seinen Fuß in den Schuh fest hineintreten zu lassen und dann die Spange zu schließen. Ihm aber scheint die Scene furchtbar lang. Ungeduldig, fast ängstlich steht er da. Ihre zusammengekauerte, schmale Gestalt hat er so nahe vor seinen Augen: er sieht den gebeugten Nacken, der vom herabströmenden Blut jetzt hell gerötet ist, und die blonden, zerzausten Haarflocken darauf. Und weiter — unter dem schlecht sitzenden Saum der verwaschenen, ärmlichen Bluse, die Linien der emporgezogenen Schultern, von denen die Arme weich herabhängen. Und gerade das erinnert ihn daran, wie er sie damals sah, vor ein paar Tagen, als er den Wohnungsschlüssel vergessen hatte und sie ihm nachts öffnete, und wie sie davonlief und ihre Thüre vor ihm zuschlug ... Und er atmet auf, als Marie nun endlich fertig ist und sich langsam wieder erhebt. Ihm scheint es jetzt, als ob sie sich mit Absicht länger und umständlicher um ihn beschäftigt hätte. Fast spürt er noch jetzt die Wärme des Körpers, der sich schüchtern, aber immer sicherer an sein Knie lehnte, und die weichen Arme, mit denen sie sein Bein umschlang. Und er zieht krampfhaft alle Muskeln an und hält prüde den Atem ein, wie in Abscheu und in Angst, an etwas Unreines zu rühren. Ja, geradezu etwas Unreines — so empfindet er das — überhaupt heute! Gott sei Dank, daß es vorüber ist ... Marie steht wieder aufrecht vor ihm und glättet die zerdrückte Schürze. Die Augen hält sie gesenkt, denn über ihr mattes, blondes Gesicht fällt grell und blendend der Sonnenschein, durch das offene Fenster.

Friedrich wendet sich zum Gehen. Auf dem Fenstersims sieht er ein Blumenglas mit einem kleinen Veilchenstrauß; den nimmt er zu sich. Marie öffnet ihm die Thüre, und es fällt ihm dabei auf, daß sie erst die Blumen in seiner Hand und dann ihn selber anlächelt, mit einem ähnlichen Blick wie vorhin im Zimmer, übermütig und kokett, vielleicht aber auch demütig und fast dankbar. Dann sagt sie „küss' die Hand!"

Ein feuchter, lauer Wind bläst durch die Straßen. „Frühling.." Er sagt es laut vor sich hin, mit einem tiefen Atemzug. Den Veilchenstrauß schiebt er zur Hälfte in die Brusttasche, so daß die blaßblauen Blüten hervorschauen und ein leiser Duft zu ihm emporbringt, ihn begleitet ... Märzveigerln! Es ist eigentlich merkwürdig, wie glücklich das alles heute zusammentrifft. Die Steffy kommt — das war das erste. Dann der Frühling, den er durchs Fenster strömen fühlte. Und jetzt die Blumen ... wer hat die wohl für ihn vorbereitet? Vielleicht gar Marie — das wäre komisch. Aber, hat sie nicht früher, als sie ins Zimmer trat, ihn zum Frühstück rufen — ja, da hatte sie

(Zeichnung von E. Thöny)

doch einen Veilchenstrauß vorgesteckt ... das sind also wirklich ihre Blumen! Sie hat sie gewiß heute morgens vom Markte nach Hause gebracht und in die Sonne gestellt. Und er hat sie mechanisch zu sich genommen ... Was sie sich aber wohl dabei gedacht haben wird? Wahrscheinlich war sie erfreut, überrascht — ja, und das lag wohl in dem seltsamen, herzlichen Blick, mit dem sie ihn stumm grüßte? Freude war's und Dankbarkeit; vielleicht auch Hoffnung — freilich umsonst! Sie wird ihn kaum mehr sehen. Heute noch, hat die Mama gesagt, heute vormittag geht sie aus dem Haus. Als er mit ihrem Veilchen in der Hand würdevoll abging, war's ein Auseinandergehen für immer. Warum hat sie sich aber auch zu spät erst besonnen?

Der Wind bläst immer ungestümer; Friedrich geht mit schweren Schritten durch die nassen, schmutzigen Straßen. Er ist sehr müde. Ist es die feuchte Frühlingsluft, die sich ihm in die Glieder legt, ist es die lustige Nacht von gestern? Er winkt einen Wagen heran und steigt ein ... „Über die Ringstraße!“

Dann, als es Zeit wird, zur Bahn zu fahren, läßt er in die Vorstadt einbiegen. Der Wagen rollt durch einsame Gassen und über weite, leere Plätze. Keine Häuser, keine Menschen; nur die Pferdebahn fährt mit eintönigem Geklingel vorüber, und die Lastwagen knarren und ächzen daneben her. Mit einem Male setzt sich Friedrich ungeduldig auf und blickt suchend umher. Es fällt ihm jetzt ein, daß er für Steffy doch irgend ein Zeichen der Aufmerksamkeit braucht. Hier aber ist nichts zu bekommen, und zur Ankunft des Zuges fehlen nur noch ein paar Minuten! Blumen sollte er doch zumindest haben, die hat Steffy so riesig gern. Blumen — er muß lächeln, als er jetzt das bescheidene Veilchenbouquet erblickt, das noch immer aus der Tasche zu ihm emporschaut. Er nimmt es unwillkürlich in die Hand und biegt die Blüten mehr auseinander, damit es doch etwas besser aussieht ... so! Daran ist natürlich nicht zu denken, daß er das der Steffy überreicht! Zwar, wie er sie kennt, würde sie sich darüber sehr freuen, grade über die kleinen blassen Veilchen — in die ist sie ganz närrisch verliebt. Aber das wäre Ironie, das wäre ja die reine Ironie! Er malt sich die Scene aus, wie komisch das sein müßte; wie befangen er nur wäre und woran er dabei denken müßte, wenn er diese Blumen einer andern ... Diese Blumen! Sie müßten ihn ja an Marie erinnern, wie sie schüchtern dastand, das Gesicht vor den grellen Sonnenstrahlen gebeugt, und dann an den Moment, wo sie zusammengekauert vor ihm dalag und sein Knie umarmte, und dann an ihren flehenden Blick, als er in die Thüre trat. Sie sind ja das Andenken an ein ganz merkwürdiges Erlebnis, oder wenigstens an etwas, was ein Erlebnis hätte werden können — wenn sie früher oder wenn er später gewollt hätte ... Wie namenlos lächerlich muß er doch heute vormittag gewesen sein, mit seiner stolzen Zurückhaltung! Wenn er jetzt an die Scene zurückdenkt, schwindelt ihn fast. Und nun ist alles aus, blos wegen eines Mißverständnisses, oder wegen einer trotzigen Laune, oder vielleicht auch wegen eines Katzenjammers.

Der Wagen ist um eine Straßenecke gebogen und fährt jetzt direkt auf den Bahnhof zu. Friedrich schrickt zusammen. In was für Gedanken ist er doch verfallen! Er zieht die Schultern empor und reibt die Augenlider, um sich herauszureißen aus den wirren, zerstreuten Einfällen. Er zwingt sich, jetzt nur an die Ankunft der Steffy zu denken und an seine Pflichten beim Empfang und an die feierliche Begrüßung. Er wird liebevolle Vorwürfe bekommen, weil er in der letzten Zeit nicht geschrieben hat; und man wird gewiß von ihm erwarten, daß er sehr stürmisch und animiert ist. Und er ist doch gar nicht in der Stimmung! Grade heute nicht! Er weiß, er wird zerstreut und unhöflich sein. Und vor drei Stunden — da schien es ihm, daß alles ganz famos gehen wird ... Es ist aber auch nicht alles mehr so wie vor drei Stunden.

In der Bahnhofshalle ist ein riesiges Gedränge von Leuten, und dazwischen Glockenläuten und Pfeifen und Schreien. Er drängt sich hastig und aufgeregt vorwärts, mit einem Eifer, als wollte er sich betäuben, als wollte er gewaltsam alles andere vergessen, was jetzt nicht am Platze ist. Er eilt von Coupé zu Coupé und sucht und sucht. Aus der Ferne hört er plötzlich seinen Namen rufen. Er läuft in dieser Richtung weiter, und in der ausgestreckten Hand hält er, ohne es zu wissen und zu wollen, Blumen zum Empfange, das kleine, bescheidene Veilchenbouquet.



Eine Kotillontour



Dafür kann de Polizei nich!

(Zeichnung von R. Edler)



Schutzmann: „Wer hat denn den Mann da so schrecklich zujerichtet?“ — „Überfahren von einem Wagen, der wie rasend fuhr.“ — Schutzmann: „Welche Nummer? Den Kerl werd ick mir mal ordentlich koofen.“ — „Die Nummer weiß ich nicht, ein Lieutenant saß drin.“ — Schutzmann: „Ja, da muß so'n alter Mann besser Obacht jeben.“

Rokoko

Schwere silbergraue Portieren,
Weisse Göttergestalten mit grossen, leeren
Augen, verschlaf'ne Konsolenuhren,
Zierliche Porzellanfiguren
Auf Marmortischen mit goldenen Beinen,
Schwarze Katzen, aus grünen Steinen
Lüstern blinzelnd, auf hohen Kaminen,
Causeusen, die niemals die Sonne beschienen,
Und ein Spinett, und eine Gavotte
Aufgeschlagen, und einer Kokotte
Zierliche Nagelspur auf dem Papier,
Die damals in üppiger Schlankheit hier
Sass und spielte mit hochgezogenen
Feinen Brauen, mit schelmisch verlogenen
Blauen Augen, mit puderbestaubten
Locken, vor Herren, die ans Irdische glaubten
Und an den Hurihimmel auf Erden,
Die mit Spitzenmanschetten und halben Gebärden
Ihr Kräuseljabot aus den Westen zogen
Und schlanke Rohre träumend bogen
Mit Silberknäufen und Freiherrnkronen,
Die mit dem Parfüm der Sonnenzonen
Ihre heimlichen, zärtlichen Aventiuren
Feuchteten und mitgewandten Allüren
Den alten Gott in die Grube legten,
Über die sie sich schmächtig und höflich bewegten
In kleinen Schritten, mit scherzenden Worten —
— Wer öffnet mir die verriegelten Pforten
Zu dieser Welt der blassen Nuancen,
Der Madrigale und Medisancen?

Richard Schaukal

Doch!

Den Kopf empor! Den Hammer zur Hand!
Der Zukunft rechtes Gewaffen —
Hell lodert der Esse qualmender Brand,
Heut gilt es schaffen! schaffen!
Zerschmettert mit einem mächtigen Schlag,
Was nächtlings im Dunkeln kroch,
Einmal wird es Morgen! Einmal kommt der Tag!
Und die Zukunft gehört uns doch!

Weg mit der weichlichen Glieder Pracht,
Der Verse Seufzen und Beben —
Wir sind aus dem süßen Traum erwacht,
Wir wollen Leben! Leben!
Es klingt in der Nachtigallen Chor
Des Hungers grausiger Schrei!
Ein neues Jahrhundert steigt empor —
Die alte Zeit ist vorbei! —

Vor der Wahrheit ernstem Angesicht
Verblassen die luftigen Schemen —
Wir schämen uns unsrer Nacktheit nicht,
Sollt Ihr Eurer Lumpen Euch schämen! —
Die Jugend empor! Im Sturmeslauf!
Und ist der Himmel auch hoch,
Und stellt Ihr gewappnete Reihen auf —
Die Zukunft gehört uns doch!

War't Ihr nicht auch in Jugendstund'
Zu hohem Wert erlesen?
Jetzt schnürt Ihr uns die Knöchel wund!
Seid Ihr nicht jung gewesen?!
Weg mit dem Schwert, das in der Hand,
Der alten, kraftlos zittert;
Ein neuer Geist zuckt durch das Land,
Den keine Macht erschüttert!

Wir zücht'gen mit der Pritsche Euch,
Wir kämpfen mit lächelndem Hohne,
Die Narrheit unser köstlich Reich,
Die Schellenkappe die Krone.
Hei, unsre Lippen schwellend rot!
Die Narrheit und Jugend hoch!
Uns winkt das Leben, Euch der Tod —
Die Zukunft gehört uns doch!

Und schmäht Ihr uns und scheltet wild,
Wir wollen nimmer weichen!
Wir tragen auf unserm Wappenschild
Des neuen Jahrhunderts Zeichen!
Empor! Zerschmettert mit heiligem Mut,
Was nächtlings im Dunkeln kroch —
Durch Ströme von Blut! Durch Flammenglut
Die Zukunft gehört uns doch!

K. Becher

Stille Nacht

(Zeichnung von W. Georgi)



Das war der Tag, und seines Pfluges Lauf
Zog lange Furchen durch die Felder.
Nun steigt aus dem Schoße der schwarzen Wälder
Leise die schimmernde Nacht herauf.

Ihr tiefes Auge lächelt still und groß
Über des Tages heißes Mühen —
Das Leben schreitet fessellos,
Und seines Sommers blaue Blumen blühen.

Nun ist mein verzaubertes Herz erwacht,
Leis' entschlummert mein Wille,
Und leise atmet die heilige Nacht,
Und leise singt die Stille.

Korfiz Holm

Das Scheit

Von Guy de Maupassant

Die Fenster des kleinen Salons waren mit Vorhängen dicht verschleiert; alles atmete einen zarten, wohlriechenden Duft aus. In einem großen Kamin flackerte ein mächtiges Feuer, während eine Lampe, die auf einer Ecke des Kamingesimses stand, auf zwei sich unterhaltende Personen ihr weiches Licht goß, das durch einen mit altertümlichen Spitzen besetzten Schirm gedämpft wurde.

Sie, die Frau des Hauses, war eine alte Dame mit weißen Haaren, aber eine von den anbetungswürdigen Alten, deren runzellose Haut so glatt wie ein feines Papier und mit Wohlgerüchen durchtränkt ist — denn die Dame badet sich seit langer Zeit in feinen Essenzen, welche bis aufs lebende Fleisch durchsickern — eine Alte, deren Hand beim Kusse jenen leichten Wohlgeruch ausströmt, der einem in die Nase dringt, wie wenn man eine Schachtel voll Florentiner Irispulver öffnet.

Er war ein Freund von lange her, der Junggeselle geblieben, ein Freund, der jede Woche einmal auf Besuch kam, ein Gefährte auf der Lebensreise, weiter nichts.

Seit ungefähr einer Minute hatten sie aufgehört zu plaudern und beide schauten ins Feuer, indem sie über irgend etwas nachsannen, von jenem Schweigen umfangen, wie es solchen Leuten eigen ist, die nicht immer zu reden brauchen, um sich gemütlich beisammen zu fühlen.

Plötzlich brach ein großes Scheit, ein flammender Wurzelstumpf knisternd zusammen. Es stürzte über den Feuerbock in den Salon hinaus, rollte auf dem Teppich dahin, ringsum Funken aussprühend.

Die alte Dame stieß einen leisen Schrei aus und erhob sich, wie um zu fliehen, während er mit seinen Stiefeln das mächtige Kohlenstück in den Kamin zurückwarf und mit der Sohle die ringsherum zersprengten Gluten wegscheuerte.

Als das Unheil abgewendet war, blieb ein starker Rußgeruch zurück. Der Herr nahm wieder seiner Freundin gegenüber Platz, und indem er sie lächelnd betrachtete und dann auf das Scheit hinwies, das er wieder in den Herd zurückgebracht hatte, sagte er: „Deswegen habe ich mich nie verheiratet."

Sie sah ihn ganz erstaunt an, mit jenem neugierigen Blick, der, wenn sie ein Geheimnis erfahren wollen, den Frauen eigen ist, die nicht mehr jung sind und bei denen die Neugierde etwas Überlegtes, Kompliziertes, oft sogar etwas Boshaftes an sich hat; und dann fragte sie ihn: „Wie denn?"

Er erwiderte: „Oh! das ist eine lange Geschichte, eine recht traurige und häßliche Geschichte.

„Meine alten Freunde haben sich oft über die Kälte verwundert, welche das Verhältnis zwischen mir und einem meiner besten Freunde, mit dem Vornamen Julian, annahm. Sie wollten es nicht begreifen, wie zwei innige Freunde, zwei unzertrennliche, wie wir es waren, einander auf einmal beinahe fremd werden konnten. Nun will ich Ihnen den geheimen Grund unserer Entfremdung erzählen. Er und ich wohnten ehemals zusammen. Wir verließen einander nie, und das Band unserer Freundschaft schien unzerreißbar.

„Als ich eines Abends nach Hause zurückkehrte, kündigte er mir seine bevorstehende Vermählung an.

„Es gab mir einen Stich ins Herz, wie wenn er mich bestohlen und verraten hätte. Wenn ein Freund sich verheiratet, ist es gründlich aus mit der Freundschaft. Denn die eifersüchtige Liebe einer Frau, diese unheimliche, beunruhigende und fleischliche Liebe, duldet die kräftige und freie Zuneigung, die auf dem Geist, dem Herzen und dem zwischen zwei Männern bestehenden Vertrauen beruht, nicht neben sich.

„Wie tief gegründet auch die Liebe sein mag, welche den Mann mit dem Weibe verbindet, so bleiben sie sich doch im Geist und in der Seele fremd, verehrte Frau; sie führen Krieg miteinander, sie gehören verschiedenen Rassen an. So ergeben sich aus dem Verhältnis mit Naturnotwendigkeit immer Gebändigte und Bändiger, Sklaven und Herren; nie sehen sie einander als ebenbürtig an. Sie pressen sich die Hände, ihre von Liebesglut durchschauerten Hände; aber nie drücken sie sich die Hände in freier und unverbrüchlicher Aufrichtigkeit, und mit jenem Drucke, der die Herzen zu öffnen und bloß zu legen scheint, in einem Erguß offener und männlicher Leidenschaft. Wer weise sein will, sollte, anstatt sich zu verheiraten und, als Trost für seine alten Tage, Kinder zu zeugen, die ihn doch über kurz oder lang verlassen, eher einen treuen Freund zu gewinnen suchen und mit ihm in jener Geistesgemeinschaft alt werden, wie sie nur zwischen zwei Männern bestehen kann.

„Also, mein Freund Julian verheiratete sich. Seine Frau war hübsch und sogar reizend; eine kleine, lebhafte, mollige Blonde mit gekräuselten Haaren, die ihn anzubeten schien.

„Anfänglich ging ich nur selten zu ihnen, indem ich befürchtete, sie in ihren Zärtlichkeiten zu stören und fühlte, daß ich überflüssig war. Trotzdem luden sie mich immer wieder ein und schienen mich gern bei sich zu haben.

„Allmählich ließ ich mich durch den stillen Zauber ihrer gemeinsamen Lebensführung verleiten und speiste häufig bei ihnen. Und oft, wenn ich nachts nach Hause zurückkehrte, faßte ich den Gedanken, es meinem Freunde nachzumachen und eine Frau zu nehmen, da mir mein leeres Haus nachgerade recht öde vorkam.

„Sie aber schienen sich zu lieben und verließen einander nie. Da schrieb mir Julian eines Abends, zum Diner zu ihnen zu kommen. Ich ging hin.

‚Mein Lieber' sagte er zu mir, ‚ich muß nach Tisch notwendig noch einen Geschäftsgang machen. Ich werde nicht vor 11 Uhr zurück sein; aber um diese Zeit werde ich bestimmt zurückkommen. Nun habe ich darauf gerechnet, daß du Bertha Gesellschaft leistest.'

Entwurf zu einem Denkmal für den deutschen Michel



(Zeichnung von Bruno Paul)

„Die junge Frau lächelte und sagte nach einer Weile zu mir: ‚Übrigens habe ich die Idee gehabt, Sie einzuladen.‘

„Ich drückte ihr die Hand: „Sie sind sehr liebenswürdig.“ Und dabei fühle ich in meiner Hand einen langen und freundschaftlichen Druck nach, dem ich jedoch weiter keine Beachtung schenkte. Man setzte sich zu Tisch, und genau um 8 Uhr verließ uns Julian.

„Sobald er weggegangen war, kam eine sonderbare Befangenheit plötzlich über seine Frau und mich. Wir waren noch nie allein zusammen gewesen, und obschon unsere Vertraulichkeit mit jedem Tag größer geworden, versetzte uns das in eine ungewohnte Lage. Ich sprach zuerst von gleichgültigen Dingen, womit man gewöhnlich Verlegenheitspausen auszufüllen pflegt. Sie antwortete nichts.

„Mit gesenktem Köpfchen und irrendem Blick, den einen Fuß dem Feuer zugekehrt, wie in schweres Nachdenken versunken, saß sie auf der andern Seite des Kamins mir gerade gegenüber. Als ich mit meinem bedeutungslosen Gerede zu Ende war, schwieg ich. Es ist manchmal erstaunlich schwierig, Gedanken ausfindig zu machen und vorzubringen. Und dann fühlte ich das Ungewohnte, das in der Luft lag, das Unsichtbare, das unsagbare Etwas, die geheimnisvolle Botschaft, die uns die verborgenen Absichten, welche eine andere Person uns gegenüber in gutem oder bösem Sinne hegt, unbewußt übermittelt.

Dieses peinliche Stillschweigen dauerte geraume Zeit. Hierauf sagte Bertha zu mir: ‚Bitte, legen Sie doch ein Scheit ins Feuer, mein Freund. Sie sehen, es ist am Erlöschen.‘ Ich öffnete den Holzkasten, der am gleichen Orte stand, wie hier der Ihrige, nahm das größte Scheit und stellte es aufrecht auf die übrigen Klötze, die zu drei Vierteln verbrannt waren.

Wiederum wurde es still.

Nach Verlauf einiger Minuten lohte das Scheit derart auf, daß unsere Gesichter zu glühen anfingen. Die junge Frau erhob ihre Blicke, die mir jetzt seltsam vorkamen, wieder zu mir. ‚Nun wird es aber doch zu heiß hier,‘ sagte sie; ‚auf dem Sofa ist's angenehmer.‘ Und wir setzten uns aufs Sofa.

Auf einmal fragte sie mich, indem sie mich fest ins Auge faßte: ‚Was würden Sie thun, wenn Ihnen eine Frau sagte, sie liebe Sie?‘

Ich antwortete ziemlich überrascht und verblüfft: „Auf Ehre, ich habe den Fall nicht vorgesehen, und dann ... das würde eben von der Frau abhängen ... je nach dem.“

Hierauf begann sie zu lachen; es war ein trockenes, nervöses Lachen, ein hohles Lachen, das den Eindruck hinterläßt, als müßte es feine Gläser zerbrechen können. Dann meinte sie: „Die Männer sind nie recht kühn, noch recht boshaft.“

Sie schwieg wieder und fuhr dann fort: „Sind Sie auch schon verliebt gewesen, Herr Paul?“

Ich gestand, daß ich verliebt gewesen sei.

„Erzählen Sie.“

Ich erzählte ihr die erste beste von meinen Liebesgeschichten. Sie hörte aufmerksam zu, nicht ohne häufige Zeichen der Mißbilligung und der Geringschätzung. Und plötzlich brach sie aus: „Nein, Sie verstehen die Sache nicht. Wenn's eine Liebe sein soll, die etwas taugt, so muß sie uns, wie mir scheint, das Herz erschüttern, die Nerven spannen bis zum Platzen und das Gehirn durchglühen und versengen; sie muß —, wie soll ich mich ausdrücken — gefahrvoll, schrecklich sogar, beinahe frevelhaft, verbrecherisch sein; etwas wie List und Verrat; es wird ihr zum Bedürfnis, heilige Schranken, Sitten und Gesetze, brüderliche und freundschaftliche Bande zu brechen; oder soll das Liebe sein, wenn dabei alles ruhig, geschäftlich, leicht, gefahrlos und gesetzlich verläuft?“

Ich wußte nicht, was antworten; aber im stillen that ich für mich den philosophischen Ausruf: „Da haben wir das Weibergehirn!“

Wie sie so sprach, nahm sie eine gleichgültig-scheinheilige Miene an, und indem sie sich auf die Kissen stützte, lehnte sie sich zu mir herüber, den Kopf auf meine Schulter legend. Dabei wurde das Kleid etwas in die Höhe gezogen, so daß der rotseidene Strumpf sichtbar wurde, an dem der Feuerglanz von Zeit zu Zeit aufflackerte.

Nach einer Minute sagte sie: „Sie fürchten sich vor mir.“ Ich verwahrte mich dagegen. Jetzt lehnte sie sich ganz auf meine Brust herab und sagte, ohne mich anzusehen: „Und wenn ich Ihnen sagte, ich liebe Sie; was würden Sie machen!“ Und bevor ich eine Antwort hätte finden können, hielt sie mit beiden Armen meinen Hals umschlungen, riß sie meinen Kopf an sich und fanden ihre Lippen die meinen.

Meine liebe Freundin, ich versichere Sie, daß es mir keineswegs angenehm war. Wie! ich sollte Julian hintergehen? Der Liebhaber dieser tollen, bösen und listigen Kleinen werden, die ohne Zweifel über alle Maßen sinnlich war und der ihr Mann bereits nicht mehr genügte. In einemfort täuschen und hintergehen, den Verliebten spielen, nur um den Reiz der verbotenen Frucht zu genießen, der Gefahr zu trotzen und an der Freundschaft Verrat zu üben. Aber was sollte ich thun? Joseph bei Potiphars Weib nachahmen? Die Rolle war mir zu dumm und überdies schwierig — bei all ihrer Falschheit war dieses Weib bethörend, verwegen in ihrer Glut, gierig und bebend vor Liebe.

Mag derjenige, der noch nie auf seinem Mund den tiefgehenden Kuß eines liebenden Weibes gefühlt hat, das bereit ist, sich hinzugeben, den ersten Stein auf mich werfen! . . . Kurz, noch eine Minute . . . Sie begreifen . . . nicht wahr? Noch eine Minute, und . . . ich war . . . nein, sie war . . . entschuldigen Sie, er war's! . . . oder vielmehr, er wäre es gewesen, wenn nicht plötzlich ein furchtbares Geräusch uns so erschreckt hätte, daß wir beide aufsprangen.

Das Scheit, meine Gnädige, das Scheit fuhr in den Salon hinaus, warf die Schaufel und den Feuerschirm um, wälzte sich wie ein Flammengischt, steckte den Teppich in Brand und kam endlich unter einem Polstersessel zur Ruhe, der unfehlbar Feuer fangen mußte.

Ich stürzte wie besessen hinzu, und während ich den rettenden Feuerbrand mit dem Fuß in den Kamin zurückschleuderte, ging plötzlich die Thüre auf! Julian trat ein — in fröhlicher Laune. Jubelnd rief er aus: „Ich bin frei, Kinder! ich habe das Geschäft zwei Stunden früher, als ich erwartete, erledigen können.“

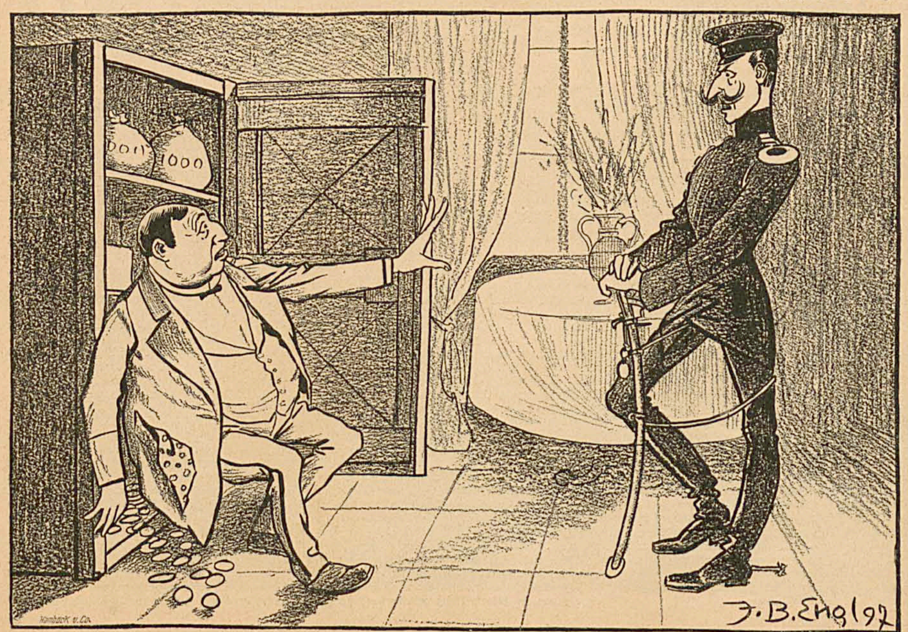
Ja, meine Freundin, ohne das Scheit wäre ich auf frischer That ertappt worden. Und nun sehen Sie, welche Folge ich dem Erlebnis gab.

Fortan wußte ich solche und ähnliche Lagen zu vermeiden. Nachgerade wurde ich gewahr, daß Julian mich kalt aufnahm. Offenbar untergrub seine Frau unsere Freundschaft, und allmählich blieb ich ihm ferne und wir besuchten einander nicht mehr.

Ich habe mich nicht verheiratet. Sie dürften sich kaum mehr darüber wundern.

Noch ein Brüse-Witz*)

(Zeichnung von J. B. Engl)



„Was für Garantien habe ich, daß der Wechsel wieder eingelöst wird?“ — „Meine Offiziersehre!“ — „Gott der Gerechte, mir giebt's einen Stich, Herr Lieutenant, ich kann kein Blut sehen!“

*) Und damit ist für uns diese Affäre endgültig abgethan.



„Die Technik"

Organ für gemeinverständl. Darstellung sämtlicher Fortschritte der Technik.

Rundschau

über die technischen u. industriellen Errungenschaften auf allen Gebieten.

Preis pro Quartal 2 Mk. Abonnement durch jede Buchhandlung und Postanstalt.

Jeder, der sich für die Fortschritte der modernen Technik interessiert, verlange Probenummern gratis durch

Fischers technologischer Verlag, M. Krayn
Berlin W., Köthenerstrasse 46.

Apotheker G. Schweitzer's
● Hygienischer Frauenschutz ●

In medicin. und anatomischen Fällen, wo eine Empfängnis unbedingt vermieden werden muss, absolut sicher wirkend.
1/1 Sch. = 12 St. 3 M.
1/2 „ = 6 „ 1.60 „
Porto 20 Pfg.
Präparate ohne nebenstehende Schutzmarke sind Nachahmungen.
SCHUTZ-MARKE. Schweitzer.
General-Vertreter: Hans Regner, Königinstr. 57/I, München.

Zur Anlage undurchdringlicher Hecken und Zäune in bekannter, unübertroffener Qualität offeriert

150,000 Weißdornpflanzen.

• Versandt bei frostfreier Erde sofort. • Verpackung zum Selbstkostenpreis. •
I. Qualität 3jähr. verpflzt. per Tausend Mk. 25.—.
II. Qualität 2jähr. verpflzt. per Tausend Mk. 20.—.
I. Qualität liefert in 2 Jahren einen kompletten Zaun.

Die Rosengärtnerei von
Richard Schramm, Augsburg.
Hauptverzeichnis aller Rosen kostenlos und frei zu Diensten.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.

L. Stader, Kunstbildhauer, **München,** Arcostrasse 12/0.

Santal allein hilft nicht, wie jeder weiss, gegen Krankh. der Geschlechtsorgane, Blasenkatarrh etc., nur in Verbindg. mit unserer Spezialität **Tutus** (Bestandteile auf jeder Flasche) sicherer Erfolg in 3 Tagen, beides gegen 4 Mk. Verstärkte Composition II b. veralt. Fällen 6 Mk. vom Chem. Laborator. Jahske, München.

Dr. med. Arno Krüche's
Physikalische-Heilanstalt
Schwanthaler-Bad, München,
Für chronische Leiden aller Art.
Sommer u. Winter geöffnet. Prospect kostenfrei.

Dubiose Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Goldstein & Co.
Berlin, Neue Schönhauserstrasse 1.

Sie danken mir ganz gewiß, wenn Sie nützliche Belehrung über neuest. ärztl. **Frauenschutz** lesen. Per Kreuzband gratis, als Brief geg. 20 Pf. Porto. **R. Oschmann, Konstanz 136.**

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1[I] am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

Für auswärtige Schüler Pension im Hause.

Hofrat Dr. Steinbacher's Wasserheilanstalt

Bad Brunnthal

in **München.**

Ärztlicher Direktor: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.
Prospekte kostenlos.

Wertvoll für
Aerzte
und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter **Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing,** erstatteten eidlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung
gegen vorzeitige Schwäche!

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.
Es existiert nichts Aehnliches!
Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Arbenz'sche Rasirmesser

mit ersetzbaren Klingen! Entsprechen den weitgehendsten Anforderungen! Sind weltberühmt wegen ihrer erstaunlichen Rasierfähigkeit und können als die **besten, zuverlässigsten** und **preiswürdigsten** Rasirmesser empfohlen werden. Tausende von Zeugnissen! **Vollste Garantie für Qualität!** Zu beziehen durch: Kgl. Hofl. H. Windler, Dorotheenstr. 3, Berlin; Link & Piazotta, 9 Sommerstr., München; G. Schwaiger, Hoher Weg, Augsburg; F. L. Barth, G. 2. 25, Mannheim; P. Schäfer, Erbprinzenstraße, Karlsruhe; Fred. Walb, 28 Hauptstraße, Heidelberg; F. L. Fischer, Kaiserstr. 113, Freiburg (Breisg.); C. Hove, Zeil 3, Frankfurt a/M.; H. Levy, Schöffergasse 3, Dresden, u. durch alle Handlung. die **beste, garantierte** Messerwaren verkaufen. Engros d. d. Fabrikanten

S. Arbenz, Lausanne (Schweiz).

GARANTIRT

Alte Kupferstiche

Katalog gratis und franco durch
Hugo Helbing, München, Christophstraße.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von dem Verleger, **Albert Langen, München,** Kaulbachstraße 51a:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

Herausgegeben von

Marcel Herwegh

Preis 3 Mark.

„Ein sehr interessantes Buch, in welchem sehr viel schätzbares Material zur Geschichte des Jahres 1848 und des Flüchtlingslebens vor und unmittelbar nach der Revolution zusammen getragen ist . . ."
Stuttg. Beobachter Nr. 299 vom 21. Dez. 1896.

Entziehungskuren!

Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Photographien n. d. Leben.



Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniaturphotographien u. 1 Kabinetbild **Mk. 3.—** (Briefm.) empf. Katalog 20 Pf.-Marke.

S. Recknagel Nachf.
München.

Patente

besorgen u. verwerten
H. & W. Pataky
Berlin NW., Luisen-Strasse 25.

Sichern auf Grund ihrer reichen Erfahrung (25 000 **Patentangelegenheiten** etc. bearbeitet) fachmännisch gediegene Vertretung zu. Eigene Bureaux: **Hamburg, Köln a. Rh., Frankfurt a. M., Breslau, Prag, Budapest.** Referenzen grosser Häuser — Gegr. 1882 — **ca. 100 Angestellte.** Verwerthungsverträge ca. **1 1/2 Millionen Mark.**
Auskunft — Prospecte gratis.

---

150 Licht-u. Öldruckbilder etc. alle versch., statt 60 Mk. frk. **nur 9 M.**
Kat. u. 1 Probe 20 Pf. **Gemälde** u. **Stiche** billig. Kunst-V. P. Bayer, Dresden N l, Schumannstr. 11.

Patent-Bureau G. Dedreux München Brunnstr. 9

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Aufbewahren! — Ausschneiden!

Immer Lustig:



20 Bücher für den unglaublich billigen Preis von nur **1,50 M.**

Das Buch zum Totlachen! (Neu, pikfein illustr.) **Giovanni Boccaccio: Dekameron,** ausgewählte Geschichten. **Graf v. Monte-Christo,** Flucht aus der Gefangenschaft. Von Alex. Dumas. **Casanova's Galante Abenteuer,** Neue Auswahl (sehr interessant). **„1000 faule Witze", Tollheiten, Anekdoten** etc. (große Heiterkeit). **174 neueste Couplets, Lieder,** z. B.: Das Tingeltangel, Wenn die Blätter leise rauschen, So 'ne ganze kleine Frau etc. (großer Lacherfolg u. Applaus). 2 große illustr. **Kalender, Briefsteller, Commersbuch, Herrenabend,** Taschenliederbuch, **6. u. 7. Buch Moses** (sehr inter.). **Gelegenheits-Deklamator** für **Geburtstagsfeste; Polterabend-, Hochzeit-** und **Kranzgedichte. Geschichtsbücher, Erzählungen** etc.

Außerdem verpflichten wir uns, jeder Bestellung auf diese Anzeige noch 5 originelle **Witz-Gratulationskarten, Aprilscherze** und **1 Gesellschafts-Kartenspiel** für 4—10 Personen beizulegen. Alle **20 Bücher** etc. **„Immer lustig!"** zusammen **nur 1,50 Mk.** (Keine Couvert-, sondern Postpacketsendung.)

In der Zeit vom 15. Januar bis 15. April erhält jeder unserer Kunden, sowie jeder Besteller eines **Cataloges gratis** und **franco** ein **Preisräthsel** zugesandt und wird unter den Einsendern richtiger Lösungen **streng reell**

vollständig gratis

Brockhaus, Grosses Konversations-Lexicon

Neueste Jubiläums-Ausgabe, 16 Prachtbände, Werth 160 Mk.

unter **amtlicher Aufsicht öffentlich** verlooft.

Die näheren Bestimmungen sind aus unseren Preisräthsel-Formularen ersichtlich. Den letzten angesetzten Preis, ***Meyer's Grosses Konversations-Lexicon*** erhielt am 9. Januar d. J. Herr Casinowirth ***Wilhelm Möller*** in ***Schmalkalden.***

Adresse: **Buchhandlung Klinger**
BERLIN C. 2, jetzt: Kaiser Wilhelmstraße **4.**

Rich. Bong, Kunstverl., **Berlin W.,** Potsdamerstr. (K. I-IV) versendet einen reich enthaltend

Jll. Katalog 9 Liebes-Scenen, 11 Schöne Frauen, 8 Relig. Bilder u. 8 Patriot. Bilder **50 Pf.** mit Visitb. in Blau-Druck. für in Marken.
Besond. geeignet für Export nach all. Ländern.

Schäfer Thomas patentl. gesch.

Electro-Magn. Ringe.

— Altbewährt Erfolg unerreicht —
b. Nervenschwäche, Frauenleiden, Asthma, Gicht, Blutarm., Krämpfe, Bettnässe etc. etc. In all. gröss. Apoth. u. dir. geg. 3,25 M. p. Paar Gen.-Dep. Fr. Helbing, Sachsenhausen-Frkft.

„Wörishofer Blätter".

Wem seine eigene und seiner Familie Gesundheit am Herzen liegt, der lese und abonniere die in München erscheinenden

„Wörishofer Blätter"
Aelteste periodische Druckschrift auf dem Gebiete des Kneipp'schen Naturheilverfahrens.

Illustrierte Zeitschrift für das gesamte moderne Naturheilverfahren, für naturgemäße Lebensweise und für Volkswirtschaft.

☛ Ausgezeichnet mit der **silbernen Medaille** auf der Ausstellung für das Rote Kreuz in Leipzig und mit der **goldenen Medaille sowie dem Ehrendiplom** auf der Weltausstellung in Halle a/S.

Vereinsorgan mehrerer Naturheilvereine.

Das Programm der „Wörishofer Blätter" umfaßt alle Anwendungen, die das moderne Naturheilverfahren kennt. ☛ **Aerztlicher Ratgeber** ☚ für die Abonnenten kostenfrei.

Interessant und ebenso populär als anregend geschrieben, behandeln die „Wörishofer Blätter" insbesondere auch die Bekleidungsreform und alle mit einer gesunden und billigen Volksernährung zusammenhängenden Gegenstände und volkswirtschaftliche Fragen.

Abonnementspreis vierteljährlich 15 Nummern Mk. **1,50,** unter Kreuzband Mk. **2.—.** Probenummern gratis und franko durch den

Verlag der Wörishofer Blätter (Münchener Handelsdruckerei M. Poeßl) Goethestraße.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.
Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Photographien,

Kuriositäten und Lektüre.

100 große Muster, „Mignons" (feine Miniaturen) und ein Orig.-Cabinett 5 Mark oder 3 fl. (auch Briefm.). Katalog, illustriert, dazu gratis. **J. Gruschinsky,** Fiok 197, **Budapest.**

In der **vornehmsten** Lage, Steinsdorfstraße, der Stadt **München** ist eine hochelegante, mit allem Comfort der **Neuzeit** ausgestattete

Herrschaftswohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Bad, Garderobe, 2 Dienstbotenzimmer, 2 Closets

per 1. April oder später

zu vermieten.

Näheres unter Chiffre **E. H. 24** durch die Exped. des Simplicissimus.



Das Geheimnis der Unwiderstehlichkeit im Damen-Verkehr.

Unterweisung in den feineren Künsten der Liebes-Strategie mit Mustern siegreicher Gespräche u. origineller Anknüpf.- u. Conversations-Phrasen. Preis M. 1,10.
A. E. Schlöffel's Verlag, Leipzig, Sedanstraße 18.

Teppich-Reinigungsanstalt,

mech. u. chem. Reinigung von Teppichen, Portièren, Fellen etc. Spezialität:

● Kunststopperei. ●

Aufbewahrg. v. Teppichen etc. d. ganze Jahr.

A. Giulini, München,
Inh.: **Ferd. Götz, Mandlstraße 5, Schwabing.** Tel.: 451.

Dr. Emmerich's Heilanstalt
für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke
Entziehungskuren ohne Qualen.
Baden-Baden.
(Prospekte!) Siehe Dr. E.: „Die Heilg. d. chron. Morph. ohn. Zwang u. Qualen." Verlag H. Steinitz, Berlin.
Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** II. Arzt: **Dr. Hörsen.**

Firmen, die alljährlich eine große Anzahl **Briefcouverts** verbrauchen oder in umfassender Weise Kataloge, Rundschreiben, Preisverzeichnisse u. s. w. versenden, liefere ich auf der Rückseite bedruckte Couverts mit Firma zum Preise von 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. pro Tausend, je nach Höhe der Bestellung. Proben gratis und franko.

München, Kaulbachstraße 51a.

Albert Langen.



Für Angabe von **Adressen,** an die wir voraussichtlich mit Erfolg gratis u. franko **Probenummern** senden können, sind wir unseren Lesern stets dankbar.

München, Kaulbachstr. 51a.

Die Expedition des Simplicissimus.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Im Sonntagsstaat

(Zeichnung von E. Thöny)



Im Sonntagsstaat, als die Glocken klangen,
Sah ich dich jüngst zu guter Stund', —
Dein Mädchenbusen zart und rund,
Schwellend und süß der junge Mund,
Und herzige Grübchen in den Wangen.

Ein spitzer Pfeil im braunen Haar,
Das unterm hellen Hute quoll, —
Das Herzchen, ach, so jung und toll,
Von Lachen und Liebe übervoll,
Und blitzend das listige Augenpaar!

In allen Gärten, in allen Gassen
Lag schimmernd Glanz und Sonnenlicht.
Am sonnigsten war dein Gesicht — —.
Und dann . . und dann . . ., ich weiß es nicht,
Wie oft du dich hast küssen lassen.

Zwischen Küssen und Scherzen, zwischen
Küssen und Lachen
Stahl sich ein Thränlein dir leise
hinab. —
Schatz, weißt du denn, wie lieb ich
dich hab'? —
Vieltausendmale lieb ich dich hab'? —
Herrgott, wie kann das glücklich
machen!!

Hugo Greinz

1. Jahrgang Nr. 51

Preis 10 Pfg.

20. März 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5 gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Gefilde der Seligen

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Nein, wir können Ihnen keine größeren Flügel geben. Sie haben kein kirchliches Begräbnis gehabt.“

Marienbild

Im alten Parke liegt ein grauer Stein,
Drauf eingemeisselt ein Marienbild.
Im Moos verschwunden ist der Heiligenschein,
Und nur das Antlitz blickt noch menschlich mild.

Einst stand das Bild an eines Weges Saum
Hoch aufgerichtet, im Gebet verehrt —
Nun aber liegt's im stillen Waldestraum,
Wo niemand mehr dem Moos und Epheu wehrt.

Und wer es sieht, der schaut es lange an
Und fühlt im Herzen, wenn er's auch nicht weiss
Schön ist das Bild erst, seit aus starrem Bann
Es niedersank in diesen Zauberkreis.

Wilhelm von Scholz

Ellinor

Von Jakob Wassermann

Das große Fenster, das fast die ganze Wand ausfüllte, war mit langen, braunen Gardinen bedeckt und nur an einer Stelle öffneten sie sich, und man konnte hinausschauen in die schwarze Winternacht, in dies ungelichtete Schwarz, wo Himmel und Erde und alle die Rätsel dieser Welt zu verschmelzen scheinen. Ein großer, gelber Palmwedel strebte hinauf gegen die Decke; er beugte sich weit vornüber und grüßte gleichsam die Nacht. Der matte Spiegel gab sein schwankes Bild zurück und der gelbe Rahmen war mit glühend grünen Binsengräsern geschmückt. Diese Gräser bewegten sich oftmals leise in einem schwachen Zugwind, der von den Fensterspalten herstrich und es war dann, als flüsterten sie. Im Ofen brannte das rote Feuer, gleichmäßig und still, und am Boden spielten sie lechzend hin und her, die purpurnen, schmalen, flackernden Reflexe. Und wie das geöffnete Maul eines ganz wilden und sagenhaften Tieres starrte die Klaviatur des Pianinos in den halbdunkeln Raum, dessen seltsames Gemisch von Ärmlichkeit und zigeunerhaftem Putz in dieser Dämmerung etwas Romantisches und Weltabgeschiedenes hatte: Wald und Wiese mochten draußen sich ausbreiten, oder die grenzenlose Haide, oder ein See. In der glänzenden Ebenholzpolitur des Klaviers zitterte leicht und träumerisch das Bild der rotverhängten Lampe.

Wie sollte diese ungebrochene Stille und die Vorstellung des Winters draußen nicht zu Erinnerungen führen? Auf der blauen, leckenden Spiritusflamme summte das Wasser, und es war stets ein einziger Name, der vernehmlich herausklang, so daß Bryan zuletzt hilflos sein Gesicht in das Polster der Ottomane vergrub. Aber klarer noch als bisher hob sich diese Gestalt ab vom Wesenlosen und Raumlosen, und es gab keinen Gedanken und keine Überlegung, die stärker waren. Er horchte begierig auf jedes Geräusch vom Hofe unten, oder vom Dach unmittelbar über ihm, und ein überfeines Ohr konnte gar wohl dieses geheimnisvolle Knistern des Schneefalls vernehmen, oder es sich einbilden, dessen Schauspiel beim Licht des Tages alle Sinne förmlich einlullt zur Ruhe, und das man die sichtbare Stille nennen könnte, so wie man von einer hörbaren Stille spricht. Was half es da, hinzugehen und zu spielen, banale Melodien oder traumhafte Melodien, oder eine klassische Sonate voll Wohlklang und feiner Freiheit? In Melodien und in Tönen kann niemand sich selbst und das Vergangene vergessen. Da kamen Stimmen aus der Ferne, denen muß gelauscht werden und erwidert werden: „Bryan, du hast mich zu Grunde gerichtet."

„Ich that es nicht; du hast dich getäuscht und mich auch."

„Ach, ich habe dich nicht getäuscht. Ich wußte nur nichts von dir und deinem Wesen, bis ich fort war. Dann warst du ganz in mir. Da bin ich jetzt, fern von dir, und muß leben wie ein verjagter Hund. Du siehst es nicht, aber es ist kalt in mir, wenn ich auch im Süden bin. Dort drüben sind die Rosengärten und die Alpen glühen im Abend."

„Hast du nicht selbst gesagt, du seist meiner nicht wert? Du hast es geschrieben. Hast du es denn nicht selbst geschrieben? Mit denselben Worten."

„Du hättest es ahnen müssen, daß ich nicht rein war vor dir. Aber du hast mich bloß gequält mit Mißtrauen. Du weißt jetzt alles, wenn schon ich dir nichts gesagt habe. Aber auch früher hättest du wissen können, dann wäre viel zu verzeihen gewesen. Deine Armut freilich entschuldigt all den zaghaften Argwohn. Wie oft habe ich geweint und du hättest alles ahnen müssen. Zum Beispiel vorige Weihnachtsnacht, erinnerst du dich? Wir hatten einen kleinen Baum gebaut und künstlichen Schnee darüber gelegt und es sah feierlich aus. Du schenktest mir ein weißes, seidenes Tuch und das brachte mich ganz von Sinnen vor Gram. Ich weiß nicht warum; das Fest und der Baum und das Schenken. Ich konnte es nicht mehr aushalten: da gingen wir zu deinem Freund. Erinnerst du dich?"

„Ja, ich erinnere mich, und heute ist wieder so eine Nacht, wenn auch das Fest vorbei ist. Es ist friedlich und die Dächer sind im Schnee vergraben und ich liege da und kann nicht aufstehen und ich höre doch, wie das Wasser im Kessel kocht und verkocht. Ich liege da und quäle mich, quäle mich, ob ich Recht hatte, dich zu lassen, dich das Leben allein gehen zu lassen."

„Du hast recht gehabt. Aber nun!" —

„Warum bist du so schweigend fortgegangen? Hartnäckig und stolz warst du immer. Du hast einen abstoßenden, falschen Stolz in dir. Und ich bin nicht so stark und ohne Vorurteil, den Betrug zu vergessen. Ich will dich auch nimmer wieder sehen."

So war diese stumme Verständigung aus weiter Ferne, durch viele Meilen, in Träumen. Bryan stand auf und lächelte voll Verachtung. Seine Vernunft und seine Urteilskraft verspotteten diesen Traum aus dem Süden, von Rosengärten und sentimentaler Sehnsucht. Und doch war es ihm, als sei nun etwas Überirdisches in ihm vorgegangen und der tiefste Grund seiner Seele, jenes unberührte, unbeschrittene Land, wo unsere geheimsten, närrischsten und innigsten Empfindungen wohnen, erblühte in einem schwellenden Blumenfrühling. Doch bald kam wieder das echtere, wirklichere Bild dieser Frau: die bedrückende Mischung von Abenteuerlichem und Prüderie, von Offenheit und Unredlichkeit, von Schwermut und überreizter Lustigkeit, von Hingebung und kühlem Spott. Bald berechnend, bald naiv, bald lächerlich selbstbewußt und bald verzweifelnd, bald aufrichtig und bald verschlagen, glich sie einem dunklen Labyrinth und wie ein Polyp umklammerte sie den schwachen Mann und saugte ihm jeden Entschluß aus der Seele, bevor er nur gereift war. Still und

(Zeichnung von A. M. Eichler)



apathisch war sie, wenn er stürmisch wurde, und das hatte er für ein völliges Aufgehen in seiner Leidenschaft genommen; verschwenderisch und besinnungslos umgab er sie mit Leidenschaft und wußte nicht hauszuhalten mit dem Reichtume seiner Gefühle, bis manchmal die Verachtung für diesen Überschwang in ihren Augen aufschimmerte. Seine Augen freilich riefen ihr stets zu: du bist alles. Sie verstand diese Sprache, denn sie war schlau und sein Inneres war ihr vertraut wie ein wohlbekanntes Buch, das man nicht ohne Gefallen wiederliest, dessen einzelne Seiten aber oft langweilig und oft schwerverständlich sind.

Das Feuer im Ofen prasselte. Bryan lachte laut. Die Spiritusflamme war erloschen. Die Stühle in diesem Raum werden noch einmal sprechen, dachte er, und das lange schräge Fenster da hat viel zu berichten. Sie werden mich anklagen und das Weib anklagen, um der Verschwendung von Jugend und Kraft willen.

Auf einmal wurde Bryan heiter. Nur das unbestimmte Gefühl konnte er nicht loswerden, als ob sie in dieser Nacht noch zu ihm kommen müsse, als ob sich in der nächsten Minute die Thür öffnen müsse: für sie. Und sie würde dann dastehen mit ihren leuchtenden, unvergleichlichen Augen und würde heimlich und glücklich lachen. Oder da sie noch von früher her seinen Schlüssel besaß, Thor- und Wohnungsschlüssel, würde sie vielleicht erscheinen, mitten in tiefer Nacht und sie würde hintreten an sein Bett und seine Hand nehmen, und bis er aufwachte, würde er noch den langen Traum haben von dem Glück ihrer Nähe. Solch tolle Phantasien hatte der kleine, eitle Bryan, die komisch und unwiderstehlich zugleich waren. Gedankenlos nahm er einen Bleistift und kritzelte, wie es Schüler thun, Gestalten und Fratzen auf ein Stück Papier. Plötzlich schrieb er, anfangs ganz ohne Bewußtsein, daß es Verse waren, mit großen und gleichsam prahlenden Lettern:

„Nun bist du hin; ich hab' dich gern verloren.
Leicht hab ich dir die Treue abgeschworen.
Ich bin befreit von dir und nur als Leiche,
Ist's möglich, daß ich dir die Hände reiche.
Der Tag ist nah, der mir dein Bild verwehrt;
Rasch lernt vergessen, wer zu rasch bethört.

Nachdem er mit diesen knabenhaften Versen zu Ende war, dehnte er die Glieder und suchte zu gähnen. Es ist ja oft so, daß uns eine Brutalität von unsern sensiblen und feinen Schmerzen entfernt. Bryan ging in sein Schlafzimmer, kleidete sich in Gesellschaftstoilette, zog den Mantel an, verlöschte das Licht, und ein Gassenlied pfeifend, verließ er seine Wohnung. Auf der Stiege fiel ihm ein, daß er sein Gedicht auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen und das ärgerte ihn, denn er war zu kleinlich, um die ersten Verse, die er im Leben gemacht, für den Schreibtisch zu bewahren. Doch war er auch zu träg, wieder umzukehren. Seine Heiterkeit und seine innere Ruhe nahmen zu und auf der Straße atmete er mit außerordentlicher Befriedigung die kalte, klare Luft des Winterabends ein. Selten war ein Mensch zu sehen, wie wenn sich alle schen verkrochen hätten und der Schnee fiel und flimmerte an tausend Stellen zugleich. Jede Flocke war ein Stückchen mehr zu dem weißen, blendenden Mantel, der da lag in weiter, faltenloser Glätte und weich und blitzend sich abhob von dunkelroten Lichtscheiben der Fenster und sonderlich von der schweren, lautlosen Nacht. Bryan freute sich dieser Nacht, aber er freute sich auch des festlichen Saales, der ihn erwartete, der festlichen Menschen, und er konnte nicht verstehen, daß er die Einladung nicht zu befolgen beschlossen hatte. Vor dem Portal stampften die Pferde, und glänzende Wagen fuhren hinein und lachend, das gerötete Gesicht hinter weißen und bunten Fächern kokett verbergend, fliegen die Damen das Vestibül hinan.

Der strahlende Saal, der lichtvolle Saal! Männer, die sich verbeugen und verbeugen vor einem schlanken Hals oder vor einem ungewöhnlichen Busen, da sie sonst nichts zu thun haben; Kavaliere mit erloschenen, und solche mit trügerisch glänzenden Augen; sie haben den Genuß zum Zweck des Lebens gemacht, aber nicht jenen Genuß, der von innen quillt, sondern den, der von außen kommt oder kommen soll; oder das Genießen ist eine Philosophie geworden und die Genüsse haben ein System. Der Haarkünstler und der Bartkünstler haben sich beeilt, ein übriges für sie zu thun, und ihre Denkungsart scheint makelloser zu sein als das makellose Hemd. Sie sagen Schmeicheleien und sprechen unaussprechliche Dinge mit den gewandten Augen; sie sind frei im Innern und frei in der Welt, aber wehe dem schlechteren Rock, wehe der schiefsitzenden Binde! Das ist recht, denn die Ordnung erhält den Staat und baut goldene Säle. Das anerkennen auch die Frauen, denn sie lächeln über diese geschickten Herren und lächeln mit ihnen; sie sind bereit, ihnen ihre Seele für eine Viertelstunde zu schenken und dann einem anderen und dann einem dritten; aber nicht länger als eine Viertelstunde, denn es giebt einen rechtmäßigen Besitzer dieser Seele, der alles beanspruchen kann, was er will. Aber was thut das, man schielt ein wenig hinüber in Nachbars Garten, ins nachbarliche Haus, und es gefiele einem schließlich doch besser als im eignen Haus. Hier ist alles vergessen, was sonst noch in der Welt sei an Leiden und Fährlichkeiten; es ist ein wogendes, gestaltenreiches, schönes Leben voll Wärme, Freudigkeit und Herzlichkeit, und keiner betrügt den andern oder beneidet ihn; denn auch ihn belehrt ja ein kurzer Blick in den Spiegel von seiner Vortrefflichkeit. Es ist Musik da, die leise schallt, wie aus weiter Ferne und die von niemand gehört wird, außer von einem blassen Jüngling, der noch an seinen Illusionen zehrt, oder von einer armen Häßlichen, um die sich niemand kümmert. Diese beiden vereinen vielleicht ihre Gedanken; wie ein mystischer Strom fließen ihre Gefühle über die Köpfe dieser Menschen hinweg zusammen und es ist möglich, daß sie an den Wald denken, der im ebenen Land dasteht voll beschneiter Weihnachtsbäum, und in dem der Märchenprinz haust, oder sie denken an die Zukunft, die immer noch golden daliegt.

Bryan sitzt in einem halbdunkeln Seitengemach, wo der Lärm nur gedämpft hereinklingt, und er sprudelt von Geist und Laune, und sein Freund, der Hofrat, beneidet ihn in der That um seinen Erfolg bei den Damen.

„Liebe geht auf schwanken Wegen . . . ." sagte der Hofrat in seiner süßlichen Weise.

„Komisch, ich darf Sie nur anschauen und ich denke immer, Sie sitzen an einem Spinnrad und spinnen," sagte die Dame malitiös.

Alle lachten, der Hofrat am meisten, obwohl er innerlich tief verwundet war. Er war ein Weltmann und ein leidlicher Gesellschafter; ein stets geschäftiger Mensch, der ein wenig zum Zeitvertreib Melpomene die Füße küßte und an allen Dingen der Welt oberflächlichen Anteil nahm. „Und wenn ich Sie sehe, meine Gnädigste," erwiderte er, „so weiß ich, daß Adam und Eva nicht hätten zu sündigen brauchen, — ich meine natürlich —," er hielt inne, er hatte die Gewohnheit mit gewagten Dingen in der Konversation lässig zu spielen; er balancierte mit Worten wie ein Equilibrist mit Kugeln. Bryan wollte in diesem Augenblick etwas Witziges sagen und blickte dabei sinnend auf sein Glas. Der wunderlich betäubende Duft der vornehmen Welt hatte ihn völlig durchdrungen, und er sah nur vielfältige Farben wie im Traum an sich vorbeischweben. Die Lüster in der Höhe schienen

sich zu schaukeln, als ob sie selbst mit ergriffen wären vom Geist des Tanzes und der Freude. Da sah er plötzlich, ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn von der Stirn bis zu den Knieen, wie sein Glas, das unberührt vor ihm stand, mit einem leichten Klirren mitten entzweibrach, wie der Kelch einen Augenblick schwankte und dann klirrend auf das Tuch fiel und es mit seinem gefüllten Inhalt rötete. Bryan wurde leichenblaß und der Hofrat nahm ihn unter den Arm und führte ihn hinaus durch die Gäste in das Vestibül, damit er sich in der kühleren Luft erhole. Aber Bryan nahm den Mantel, sagte dem freundlichen Rat hastig Dank und Lebewohl und ging. Auf der Straße war er zuerst noch ganz besinnungslos, überlegungslos; bald aber verwunderte er sich über sich selbst und ärgerte sich. Er konnte nicht begreifen, daß er sich eines Zufalls halber so erregt hatte, und wäre gern wieder zurückgekehrt, wenn nicht eine geheimnisvolle Stimme in seinem Innern ihm Widerstand geleistet hätte. Er beschloß zuerst noch eine Tasse Thee zu trinken, aber dieselbe Stimme trieb ihn unerbittlich vorbei an den Räumen der Wirtshäuser, und er sagte sich dann, daß er eigentlich doch am liebsten nach Haus ginge. Eine Droschke raste in wilder Fahrt an ihm vorbei. Der Kutscher hieb wie toll auf den dürren Klepper ein, der sich bäumte und bäumte und dann wieder dahinsprengte, als ob er glühende Kohlen unter der Mähne hätte. Bryan stand still und sah dem Gefährt befremdet nach. Dies alles hatte etwas von einem Traum oder von einem Alp. Doch der Schnee ringsumher, das Flimmern der Flocken, die Stille der Nacht, die beschneiten Bäume und die Lautlosigkeit seiner Schritte, das alles machte ihn wieder froh; ja es erfüllte ihn mit Hoffnungen und er baute kühne Zukunftspläne, während er weiterging und das Lied vor sich hinsummte, dessen Melodie ihn seit dem frühen Morgen verfolgte. Als er den finstern Flur hinaufging und die finstern Treppen, fiel ihm ein, daß er kein Streichholz mehr besaß. Er wollte schon zurückkehren, doch besann er sich der späten Stunde und der einsamen Lage des Hauses. Er war müde und beschloß, gleich zu Bett zu gehen.

In seinem Zimmer legte er Hut und Mantel ab und stand dann grübelnd; er wußte nicht worüber, doch etwas kam ihm sonderbar vor. Bald war er auf der Spur: er hatte den Schlüssel sicherlich zweimal umgedreht, als er fortgegangen war, und jetzt hatte er nur einmal das Schloß zurückgedreht. Doch er lächelte über seine Neigung, sich zu beunruhigen, und begann wieder leise und scheinbar sorglos zu summen. Die alten Bilder tauchten wiederum auf, diese längst vergessen geglaubten, und er setzte sich auf den Rand der Ottomane und überließ sich diesen Bildern. Und er dachte nicht mehr an seinen Vorsatz, Streichhölzer zu suchen, sondern er empfand die Finsternis als etwas Wohlthuendes, wie es ja oft ist, wenn wir den Raum, den sie erfüllt, genau kennen.

Noch immer lugte die Nacht herein durch den Gardinenspalt, aber sie war dunkler und dichter geworden, war mit Nebeln überlagert und vermochte mit keinem blassen Strahl dies große Zimmer zu erleuchten. Nur im Spiegel schimmerte ein weites Licht, das irgendwo draußen in der Landschaft war und auf rätselhafte Art sein Bild dem matten Glase schenkte. Das Feuer im Ofen war erloschen, auch die Asche war wohl erkaltet, denn es war weit in der Nacht. Wieder kamen die Bilder, aber nicht mehr bunt und leuchtend, sondern sie hatten gleichsam einen Schleier. Sie waren auch lautlos, stimmenlos, während sonst alles laut gewesen war in ihnen von Wort und Gegenwort. Es ist seltsam, dachte Bryan, daß ich hier so sitze und nicht aufstehen mag. Sein Herz klopfte plötzlich vor Sehnsucht. Das Herzklopfen beunruhigte ihn, und er sah sich schüchtern um; dann vergrub er den Kopf zwischen den Händen. Er schloß die Augen und hatte das Gefühl, als müsse er die Lippen eines liebevollen Gesichts, dicht vor dem seinen, als müsse er sie küssen. Wie eine Reihe gleichmäßiger Töne klopften vergangene Liebestage an die Thüre seiner Phantasie und seiner Erinnerung und spannen ein Netz von Trauer um seine Seele. Er hatte jetzt das bestimmte Gefühl, als schnüre man einen dünnen Strick um seine Brust und weiter in der Spirale um Hals und Wangen und Stirn. Ein heller Fleck entstand in dem Dunkel vor ihm und da sah er eine Gestalt mit sich selbst ringen, dann sprang sie plötzlich in eine Droschke, während der Kutscher wütend auf das bäumende Pferd einhieb. Er wollte die ruhigen Erinnerungen festhalten, weil sie doch etwas Tröstendes und Aufrichtendes für ihn hatten, und er konnte sie nicht wieder rufen. Von neuem quälte ihn das Verlangen, aufzustehen, das Verlangen nach Licht erfüllte ihn, aber er konnte ihm nicht gehorchen, er kam sich vor wie ein kompliziertes Räderwerk, worin eine Feder zersprungen war. Oder so, als ob eine leuchtende Stelle in seinem Innern langsam, mit Vorsicht und Überlegung dunkel gemacht würde. Sein eigenes Zimmer kam ihm fremd vor, er glaubte, jemand, den er nicht gewahren könnte, sei da, und er schämte sich doch zugleich dieser Furcht. Er wußte genau, wann er bleich wurde und wann das stärker klopfende Herz das Blut in die Schläfen trieb, aber der Grund blieb ihm verborgen. Der prunkende Saal dieser Nacht zog wie eine Wandeldekoration vorbei, und Damen und Herren winkten ihm zu und spazierten lächelnd in ein offenes Grab hinein. Jetzt begann er sich zu fürchten und er verhehlte es sich nicht mehr; doch mischte sich damit ein nagender Schmerz um etwas Verlorenes und seine Augen füllten sich mit Thränen. Dieser Schmerz floß wie ein Strom um ihn her, und mehr und mehr betäubte ihn das, zog ihn in einen schwankenden Grund und stach ihn auf die Haut wie mit Nadelspitzen. Leise begann sich das Fenster zu drehen, nur der Spiegel mit seinem Lichtpunkt blieb an seinem Platz. „Wer ist da?“ keuchte Bryan mit unterdrückter Stimme und horchte. Dann rang er stumm die Hände über sich selbst. Und er begann zu sich selbst zu reden: Offenbar ist dieser Hofrat ein Esel, und diese schönen Damen, was kümmern sie mich denn? Ich hasse diese Damen und will allein bleiben. Er versuchte nun, sich das Grundlose seiner Erregung zu beweisen, aber wie in einen saugenden Strudel geriet er immer tiefer und immer tiefer hinein in Angst, Verwirrung, Trauer und Scham. Er dachte: ich werde nun ans Klavier gehen und ein paar Accorde anschlagen, das muß mich beruhigen. Aber er hätte ebensogut sich vornehmen können, den Mond in die Hand zu nehmen, um ihn zu zerreißen. Eine bittere Furcht schnürte seine Kehle zusammen. Er sah sich um und um mit stieren weitaufgerissenen Augen, wollte reden, wollte sich verteidigen, wollte anklagen, und hatte dabei stets das Gefühl, nicht denken zu können, was er wollte. Oder so, als ob eine unsichtbare Faust ihm nach Herz und Nieren greife, und sie auswinde, wie man ein feuchtes Tuch dreht. Etwas hielt ihn fest, verschloß ihm den Mund, spielte mit ihm, tanzte um ihn her. Noch niemals war er in einer solchen Stille gewesen, die lähmend war, entsetzlich und gleichsam bodenlos. Auf einmal ging ein kühler Hauch über sein Gesicht und er fühlte sich leer und ausgeblasen und sein Kopf brannte wie frische Glut. Er empfand das öde, große Zimmer gleichsam am Körper. Dann war er so voll Liebe und Zärtlichkeit wie ein müdgegangener Mensch, der sich nach Obsorge sehnt. Er dachte mit bebender Seele an Ellinor, wie ihr Wesen oft voll Süßigkeit war und wie er sie geküßt wohl tausendmal auf den guten Mund. Ihm war, als rücke das Ende des Lebens hastig an und man müßte sich noch flüchten unter ein festes Dach. Es gab keine Rätsel mehr zu lösen, kein Brot mehr zu beschaffen, nur Flucht und letzte Rast war die Losung. Wie zerschlagen erhob sich Bryan und ging mit unsicheren Schritten an seinen Schreibtisch, um nach Zündhölzern zu suchen. Doch auf einmal spürte er die Nähe einer geisterhaften Hand und mit einem lauten Aufschrei schlug er seine Hände zusammen. Es ward ihm zu eng in den Kleidern und er öffnete die Knöpfe des Gilets, dann stand er regungslos und er hatte die Empfindung, als sei es nun totenstill geworden, plötzlich, während vordem wüster Lärm das Zimmer erfüllt hatte. Wie lange er so stand, dafür hatte er kein Maß, endlich tastete er wieder mit den Fingern durch eines der kleinen Schubfächer und fand ein Schwefelholz. Kaum flackerte die gelbe Flamme auf, als er ein unbeschreibliches Grauen empfand vor diesem winzigen, dämmerigen Lichtkreis rings um das brennende Holz und er sah zitternd zu, wie sich dieser Lichtkreis erweiterte und wie es Ewigkeiten zu dauern schien, bis die Helligkeit einmal zur Platte des Tisches heruntergelangte und das erste, was er dort sah, das Blatt Papier mit den Versen war. Und darunter hatte eine andere Hand, eine müde Hand, ein paar Worte geschrieben, das sah er zu gleicher Zeit und er achtete kaum auf den fürchterlichen Riß, der durch seinen ganzen Körper ging und blickte weiter hin, blickte hin, wie das Spänchen brannte, flackerte und verlöschte, glomm und verglomm und verging zu Asche. Nun ist es wieder finster, dachte er. Nun weiß ich, weiß ich alles. Ich kenne doch Ellinors großes J, sie macht doch immer so einen Schnörkel daran. Das Wort, woran ich das J sah, wird „Ich“ heißen. O nun weiß ich alles. Und mit zuckender Kinnlade blickte er hinüber und wußte nun, daß sie tot im Lehnstuhl hinter der Gardine lag.



Der Rückzug der Ballmutter

(Zeichnung von J. B. Engl)

Pietät

(Zeichnung von Bruno Paul)



„Was thut denn der Schuh da unter dem Glas, Herr Bürgermeister?“ — „Das ist mir eine teuere Reliquie. Da hat mir unsere allerhöchstselige königliche Hoheit allergnädigst aus Versehen auf den Stiefel zu spucken geruht, bei Höchstdero letztem Besuche unserer Stadt.“

Zwei Moderne

(Zeichnung von Werner Luckow)

Erster Maler: „Schau mal das wunderbare Blau!" — Zweiter Maler: „Violett willst du sagen — —" — Erster Maler: „Ich meine doch die grüne Wiese."

Der Philhellene

anno 1827 — anno 1897

(Zeichnung von J. B. Engl)

„Na, denn nich!“

Von **Kurt Becher**

„Denken Sie sich, Frau Geheimrat, die alte Lichnowsky ist tot.“

Meine Mutter ließ die Arbeit sinken, ihre weichen, grauen Augen füllten sich mit Thränen:

„Die hat es sich redlich verdient,“ meinte sie — dann fuhr sie ängstlich fort: „Wo bekomme ich nur gleich eine ebenso gute Frau her, in acht Tagen ist Wäsche.“

„Ach, ja,“ seufzte Anna, „die konnte was schaffen — trotz ihrer Jahre — eine Seele von Frau!“ — Mit diesem Stoßseufzer nahm sie das Kaffeegeschirr zusammen und ging hinaus.

„Ist das etwa noch immer Frau ‚na, denn nich‘,“ fragte ich.

„Ja, Kurt,“ sagte meine Mutter etwas ungeduldig, dann wandte sie sich mit einem verlegenen, kindlichen Lächeln zu mir: „Eigentlich ist es recht schlecht von mir, nur an meine Arbeit zu denken; aber was willst du — ihr gönn' ich es.“

Ich blies den Dampf meiner Cigarre vor mich hin und sah auf den Abendhimmel — Frau ‚na, denn nich‘ tot — sie hat's sich redlich verdient — eigentlich verdient man sich das Leben und nicht den Tod — aber sie werden wohl recht haben. — Es war sehr still um mich — wir hatten sie redlich gequält — schon, als sie als ganz junges Ding bei uns war — hübsch soll sie gewesen sein — sehr hübsch sogar, später konnte man das an der vertrockneten, kleinen Alten nicht mehr sehen — Frauen aus dem Volk verblühen alle so schnell. — Damals war sie mit einem jungen Bierkutscher verlobt, der uns das Bier brachte — ein Riesenmensch — er ließ mich immer auf seinen Schultern reiten, wenn er da war — mit einem großen, ledernen Schurzfell um, das hatte auf mich den größten Eindruck gemacht. — —

Dann kam sie eines Tages mit verschwollenem Gesicht zu meiner Mutter. Ihre Stiefmutter wäre gestorben, um die war sie übrigens aus dem Haus gegangen, und sie müßte jetzt zu Vatern zurück, der olle Mann wäre janz allein. — „Aber ich dachte, Sie wollten in einem halben Jahr heiraten, Marie,“ fragte die Mutter. „Vater hat keinen andern nich,“ meinte sie. — „Und wird der Schatz denn auch warten wollen — Sie können doch nicht gleich wieder fort?“ — „Na, denn nich,“ meinte sie und ging zu ihrem Vater — der Schatz wollte nicht auf den Tod des Alten warten — sie trennten sich.

Da kam eines Tages die überraschende Nachricht: „Marie Krause will einen Photographen heiraten.“ — Wir waren starr. Niedlich war sie ja — freilich damals schon ein bischen passée — aber sonst die echte Berlinerin, die immer im erbitterten Kampf mit mir und mich lag; aber es war wahr, und wir bekamen ihn auch zu sehen — Herr Lichnowsky. In einem schäbigen, schwarzen Rock, sehr fein mit geölten Haaren, und sie — ruhig wie immer; aber merkwürdig still. — Wir hörten nachher, daß Vater Krause, ein ganz wohlhabender Tischler, die Heirat gemacht hatte — sie wohnten bei ihm — und er hatte sein Atelier oben; ich glaube nicht, daß zu viel Kunden kamen.

Das Zimmer wurde ganz grau — ich sah den Rauch meiner Cigarre nicht mehr, und die Mutter ging mit schnellem Schritt hinaus. — —

Da wurde ihnen ein Kind geboren — ein Mädchen: Elvira Lichnowsky. Die Mutter rief sie beständig Ella, zum großen Ärger ihres Mannes, der sehr stolz auf den schönen Namen war. Ich seh' sie noch in die höhere Töchterschule gehen — die Wut, als meine kleine Schwester geplappert hatte, daß ihre Mutter unser Dienstmädchen gewesen. „Es ist nicht wahr, du lügst!“ und sie stampfte wütend auf den Boden, alle häßlichen Regungen des Ärgers und der Schande über die Mutter wurden in dem Kinderherzen wach, der Vater wiederholte ja auch jeden Tag: „Du darfst nicht so dumm wie die Mutter werden.“ — Ich hör' noch eines Tages, wie das zwölfjährige Mädchen wütend rief: „Es heißt ‚mich, mich‘. — Mutter — das ist ja nicht auszuhalten — geh nur raus, wenn meine Schulfreundinnen kommen!“ Und Marie sagte: „Na, denn nich,“ ging hinaus und weinte im stillen.

Dann kam Elvira in ein Pensionat. Sie sollte Erzieherin werden — sie war ein hübsches, keck aussehendes Mädchen mit herausfordernden, schwarzen Augen. „Die wird ihren Weg schon machen,“ meinte der Vater — und sie machte ihn, denn nach einem halben Jahr verlobte sie sich mit dem Institutsarzt Dr. Braun.

Die Mutter kam strahlend zu uns, jetzt war aller Kummer vergessen, nun ihre Elvira einen studierten Mann kriegte. „Er muß ihr doch furchtbar gut sein,“ meinte sie selig, „sonst hätt' er ihr doch jar nich genommen.“ — —

„Na, wie gefällt Euch der Schwiegersohn, Mutter Lichnowsky, die Elvira ist wohl sehr groß und hübsch geworden?“ fragte ich sie zwei Wochen später. — Meine Cigarre schmeckte bitter — ich warf sie weg. — Sie wurde verlegen, dann füllten sich ihre Augen mit Thränen und endlich kam es raus. Nicht mal wiedersehn durfte sie die Elvira — die war gleich zur Mutter ihres Bräutigams geschafft — sie mußte ganz mit ihrer Familie brechen — „eigentlich hat er ja ganz recht,“ schluchzte sie, „ich ungebildete Person würde ihr ja nur Schande machen — aber Lichnowsky.“ — Mit dem hatte es auch einen harten Kampf gesetzt — aber als ihm der Schwiegersohn mit einigen blauen Scheinen gütlich zuredete, brachte er das Opfer „für das Glück seiner geliebten Elvira“. — Nur einmal im Monat wollte die Mutter ihr Kind sehen. Es hieß: „Nein“ — wenn alles still wäre, würde die Elvira 'mal kommen. — „Na, denn nich,“ meinte sie und faltete die Hände in ihren Schoß. Ihr Mann starb, nachdem er ihre paar Groschen durchgebracht hatte — und sie kam wieder zu uns — zum Waschen.

„Wollen Sie jetzt wieder anfangen, Marie?“ hatte meine Mutter zweifelnd gefragt.

„Warum denn nich — ich kann soviel wie die Jüngste.“ —

„Aber wird Ihre Tochter — —“

„Ne, Frau Rätin,“ meinte sie, und ihr freundliches Gesicht wurde plötzlich hart, „der bin ich zu schlecht; aber nehmen thu' ich keinen Pfennig nich, eher geh' ich betteln.“ — So blieb sie bei uns.

Ich sah die junge Frau Dr. Braun öfter in Gesellschaft — zuerst wurde sie verlegen; aber es ist wahr, sie hatte sich vortrefflich akklimatisiert — ein reizendes Frauchen! — Am nächsten Tag sah ich Mutter Lichnowsky am Waschfaß stehen.

„Ich habe die Elvira gesehen,“ sagte ich. Sie sah mit erwartungsvollen Augen zu mir auf und sog jedes Wort meiner Beschreibung auf, dann trocknete sie sich die Hände an ihrer groben Schürze und holte eine in verschiedene Bogen eingewickelte Photographie hervor.

„Das hat sie mir geschickt, sie ist doch gut,“ meinte sie stolz — es war Elvira mit ihrem ersten Kind, fest an die Brust gedrückt, ein Bild des reinsten Mutterglücks.

„Ob sie dem Mädchen wohl auch mal zu schlecht sein wird, Mutter Lichnowsky?“ Sie sah mich mit entsetztem Gesicht an.

„Wo denken Sie hin, Herr Doktor,“ sagte sie, „ich wünsch' ihr nichts Böses,“ und indem sie wieder zu waschen anfing, murmelte sie noch einmal:

„Ich gewiß nich. —“

Wir plauderten zum letztenmal miteinander, als ich sie während ihrer Krankheit besuchte. Sie lag ganz allein in dem kleinen Zimmer. Ich setzte mich zu ihr.

„Wissen Sie eigentlich, was aus Ihrem Bierkutscher geworden ist,“ fragte ich sie plötzlich.

„Ne,“ antwortete sie; aber dann überflog ihr Gesicht ein Purpurschein und sie lag ganz still.

„Es war doch ein rechtes Glück, daß sie ihn damals nicht nahmen,“ meditierte ich weiter. „Sie haben eigentlich überhaupt viel Glück gehabt, Mutter Lichnowsky.“ Sie sah mich groß an, dann schloß sie die Augen und seufzte.

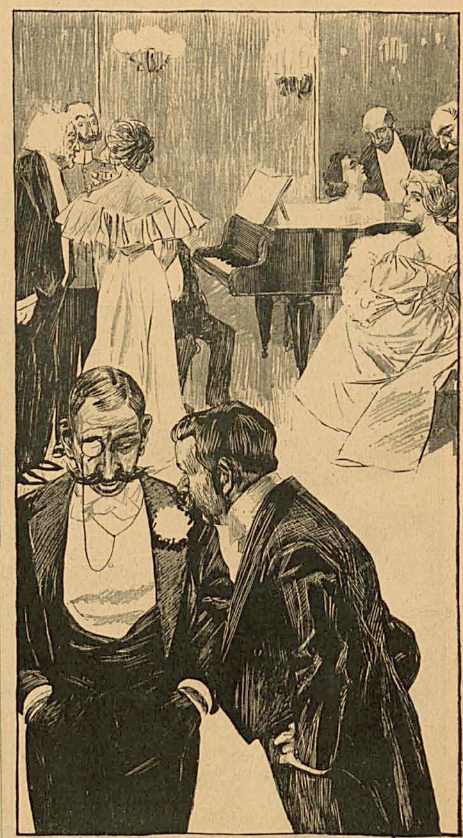
„Ja, ja, der liebe Jott hat's woll recht jut mit mir jemeint.“ —

Und nun war sie tot — vor ihrem Einschlafen hatte sie noch zur Tochter geschickt, sie wollte ihr Enkelchen doch einmal vorm Sterben sehn. Aber die Frau Doktor hatte Besuch — es paßte heut' nicht — es würde wohl nicht so schlimm sein — morgen. „Na, denn nich,“ hatte sie leise gesagt, das Gesicht zur Wand gedreht — und alles war vorbei. „Sie hatte es sich verdient.“

Es war Nacht geworden, da kam meine Mutter mit der Lampe: „Ob wohl Frau Dr. Braun morgen auf dem Diner ist?“ fragte sie. — Sie war da. —

Resignation

(Zeichnung von E. Thöny)



„Hat sie dir denn wirklich einen Korb gegeben?“ — „Eigentlich ja, denn sie sagte mir, sie wolle warten, bis ich sie ernähren könnte.“

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**

Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaction und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Nachtwandler

(Zeichnung von A. M. Eichler)



Trommler, lass dein Kalbfell klingen
Und Trompeter, blas darein,
Dass sie aus den Betten springen,
Mordio, Michel! Mordio! schrein.
Tuut und Trumm, Tuut und Trumm,
Zipfelmützen rings herum.

Und so geh ich durch die hellen,
Mondeshellen Gassen hin,
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin,
Links Louischen, rechts Marie,
Und voran die Musici.

Aber sind wir bei dem Hause
Das ich euch bezeichnet hab',
Macht gefälligst eine Pause
Und seid schweigsam wie das Grab.
Scht und hm, scht und hm,
Sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette
Wohnt in diesem kleinen Haus,
Lärmen die wir aus dem Bette,
Kratzt sie uns die Augen aus.
Scht und hm, scht und hm,
Sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten,
Die Gefahr droht nun nicht mehr,
Trommelt alle alten Tanten
Wieder an die Fenster her.
Tuut und Trumm, Tuut und Trumm,
Zipfelmützen rings herum.

Ja, so geh ich durch die hellen,
Mondeshellen Gassen hin,
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin.
Links Louischen, rechts Marie
Und voran die Musici.

Gustav Falke

1. Jahrgang Nr. 52 27. März 1897

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.
Post-Zeitungskatalog: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gesp. Nonpareille-Zeile 1 Mk. 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechend hoher Rabatt.

Bilder aus dem Familienleben

Nr. 7

Auf der Studentenbude

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Fritz, woher kommt diese Haarnadel?"

Gott auf Erden

Von

Paul Remer

Es ist ein frostig regnerischer Herbstabend. An ein kleines Haus am Ende des Dorfes klopft ein alter Mann und bittet um ein Unterkommen für die Nacht.

Demütig den Hut in der Hand steht er vor einer hageren Bauernfrau, die ihn argwöhnisch mustert. Sie hat kein rechtes Vertrauen zu ihm, obwohl ein langer, weißer Bart und eine leuchtende Vollmondglatze ihm etwas Ehrwürdiges geben. Es streicht zu viel Gesindel im Lande umher!

Doch zu gleicher Zeit schauen zwei große, blaue Kinderaugen zu dem alten Manne auf. Sie gehören einem Flachsköpfchen, das mit scheuer Neugier hinter der Schürze der Mutter hervorlugt. In ihrem reinen Blau steht nichts von Zweifel und Mißtrauen. Ein Märchen regt seine Schmetterlingsflügel, ein altes Märchen vom lieben Gott, wie er einst Bettlergestalt angenommen und zu den Menschen gekommen, sie zu prüfen und zu erproben.

Die Mutter aber will die Hausthür schließen und den alten Mann stehen lassen, draußen in Kälte und Regen. Da zupft es an ihrer Schürze, da umschmiegen zwei weiche Ärmchen ihre Kniee, und als sie unwillig sich niederbeugt, sieht sie in die blauen Augen ihres Kindes, die mit bangem Vorwurf zu ihr aufflehen, und hört sie es flüstern in wirrer Herzensangst: „Mutter, es ist der liebe Gott!"

„Mutter, es ist der liebe Gott!" Wie ein Blitz treffen sie die kindlichen Glaubensworte. Ein Lichtquell sprudelt auf in ihrer Seele und schwemmt hinweg, was das wunderarme Leben dort an Zweifel und Mißtrauen gepflanzt hat. Sie wird wieder Kind mit ihrem Kinde, sie sieht nur den langen, weißen Bart und die ehrbare Glatze. Und ihr Bauernverstand überlegt den Schluß des Märchens, da der liebe Gott Glück und Reichtum beschert den Gläubigen, die da ihn aufnehmen.

Schnell öffnet sie wieder die schon halbgeschlossene Thür und lädt den alten Mann ein, näher zu treten. — —

War das eine Freude für das Flachsköpfchen: der liebe Gott bei ihnen zu Besuch! Mit leuchtenden Augen sitzt es da und schaut ihm zu, wie er mit vollen Backen kaut. Was Küche und Speisekammer nur hergaben, hat die Mutter aufgetischt. Und er hat Hunger, der arme liebe Gott! Es muß ihm übel ergangen sein auf Erden — die Zeiten sind schlecht und die Menschen noch schlechter!

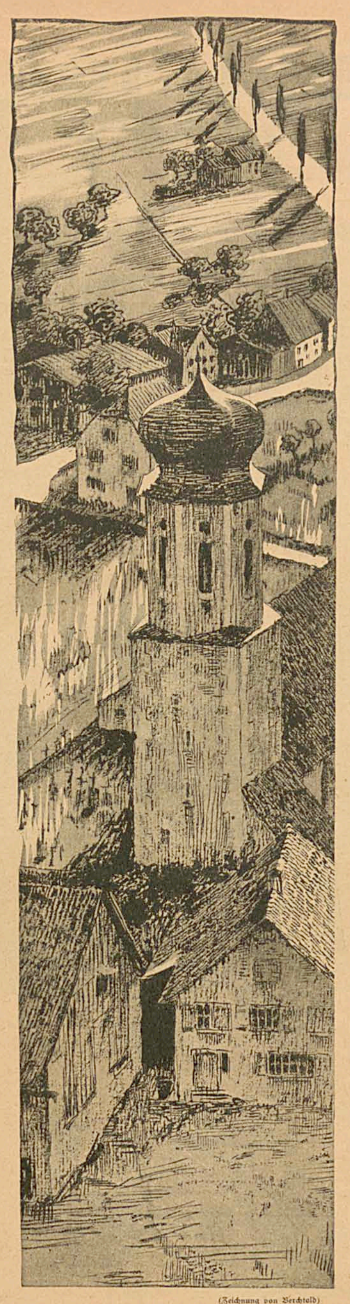
Für die Nacht wird er in dem großen Himmelbett schlafen, das fast die Hälfte der Stube einnimmt. Die Mutter ist dabei, es frisch zu beziehen mit weißem Linnen; das feinste Gewebe hat sie aus ihrem Leinenschrank hervorgesucht. Es ist ja für den lieben Gott! Er wird es einsehen, was sie Gutes an ihm thut, und tausendfältig es ihr vergelten. Vielleicht reicht es, eine zweite Kuh in den Stall zu stellen!

Ein Gähnen vom lieben Gott, der inzwischen satt geworden ist, giebt das Zeichen zum Schlafengehen. Auf einen Wink der Mutter spricht das Flachsköpfchen sein Nachtgebet. Die braunen Patschhände gefaltet, betet es um Leben und Gesundheit der Mutter, um die ewige Seligkeit des toten Vaters, um des lieben Gottes Schutz in der dunklen Nacht. Und während der Mund die auswendig gelernten Worte herplappert, ist die kindliche Phantasie an der Arbeit und webt aus trübem Lampenlicht einen Heiligenschein um die ehrbare Glatze. —

Eine Viertelstunde darnach war es dunkel in dem kleinen Hause am Ende des Dorfes. Mutter und Kind übernachten in der Dachkammer, sie liegen beide noch wach. Mit eintönig gleichem Tropfenfall tropft über ihnen der Regen aufs Dach, im nahen Schornstein pfeift und heult der Wind. Von unten herauf schallt kräftiges Schnarchen — der arme liebe Gott! Wie lange er wohl nicht in einem ordentlichen Bett geschlafen hat?

Das Flachsköpfchen kriecht dicht an die Mutter heran. Der Gedanke an den lieben Gott giebt ihm ein so molliges Gefühl der Sicherheit. Der Schlaf kommt und an seiner Hand der Traum. Das Flachsköpfchen sieht den Himmel offen: eine große Leiter reicht vom Himmel bis auf die Erde, mit ihrem Fußende steht sie gerade vor ihrer Hausthür. Hunderte von weißgekleideten, lichtschimmernden Engeln steigen die Leiter auf und nieder. Sie haben alle Regenschirme aufgespannt, noch immer regnet es. Und die weißen Gewänder flattern im Wehen des Windes, und die Lichtflügel schlagen aneinander mit silbernem Klingen.

Auch die Mutter träumt. Der liebe Gott ist fort, und zum Dank für all die Umstände, die sie sich gemacht, hat er ihr seinen Heiligenschein geschenkt. Er blitzt und funkelt wie lauter Gold, und da der Hausiererjude kommt, bietet sie ihn zum Kauf an. Sie erzählt die ganze Geschichte, wie eines Abends der liebe Gott bei ihr angeklopft, wie sie



(Zeichnung von Berchtold)

als gute Christenfrau ihn aufgenommen für die Nacht, wie er am anderen Morgen ihr diesen Heiligenschein geschenkt. Der Jude dreht den Heiligenschein hin und her, er betrachtet und betastet ihn von allen Seiten, und am Ende zieht er seinen Beutel und zählt ihr hundert schwere Thaler auf den Tisch — —

Das Wetter war umgeschlagen. Eine helle Morgensonne lacht durchs Fenster, als Mutter und Kind aus traumbewegtem Schlaf erwachen. Unten ist alles still — sie horchen! Ja, das Schnarchen ist verstummt, auch sonst kein Geräusch — sollte der liebe Gott schon gegangen sein? Mit fliegender Eile kleiden sie sich an und schleichen nach unten. Die Mutter denkt an den Heiligenschein, das Flachsköpfchen wollte gerne noch einen Gruß bestellen an den toten Vater im Himmel!

Sonderbar, die Hausthür steht sperrangelweit offen. Eine Schar Spatzen, die sich auf die Diele gewagt hat, flattert aufgescheucht hinaus. Auch die Thür zur Stube ist nur angelehnt. Vorsichtig stecken Mutter und Kind ihre Köpfe durch die Spalte — das Bett ist leer! Langsam und zögernd treten sie ein, ein banges Vorgefühl durchschauert sie: gewiß, hier ist ein Wunder geschehen, ein Wunder vom lieben Gott!

Sie wagen kaum sich umzusehen, ihre Herzen klopfen zum Zerspringen. Doch da — was bedeutet das? Die Schubladen der Kommode stehen offen, der Kleiderschrank ist durchwühlt — ein schrecklicher Verdacht kommt plötzlich der Mutter! Sie stürzt hinzu und sucht und sucht. Ach, kein goldener Heiligenschein! Wohl aber ist der schwarze Sonntagsrock ihres seligen Mannes auf Reisen gegangen und mit ihm die silberne Taschenuhr, die sie immer gehütet hat wie einen Schatz —

Eine schlimme Tracht Prügel lohnte dem armen Flachsköpfchen für seinen Glauben an Gott . . .



Der Sieger

Olympia! Mir sprengt das Herz die Brust!
Bin ich derselbe, der ich gestern war?
Der Vollkraft ungeheure Daseinslust
Durchströmt, entzückt, erhebt mich wunderbar.
Vor meinem Volke steh' ich, mein Gesang
— Mir selbst ein Wunder — strömt sich hell und voll
In Harmonien aus von Erzesklang,
Mit meinen Lippen spricht der Gott, Apoll!

Mein Lied verklingt. Kein Laut. Dann, ein Orkan,
Rast wilder Beifall die Arena hin,
Und tausend Kränze regnen in die Bahn,
Und meine Harfe ist die Siegerin.
Ich, aus dem letzten Dorfe, bin der Held,
Von meinem Haupte strahlt des Ruhmes Glanz
Und füllt mit neuer Pracht die dunkle Welt,
Und meine Stirne krönt der Lorbeerkranz.

Nun, Jünglinge, geleitet mich nach Haus.
Nicht nehm' ich eher diesen Kranz vom Haupt,
Und ziehe eher nicht die Toga aus,
Bis meinen Ruhm mein ernster Vater glaubt.
Durch Hellas ziehn wir hin, und jauchzend weckt
Mein Preis das Land und eilt, uns meldend, vor.
Dort liegt mein Dorf, am Hügel hingestreckt,
Und dies ist meines Vaterhauses Thor.

Aufsteht der Vater von der Ofenbank.
Er sieht mich an, die Toga, meinen Kranz;
Vor seinem Auge schrumpft mein Überschwang,
Wird grau des Jubels bunter Farbenglanz.
Ich streife langsam von dem Haupt die Zier
Und von den Gliedern ab das Festgewand.
Er spricht: „Du weiltest lange weg von hier.
Die Sichel nimm. Das Gras ist fast verbrannt!"

Hugo Salus

(Zeichnung von E. Thöny)

Unfrei und Edel

„Ist das rote Zimmer frei?“ — „Bedaure, Herr Graf, ist leider besetzt.“ — „Wer ist drin?“ — „Zwei Herren und ein Baron.“

Zug 101

Von **Arthur Achleitner**

„Aber Männchen, wie brummig und verdrießlich du heute vom Amte kommst!“ ruft Frau Generaldirektionsrat Werner beim Anblick ihres heimkehrenden Gatten aus.

„Ist auch zu ärgerlich, Minna!“ knurrt der behäbige Eisenbahner und schlüpft in den Schlafrock.

„Was ist zu ärgerlich?“

„Ach, eine Denunziation an die Generaldirektion, die dem Chef in die Hände fiel!“

„Bitte, schieß' lieber gleich los! Mit halben Redensarten foltert man mich!“

„Geht nicht, ist Amtsgeheimnis!“

„Ach, geh' mir mit dem Amtsgeheimnis! Mußt du schweigen, so sollst du auch nicht Andeutungen fallen lassen, die erst recht neugierig machen!“

„Zu dumm! Eine anonyme Anzeige — offenbar gänzlich haltlos — der Chef wüthend — und ich als Referent habe eine gehörige Nase weg, weil ich natürlich vom ‚Venusberg auf Rädern‘ keine Ahnung hatte!“

„Was?“

„Gelt, Minna, da schaust du!“

„‚Venusberg auf Rädern‘, was ist das?“

„Hab's auch nicht gewußt, und glaub' es auch nicht!“

„Was soll denn das sein?“

„Hm! Ein delikates Thema! Die anonyme Anzeige eines Giftnippels deutet an, daß bei Zug 101 ein Venusberg etabliert sei!“

„Bei dem Nachtexpreßzug von Wien nach Bregenz-Zürich?“

„Ja! Und das Fahrpersonal soll Tannhäuserdienste verrichten!“

„Ach, das ist ja undenkbar!“

„Der Anonymus behauptet das! Der Chef glaubt es, und ich ahnungsloser Engel soll der Sache auf den Grund gehen!“

„Dann wirst du wohl mit Zug 101 fahren und Inspektion halten müssen!“

„Natürlich verlangt das der Chef! Ist aber Unsinn! Mich kennt jeder Kondukteur, und selbst wenn ich unerkannt bliebe, die Vorweisung der Legitimation lüftet augenblicklich mein Inkognito, und die Tannhäuser werden sich hüten, der Venus zu huldigen. Also nützt die beschwerliche Reise nichts, gar nichts! Übrigens glaube ich an die Geschichte nicht!“ — „Hm!“

„Was meinst du, Minna?“

„Wie wäre es, wenn ich —“

„Wie, du selbst?“

„Ja, ich könnte dir die Reise abnehmen! Nach Bregenz will ich ohnehin einmal fahren und meine Schwester dort besuchen. Mit einer Eilzugskarte I. Klasse versehen, wird niemand in mir die inspizierende Gattin eines Generaldirektionsrates vermuten, das Inkognito bleibt gewahrt, und meine Wahrnehmungen kannst du hernach dienstlich verwerten!“

„Schön, aber die Nachtreise ist beschwerlich, für eine Dame geradezu lästig! Auch könnte dir was zustoßen! Allein reisen — nein, nein, es geht doch nicht!“

„Unsinn, Werner! Besorge die Fahrkarte, ich fahre heute abend 9 Uhr mit Zug 101 weg, bin morgen in Bregenz, erhole mich dort zwei Tage und fahre mit dem Nachteilzug zurück. Also kannst du bereits in vier Tagen dem Chef Bericht erstatten.“

Die resolute Dame geht sofort ans Packen, und wenige Stunden später ist der Kleiderkorb der Westbahn zur Beförderung übergeben. Behufs Wahrung des Inkognitos muß jedwede Begleitung zum Zug unterbleiben, Frau Werner trägt ihre vollen Reize allein auf den Perron, auf dem sich bewegtes Leben unter den hellleuchtenden Bogenlampen abspielt. Die Reisenden wogen durcheinander, Kofferträger hasten hin und her, die Kondukteure werden um gute Plätze bestürmt und weisen die Coupés an, ein Drängen, Schieben und Hasten, ein Rufen, Schimpfen, Bitten, das die Stationsglocke übertönt: Erstes Läuten! Einsteigen in der Richtung nach Selzthal-Bischofshofen-Bregenz-Zürich-Paris! Frau Werner wendet sich an einen schmucken Schaffner und lispelt ihm zu: „Erste Klasse Bregenz mit zwei Gulden Trinkgeld!“

„Wollen gnä' Frau schlafen?“

„Natürlich und allein bleiben! In Bludenz wecken und den dritten Gulden in Empfang nehmen!“

Dienstbeflissen geleitet der galante Kondukteur die Dame in den Wagen Wien-Bregenz, öffnet ein abgesperrtes Coupé I. Klasse, zieht die Vorhänge sorgsamst zu und lädt mit einem „Prosi (bitte), gnä' Frau“ die Dame zum Betreten ein. — „Warten S' einen Augenblick, gleich werde ich Ihnen das Trinkgeld geben!“

„O, bitt' ich Ihnen gnä' Frau, werd' ich später kommen und auch Fohrkarten zwicken! Ma uzta (meine Verehrung)!“

Schnapp, schließt der Kondukteur die Thür ab, Frau Werner ist bequem untergebracht und völlig separiert. Die dichten Vorhänge schützen sie vor jedem neugierigen Blick. Zu ihr kann nur der Kondukteur. Alles ist untergebracht, der Perron leer, punkt neun Uhr abends rollt Schnellzug 101 in die finstere Nacht hinaus.

Am Nachmittag des nächsten Tages harrt der Herr Rat zeitunglesend im Bureau des vereinbarten Avisotelegrammes aus Bregenz, das zugleich die glücklich erfolgte Ankunft melden soll. Endlich klopft es, und der Amtsdiener überbringt die Depesche. Hastig öffnet Werner es und liest: „Unsinn! Gut angekommen, Minna.“ Werner überlegt eine Weile; dann geht er mit der Depesche zum Chef und meldet ihm, daß an der Geschichte nichts, gar nichts sei. Beweis: das Telegramm der ad hoc mit Zug 101 gereisten Gattin. „Umso besser! Ich danke Ihnen, Werner! Aber wissen hätten S' die Geschichte sollen! Adieu!“ meinte der Chef.

Zug 102 steht in Bregenz zur Abfahrt bereit. Frau Werner hat sich jede Begleitung zum Bahnhof verbeten, aus dienstlichen Gründen. Zierlich schreitet sie zum Eilzug und scharf mustern ihre hellen Augen das Fahrpersonal.

„Na, da sind Sie ja wieder! Nun fahren wir wieder zusammen nach Wien!“

„Ah, schamste Diener, gnä' Frau! Werden wir schon machen! Bitte sehr, bitte gleich! Hier schöne Coupé! Kumm' ich später und werd' ich herrichten hinter Innsbruck für gnä' Frau Polster zum Schlafen bis Wien! 'pfehl' mich, schamste Diener!“

Keuchend rast Schnellzug 102 dem Arlberg zu; Frau Werner ist wieder behaglich untergebracht und kann auch der kommenden Nacht getrost entgegenschauen. Ja, bei aufmerksamen Kondukteuren ist das Reisen nicht so schlimm, im Gegenteil! — Pünktlich fährt Zug 102 6 Uhr 45 früh in die Halle des Wiener Westbahnhofes ein, Herr Werner in Civil nimmt die von der Dienstreise heimgekehrte Gattin in Empfang. „Nun, Minna?“

„Unsinn, Werner! Zug 101 absolut nichts!“

„Umso besser! Bist wohl recht müde von der Reise?“

„O nein! War so prächtig untergebracht! Kann das Personal nur loben!“

„Freut mich! Nun wollen wir aber nach Hause fahren.“

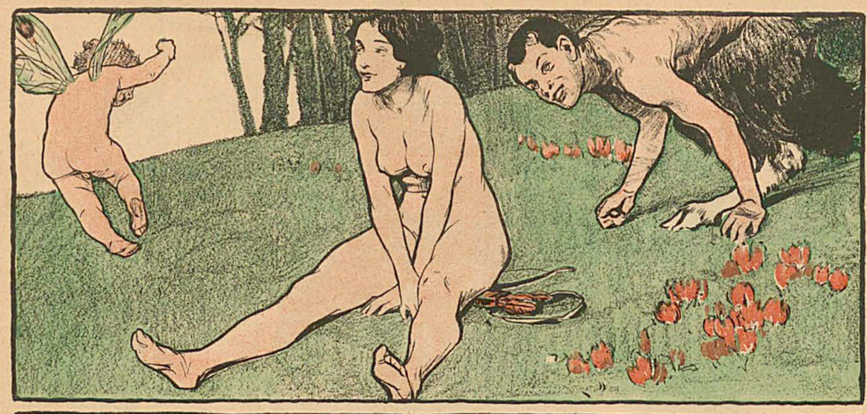
Pfeilschnell entführt ein Comfortable das Paar aus dem Menschengewirr des Bahnhofes. — —

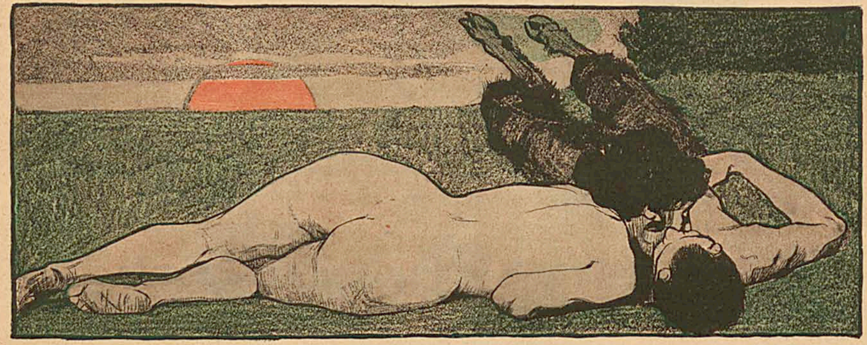
Aus dem stillen Heim des behäbigen Rates ist die Ruhe gewichen — ein Kindermund schmettert gellende Töne durch die Räume. Ein Spätling ist gekommen, und die böhmische Köchin bewundert den Säugling: „Ach, bitt' ich Ihnen — so ne Fraid! Ist Knirps Landsmann meiniges, hat si Nasen von Behm, was sein gruße Nation!“

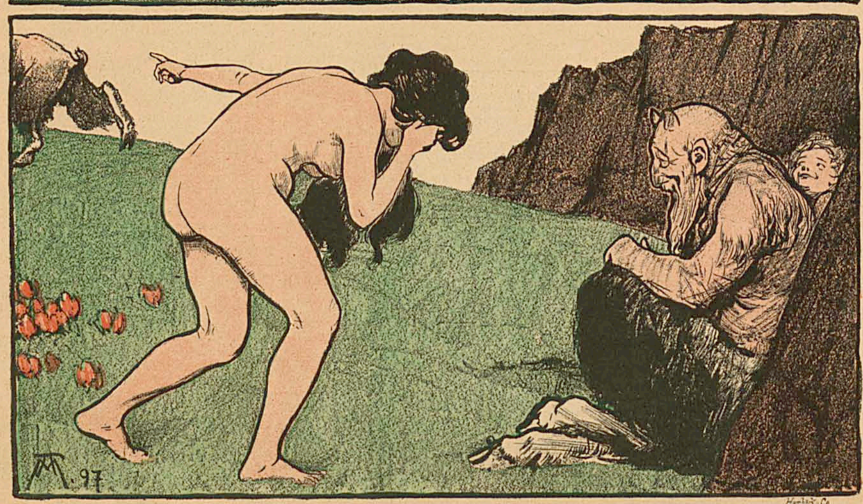


Amors Rache

(Zeichnung von Adolf Münzer)







Herbst & Co.

Mops und Adler

(Zeichnung von Th. Th. Heine)

1 2 3

4 5 6

oder: Eine Überraschung für den Adlerjäger

Denkst du noch …

Von
Alfred Guth

Du willst also nichts mehr von mir wissen, gehst an mir vorüber, lachst —

Was für schöne, weiße Straußfedern du am Hute hast, und das seidene Kleid und die zierlichen Schuhe —

Wie kommt es nur?

Denkst du denn nicht mehr an jene Zeit, an jene schwülen Sommerabende, wenn wir im Parke in herrlichen Laubengängen eng aneinandergeschmiegt gingen? Wie oft küßte ich da deine heißen Lippen, wie oft sagtest du da, daß du mich — daß du mich liebst —

Oder an jene Frühlingsnächte —

Der braune Boden war ganz mit weißen Blütendolden besäet und doch waren noch so viele an den Bäumen, so viele.

Und es zog ein Duft durch die klare Nacht, erst stark und tief, dann immer schwächer, leise zerflatternd. Wir gingen nebeneinander stundenlang.

Aus den Wiesen drang schwaches Rufen, klang süßes Singen und die Strahlen des Mondes woben zarte Gestalten, die schwebten und strebten, glitten an uns heran, an uns vorüber.

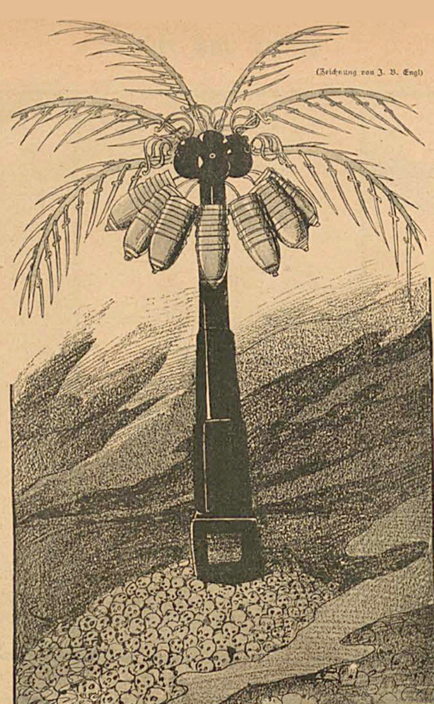
Wir gingen und lauschten, träumten und dachten an nichts.

Und nun gehst du an mir vorüber, immerfort auf und ab die Straße — siehst mich nicht, lächelst und wiegst dich. Wie schön du dich bewegen kannst, wie schön.

Alle Leute wenden sich nach dir um, und du lächelst, ein Lächeln, das ich an dir nicht kenne, nie sah —



(Zeichnung von J. B. Engl)



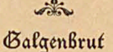
Die europäische Friedenspalme

Grabschrift

Ich kam zur Welt ganz wider meinen Willen,
Und wider meinen Willen muß ich fort.
Vergebens suche ich an diesem Ort
Den Zweck, den ich bestimmt sei zu erfüllen.

Das Weinen lernt' ich in der Welt verlernen,
Obwohl ich weinte, da ich kam ans Licht;
Allein das Lachen lern' ich ewig nicht
Und gehe still zu unbekannten Fernen.

Karl Werckmeister



Galgenbrut

Greife wacker nach der Sünde;
Aus der Sünde sproßt Genuß.
Ach, du gleichest einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß!

Meide nicht die ird'schen Schätze;
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Daß man sie mit Füßen tritt!

Selig, wer geschickt und heiter
Über volle Gräben hopst.
Auf dem Weg zur Galgenleiter
Hat sich keiner noch gemopst!

Frank Wedekind



„Ach, gute Frau, schenkens mir was, — der Mann krank und acht hungrige Kinder z'Haus!" — „Acht Kinder! Wie können Sie so über Ihre Verhältnisse leben! Wir haben nur drei"

Central-Schule München,

Nymphenburgerstrasse 1[1] am Stiegelmayerplatz.

Special-Fach-Lehranstalt für Damenschneiderei, Mäntel, Wäsche-Confection etc.

Wissenschaftl. moderne Ausbildung für Zuschneidekunst und Mode. Dauer eines Curses 1—3 Monate. — Höchste fachliche Ausbildung. — Lehrplan und Auskunft sofort. Anfertigung eleganter Toiletten, Reit- und Sport-Costume. Kindergarderobe. **Die Direction.**

Für auswärtige Schüler Pension im Hause.

Zur Anlage undurchdringlicher Hecken und Zäune in bekannter, unübertroffener Qualität offeriert

150,000 Weißdornpflanzen.

• Versandt bei frostfreier Erde sofort. • Verpackung zum Selbstkostenpreis. •
I. Qualität 3jähr. verpflzt. per Tausend Mk. 25.—.
II. Qualität 2jähr. verpflzt. per Tausend Mk. 20.—.
I. Qualität liefert in 2 Jahren einen kompletten Zaun.

Die Rosengärtnerei von

Richard Schramm, Augsburg.

Hauptverzeichnis aller Rosen kostenlos und frei zu Diensten.



Schad's Fahrräder

München,
Kaulbachstr. 9, Maffeistr. 2.

Vor kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verleger, **Albert Langen, München,** Kaulbachstraße 51 a zu beziehen:

1848

Briefe von und an Georg Herwegh

Herausgegeben von

Marcel Herwegh

Preis 5 Mark.

„Ein sehr interessantes Buch, in welchem sehr viel schätzbares Material zur Geschichte des Jahres 1848 und des Flüchtlingslebens vor und unmittelbar nach der Revolution zusammen getragen ist . . ."

Stuttg. Beobachter
Nr. 299 vom 21. Dez. 1896.

---

150 Licht- u. Öldruckbilder etc. alle versch., statt 60 Mk. frk. nur **9 M.** Kat. u. 1 Probe 20 Pf. **Gemälde** u. **Stiche** billig. Kunst-V. P. Bayer, Dresden 81, Schumannstr. 11.

Alte Kupferstiche

Katalog gratis und franco durch
Hugo Helbing, München, Christophstraße.

In der **vornehmsten** Lage, Steinsdorfsstraße, der Stadt **München** ist eine hochelegante, mit allem Comfort der **Neuzeit** ausgestattete

Herrschaftswohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Bad, Garderobe, 2 Dienstbotenzimmer, 2 Closets per 1. April oder später zu vermieten.
Näheres unter Chiffre **E. H. 24** durch die Exped. des Simplicissimus.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Universum
Illustrierte Familien-Zeitschrift
Leipzig
Philipp Reclam jun.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.

Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Dr. Emmerich's Heilanstalt
für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke
Entziehungskuren ohne Qualen.
Baden-Baden.
(Prospekte!) Siehe Dr. E.: „Die Heilg. d. chron. Morph. ohn. Zwang u. Qualen." Verlag H. Steinitz, Berlin.
Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. II. Arzt: Dr. Hörsen.

Hofrat Dr. Steinbacher's Wasserheilanstalt

Bad Brunnthal

in **München.**

Ärztlicher Direktor: **Dr. Lahusen.**
Individuelle ärztliche Behandlung. Sorgfältige Diät. Billige Preise. Ruhige staubfreie Lage.

Prospekte kostenlos.




Apotheker G. Schweitzer's

● Hygienischer Frauenschutz ●

In medicin. und anatomischen Fällen, wo eine Empfängnis unbedingt vermieden werden muss, absolut sicher wirkend.
1/1 Sch. = 12 St. 3 M.
1/2 „ = 6 „ 1.60 „
Porto 20 Pfg.
Präparate ohne nebenstehende Schutzmarke sind Nachahmungen.
SCHUTZ-MARKE Schweitzer
General-Vertreter:
Hans Rogner, Königinstr. 57/I, München.

Rich. Bong, Kunstvrl., **Berlin W.,** Potsdamerstr. (K. I-IV) versendet einen reich

Jll. Katalog enthaltend 1 Liebes-Scenen, 1 Schöne Frauen, 8 Relig. Bilder u. 8 Patriot. Bilder mit Visitb. in Blau-Druck. für **50 Pf.** in Marken.
Besond. geeignet für Export nach all. Ländern.

Teppich-Reinigungsanstalt,

mech. u. chem. Reinigung von Teppichen, Portièren, Fellen 2c. Spezialität:

● Kunststopperei. ●

Aufbewahg. v. Teppichen 2c. d. ganze Jahr.

A. Gulini, München,

Inh.: **Fed. Götz,** Mandlstraße 5, **Schwabing.** Tel.: 451.

Dubio e Forderungen

übernehmen zur Einziehung ohne Kostenvorschuß
Godstein & Co.
Berlin, ene Schönhauserstrasse 1.

Patente

bergen u. verwerten
H. & W. Pataky
erlin NW.,
Luisen-Strasse 25.
Sicher auf Grund ihrer reien Erfahng (25 000
Patenngelegenheiten etc. beaitet) fachmännisch gediege Vertretung zu.
Eigene ureaux: Hamburg, Köln a. ., Frankfurt a. M., Bresla Prag, Budapest.
Referen grosser Häuser
— gr 1882 —
ca. Angestellte.
Verwertungsverträge ca.
1½ Mionen Mark.
Auskunft-Prospecte gratis.

Arbenz'sche Rasirmesser

mit ersetzbaren Klingen! Entsprechen den weitgehendsten Anforderungen! Sind weltberühmt wegen ihrer erstaunlichen Rasierfähigkeit und können als die **besten, zuverlässigsten** und **preiswürdigsten** Rasirmesser empfohlen werden. Tausende von Zeugnissen! **Vollste Garantie für Qualität!** Zu beziehen durch:
Kgl. Hofl. H. Windler, Dorotheenstr. 3, Berlin;
Link & Piazotta, Sommerstr., München;
G. Schwaiger, Hoh. Weg, Augsburg;
F. L. Barth, G. 2. 5, Mannheim;
P. Schäfer, Erbprinzenstraße, Karlsruhe;
Fred. Walb, 28 Hauptstraße, Heidelberg;
F. L. Fischer, Kaiserst. 113, Freiburg (Breisg.);
C. Hove, Zeil 3, Frankfurt a/M.;
H. Levy, Schössergasse 3, Dresden, u. durch alle Handlung. die **bess. garantierte** Messerwaren verkaufen. Engros d. d. Fabrikanten
S. Arbenz, Lausanne (Schweiz.)

Santal allein hilft nicht, wie jeder weiss, gegen Krankh. der Geschlechtsorgane, Blasenkatarrh etc., nur in Verbindg. mit unserer Spezialität **Tutus** (Bestandteile auf jeder Flasche) sicherer Erfolg in 3 Tagen, beides gegen 4 Mk. Verstärkte Composition II b. veralt. Fällen 6 Mk. vom Chem. Laborator. Jahnke, München.

Sie danken mir

ganz gewiß, wenn Sie nützliche Belehrung über neuest. ärztl. **Frauenschutz** lesen. Per Kreuzband gratis, als Brief geg. 20 Pf. Porto. **R. Oschmann, Konstanz** 136.

Wertvoll für **Aerzte** und an Neurasthenie leidende

Männer.

Sechs Mediziner von Ruf, darunter **Hofrat Freiherr von Krafft-Ebing,** erstatteten eidlich vor Gericht ihre ausführlichen Gutachten über meine erstaunlich wirkende

neue Erfindung

gegen vorzeitige Schwäche!
Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurteil (als Doppelbrief) franco für **60 Pfg.** Marken.
Es existiert nichts Aehnliches!
Paul Gassen, Civil-Ingenieur, Köln a. Rhein.

Dr. med. Arno Krüche's Physikalische-Heilanstalt
Schwanthaler-Bad, München.
Für chronische Leiden aller Art.
Sommer u. Winter geöffnet. Prospect kostenfrei.

Photographien n. d. Leben.

Aktmodellstudien für Künstler, größte u. schönste Kollektion wirkl. künstl. Aufn.! 100 Miniatur-photographien u. 1 Kabinettbild **Mk. 3.—** (Briefm.) excl. Katalog 20 Pf. Marke.
S. Recknagel Nachf. München.

Famos!

10 kolorierte Bilder 1 Mark.
20 kolorierte Bilder 2 Mark.
E. Lemmé, Hamburg 5.

Lebensrettung.

Prof. Dr. Syderströms Anleitung auf natürl. Wege gesund zu werden und

Jugendkraft

bis ins höchste Alter zu erhalten versendet gegen 20 Pfg. in Marken
Fr. Helbing, Sachsenhausen-Frkft.

Photographien,

Kuriositäten und Lektüre.

100 große Muster, „Mignons" (feine Miniaturen) und ein Orig.-Cabinett 5 Mark oder 3 fl. (auch Briefm.). Katalog, illustriert, dazu gratis. **J. Gruschinsky,** Fiok 197, **Budapest.**

Bei Einkäufen bitten wir unsere Leser sich auf den **„Simplicissimus"** bez. zu wollen.

Damen-Modellier-Schule für gebildete Stände.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen. Alles Nähere durch den Prospekt gratis und franko.
L. Stader, Kunstbildhauer, **München,** Arcostrasse 12/0.

Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verleger, Albert Langen, München, Kaulbachstrasse 51a, zu beziehen:

Marcel Prévost, Julchens Heirat

„Julchens Heirat" enthält die Gedanken und Betrachtungen einer Pariserin beim Herannahen ihrer Hochzeit und die Erfahrungen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe macht. Es ist durchaus kein naives Buch, aber geistreich und graziös. Man muss bei diesem Buche in Prévost wieder den Meister der feinen Form bewundern.

Preis 1 M., als Kreuzband 1,10 M., als Doppelbrief 1,20 M. (Briefmarken).

„Wörishofer Blätter".

Wem seine eigene und seiner Familie Gesundheit am Herzen liegt, der lese und abonniere die in München erscheinenden

„Wörishofer Blätter"
Aelteste periodische Druckschrift auf dem Gebiete des Kneipp'schen Naturheilverfahrens.
Illustrierte Zeitschrift für das gesamte moderne Naturheilverfahren, für naturgemäße Lebensweise und für Volkswirtschaft.

☞ Ausgezeichnet mit der silbernen Medaille auf der Ausstellung für das Rote Kreuz in Leipzig und mit der goldenen Medaille sowie dem Ehrendiplom auf der Weltausstellung in Halle a/S.

Vereinsorgan mehrerer Naturheilvereine.

Das Programm der „Wörishofer Blätter" umfaßt alle Anwendungen, die das moderne Naturheilverfahren kennt. ☞ **Aerztlicher Ratgeber** ☜ für die Abonnenten kostenfrei.

Interessant und ebenso populär als anregend geschrieben, behandeln die „Wörishofer Blätter" insbesondere auch die Bekleidungsreform und alle mit einer gesunden und billigen Volksernährung zusammenhängenden Gegenstände und volkswirtschaftliche Fragen.

Abonnementspreis vierteljährlich 13 Nummern Mk. **1,50,** unter Kreuzband Mk. **2.—.** Probenummern gratis und franko durch den

Verlag der Wörishofer Blätter (Münchener Handelsdruckerei M. Poeßl) Goethestraße.

Franz Bieber

MÜNCHEN, Landwehrstrasse 83.
Beste und billigste Bezugsquelle für
☞ **Fahrräder.**
Mechan. Werkstätte. Eigene Fahrschule.
— Telephon-Nr. 8206. —

Patent-Bureau G. Dedreux München Brunnstr. 9

Henrik Ibsen's

John Gabriel Borkman

ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

☞ **Soeben wurde das 7. und 8. Tausend ausgegeben.** ☜

Entziehungskuren!
Dr. Fromme,
Villa Augusta. Stellingen (Hamburg).

Ansichtspostkarten.
Sammler bitte Prospekt zu verlangen.
Probekarten 40 Pf. Ausland 60 Pf.
Geo Engel, Frankfurt a/M.
Fischergasse 16.

Das Geheimnis der Unwiderstehlichkeit im Damen-Verkehr.
Unterweisung in den feineren Künsten der Liebes-Strategie mit Mustern siegreicher Gespräche u. origineller Anknüpf.- u. Conversations-Phrasen. Preis M. 1,10.
Fr. A. Schlöffel's Verlag, Leipzig, Sedanstraße 13.

Für Angabe von Adressen, an die wir voraussichtlich mit Erfolg gratis und franko Probenummern senden können, sind wir unsern Lesern stets dankbar.

München, Kaulbachstr. 51a.

Die Expedition des Simplicissimus.

Verantwortlicher Redacteur: **Albert Langen.**
Verlag von **Albert Langen,** Paris, Leipzig, München. Redaktion und Expedition: **München,** Kaulbachstraße 51a. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Idyll

(Zeichnung von A. M. Eichler)

Unter zarten Birkenzweigen,
Erster junger Frühlingsglanz,
Bläst der Schäfer einen Reigen,
Doch kein Volk tritt an zum Tanz.

Nur die Schafe gehn und grasen,
Schwarz und weiß im Sonnenschein,
Und zwei aufgescheuchte Hasen
Springen quer ins Feld hinein.

Aber um die Frühlingsblüten
Tanzen bunte Falter hin,
Und, die Herde mit zu hüten,
Kommt die junge Schäferin.



Lockten sie die süßen Klänge,
Lenkte sie die leichte Pflicht?
Leuchtend, wie die Frühlingshänge
Lacht ihr liebliches Gesicht.

Und verstummt ist das Getöne,
Rings ein süßes Schweigen nun.
Küßt der Schäfer seine Schöne,
Müssen Pflicht und Flöte ruhn.

Streckten Jägerwilhelms Schüsse
Nicht den letzten Wolf vom Jahr,
Brächten wahrlich Schäferküsse
Noch die Schafe in Gefahr.

Gustav Falke